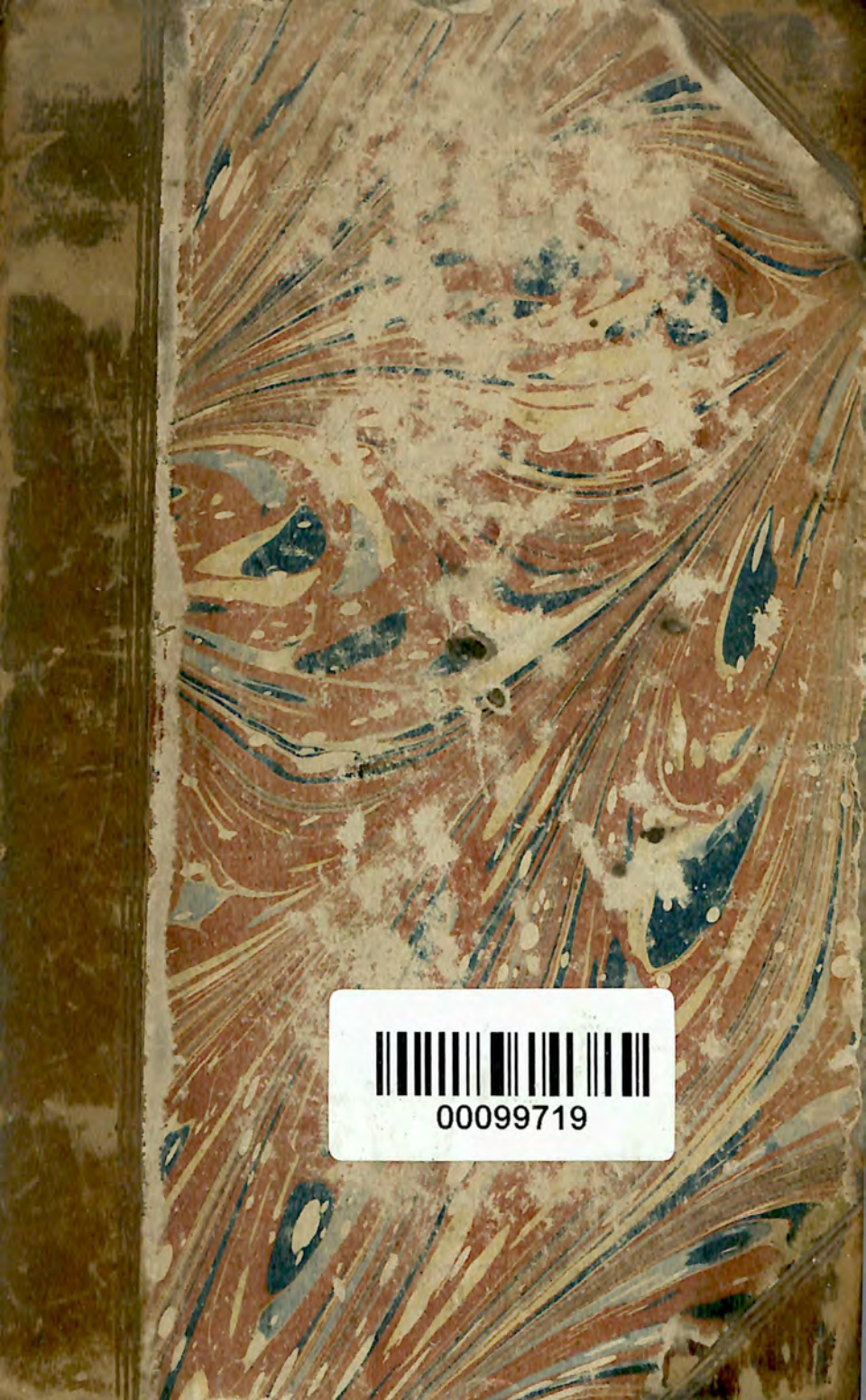
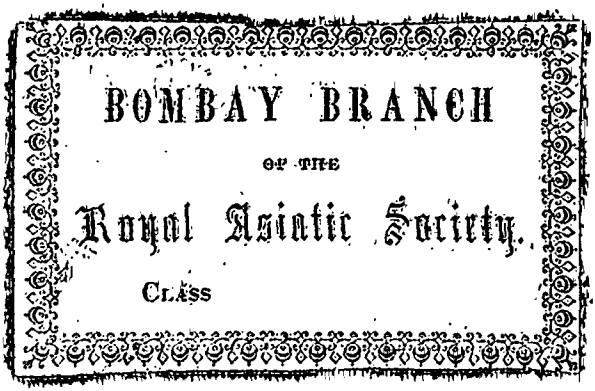

00099719



Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 23 March, 2016

Geſchichte

des

achtzehnten Jahrhunderts

und

des neunzehnten

bis zum Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs.

Mit beſonderer Rückſicht auf geiſtige Bildung.

99719 00-a-6

Von

F. C. Schloſſer,
Geheimenrath und Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg.

Vol III pt II

Dritter Band bis 1788.

Zweite Abtheilung. Vom Anfange des Seekriegs in Europa um 1778 bis zum Mai 1788.

Heidelberg,
academiſche Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1843.

God
Ger 940.25
Sch/Ges
Ref
940.27
99719

00099719

Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Dritter Zeitraum.

Zweiter Abſchnitt.

Gang und Beſchaffenheit der geiſtigen Bildung und Literatur.

Zweites Capitel.

Frankreich.

§. 1.

Diderot, Marmontel, Raynal.

Wir haben früher Diderots in anderer Beziehung gedacht, wir erwähnen hier ſeiner, wie im Folgenden Rouſſeaus, zum zweiten Mal blos aus dem Grunde, weil zur Zeit des amerikaniſchen Kriegs der Eine der vornehmen Welt, welche damals nach dem Muſter Ludwigs XV. Ausſchweifungen jeder Art für einen Vorzug des Rangs und der Geburt hielt, durch ſeine liederlichen Romane theuer und werth, der Andere durch ſeine Briefe vom Berge tödtlich verhaßt ward. Um zu begreifen, welche Bedeutung die ganze große Welt, Fürſten von Bildung und hoher Adel auf Diderots Schriftſtellerei legte, wie hernach auf die ſittenloſen Dramen und Satyren eines Beaumarchais, auf die Romane der Freunde des Herzogs von Orleans, (eines La Clos, oder eigentlich Choderlos de la Cloſe, Sillery, Fabre d'Eglantine und anderer), die wir in der folgenden Periode anführen werden, dürfen wir nur an die Bedeutung erinnern, die Diderot in ganz Europa hatte. Grimm, Baron Grimm genannt, ward ja nur dadurch wichtig, daß er der Kaiſerin von

Rußland von jedem Wische, der von Diderot und seinen Freunden ausging, posttäglich Nachricht gab, er reisete sogar 1775 mit ihm nach Petersburg. Die Kaiserin fand freilich so wenig wie Friedrich II. Behagen an seinem Geschwätz, welches man auch in Leipzig, bei aller Bewunderung für Franzosen, lächerlich fand; aber sie belohnte ihn doch besser als hundert Männer von wahrem Verdienst. Sie ließ ihm in Paris ein Haus bauen, sie kaufte seine Bibliothek und ließ ihm den Gebrauch derselben auf Lebenslang, sie gab ihm auch Geld vorgeblich, um die Bibliothek zu vermehren; die deutschen Fürsten wallfahrteten zu ihm nach Paris. Der Erbprinz von Braunschweig, nachheriger Herzog, dessen durch den Zug nach der Champagne etwas verdunkelter, von Franzosen, unter ihnen besonders von Mirabeau und von deutschen Schmeichlern vorher erkünstelter, Kriegsruhm bis auf die Schlacht bei Jena dauerte und dann plötzlich gleich allem Nebel verschwand; der Erbprinz, nachher Herzog von Gotha, und andere besuchten ihn in seinem Hause, und der Letzte bezahlte Grimm für jede Pariser Anekdote, die er nach Gotha schickte. Der Prinz Heinrich von Preußen steht in noch viel näherer Verbindung mit den Romanen Diderots, von denen wir nur drei flüchtig erwähnen wollen, um zu zeigen, daß sittenlose Schriftstellerei, die man der Revolutionszeit vorwirft, und Romane, wie sie gegenwärtig fürs große Publikum geschrieben werden, welche man in unsern Tagen der Düdevant, und unzähligen andern zum Verbrechen macht, damals Privilegien der Höfe und des hohen Adels waren. Prinz Heinrich nämlich ließ sich Diderots Romane, die voll Blasphemie und Zoten sind, in der Handschrift nach Deutschland schicken, und einer derselben, der nie vorher ins Publikum gekommen war, ward durch seine Vermittelung in Paris noch in unserem Jahrhundert gedruckt. Dieser erst im neunzehnten Jahrhundert gedruckte Roman ist nicht in unsere Hände gekommen, wir können nur über die urtheilen, die in der 1798 von Diderots lächerlichen Lobredner, Naigeon, in fünfzehn Bänden herausgegebenen Ausgabe seiner Werke im zehnten, eilften und zwölften Bande enthalten sind.

Nur in einem der drei Romane, die wir flüchtig berühren wollen, wird Gemeinheit, Ungezogenheit und Schmutz des Inhalts durch einige künstlerische Geschicklichkeit entschuldigt; da doch die Frau Dübevant (Georges Sand), auch wenn sie der Sittenlehre und jedem Herkommen Hohn spricht und die Grundfesten des ganzen menschlichen geselligen Lebens erschüttert, selbst den, dem ihr Treiben und ihr Zweck verhaßt ist, durch ihr ausgezeichnetes Talent in Verwunderung setzt. Die beiden ersten ganz grob, gemein und niedrig schmutzigen Romane Diderots verhalten sich zu den Romanen der Dübevant etwa wie die gemeinen Obscönitäten des hohen Adels, deren Mirabeau erwähnt, als er sich gleich nach Friedrichs II. Tode unter den ersten deutschen Prinzen herumtrieb, zu den schlüpfrigen Scenen im Arpinghello und andern Produkten eines Heinse, oder zu Schlegels Lucinde, die Schleiermacher, obgleich Philosoph, Theolog und Prediger, in einer eignen Schrift dem deutschen Publikum anrühmte. Der Erste jener Romane (les bijoux indiscrets) war lange vor Diderots Reise nach Petersburg und durch Deutschland schon in der ersten Ausgabe von Diderots Schriften erschienen, und zeigt, wenn man ihn mit Petronius vergleicht, wie tief Ludwig XV. und seine Höflinge und alle die großen Herrn, die ihnen nacheiferten, unter den Höflingen des Kaisers Tiberius standen, nach dessen Autokratie damals kleine und große Herrn strebten. Die Art des Witzes und der Einkleidung zeigt uns in Diderot nur den Sohn des Messerschmieds, der mit der Manier der Handwerksburschen bekannt ist und diese dem Kreise der bei Holbach sich versammelnden lustigen Gesellen der höheren Stände anpaßt; näher einzugehen oder nur die Einkleidung oder den Sinn des Titelblatts zu erklären, erlaubt uns die Scham nicht. Der Zweite jener Romane Jaques le Fataliste hat nicht einmal bei Naigeon, dem thörichten Bewunderer Diderots, dem Verkündiger des lächerlichen Atheismus, mit dem Diderot prahlte, also bei einem Manne, welcher zu behaupten wagte, daß Diderot von seiner Zeit sey verkannt worden, Billigung gefunden. Naigeon sagt, man hätte drei

Viertheile des Buchs, als ganz empörend obscön und frevelhaft sittenlos ungedruckt lassen sollen; wir wollen nur noch hinzufügen, daß von dem ganzen Roman nur das Lüderliche dem Franzosen angehört, das Uebrige ist eine sehr schlechte Nachahmung des Tristram Shandy. In Rücksicht der Form und auch, bis auf eine schändliche Stelle, einer schicklichen, der guten Gesellschaft einigermaßen angepaßten Haltung verdient der Dritte, die Nonne (la Religieuse), eine Ausnahme. Der Verfasser dieser Geschichte hat schon vor langer Zeit und in jüngern Jahren das Buch gelesen; allein er erinnert sich, daß er angezogen, gespannt und gefesselt ward und anfangs wirkliche Denkwürdigkeiten zu lesen glaubte, da die Geschichte diese Form hat. Schon damals aber war er empört, daß Kunst und Talent auch an einer Stelle aufgeboten worden, wo Diderot eine empörende Leidenschaft und ihre Befriedigung mit der meisterhaften Virtuosität schildert, welche Raphaels Lehrer in den berüchtigten Kupferstichen und der Satyr von Arezzo in den diese Kupfer erläuternden Sonnetten bewiesen hat. Die Geschichte einer Nonne, deren Verführung hier, um Klöster und Klosterzucht verhaßt zu machen, auf ähnliche Weise dargestellt wird wie in unsern Tagen im Spiridion aus eben dem Grunde eine andere Seite des Klosterlebens, wird, so boshaft und teuflisch berechnet der Plan seyn mag, wenigstens so gehalten, daß man lange in der Täuschung bleibt, daß man einen wahren Bericht und Selbstbekenntnisse vor sich habe; das Schändliche ist, daß das Aergerlichste den Knoten bildet. Ein Mann von Wissenschaft, wie d'Alembert, mußte daher nothwendig mit Diderot brechen; mit d'Alembert wich auch die Modewelt von ihm, und er schüttelte lange vor seinem Tode (Jun. 1783) Alles das ab, was er nur der vornehmen Welt wegen affektirt hatte. Er lebte ganz auf sein Haus beschränkt, fern von den Salons mit seiner Tochter, welche hernach mit andern ärgerlichen Resten der Arbeiten ihres Vaters auch den Roman verbrannte, den Prinz Heinrich aus der bei ihm aufbewahrten Abschrift hernach dem Publikum mittheilte.

Wie unnatürlich die ganze Richtung des auf der einen Seite durch Hofwesen, Heuchelei und Luxus verdorbenen, an der andern nach Freiheit strebenden Geschlechts war, sieht man aus Diderots Stoicismus, der zu des guten Mannes liederlichen Romanen eben so wenig paßte, als d'Alemberts Strenge zu seinen höfischen Lobreden und Briefen. Bei Diderot war der Stoicismus eben so wenig natürlich als die Liederlichkeit; anders bei Rousseau. Was Diderot angeht, so zeigt er sich von seiner strengen Seite schon in der Beurtheilung der Künstlerarbeiten der Jahre 1765 bis 1767 (Salon de 1765—1767). In diesem Aufsatze eifert er in derselben Manier, die er bei Gelegenheit des Seneca und d'Alembert beim Tacitus bewiesen hat, gegen die künstlerische Darstellung der schlüpfrigen Scenen, auf deren die Sinnlichkeit aufregende Beschreibung und Ausmalung mit Worten er in seinen Romanen so viel ärgerlichen Fleiß gewendet hat. Man sieht, daß die Zeiten des Tiberius und Ludwigs XV. sich darin gleichen, daß sie nur Extreme kannten, und zu Extremen hintrieben, das bewiesen Diderot und d'Alembert, als sie für ihre Lobpreisung der Eine den Seneca, der Andere den Tacitus wählten, das bewies Diderot besonders, als er in seinem Eifer gegen Aristokratie und Hierarchie bis zum Aeußersten des Sanscülottismus fortschritt.

Das Letztere würden wir aus der schrecklichen Dithyrambe, die Eleutheromanen schließen, wenn wir nicht dieses erst 1796 bekannt gemachte Stück nur mit großem Bedenken als Diderots Arbeit anerkennten; da man in dieser Beziehung bekanntlich nicht sehr gewissenhaft in Paris ist [1]). Fragmente dieses Cannibalengesanges waren indessen doch schon im Holbachschen

1) Diese Eleutheromanes ou les Furieux de la liberté wurden erst 1796 gedruckt und zwar zuerst in der Decade philosophique, dann im Journal d'économie politique, sonst würde man Naigeon nicht trauen. Ein Hauptgrund, es nicht für eine der vielen Pariser Erfindungen zu halten, bleibt aber doch, daß man schon einzelne Stücke aus der Zeit her kannte, wo Diderot noch bei Holbach perorirte. Das Gedicht selbst würde man zu keiner Zeit, als während der Anarchie haben bekannt machen dürfen.

Kreise bekannt und unter diese gehören die beiden gräßlichen Verse, welche in der schrecklichsten Zeit der Revolution mit einer kleinen Veränderung von den blutigen Mördern im Munde geführt wurden und ganz Europa schaudern machten *). Daß übrigens Diderot und Holbach den Ton anstimmten, der in der Schreckenszeit herrschend ward, lernen wir auch aus dem Zeugniß der tollen Menschen, welche um 1841 der wahren Freiheit dadurch verderblich wurden, daß sie Anstalten machten, die Zeiten des Terrorismus zurückzuführen. Sie machten einen uns sonst unbekannten Zeitgenossen der Holbach und Diderot, mit denen sie ihn zusammenstellen, zu ihrem Herold und rühmen seine der Diderotschen nachgebildete Poesie und Prosa. Auf dieselbe Weise wie jener vom Auswurf der Pariser Demokraten gefeierte Sylvain Marechal dem, die Menschen aller Zonen ehrenden Glauben an eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele und Vorstellung einer göttlichen Weltregierung, soll getrotzt haben [2]), wird in der Diderot zugeschriebenen Dithyrambe die monarchische Regierung überhaupt und nicht blos ihr Mißbrauch verhöhnt. Diderot wählt ausdrücklich die Form Bacchantischer Wuth und Raserei, um sich erst in furchtbaren Verwünschungen gegen Tyrannei und Tyrannen, dann gegen Könige und Königthum zu ergießen. Bei dieser Art Literatur zu verweilen oder auch nur näher einzugehen, würde schon ihr unbedeutender inne-

*) Sie lauten in ihrer Urform in den Eleutheromanes:
Et ses mains ourdiraient les entrailles d'un prêtre
A défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

2) Die Rasenden, welche für ihres Gleichen im Juli 1841 das Journal l'Humanitaire zu schreiben versuchten, berichten uns von diesem Marechal: Marechal figura avec avantage parmi les Diderot, les d'Holbach, il publia en 1781 sans y mettre son nom un poëme philosophique, dont la hardiesse souleva contre lui les hommes de mauvaise foi intéressés à l'erreur et la colère des devots. C'étoit un réquisitoire foudroyant contre l'opinion qui admet l'existence d'un être au dessus de la nature et un plaidoyer, plein d'éloquence en faveur du matérialisme étayé sur les principes de la plus austère vertu et embelli des charmes d'une poésie mâle et energique.

rer Gehalt uns verbieten, Diderots Name war und ist aber als Aushängeschild für seine Behauptungen zu berühmt, als daß wir nicht anzeigen sollten, was er lehrte, und was Fürsten, Prinzen und hoher Adel ehrten und belohnten. Wir haben nothwendig andeuten müssen, daß die ganze Schreckenszeit und ihr System in den Werken eines Mannes enthalten war, der schon 1783 starb, und daß die in den Schenken von Paris tobenden Verschwörer der letzten Jahre sich auf einen von jenen Leuten beriefen, deren Prose und Verse in den Jahren 1770—1780 die geniale und schwelgende vornehme Welt erfreute.

Von ganz anderer Art war Marmontels Einfluß auf die höheren Classen der europäischen Menschheit. Nichts zeigt übrigens deutlicher, wie wenig es mit dem weit verbreiteten Ruhm der Belletristen auf sich hat, und von wie geringem Werth der Beifall der gewöhnlichen großen Lesewelt ist, als die Vergleichung der Bedeutung, welche Marmontel zu seiner Zeit hatte, mit dem innern Gehalt der literarischen Arbeiten, worauf sie beruhete. Der innere Gehalt der Schriften eines Mannes, der wie sehr viele andere durch Voltaire seine Bedeutung erhielt, darf übrigens hier nicht geprüft werden, wo blos von der Wirkung der Schriftsteller nach Außen die Rede ist. Wir gehen nicht vom ästhetischen oder literarischen Werth der Arbeiten aus, sondern von der ausgemachten Thatsache, daß Marmontel ein sehr großes Talent hatte, sich innerhalb eines beschränkten Kreises von Ideen mit Leichtigkeit zu bewegen. Er wußte das Publikum, welches zum Zeitvertreibe Bücher lieset, auf eine angenehme Weise durch den Schein von Philosophie und Moral zu erbauen und nach Wielands Art die Sinnlichkeit zu befriedigen, ohne den Anstand zu verletzen. Marmontel, wie alle die, welche aus den geistlichen Schulen zur weltlichen Literatur übergegangen sind, hatte die Art geistlicher Abrichtung erhalten, welche mehr auf die Form der Rede, als auf das Wesen der Dinge merken lehrt, und den Schüler in den Stand setzt, Bücher zu machen, ohne daß er sich durch Denken anzustrengen braucht. Das konnte, nach Marmontels Meinung, Diderot nicht, von dem er

behauptete, daß er nur schöne Seiten (des pages) zu schreiben verstehe. Marmontel, geistlich gebildet und geschmeidig geboren, wußte daher auch, wie einige ähnliche Männer unserer Zeit, die beiden äußersten Enden der Literatur zu verbinden und Allen etwas zu seyn oder doch zu scheinen. Marmontel lobte und besang Ludwig XV. und ward von der Pompadour und dem Düc d'Aiguillon ganz besonders begünstigt, und doch blieb er auch Voltaires Freund und Schützling, war Mitglied der sogenannten philosophischen Gesellschaften und Salons, und Mitarbeiter an der Encyklopädie. Voltaire hob Marmontel aus demselben Grunde, aus welchem er so manchen andern förderte; er erkannte in ihm die Fähigkeit, der Sprache und des Ausdrucks ganz mächtig zu werden und sich als Schriftsteller bis zu einer mittlern Höhe zu heben, wo er ihm nicht im Wege war. Uebrigens wurden durch Marmontels erborgten Glanz die sentimentalen Deutschen weit mehr geblendet als die praktischen und verständigen Franzosen. Unter diesen ward er zuerst als Schauspieldichter bekannt und erhielt dadurch eine Bedeutung in ganz Europa, weil die Pariser Bühne damals für ganz Europa Regel und Muster war. Es wurden nämlich Marmontels von Voltaire empfohlene Stücke in Paris häufig aufgeführt und mit Beifall aufgenommen, es würde aber thöricht seyn, von einer besondern Wirkung oder Richtung derselben zu reden, da sie sich durch nichts von den übrigen Stücken zweiten und dritten Ranges unterscheiden; anders ist es mit den, sonderbar genug, moralisch genannten Erzählungen.

Die moralischen Erzählungen erschienen zuerst im **Mercure de France**, dessen Redaction an Marmontel von der Pompadour als Pfründe verliehen war, die er durch diese Erzählungen und durch den Beifall, den sie fanden, einträglich machte. Wir finden darin dieselbe Gefühlstugend gepredigt, die uns Deutschen ungemein verderblich geworden ist, weil sie nicht so sehr entsittlicht als vielmehr erschlafft und entnervt und die Begriffe von Tugend und Laster verwirrt und vermengt. In Deutschland ward dies besonders dadurch nachtheilig, daß die Schrift-

steller über Erziehung sich wie die Väter und Mütter damit täuschten und statt den Geist durch Arbeit zu stärken, ihn durch Gefühlsamkeit schwächten.

Die Tugend wird von Marmontel nicht, wie von seinen akademischen Brüdern geschieht, (d. h. besonders wenn sie in religiöser Form erscheint) verhöhnt, und dem Laster wird nicht durch witzige Wendung die Form derselben gegeben; aber sie wird so leicht, so angenehm gemacht, Fehler und Vergehungen erscheinen in Rücksicht ihrer Wirkung auf die menschliche Seele und auf den Charakter so unbedeutend, daß die ungeheuere Kluft zwischen Selbstbeherrschung und sinnlichem Leben unmerklich verschwindet. Ernst und strenge Zucht werden als gehässige und finstere Reste einer vergangenen Zeit, weiches Gefühl, sinnliches Mitleid, einzelne Handlungen der Mildthätigkeit, sinnliche Liebe und Erbarmen aus der Unbehaglichkeit des Anblicks der Leidenden entsprungen, also die sinnlichen Anregungen und natürlichen Bewegungen, die allerdings zur Tugend leiten und helfen können, gelten für das, was an sich und vor Gott und dem Gewissen recht und gut ist. Dies Alles würde, wie in so vielen deutschen Büchern, das fühlte Marmontel wie Wieland, nur eine für die große Welt langweilige Reihe unschuldiger Freuden, rührender Handlungen, Geschichten voll liebenswürdiger Güte, an die Hand gegeben haben, Marmontel half sich daher wie Wieland. Beide mischten unter ihre langweilige Sentimentalität eine gute Dosis Immoralität und beide bewirkten dadurch gerade unter den Besseren, Aufklärung wünschenden Zeitgenossen eine völlige Veränderung der aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten und auf den Kanzeln verkündigten Ansicht des Lebens. Diderots Romane erregten bei besseren und reineren Seelen Widerwillen und Abscheu; Marmontels schlüpfrige Sittlichkeit lockte die Unschuldigen an. Marmontel ärgerte niemand durch Atheismus wie Diderot, er bekämpfte aber den religiösen Jesuitismus durch einen eben so verderblichen moralischen. Es ist unnöthig, dies an den einzelnen Erzählungen, welche zuerst Marmontels Ruhm begründeten, nach-

zuweisen, da wir in Deutschland an dieser Art Literatur Ueberfluß haben, wir wollen lieber auf die beiden größeren Werke aufmerksam machen, in denen das den moralischen Erzählungen zum Grunde liegende System unmittelbar auf den Staat und dessen größere Verhältnisse angewendet wird. Die Aufnahme dieser nicht einmal dem französischen Geschmacke oder dem Pariser Zeitgeiste entsprechenden Bücher beweiset am besten, wie unmöglich es war, gegen die allgemeine Stimmung des gebildetsten und angesehensten Theils der Regierenden und der Gehorchenden das alte System aufrecht zu erhalten [3]).

Wir möchten nicht behaupten, daß die beiden Bücher, von denen wir reden, der Belisaire und die Incas, auf ihre Zeit einwirkten, dazu waren sie zu schwach und zu unbedeutend, wir reden nur von ihrer Aufnahme im Publikum und von der Stimmung und Richtung der höheren Stände, worauf sie berechnet waren. Marmontel selbst giebt uns über diese Aufnahme und Tendenz des Belisar besonders die beste Auskunft. Die Tendenz des historischen Romans erkannte König Friedrich II. eben so richtig als der orthodox-katholische Doktor der Sorbonne, der mit aller möglichen Höflichkeit die Billigung des Drucks versagte. Die allgemeine Stimme war aber schon damals mäch-

3) Marmontel sagt im 8. Buche der Mémoires (éd. Paris 1805. Vol. III. p. 31.) Tandis que la Sorbonne, plus furieuse encore de se voir harcelée travailloit de toutes ses forces à rendre Belisaire hérétique, déiste, impie, ennemi du trône et de l'autel (car c'étoient ses deux grands chevaux de bataille) les lettres des souverains de l'Europe et celles des hommes les plus éclairés et les plus sages m'arrivoient de tous côtés, pleines d'éloges pour mon livre, qu'ils disoient être le bréviaire des rois. L'impératrice de Russie, l'avoit traduit en langue Russe, et en avoit dédié la traduction à un archevêque de son pays. L'impératrice reine de Hongrie, en dépit de l'archevêque de Vienne, en avoit ordonné l'impression dans ses états, elle qui étoit si sevère à l'égard des écrits qui attaquoient la religion. Wozu dies diente und wie schlau man es benutzte (wie in unsern Zeiten Fromme und Philosophen die entgegengesetzte Stimmung) sagen die folgenden Worte: Je ne négligeai pas, comme vous pensez bien, de donner connoissance à la cour et au parlement de ce succès universel; et ni l'une ni l'autre n'eurent envie de partager le ridicule de la Sorbonne.

tiger als das Gesetz, denn es fand sich doch ein anderer rechtgläubiger Theolog, der die Approbation ertheilte. Marmontel berichtet uns mit großer Selbstgefälligkeit in seinen Denkwürdigkeiten, welche Bedeutung deutsche Fürsten auf französische Rhetorik und oberflächliche Eleganz legten, die sie damals noch nicht wie jetzt unter ihren eigenen Landsleuten finden konnten. Der Herzog von Braunschweig, damals noch Erbprinz, und seine Gemahlin huldigten dem Clienten der Pompadour auf dieselbe Weise, wie derselbe Erbprinz, hernach als Herzog, Mirabeau schmeichelte, der als Spion des französischen Ministeriums nach Deutschland geschickt ward. Dies geschah zu derselben Zeit als Klopstock nach Dänemark wandern mußte, als Schiller mit Mühe eine dürftige Existenz fand, als Voß lange Zeit im Lande Hadeln Schulmeister blieb, und Lessing, der nie wie Mirabeau Frevel begangen oder vertheidigt oder wie Marmontel dem Laster die Gestalt der Tugend gegeben hatte, wegen philosophischer, historischer und kritischer Zweifel verfolgt ward. Blos in Beziehung auf den deutschen Geist und die Manier der Fürsten der Zeit setzen wir daher Marmontels Worte unter den Text *).

Der historisch politische Roman, von dessen Tendenz wir reden, erschien gerade in dem Augenblick, als Marmontel Akademiker geworden war (1767), als er daher wie seine Collegen zur Zerstörung des herrschenden Systems, jedoch nur auf seine Weise, mitwirken wollte. Er benutzte die Fabel von Belisars Blindheit und von seinem Betteln, Justinians Ungerechtigkeit und anderes, was sich damit verbinden ließ, um gewisse politische Lehren und gut gemeinte gegen die herrschende Staats- und Kirchenpolizei gerichtete Rathschläge unter das große Publikum zu bringen. Er ist nach seiner Art in den ersten Capi-

*) Außer der Extase, in welche nach Marmontel (p. 49.) der Erbprinz noch in Nachen über die Pariser Gelehrten-Gesellschaft gerieth, stellte er ihn seiner Gemahlin mit den Worten vor: Madame, vous désiriez tant de connoître l'auteur de Belisaire et des Contes moraux. Le voici, je vous le présente.

teln mit dem historischen Theile bald fertig; die Hauptsache, eine durchaus unbestimmte moralische Politik, die am Russischen, Schwedischen, Oesterreichischen Hof lauten Beifall fand, wahrscheinlich, weil es schien, als wenn darin gelehrt würde, wie man waschen könne, ohne naß zu machen, folgt hinten nach. Nur eines Abschnitts wollen wir erwähnen, weil man den Contrast der Ansichten der Regenten unserer Zeit und der Zeiten der Kaiserin Catharina, Josephs II. und Friedrichs II. recht auffallend an der Aufnahme erkennen wird, die dieser Abschnitt damals in Rußland fand, und die er jetzt finden würde. Es ist der fünfzehnte Abschnitt, der gegen die Ansichten und gegen die gesetzliche Strenge des Parlaments und der Geistlichkeit in Rücksicht der herrschenden Religion gerichtet ist. Diesen Abschnitt, über Toleranz, ließ Catharina II. in die russische Sprache übersetzen, oder vielmehr, sie übersetzte ihn selbst und ließ ihn in der Uebersetzung im Reiche verbreiten. Dies würde man in unsern Tagen nicht allein in Rußland nicht dulden, sondern auch in vielen deutschen Staaten zu verhindern suchen. Wie wenig man damals in Frankreich über das Regierungssystem einig war, wie mächtig selbst auf Obscuraten die herrschende Stimmung einwirkte und wie gewandt Marmontel und Seinesgleichen waren, sehen wir daraus, daß die Sorbonne diesen Abschnitt über Toleranz verdammte und daß der Herzog von Aiguillon, der doch wie sein König ganz den Bigotten spielte, den Verfasser desselben zum Historiographen machte. Gelesen wird freilich der Belisaire nicht mehr viel von den Franzosen, gelobt wird er aber immer noch, denn dies Buch ward für die Salons seiner Zeit, was der Telemach, der nach und nach aus der Mode kam, für die frühere Zeit gewesen war. Man begreift übrigens leicht, daß das Buch unter denjenigen Leuten, welche Marmontel besonders zu befriedigen wünschte, um so mehr Leser fand, je weniger Philosophie oder auch Geschichte darin war, man erstaunt aber, wie es auch sogar den Leuten, denen die Pariser Salons höchste und unwidersprechliche Auctorität waren,

entgehen konnte, daß auch als Roman betrachtet, das Buch weder Wahrscheinlichkeit noch Abwechselung hat.

Der zweite Roman ist nur in Deutschland viel gelesen worden, in Frankreich ist bekanntlich sentimal schwülstige, poetische Prose durchaus nicht angebracht, doch verschaffte der gegen das Alte gerichtete Zeitgeist, vielleicht auch der Ruhm des neugebackenen Historiographen dem Buche auch unter den Franzosen einen augenblicklichen Erfolg, wie ihn damals auch andere ähnliche Bücher hatten. Dieser Roman in schwülstiger Prosa erschien unter dem Titel: die Incas, zehn Jahre nach dem Ersten (1777), und es wird darin für den philosophisch politischen Zweck des Verfassers die Eroberung von Peru im sechzehnten Jahrhundert durch die Spanier benutzt. Auch Marmontel wollte auf diese Weise, und aus dieser einzigen Ursache erwähnen wir des Buchs, der zur Zeit des nordamerikanischen Kriegs in den gebildeten Kreisen herrschenden Stimmung entgegen kommen.

Die bekannte Geschichte der von den Eroberern von Peru gegen die unglücklichen Indianer verübten Gräuel giebt Gelegenheit, militärische Gewaltregierung, autokratische Herrschaft und empörenden religiösen Fanatismus rührend und schaudererregend darzustellen. An diesem Buche ist nicht einmal der rednerische Theil zu loben; denn die Prosa besteht, wie Geßners Idyllen und ähnliche Bücher, aus aufgelöseten Versen, die Sprache ist also eigentlich ein Zwitterding von Prosa und Versen, der Inhalt ist weder Dichtung noch Geschichte, sondern bald Eins, bald das Andere, so daß sie sich abwechselnd schaden. Schon die Form bezeichnet daher ganz passend eine Zeit der Auflösung; es ist idyllische Poesie mitten im verdorbensten Pariser Leben. Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, daß Marmontels Poesie und Philosophie noch viel weniger werth war als Diderots Stoicismus, Cynismus und Unglauben, so würden wir ihn aus den in unserm Jahrhundert erschienenen Denkwürdigkeiten (Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfans 4 Vol. 8. 1804.) des berühmten Akademikers und Historiographen führen können. Man sieht

dort, wie hohl die Philosophie, wie eitel und erbärmlich dieses Salonleben war, und wie höfisch die ganze Stimmung der von Freiheit und Aufklärung auf dieselbe Weise wie von der neuesten Oper und dem letzten Ballet schwatzenden Clienten Voltaires war. Marmontel sucht zwar Diderot zu vertheidigen, stimmt aber sonst, wie auch Morellet thut, den Ton des Bekehrten und Reuigen an, und erhebt jetzt die vorher in seinen Hauptwerken von ihm aus Gründen getadelten Einrichtungen der alten Staatsform und der alten Kirche und Hierarchie mit großem Lobe, so daß er und Morellet, und noch auffallender Raynal in seinem berühmten Briefe an die Nationalversammlung öffentlich eingestehen, daß sie noch im fünfzigsten Jahre nicht gewußt hätten, wohin sie eigentlich mit ihrer Philosophie wollten. Ueberall spricht dort der alte Mann sich ganz unbefangen darüber aus, wie bedeutend und ehrend ihm ein freundlich Wort der Pompadour, ein Blick Ludwigs XV. und eines Herzogs von Aiguillon scheint, überall zeigt er, daß die Weichheit und Schmiegsamkeit seines Charakters, der ganz und durchaus am Hofe, in den Salons und in der großen Welt gebildet war, die er so naiv und ohne Scheu schildert, ihn zum alten Weibe machen, dem alle Lappalien und Eitelkeiten, von denen er uns unterhält, mehr sind, als alle Weisheit der Welt.

Neben den beiden vorhergenannten Akademikern und Philosophen, welche durch Rhetorik verschiedener Art einen Ruhm erlangten, der sie zu historischen Personen gemacht hat; welche ihren Platz behaupten werden, was auch immer Schriftsteller, die nur den innern Gehalt ihrer Arbeiten in Anschlag bringen, von ihnen urtheilen mögen, verdient aus vielen Gründen zunächst der Abbé Raynal einen Platz. Dieses gutmüthige Mitglied des Kreises der Geoffrin, Holbachs und Helvetius war täglicher Genosse von Marmontel und Diderot und ward auf eben die Weise durch eben die Mittel und mit eben dem Recht oder Unrecht als Historiker der europäischen Colonien in Indien berühmt, wie sie als Philosophen und Schauspieldichter. Auch er war in den auf grammatische und rhetorische Künste gerichteten

Schulen der Jesuiten erzogen wie Voltaire und Marmontel, er hatte wie diese nicht den Geist der Griechen, sondern die glatte und gefeilte Advokatenberedtsamkeit der Lateiner erlernt und diese Anfangs auf Kanzeldeklamation angewendet. Als er des Predigens einer Lehre, an die er nie geglaubt hatte, satt war, erlangte er die Redaktion des Götterboten der Damen (Mercure de France), nach dessen Muster Wieland seinen deutschen Merkur einrichten wollte. Er schrieb hernach ganz in Diderots Manier, wir müssen ihn aber besonders unmittelbar neben Diderot stellen, nicht blos weil er als unermüdlicher Schwätzer viel Aehnlichkeit mit ihm hat, sondern auch, weil man allgemein behauptet, daß der beste Theil des Werks, wegen dessen er aus Frankreich verbannt wurde, und dem er den Ruf verdankte, dessen er zum Theil noch genießt, von Diderot herrührte. Man muß nämlich gestehen, Diderot heuchelte und höfelte nicht wie Marmontel, er war wirklich Enthusiast für seine dreisten und himmelstürmenden Lehren, wegen deren am Ende sogar d'Alembert mit ihm brach, er arbeitete daher gern und unerschöpflich für jeden, der seine freche Rede zu verantworten übernehmen wollte.

Marmontel, Diderot, Raynal, Marellet beweisen hinreichend, daß das bloße Gedächtnißwerk, die Rhetorik, Dialektik, Grammatik, kurz der ganze Mechanismus des Lehrens und Lernens der jesuitischen Schulen, zu welchem die Jugend dressirt ward, um für die Kirche zu streiten, ebenso gut gegen diese Kirche angewendet werden konnte. Obgleich daher Raynal in Pezenas schon Jesuit gewesen war und als Prediger nach Paris kam, und meinte, er habe gar nicht übel gepredigt, warf er doch die Theologie bald von sich und sagt in seiner Manier, er habe das Predigen aufgegeben, weil er einen Accent von allen Teufeln gehabt habe. Er ward dann aus einem Theologen ein Mann, der sich von seiner Feder nährt, wofür die Franzosen bekanntlich, wie für andere Dinge, die wir mit übelklingenden Namen benennen, einen sehr anständigen Ausdruck (homme de lettres) haben. In dieser Eigenschaft schrieb

er Alles, was sich gut verkaufen ließ, und zwar unter andern eine Geschichte des englischen Parlaments und der Holländischen Statthalterschaft. Diese Bücher waren schlecht und ohne innern Gehalt, Raynal zeigte aber rhetorisches Talent und Dreistigkeit, dies verschaffte ihm Zutritt zu den Gesellschaften eines Holbach und Helvetius, wo man Zeitgeist machte. In diesen Gesellschaften machte er sich dadurch besonders wichtig, daß er als Bekannter der Herrn von Puisieux und St. Severin viele politische Neuigkeiten aufspürte, die er dort wieder vortrug. Als Türgot politische Oekonomie, Handel, Finanzen zum Gespräch der Salons machte, bemächtigte sich Raynals Redseligkeit dieser Wissenschaften, er wählte nämlich, um sich einen Rang unter den Encyklopädisten und unter den die Welt reformirenden Philosophen zu verschaffen, einen historisch-politischen Gegenstand, die Geschichte der Colonisation beider Indien.

Die erste Ausgabe von Raynals philosophischer Geschichte der Handelsniederlassungen der Europäer in beiden Indien, muß jedoch von der zweiten wohl unterschieden werden, und gerade der Umstand, daß die Erste eine ganz leere Deklamation, die zweite ein in gewisser Hinsicht auch praktisch brauchbares Werk ist und daß doch nicht die zweite, sondern gerade die erste Ausgabe dem Verfasser einen Platz neben den Diderots, Marmontels u. s. w. verschaffte, ist für die Charakteristik der Zeit der Salons und ihrer Sophistik von Bedeutung. Die erste Ausgabe erschien um 1770 und Diderot diktirte dem Abbé Dinge in die Feder, die er selbst nicht die Dreistigkeit hatte, dem Publikum mitzutheilen und sogar erschrack, daß es Raynal wagte. Dafür machten die Akademiker einen solchen Lärm über das seichte Werk, daß nach neun Jahren, welche zwischen der ersten und zweiten Ausgabe verflossen, statistische Angaben und andere für ein solches Werk ganz unentbehrliche Notizen aus allen Ecken und Enden dem Verfasser zuflossen. Da Raynals Buch Dinge enthielt, welche Diderot, der sie ihm eingab, nicht würde gewagt haben, bekannt

zu machen, so erregte es wie alle Werke, welche damals aus dem Widerwillen gegen Pfaffenthum, der durch diese Leute in Haß des Christenthums ausartete, und aus dem Streben nach Freiheit von Drucke politischer Willkühr, welches oft Verachtung des Sittengesetzes und der bürgerlichen Ordnung erzeugte, hervorgingen, großes und allgemeines Aufsehen. Bei der Gelegenheit zeigt sich recht deutlich, wie verderblich in Staaten, welche die Civilisation und das Privatleben nicht unbedingt beherrschen können, eine zu strenge der allgemeinen Stimmung entgegengerichtete Staats- und Kirchenpolizei dadurch wird, daß sie auch die gemäßigten Freunde freier Aeußerung der Meinung zwingt, lieber das Extrem der Freiheit als das entgegengesetzte zu fördern. Dies sehen wir daraus, daß ein Mann wie Türgot, der auf der einen Seite das Buch des Philosophen höchst elend fand, auf der andern Seite dasselbe als sehr nützlich für seine Zwecke erkannte, mit dazu beitrug, den Ruhm des Verfassers zu vermehren. Er hütete sich aus Klugheit sorgfältig, das, was er einem der Eingeweihten mittheilte, unter den Profanen kund werden zu lassen. Türgot schreibt nämlich an den Akademiker Morellet, der sich damals in England befand, um in Türgots Auftrag die Betriebsamkeit, den Handel, die Fabriken u. s. w. näher kennen zu lernen, Folgendes:

Ich bin neugierig, zu erfahren, was wohl die Engländer von der Geschichte der beiden Indien gedacht haben. Ich gestehe, daß ich zwar das Talent des Verfassers und sein Werk bewundere, daß ich aber an dem Mangel an Zusammenhang der Ideen Anstoß nehme. Er trägt Paradoxien vor, die sich einander geradezu widersprechen und vertheidigt die Einen mit derselben Wärme, mit derselben Beredtsamkeit, demselben Fanatismus wie die Andern. Bald ist er strenger Prediger der Sittenzucht (Rigoriste) wie Richardson, bald Feind aller Moral (immoral) wie Helvetius, bald voll Enthusiasmus für sanfte und zarte Tugenden, bald wieder für wilde Ausschweifung und trotzigen, rohen Muth. Er nennt die Sklaverei eine verruchte

Sache und doch verlangt er wiederum Sklaven, und bringt unsinniges Zeug über die Naturlehre, unsinniges Zeug über Metaphysik und zuweilen auch über Politik vor. Das ganze Buch zeugt von nichts Anderem, als davon, daß der Verfasser viel Geist hat und gut unterrichtet ist, daß er aber gar keinen Begriff davon hat, daß in einem Buche eine leitende Idee seyn müsse, oder daß es einen bestimmten Zweck haben solle, sondern er läßt sich vom Enthusiasmus eines jugendlichen Rhetors von einem zum andern fortreißen. Er scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, hinter einander alle die Paradoxien zu vertheidigen, welche ihm beim Lesen aufgestoßen sind, oder die ihm in seinen wachenden Träumen eingefallen. Er hat mehr Kenntnisse, mehr Gefühl und mehr natürliche Beredtsamkeit als Helvetius; es ist aber, um die Wahrheit zu sagen, eben so wenig Zusammenhang in seinen Ideen, und er kennt das eigentliche Wesen des Menschen eben so wenig als dieser.

Wir lassen ausdrücklich einen Franzosen und zwar einen Mann wie Türgot über die Seite des Buchs reden, mit der wir es eigentlich hier nicht zu thun haben, unterschreiben das Urtheil ohne Bedenken und müssen nur noch dazu bemerken, daß Türgot gleichwohl in Beziehung auf seine Zeit und auf seine Nation ganz Recht hatte, wenn er dennoch dazu beitrug, das Buch, besonders die zweite Ausgabe, in Ruf zu bringen. Der damals in statistischen, staatswissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Dingen ganz unwissende Haufe der Leser, die ein Buch ohne hochklingende Phrasen und ohne das, was man jetzt auch unter uns Styl nennt, nie würden gelesen haben, ward durch Diderots und Raynals Geschwätz mit Dingen bekannt, mit deren wahrer Beschaffenheit dies Publikum es nicht so genau nehmen durfte, weil es vorher gar nichts davon wußte. Macht doch eine sonst sehr gut geschriebene französische offizielle Zeitung Stuttgart in der Eile zur Hauptstadt von Baiern, und eine andere, sehr gut besorgte, die eben vor uns liegt, und die sich neulich mit einer andern über den Namen eines ganz obscuren Orts der Landenge von Panama stritt, macht

andere geographische und statistische Fehler, ohne fürchten zu dürfen, daß seine sonst sehr scharfsichtigen und klugen Leser, daran Anstoß finden. Es gelangte daher durch Raynal viel statistische Gelehrsamkeit, Zahlen, einzelne Angaben über Handel, Verkehr und Staatskunst, zugleich mit allerlei neuen Vorstellungen, wenn auch ganz unreifen, über Toleranz und Fanatismus nicht blos an die Weiber und Schwätzer der Salons, sondern an Handelsleute und Geschäftsmänner verschiedener Art und überhaupt an das Volk. Dies gilt auch vom Könige von Preußen, der sonst nicht gerade Raynals Bewunderer war. Auch dieser las das Werk und behandelte den Schwätzer ungemein freundschaftlich, während er mit seinen deutschen, fleißigen, genauen, durchaus zuverlässigen, aber freilich langweiligen, und nicht von Paris aus empfohlenen Meistern in dem Fach, in welchem Raynal stümperte, mit einem Süßmilch und Büsching, ziemlich unsanft umging.

Die liberale Parthei in England, die bei Raynal, wie bei Montesquieu, ein glänzendes Lob der Engländer, ihrer Plutokratie und Industrie und der ganzen selbstsüchtigen Weisheit fand, empfing ihn, als er von der Sorbonne verurtheilt und vom Parlamente verbannt nach England kam, mit offnen Armen, wie er auch in Holland und in Berlin empfangen ward. Durch die Reisen und durch die Verbindungen mit allen denen, welche das, was von Paris aus empfohlen ward, als vortrefflich ansahen, erhielt Raynal die Gelegenheit, der zweiten um 1781 erschienenen Ausgabe seines Werks einen reelleren Werth zu geben, als es durch Diderots Deklamation vorher erhalten hatte. Die vielen statistischen, administrativen, commerciellen guten Notizen, die man ihm in Holland und England aus zum Theil nicht leicht zugänglichen Quellen mittheilte, machten das Werk, bis bessere erschienen, fast unentbehrlich und brachten es auch in die Hände solcher Männer, welche die hohlen Deklamationen der Encyklopädisten recht gut durchschauten. In dem Zeitraum zwischen den beiden Auflagen war der amerikanische Krieg ausgebrochen und die Demokratie war in Paris Mode geworden, darnach ward der

Ton der neuen Ausgabe eingerichtet. Dieser Ton war heftig, das Buch mußte deßhalb in Genf gedruckt werden, wie Rousseaus Bücher in Holland. Die lächerliche Art, wie man das Buch und den Verfasser hernach verfolgte, gaben ihm eine Bedeutung, die es sonst schwerlich würde erhalten haben, und die sein Verfasser nicht verdiente. Die Sorbonne machte viele Umstände, um endlich das Buch zu verdammen, das Parlament ließ es nach seiner alten Art durch Henkershand verbrennen und einen Verhaftsbefehl gegen den Verfasser ausfertigen, der dann das Land verließ und im Auslande einen Triumph über Parlament und Sorbonne feierte, bis er 1788 ruhig zurückkehren konnte. Alle französisch gebildeten und französisch redenden deutschen Fürsten, wie die englische Aristokratie, behandelten den Franzosen ganz anders, als König Friedrich Büsching behandelte, als er ihm mit einer statistischen Zudringlichkeit beschwerlich fiel, wie uns Büsching selbst mit komischer Naivetät berichtet. Uebrigens ist es allerdings wahr, daß Raynal mit seiner Deklamation, aus leicht begreiflichen Ursachen, weit mehr zur Verbreitung einer gesunden Philosophie des Lebens, zur Beförderung des Handels, der Gewerbe der neuern Zeit und zur Zerstörung der Vorurtheile des Mittelalters gewirkt hat, als Schlözer und Büsching mit aller Gründlichkeit. Eine andere Frage ist die, welches Verdienst der ernste Mann vorziehen soll?

§. 2.

Rousseau, Büffon.

Wir müssen hier auf Rousseau zurückkommen, weil er erst in diesem Zeitraum als Demokrat Franzosen und französische Schweizer auf ähnliche Weise anregte, wie Thomas Payne und der Doktor Price die Engländer. Wir haben hier besonders die Schrift im Auge, die er als Genfer Bürger, gleichsam als Advokat seiner Mitbürger, in der Weise schrieb, wie in England von dem unbekannten Junius Briefe geschrieben wurden. Auch Rousseau schrieb für die Bürgerschaft gegen die Aristokratie des kleinen Raths scheinbar in seiner eignen Sache, eigent-

lich aber, um gerichtlich und documentarisch zu beweisen, daß die Genfer Aristokraten die Oligarchie, welche damals bestand, usurpirt hätten. Was er früher in seiner Philosophie der Entstehung der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen (d. h. im Contrat social) dialektisch und spekulativ entwickelt, also einem nicht streng philosophisch gebildeten Leser entrückt hatte, trägt er in den Briefen vom Berge, von denen wir hier reden, jedem gewöhnlichen Bürger, wenn er nur von Jugend auf an öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, faßlich vor. Er macht hier seine Theorie praktisch, er schreibt wie ein Rechtsgelehrter und macht das vorher Spitzfindige handgreiflich durch einzelne Beispiele. Die Aufmerksamkeit von ganz Europa ward durch diese Briefe erst recht auf den spitzfindigen Gesellschaftsvertrag gezogen, weil die in Genf um Rousseaus willen entstandenen Unruhen erst durch die Briefe vom Berge ganz heftig wurden und bald ganz Europa, besonders aber Frankreich und die Schweiz in Bewegung brachten. Wir hätten daher auch weiter unten neben den Belgischen und Holländischen oder im vorigen Bande neben den Englischen und Nordamerikanischen der Genfer Unruhen erwähnen sollen, wenn wir ihrer nicht gerade hier hätten gedenken wollen.

Der Genfer kleine Rath hatte nämlich, wie denn schwache Regierungen gern einzelne Staatsbürger, aus Gefälligkeit gegen mächtigere, oder auch aus Schwäche, preiszugeben pflegen, aus Gefälligkeit gegen Frankreich auch in Rousseaus Angelegenheit dem Rathe des Caiphas gemäß gehandelt, für welchen (Che convenia porre un uomo per il popolo a martiri) Dante diesen in der untersten Hölle gekreuzigt auf dem Boden liegen läßt. Dies war dadurch geschehen, daß der Genfer Rath das Beispiel des Parlaments und des Erzbischofs Elie de Beaumont befolgt hatten. Rousseaus Emile ward nämlich wegen der darin enthaltenen ganz unschuldig naturalistischen, oder wie man jetzt sagt, rationalistischen, Geständnisse eines Savoyischen Pfarrers vom Henker verbrannt und gegen des Verfassers Person ein Verhaftsbefehl ausgefertigt. Beide Beschlüsse konnten und durften

nach der Genfer Verfassung gegen einen Bürger nicht auf die Weise gefaßt werden, wie sie gefaßt wurden. Als dieses geschah, hielt sich Rousseau im Neuburger Lande auf, dessen Statthalter, Lord Knith, einst Erblandmarschall von Schottland, ihn mit König Friedrichs Bewilligung in Schutz nahm. Dort machte er im Frühjahr 1763 den furchtbaren Brief gegen den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris bekannt, der diesen zermalmet, ohne grob zu werden; gegen die Genfer Oligarchie schrieb er nicht, weil er erwartete, daß die Bürger von Genf in seiner Sache die Ihrige erkennen würden. Rousseau war doppelt gegen die engherzigen Genfer Oligarchen erbittert, die ihn ungehört verdammt hatten, weil sie gewissermaßen mit den gnädigern Herrn von Bern gegen ihn conspirirten, da ihn diese in Yverdun nicht hatten dulden wollen. Diese ganze Verfolgung in Frankreich wie in der Schweiz war eben so ohnmächtig als lächerlich; sie gab dem damals ganz ungefährlichen Mann eine Bedeutung, die seine Person nicht hatte, und was seine Schriften angeht, so konnte man ja doch den Druck derselben nicht hindern. Er ward durch die Verfolgung zu einer wichtigen Staatsperson und die Pfaffen und Juristen des alten Systems machten sich auch bei denen lächerlich und verhaßt, die des sonderbaren Mannes Meinungen durchaus nicht theilten. Man darf nur die Umstände kennen, um einzusehen, wie die Behörden sich und den Schlendrian, den sie befolgten, gewissermaßen vorsätzlich dem Hasse und der Verachtung preisgaben.

Die vornehmsten Herrn und Damen in Paris hegten und pflegten Rousseau und konnten ihre Bewunderung nicht laut genug äußern; der Direktor des gesammten Bücherwesens in Frankreich, der edle Malesherbes, hatte die Revision des Drucks des Emile besorgt, obgleich er in Holland gedruckt werden mußte, weil ihn der Erzbischof verdammte, der Minister billigte also ein Buch, welches das Parlament verbrennen ließ. Der Prinz von Conti hatte Rousseau vom Dekret des Parlaments die erste Nachricht gegeben, der Herzog von Luxemburg bot ihm ein Asyl und war ihm zur Flucht behülflich; der König von Preußen

gab ihm Schutz, Milord Marſchall bot ihm eine Penſion an. Tauſende von Briefen wurden von allen Seiten her an ihn gerichtet; man wallfahrtete zu dem damals ſchon nicht mehr philoſophiſchen, ſondern grillenhaften und miſanthropiſchen, alſo kranken Mann, wie einſt zu den Anachoreten der Wüſte, und doch verfolgten ihn die Herrn des alten Syſtems gleich einem Räuber, und gaben ihm ein politiſches Gewicht in Genf, ſtatt daß ſie nur hätten warten dürfen, bis der Schwindel der Mode, der den Haufen der Menſchen durch leeren Schall der Worte bald zur Servilität und zum Aberglauben, bald zum Fanatismus für Freiheit von geiſtlichen und weltlichen Banden fortreißt, vorüber ſey.

Die Erwartungen Rouſſeaus wurden getäuſcht, als er dachte, daß ohne ſein Zuthun die Bürger von Genf, welche längſt unzufrieden waren, daß die Bewohner der obern Stadt ſtolz wie die gnädigen Herrn von Bern auf ſie hernieder blickten, ſich ſeiner annehmen oder daß doch wenigſtens die Geiſtlichkeit dagegen proteſtiren werde, daß proteſtantiſche Juriſten verfahren, wie die Sorbonne und das Parlament verfahren waren; er begann daher ſelbſt den Krieg. Am zwölften Mai 1763 ſchrieb er den in der Geſchichte der Republik Epoche machenden Brief an den Herrn von Favre, erſten Syndikus der Republik, in welchem er ſeinem Bürgerrechte entſagte. Dieſer meiſterhafte, mit großer Kunſt und ganz beſonderer Mäßigung abgefaßte Brief [5]) ward das Signal bürgerlicher Unruhen im

5) Er lautet wörtlich: Revenu du long étonnement où m'a jeté de la part du magnifique conseil le procédé que j'en devais le moins attendre, je prends enfin le parti que l'honneur et la raison me prescrivent, quelque cher qu'il en coûte à mon coeur. Je vous déclare donc, Monsieur, et je vous prie de déclarer au magnifique Conseil, que j'abdique à perpétuité mon droit de bourgeoisie et de cité dans la ville et république de Genève. Ayant rempli de mon mieux les devoirs attachés à ce titre sans jouir d'aucun de ses avantages, je ne crois point être en reste avec l'état en le quittant. J'ai tâché d'honorer le nom Genevois; j'ai tendrement aimé mes compatriotes; je n'ai rien oublié pour me faire aimer d'eux; on ne sauroit plus mal réussir je veux leur complaire jusque dans leur haine. Le der-

Innern der Republik Genf, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zuerst wollte die Bürgerschaft von Genf, mochte sie auch zum Theil noch so orthodox calvinisch seyn, Rousseau, den sie als den Lobredner ihrer Stadt und als den Stolz derselben, sehr werth hielt, nicht als einen Verbrecher, sondern als einen Irrenden behandelt haben; dann glaubte sie auch, daß das Verfahren des kleinen Raths nicht verfassungsmäßig gewesen sey. Wir dürfen hier, wo nur vom Literarischen die Rede ist, nicht versuchen, die damalige innere Einrichtung von Genf, welche, wie die der mehrsten Cantone der Schweiz und der deutschen Reichsstädte des vorigen Jahrhunderts sehr zusammengesetzt und verwickelt war, vollständig darzulegen, nur einige Punkte müssen wir für unsern Zweck hier deutlich machen, um den Zusammenhang des an sich unbedeutenden Streits der Bürger von Genf gegen ihren oligarchischen Magistrat, mit der allgemeinen Richtung von ganz Europa in Verbindung zu bringen. Es wird sich von selbst ergeben, daß die Briefe vom Berge durch Entwickelung der demokratischen Grundsätze des Contrat social mit den Reden eines Burke, Fox, Barré und den Schriften eines Franklin, Payne, Price, einerlei Wirkung hatten, und daß sie, wie diese im Norden thaten, das Feudalsystem im Herzen von Europa furchtbar erschütterten.

Die Bürger von Genf bildeten damals fünf Classen, jede derselben hatte verschiedene Rechte und Pflichten und sogar verschiedene Namen. Diese Namen waren: Staatsbürger (citoyen), Gewerbsbürger (bourgeois), Einwohner (habitans), Eingeborne (natifs) und endlich Unterthanen. Nur die beiden ersten Classen hatten Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, nur ein Staatsbürger allein konnte aber ein obrigkeitliches Amt be-

nier sacrifice qui me reste à faire est celui d'un nom qui me fut si cher. Mais, Monsieur, ma patrie en me devenant étrangère, ne peut me devenir indifférente; je lui reste attaché par un tendre souvenir et je n'oublie d'elle que ses outrages. Puisse-t-elle prospérer toujours et voir augmenter sa gloire! Puisse-t-elle abonder en citoyens meilleurs, et surtout plus heureux que moi!

kleiden. Die Zahl der Bürger der beiden ersten Classen zusammen mochte etwa höchstens sechzehnhundert betragen, die der drei ausgeschlossenen Classen gab man zu vierzigtausend an. Diese Mehrzahl der Bürger war nicht blos von allem Antheil an der Verwaltung des Staatswesens ausgeschlossen, sondern auch in jeder Rücksicht stärker belastet und durfte an vielen Vortheilen keinen Antheil nehmen, deren die sechzehnhundert genossen. Selbst die beiden, gewissermaßen privilegirten Classen wurden aber in der Regel über die Maßregeln der eigentlichen Oligarchie nicht befragt, ja nicht einmal gehört, wenn sie ihr eignes Recht geltend machen wollten. Man hatte, ohne durch die Verfassung dazu berechtigt zu seyn, durch eine künstliche und nach Genfer Art spitzfindig ausgedachte Einrichtung der Regierungscollegien alle Gewalt im Staat an sehr wenige Familien gebracht. Diese regierten dann auf dieselbe Weise, wie die ehemaligen Berner Patrizier und viele andere aristokratische Regierungen in der That väterlich und vielleicht besser als demokratische Obrigkeiten würden gethan haben, aber es war ihren Mitbürgern doch kränkend, daß sie als Kinder immer unter der Zucht der Herrn in der obern Stadt standen, sie hätten gerne etwas physische Behaglichkeit und einigen materiellen Wohlstand weniger gehabt, wenn ihnen ihre wohlmeinenden väterlichen Regenten moralisch mehr zugetraut und sie für mündig gehalten hätten. Die Einrichtung war ungefähr folgende: Es bestand zuerst ein eigentlicher Senat, der zugleich oberstes Gerichts- und Regierungscollegium war, wie in unsern deutschen Reichsstädten, wenigstens in den mehrsten. Dieser kleine Rath bestand aus fünfundzwanzig Mitgliedern, aus welchen alle Jahr durch den großen Gemeinderath vier Syndics gewählt wurden, die in den verschiedenen Collegien oder Aemtern den Vorsitz hatten. Der erste Syndic war Präsident aller der vier Räthe, wodurch man den Schein einer beschränkten Oligarchie erkünstelte, ohne irgend jemand zu täuschen. Der Erste dieser vier Räthe war der große Gemeinderath, der aus den sämmtlichen Bürgern der beiden ersten Classen bestand. Ohne Zu-

stimmung dieses Raths konnte keine Auflage ausgeschrieben und kein Gesetz gemacht werden, er konnte aber nur über die Vorschläge berathschlagen, die ihm der kleine Rath that, er selbst durfte keine machen, auch stand er unter der Aufsicht des Raths der Zweihundert. Dieser dritte Rath der kleinen Republik war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts etwas erweitert worden, denn er bestand seit 1738 nicht mehr aus zweihundert, sondern aus zweihundert und fünfzig Mitgliedern. Er war das Wahlcollegium für den kleinen, und dieser ernannte die Mitglieder des Raths der Zweihundert. Alles blieb daher in einem Kreise. Außer der Wahl des kleinen Raths hatten die Zweihundert auch das Begnadigungsrecht und das Münzrecht, auch waren sie Gericht zweiter Instanz. Dieser Rath der Zweihundert konnte dem kleinen Rathe Vorschläge machen, durfte aber selbst über nichts berathschlagen, als über das, was ihm der kleine Rath vortragen ließ. Der vierte Rath, der der sechzig, war keine eigentliche Behörde, sondern blos ein geheimer Ausschuß, zusammengesetzt aus den fünfundzwanzig Mitgliedern des kleinen Raths und fünfunddreißig Mitgliedern des Raths der Zweihundert. Dieser Ausschuß war für geheime Angelegenheiten und für auswärtige Verhältnisse. Eine Hauptperson in dieser Verfassung war der Generalfiscal (procureur général) der auf je drei Jahre aus dem großen Gemeinderath von den Zweihundert erwählt ward. Dieser hatte nicht allein alle juristischen Geschäfte zu besorgen, sondern war auch der Staatssophist, d. h. er mußte philosophisch beweisen, daß Alles, was die vornehmen, regierenden Herrn anordneten, vortrefflich sey. Der große Rath durfte allerdings dem kleinen und dem der Zweihundert Vorstellungen machen; aber diese konnten dann ihr sogenanntes Recht des Negirens (droit négatif) gebrauchen, d. h. sie konnten, ohne auch nur einen Grund anzugeben, bei ihren Beschlüssen beharren. Der große Rath ward daher auch nur ein paarmal im Jahre versammelt, blos der Wahlen wegen, denn im Uebrigen wußte man mit ihm fertig zu werden. Schon 1738 hatte man gefühlt, daß diese

aristokratisch oligarchische Regierung, die sich stets aus den Gliedern einiger wenigen Familien ergänzte, mit dem Bedürfnisse der Zeit und mit den Veränderungen, welche diese, besonders in einer Handelsstadt, unaufhörlich herbeiführt, im Widerspruche stände, es erfolgten Unruhen. Diese Unruhen hatten freilich die Folge, daß die Oligarchie um ein Weniges erweitert ward, dafür aber ward das, was vorher nur Usurpation war, jetzt zum geschriebenen Recht, und dadurch fester gegründet, daß die adlige Aristokratie von Bern und die weit ärgere bürgerliche und kaufmännische von Zürich, nebst der militärisch monarchischen Regierung von Frankreich Bürgen der bestehenden Oligarchie wurden. Seit dieser Zeit hatte daher der französische Resident in Genf und die gnädigen Herrn von Bern großen Einfluß in Genf und diese beiden hatten um 1762 eben so gut Gründe, in Rousseau den Propheten der Demokratie zu verfolgen, als die Genfer Oligarchie selbst. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich recht glänzend, wie fest Friedrich II. darauf vertraute, daß seine Autokratie stark, die des Königs von Frankreich schwach sey, daß er, wie Napoleon, die Masse der Bevölkerung für sich habe, wie sie die Republikaner in Bern und Genf gegen sich hatten und deshalb aus elender Furcht zu kleinlicher Verfolgung schreiten mußten. Er erlaubte dem verfolgten Vertheidiger der Demokratie nicht allein, sich in Motiers Travers aufzuhalten, sondern auch von dort aus einen wüthenden Kampf mit den Oligarchen, zu Gunsten des Genfer Volks, zu beginnen.

Der Brief, wodurch Rousseau seinem Bürgerrechte entsagte, weckte nämlich endlich den großen Gemeinderath aus seinem Schlummer, er gebrauchte sein Recht und machte Vorstellungen dagegen, daß man einen in ganz Europa geachteten Bürger verdammt habe, ohne daß man ihn gehört oder auch nur vorgeladen hätte. Der kleine Rath machte es wie sonst, er bediente sich seines Rechts, keine Antwort zu geben. Dadurch kam es zwischen beiden Räthen zum förmlichen Bruch, und der große Rath veranlaßte einen Stillstand der öffentlichen Geschäfte durch die Weigerung, die vier Präsidenten oder Syndics zu

wählen. Zu dem Zank über Rousseau kamen noch andere Ursachen des Zwists hinzu und es brachen bürgerliche Unruhen in Genf aus, die über vier Jahre lang fortdauerten. Wir können und dürfen hier die Geschichte der Zwistigkeiten der Bürger einer einzelnen Stadt mittlerer Größe nur in Beziehung auf Rousseaus demokratisch aufregende Briefe erwähnen, es mag daher genug seyn, zu bemerken, daß der Streit erst um 1768 beendigt ward. Die Bürgen der Verfassung von 1738 hatten sich in die Sache gemischt, sie vermittelten einen Vertrag, dessen Resultat das sogenannte Friedensedict (édit de pacification) war, wodurch der große Rath einige im Ganzen unbedeutende neue Rechte erhielt, während die große Mehrzahl der Genfer Unterthanen der herrschenden Familien blieben.

Gleich anfangs mischte sich Rousseau in diesen Streit nicht; er ergriff erst die Feder, als ihn Deputirte des großen Raths ausdrücklich darum ersuchten, weil alle ausgezeichneten Gaben und geschickten Federn der Regierung verpachtet waren. Der damalige Generalfiscal Tronchin, ein Mann von ausgezeichneter Bildung und Talent, schien der Sache der Demokratie durch die Aufsätze, die er unter dem Titel: Briefe vom Lande herausgegeben hatte (lettres de la campagne), den Todesstreich versetzt zu haben, als sich die Bürgerschaft ganz im Stillen an Rousseau wandte. Rousseau schrieb dann gegen diese Schrift Tronchins, die er selbst meisterhaft nennt, hinter einander neun Briefe, welche ganz in der Stille gedruckt wurden, und denen er den Titel gab, Briefe vom Berge (lettres de la montagne) [6].

6) Wir wollen für die Leser, denen seine Confessions nicht gerade zur Hand sind, seine eignen Worte hersetzen. Er sagt livre XII. de la II. partie: Ces altercations (die Genfer Unruhen) produisirent diverses brochures, qui ne décidoient rien, jusqu' à ce que parurent tout d'un coup les *lettres écrites de la campagne*, ouvrage écrit en faveur du conseil avec un art infini, et par lequel le parti représentant réduit au silence, fut pour un tems écrasé. Cette pièce, monument durable des rares talens de son auteur, étoit du procureur général Tronchin, homme d'esprit, homme éclairé, très-versé dans les loix

Der Druck ward in Holland besorgt und das Buch, plötzlich und unvermuthet in die Welt geworfen, wirkte in Frankreich und in der französischen, damals stolzen Aristokraten unterworfenen Schweiz auf ähnliche Weise, wie Junius Briefe in England, obgleich die Materie es mit sich brachte, daß diese Briefe nicht durch die Gattung des Styls ausgezeichnet seyn konnten, welche den Brief an den Erzbischof von Paris zum Gegenstande unserer höchsten Bewunderung macht. Diese Briefe vom Berge sind ganz besonders darum wichtig, weil sich an ihnen, wenn man sie in Verbindung mit Lessings fast gleichzeitigen Meisterstücken des Styls, mit Franklin und der englischen Redner Arbeiten und mit den Werken der französischen Classiker des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet, der Contrast der Richtung des Styls der Classiker aller Nationen des vorigen Jahrhunderts, gegen den Styl und die Richtung der Romantiker des unsrigen, recht grell offenbart.

Rousseau, wie Lessing, kämpfte auf eine glänzende und allgemein verständliche Weise in Beziehung auf die Religion des Staates für das Recht verständiger Prüfung gegen blinden Glauben, in Beziehung auf politische Verfassung für einen Antheil des Volkes an der auf seine Kosten geführten und mit seinem Blute vertheidigten Regierung des Staates. Er hat die

et le gouvernement de la république. Siluit terra. Les représentans revenus de leur premier abattement, entreprirent une réponse, et s'en tirèrent passablement avec le tems. Mais tous jetèrent les yeux sur moi, comme sur le seul qui pût entrer en lice contre un tel adversaire avec espoir de le terrasser. J'avoue que je pensai de même; et poussé par mes anciens concitoyens, qui me faisoient un devoir de les aider de ma plume dans un embarras, dont j'avois été l'occasion, j'entrepris la réfutation des lettres écrites de la campagne et j'en parodiois le titre par celui de Lettres écrites de la montagne, que je mis aux miennes. Je fis cette entreprise et je l'exécutai si secrètement que, dans un rendez-vous que j'eus à Thonon avec les chefs des représentans pour parler de leurs affaires et où ils me montrèrent l'esquisse de leur réponse, je ne leur dis pas le mot de la mienne qui étoit déjà faite.

Briefe sehr passend in zwei Bücher getheilt. Das Erste ist theils der Vertheidigung eines Satzes, den hernach unter uns auch Lessing in seinen Schriften gegen Pastoren und Theologen so glänzend durchgeführt hat, gewidmet, daß ihre Auctorität uns im Forschen nicht hemmen dürfe, theils der Vertheidigung seiner eigenen Sache. Es ist nämlich in diesen sechs ersten Briefen zuerst die Rede davon, ob ein Protestant durchaus an Wunder glauben müsse, hernach wird das Betragen von Rousseau's Genfer Richtern geprüft. Die drei letzten Briefe, oder die zweite Abtheilung, sind bestimmt, die Sache der Demokratie gegen die Aristokratie zu führen.

Die drei ersten Briefe, zu denen man auch noch den vierten zählen kann, bilden wieder eine eigene Abtheilung, weil sie ausschließend von der kirchlichen Polizei und vom Rechte des Staates in Beziehung auf freie Aeußerung in Religionssachen handeln; der fünfte und sechste beziehen sich nur allein auf das Genfer Gerichtsverfahren und auf die zu beobachtenden Rechtsformen, welche nicht blos gegen Rousseau, sondern auch gegen Andere verletzt waren. Diese letzteren Briefe können wir schon darum übergehen, weil wir der Briefe vom Berge nur in so fern erwähnen, als Rousseau in denselben auf der einen Seite mit Semler und Lessing für Freiheit des Forschens und Prüfens gegen Universitäts- und Consistorialtheologie, und auf der anderen mit Franklin, Fox, Price, Payne für eine neue Ordnung in bürgerlichen Dingen kämpfte. Die ersten drei Briefe erörtern die Frage, ob ein protestantischer Staat es seinen Bürgern zur Pflicht machen dürfe, ihren Glauben an Christi Lehre auf dessen Wunder zu gründen? Das heißt, wenn wir die Frage etwas anders, mehr positiv und historisch fassen, sie behandeln die Frage, ob die Staatspolizei des Mittelalters in kirchlicher Beziehung, gegen welche sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur hie und da eine Stimme erhob, noch in der zweiten anwendbar sey, zu einer Zeit, wo die achtungswürdigsten Männer dagegen protestirten?

Gleich der erste Brief handelt mit einer dringenden Dia-

lektik ohne alle Declamation von Religion und Dogma, vom Geiste des Christenthums, von Staatsreligion und Cultus, wobei sich Rousseau als viel besserer Christ zeigt, als sich der gepriesene Montesquieu gezeigt hat. Rousseau beweist, daß das, was in dem berühmten nirgends von der Aristokratie angegriffenen, von den bigotten Engländern vergötterten Geiste der Gesetze als Christenthum empfohlen und gepriesen werde, durchaus nicht der wahre Geist desselben sey, den er seiner Seits verehre und predige. Dann zeigt er in Beziehung auf die Beschuldigung von Aufregung zur Empörung und Freveln gegen die Staatsreligion, daß es sehr leicht sey, auf dieselbe Weise, wie man dies durch einzelne Stellen aus seinen Schriften gethan habe, aus Stellen der Bibel eine weit ärgere Klageschrift gegen die Evangelisten als gegen Empörer und Frevler aufzusetzen. Wir wollen die sehr witzige und passende Stelle unter dem Text beifügen, weil leider! in unseren Tagen diese Art Klage gegen jeden zu führen, der nicht, wie es gerade die Zeit mit sich bringt, bald fromm, bald verständig ist, wieder herrschend zu werden droht. [7]) Dem Untenangeführten fügt Rousseau Folgendes bei: Was würdet ihr Leute sagen, wenn

7) Wir rufen, läßt Rousseau seinen Generalfiscal sagen, die Strenge des Gerichts (nous déférons) gegen ein ärgerliches, ein gottloses, frevelndes Buch an, dessen Moral darin besteht, den Armen zu berauben, um den Reichen reicher zu machen (Matth. 13. v. 12. Luc. XX. v. 26., den Kindern zu lehren, Mutter und Brüder zu verläugnen (Matth. 12. v. 48. Marc. 3. v. 33.), sich ohne Bedenken fremdes Gut zuzueignen (Matth. 11. v. 2. Luc. 19. 30), den Bösen keine gute Lehre zu geben, weil sie sich sonst bekehren und Vergebung erlangen möchten (Marc. 4. v. 12. Johannis 12. v. 40): Vater, Mutter, Weib, Kinder und alle seine Blutsverwandten zu hassen (Luc. 14. v. 26). Ich klage gegen ein Buch, in dem überall das Feuer der Zwietracht geschürt wird (Matth. 10. v. 34. Luc. 12. v. 51. 52.), worin man sich rühmt, den Sohn gegen den Vater zu bewaffnen (Matth. 10. v. 33. Luc. 12. v. 53.), die Verwandten gegen einander, das Gesinde gegen die Herrschaften (Matth. 10. v. 36.), ein Buch, in welchem man Uebertretung des Gesetzes predigt (Matth. 12. v. 2. u. flg.), wo man Verfolgung für Pflicht ausgiebt (Luc. 14. v. 23); wo man, um das Volk zu Raubvolk zu machen, die ewige Seligkeit zum Raub der Gewalt und zur Beute der Gewaltthätigen macht (Matth. 11. v. 12).

irgend eine Teufelsseele die Stellen des Evangeliums erst auf die angeführte Weise aus dem Zusammenhange risse, hernach aber aus den herausgerissenen Stücken wieder ein Ganzes machte und dieser seiner die Evangelisten schändlich verläumdenden Schrift den Titel Evangelisches Glaubensbekenntniß gäbe? Was sollte man denken, wenn hernach diese schauderhafte Schandschrift von gottseligen Pharisäern mit triumphirender Miene als Inbegriff der Lehre Christi ausposaunt würde? Dahin führt gleichwohl diese unwürdige Art Polemik.

Durch die zuletzt angeführten Sätze bahnt er sich den Weg, um im zweiten Briefe von der Staatsreligion der Genfer und von der Reformation in Beziehung darauf zu reden. Dies ist die Einleitung zu der Untersuchung, in wie fern es ein Verbrechen seyn könne, daß man nicht an die Wunder des Christenthums glaubt. Hier hält er sich daran, daß er aus der Natur und dem Wesen der Reformation beweiset, daß es jedem Reformirten, wenn er nur den Inhalt des Evangeliums als göttliche Botschaft erkenne, vergönnt seyn müsse, diesen nach seiner besten Einsicht zu verstehen und zu deuten. Bei der Gelegenheit giebt er eine Erklärung, welche jeder denkende und consequente Protestant unterschreiben wird, wie denn auch viele Lehrer der englischen Hochkirche jetzt öffentlich lehren und einige hochkirchliche Gemeindsglieder diesem Satze gemäß übergetreten sind, was auch wir thun würden, wenn es wirklich dahin käme, daß man sich zur hölzernen Dogmatik protestantischer Professoren oder zum Cultus der alten Kirche bekennen müßte, um nicht geschimpft und verfolgt zu werden. Rousseau sagt nämlich: „Wenn mir jemand heute beweiset, daß ich verbunden bin, in Glaubenssachen mich irgend einer fremden Entscheidung zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch und jeder wahrhafte und consequente Mann wird dasselbe thun". Dies führt ihn dann auf den neuen Papismus, der sich im sechzehnten Jahrhunderte bildete, und auf Calvin, von dem er mit der größten Achtung redet, indem er seine Intoleranz aus den Zeitumständen erklärt und ihn auf folgende Weise entschuldigt:

„Durch das beständige Zanken und Streiten mit den katholischen Geistlichen kam auch über die protestantischen ein Geist des Zankens und der Spitzfindigkeit. Vermöge dieses ihnen eigen gewordenen Geistes wollten sie Alles entscheiden, Alles unter eine Regel bringen, über Alles absprechen; jeder versuchte ganz bescheiden, seine eigene individuelle Meinung als oberstes Gesetz für alle durchzusetzen. Auf diese Weise konnte man freilich nicht im Frieden leben. Calvin war unstreitig ein großer Mann; aber er war doch ein Mensch, und was schlimmer ist, ein Theolog, er hatte außerdem den ganzen Stolz eines ausgezeichneten Kopfes, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und es sehr übel nimmt, wenn man sie ihm streitig macht. Seine mehrsten Collegen waren in demselben Falle, sie waren aber darin am mehrsten zu tadeln, daß sie so inconsequent waren".

Diese Sätze führt er hernach meisterhaft durch und beweist mit siegender Beredtsamkeit und mit zwingenden Schlüssen, daß es ganz lächerlich sey, wenn man den Wunderglauben und einen durch gewisse Gelehrte aufgestellten Lehrbegriff neben dem Evangelium durch Staatspolizei und äußere Gewalt aufrecht halten wolle. Er macht aufmerksam, daß man dann ja dahin komme, sich statt der alten Kirche und ihrer Ueberlieferung gewisse einzelne Männer zu wählen und zu Propheten zu machen. Er sagt ausdrücklich: „Ich schließe daraus, daß man die ganze Reformation in ihren ersten Grundlagen untergräbt, wenn man festsetzt, daß es der Wunder bedürfe, um die göttliche Sendung der Boten einer Verkündigung des Himmels zu beweisen, die eine neue Lehre predigen. Wenn man dies annimmt, um mich zu widerlegen, so sündigt man gerade auf die Weise, wie man mir fälschlich Schuld giebt, daß ich thue". Dies giebt den Uebergang zu den Wundern selbst und zur Entwickelung eines verständigen und gemäßigten Rationalismus, der schon Alles das enthält, was zehn Jahre später Lessing und zwanzig Jahre hernach alle deutschen Theologen lehrten und

was jetzt von ihnen als Ketzerei verflucht, und was schlimmer ist, verfolgt wird. Rousseau zeigt hier einen Weg, um an C. F. Bahrdt vorbei, ohne Erklärung der Wunder, ohne Symboliſiren der Geſchichte, ohne gelehrte Exegeſe durch die Schrift zu einer Religion des Herzens und des Gemüthes zu gelangen.

Wir heben dieſe Stellen ausdrücklich aus dem Grunde hervor, weil die drei Briefe ſich ſcheinbar nur mit Rousseau's Prozeß und mit dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen des Unglaubens beſchäftigen, ſie behandeln aber eigentlich mit ſiegender Dialektik bei Gelegenheit der Geſtändniſſe des Savoyiſchen Vicars die Fragen, die ſeit 1770 ganz Deutſchland in Bewegung brachten: Deutſchland war das einzige Land, wo Rousseau Eingang finden konnte, denn in Schweden und in Dänemark war das Lutherthum verſteinert und die Anglicaniſche Kirche gehört im Grunde der römiſchen an, da ſie Pfründen hat und Biſchöfe, die Pairs ſind, und alſo kein Licht in ihren Tempel läßt. Die zwei letzten Briefe des erſten Buches geben der Beredſamkeit weniger Spielraum, denn ſie haben einen ſehr trockenen Stoff zu behandeln; aber Rousseau verſteht wie Leſſing die ungemein ſchwere Kunſt, ſeine Leſer zu zwingen, ihm auch durch die dürrſten Felder zu folgen. Es iſt in dieſen Briefen nur vom Genfer Staatsrecht, von Genfer Prozeſſen und gerichtlichen Formen die Rede, es hat gleichwohl der ſechſte Brief und beſonders deſſen zweite Hälfte für das neue Staatsrecht von Europa eine eben ſo große Bedeutung als die erſten drei Briefe für das damals in Deutſchland dämmernde Licht der proteſtantiſchen Theologie. Im ſechſten Briefe nämlich geht Rousseau bis an die äußerſte Gränze des demokratiſchen Syſtemes der Staatseinrichtung. Es bleibt nicht da ſtehen, wo die Engliſchen Redner und ſelbſt Mirabeau ſpäter ſtehen blieben, ſondern er ſtimmt, auf eine andere Weiſe freilich als Franklin, Payne und Price thaten, doch denſelben Ton an. Er macht in dieſem Briefe die ſpitzfindige Lehre von der Volksſouveränität, die er in ſeinem Geſellſchaftsvertrage aufgeſtellt hatte, in ſchneidender Kürze geltend, vertheidigt ſie, wendet ſie in den drei

folgenden Briefen auf die Genfer Verfassung an, und macht sie durch diese Anwendung auf die bestehenden Einrichtungen handgreiflich. Auf diese Weise mußte freilich Rousseau wie alle, die ohne die Geschichte ganz vollständig und gründlich studirt, oder die Menschen, wie sie sind und ewig bleiben werden, im engen Verkehr des Lebens kennen gelernt zu haben, Verfassungstheorien ausgrübeln, große Blößen geben. Jede Verfassung, die nicht streng demokratisch ist, erscheint daher in diesen Briefen in demselben Lichte, wie der oligarchische Genfer kleine Rath. Freilich hat gerade dieser Umstand beigetragen, diesen Briefen bei allen Leuten, die sich von Gefühl und Vorurtheil bald zum Fanatismus der Freiheit, bald zu dem für geistlichen und weltlichen Despotismus fortreißen lassen, eine größere Bedeutung zu geben, als die dürre Wahrheit der Wirklichkeit würde gehabt haben.

Auch in diesen drei letzten Briefen geht Rousseau zunächst davon aus, daß es ihm zum Verbrechen gemacht sey, daß er in seinem Buche vom Gesellschaftsvertrage eine verderbliche Theorie aufgestellt habe und daß sein Buch verdiene verbrannt zu werden, weil er als dessen Verfasser sich als einen Feind aller bestehenden Regierungen bewiesen habe. Der Inhalt des in Frankreich später durch St. Just sehr verderblich gewordenen Contrat social, nach welchem die wesentliche und unveräußerliche Volkssouveränität den sämmtlichen Gliedern des Volks eigen ist, hat Rousseau hier auf wenigen Seiten nicht spitz und dialektisch, wie in seinem Buche geschehen war, entwickelt, sondern klar in wenige Sätze zusammengedrängt. Er faßt hernach das ganze Resultat in die folgenden wenigen Worte zusammen: „In der That, dieser neue Urvertrag, dieses Wesen unbeschränkter Herrschergewalt, diese Herrschaft der Gesetze, diese Einrichtung der Regierung, diese Weise, sie stufenweise zusammenzudrängen, um durch äußere Gewalt zu ersetzen, was an moralischem Gewichte fehlt, dies Streben nach Usurpation, diese wiederkehrenden Versammlungen, diese Gewandtheit, ihnen auszuweichen, dieses gänzliche Aufhören derselben, womit, um es kurz zu sagen, ihr

Genfer jetzt bedroht seyd, und dem ich jetzt zuvorkommen wollte, erkennt ihr sie nicht Zug vor Zug in der Geschichte eurer Republik, von ihrer Entstehung an bis auf diesen Tag? Ich habe also, (und dies ist in Beziehung auf die Wirkung, welche Rousseau als Orakel seiner Zeit hatte, besonders zu bemerken), euere Constitution, ihr Genfer, zum Muster genommen, nach welchem nach meiner Meinung alle Staaten eingerichtet seyn sollten, und war so weit davon entfernt, eure Verfassung auflösen zu wollen, daß ich euch im Gegentheil die Mittel angab, um sie zu erhalten. Es ist daher sonderbar genug, daß meine Genfer Ankläger ein Buch, das nach ihrer Meinung alle anderen Regierungen und Verfassungen angreift und doch dafür von diesen nicht verfolgt wird, zum Feuer verdammen, weil die Genfer Verfassung die Einzige ist, die in dem Buche als Beispiel für andere gebraucht wird und die es erhalten wissen will."

Rousseau's Vertheidigung gegen die Beschuldigung, daß er Feind jeder monarchischen und aristokratischen Regierung sey, übergehen wir ganz. Wichtiger für unseren Hauptzweck ist dagegen die feine und ganz geschickte Benutzung des Genfer Zwistes, um in diesen Briefen ans Licht zu bringen, wie sich die innere Beschaffenheit und die egoistische Weisheit aller Aristokratien zu Rousseau's Idee vom Zwecke der Staaten verhalte. „Ihr fragt mich, redet er im siebenten Briefe seine nicht zum kleinen Rath gehörigen Genfer Mitbürger an, wie es um euren Freistaat gegenwärtig steht und zugleich, was die Bürger desselben zu thun haben? Die erste Frage ist viel leichter zu beantworten, als die zweite. Die erste Frage scheint nur darum schwierig, weil man zwei ganz entgegengesetzte Antworten darauf geben kann: Ganz verständige Leute antworten darauf: Wir sind das allerfreieste Volk; andere eben so verständige Leute antworten, wir leben in der härtesten Sklaverei. Wer hat nun Recht? fragt ihr. Ich antworte, alle beide; je nachdem man die Sache nimmt: eine kleine Unterscheidung vereinigt sie. Nichts kann freier seyn als euer Zustand, wie er den Gesetzen nach seyn sollte, nichts ist sklavischer, als der Zustand, wie er in der

That jetzt ist. Euere Gesetze sind nur dadurch verbindlich, daß sie von euch ausgehen, ihr erkennt nur solche an, die ihr selbst gemacht habt, ihr bezahlt nur die Auflagen, die ihr euch selbst auferlegt habt, ihr wählt die Obrigkeiten, die euch regieren sollen, und diese haben nur unter gewissen bestimmten und vorgeschriebenen Formen ein Recht, über euch Gericht zu halten. Ihr seyd in eurem großen Rathe Gesetzgeber, unumschränkte Gebieter, unabhängig von jeder menschlichen Gewalt. Ihr bestätigt die Verträge, ihr beschließt über Krieg und Frieden, ihr werdet sogar von eurer Obrigkeit großmächtige, hochächtbare und gebietende Herren genannt. Das wäre denn euere Freiheit, jetzt wollen wir von eurer Sclaverei reden. Dieselben Leute, die zu Vollstreckern der Gesetze unter euch bestimmt sind, sind auch zugleich die obersten, ja die einzigen Dollmetscher dieser Gesetze, sie lassen sie also deuten, wie es ihnen gefällig ist, und zu jeder Zeit, wenn es ihnen beliebt, schweigen diese Gesetze ganz, die regierenden Herrn dürfen sie übertreten, ohne daß ihr etwas dagegen anfangen könnt; denn diese sind über den Gesetzen. Die Obrigkeit, die ihr wählt, hat ferner ganz unabhängig von euerer Wahl noch andere Gewalt, die nicht von euch herstammt". Er geht hernach, wie man freilich in den mehrsten constitutionellen Staaten unserer Zeit leicht thun könnte, alles Einzelne genau durch, um zu beweisen, daß eine Freiheit ohne Bürgschaft und Macht, eine leere Illusion sey. Daran knüpft er die Darstellung der Art und Weise, wie in Genf, wie überall, nach und nach Usurpation und Gewalt zum Recht geworden sey. Er meint, die Geschichte von Genf beweise, daß auch dort, wie in allen anderen Staaten, das Volk nach und nach von allem Antheil an der Regierung sey ausgeschlossen worden, wodurch denn alle eigentliche Gewalt an die paar regierenden Familien gekommen sey, und wo nur die regierten, welche die Gewalt in Händen haben, meint er, sey es mit der Verfassung vorbei. Vor zwei Jahrhunderten, fügt er hinzu, hätte ein Kenner der Staatswissenschaft das, was euch begegnet ist, voraussehen können. Er würde euch gesagt haben: Die Staatseinrichtung, die

ihr macht, ist für den Augenblick gut, sie ist aber für die Zukunft schlecht. Sie ist ganz gut, um Freiheit einzuführen, schlecht, um sie zu erhalten, und gerade das, was gegenwärtig euere Sicherheit ausmacht, wird dazu dienen, euch in Fesseln zu schlagen. Diese Sätze bilden die Grundlage der folgenden Prüfung der aristokratischen Regierung, wo er mit viel herbet Schärfe Schritt, vor Schritt den schlauen Maßregeln folgt, welche sie genommen hat, um das Volk nach und nach seiner Rechte zu berauben. Er bedient sich dabei der rednerischen Form des Apostrophirens und ruft dem Bürger, dem er sich gegenüber gestellt hat, zu: Sie sehen jetzt, mein Herr, die Staatskniffe der Leute, von denen sie regiert werden: Diese Leute machen ihre Neuerungen nach und nach; ganz langsam, ohne daß jemand erkennt, was daraus werden wird, und wenn man es endlich merkt und helfen will, dann fangen sie an, über Neuerung zu schreien. Diese Sätze werden auf eine bittere und heftige Weise durchgeführt, und das Genfer Volk eben so mächtig gegen seinen kleinen Rath aufgeregt, als das Englische in Junius Briefen gegen König und Ministerium. Rousseau gebraucht dabei die verschiedenen Artikel der Genfer Constitution: gerade auf dieselbe Weise, wie der Engländer die Englische oder seinen Blackstone; dabei weiß er, wie dieser, einzelne Fälle meisterhaft für seinen Zweck zu benutzen. Er bleibt z. B. nicht bei dem Verfahren, das man gegen ihn angewendet hatte, stehen, sondern benutzt auch ähnliche Vorfälle, wie den Prozeß des Buchhändlers Bardin, und die Sache eines Bürgers, der ungerechter Weise wegen Entwendung war verhaftet worden, und vergebens um Genugthuung angesucht hatte.

Rousseau selbst macht uns gelegentlich aufmerksam darauf, daß er nur Organ des Zeitgeistes sey, und daß er im Grunde in demselben Kampfe für das wieder erwachende Bewußtseyn verlorner Rechte des Volkes auf dem Festlande begriffen sey, den fast gleichzeitig die englischen Volksfreunde für Wilkes gegen König und Parlament begonnen hätten. Dies mußte nothwendig in allen Cantonen der Schweiz eine mächtige Aufregung

hervorrufen, denn alle, wenn man die ganz kleinen ausnimmt, wurden mehr oder weniger aristokratisch, oder wie unsere Sophisten sagen, väterlich von gewissen Familien ausschließend, in Beziehung auf physisches Wohlsein und materielle Vortheile aber gar nicht übel regiert. Er sagt auch in Beziehung auf die vorgebliche Freiheit in Aristokratien ausdrücklich: Wir wollen Herrn Wilkes in Gedanken nach Genf versetzen, er soll dort einmal nur den vierten Theil von dem, was er in London gegen Regierung, Hof und König öffentlich gesagt hat, was er hat drucken und bekannt machen lassen, gegen den kleinen Rath sagen, schreiben, und drucken lassen, und man wird sehen, was erfolgt. Daß man ihn hinrichten ließe, will ich nicht fest behaupten (obgleich die Zürcher Oligarchen doch allerdings den unglücklichen Diakonus Waser hinrichten ließen, weil er Schlözer ein Aktenstück mitgetheilt hatte, welches dieser bekannt machte); aber davon bin ich überzeugt, daß er sogleich eingesteckt und mit schwerer Strafe belegt würde.

Wie unfruchtbar aber alles Reden gegen Vorzugsrechte ist, wenn nicht gehandelt werden kann, wie seit 1789 in Frankreich und seit 1798 in der Schweiz gehandelt ward, zeigt sich bei dieser Gelegenheit, da alles, was hier schon von Rousseau gründlich und überzeugend widerlegt ist, doch hernach überall und bei jeder Veranlassung, als wenn es ganz neu wäre, wieder vorgebracht worden.

Wir übergehen Alles, was Genf und seine Oligarchen besonders angeht, um nur einiges Allgemeine zu berühren, woraus von selbst hervorgeht, wie sich Rousseau zu den späteren Vertheidigern der Revolution verhält. Er führt an, daß man ihm einwerfe, die Genfer Regierung habe zweihundert Jahr lang so bestanden und niemand habe sich beschwert; die Verfassung sey gut, wie sie sey, ob man gleich weder den allgemeinen Willen befrage, noch sich genau an Gesetze halte. Darauf giebt Rousseau eine für alle und an allem Bestehenden nie rüttelnde Regierungen freilich bittere und schroffe, aber doch, selbst wenn es England gilt, schwer zu widerlegende Antwort: Jede Obrig-

keit, sagt er, auch die beste, auch die, welche wir selbst gewählt haben, ist in einem privilegirten Zustande und strebt nach Vorzug vor den anderen Bürgern. (Daran knüpft er einen Satz in seiner Manier, der beweiset, daß er das Volk d. h. den niederen Haufen, nicht kennt, oder nicht kennen will). Mit dem Stande des gehorchenden Volks ist Gerechtigkeit nothwendig verbunden, dem Stande der Gebietenden ist Neigung zur Gewaltthätigkeit und zur Tyrannei von Natur anklebend. Die Regierungen fordern Gesetze, aber nicht, um ihnen zu gehorchen, sondern um sie nach Belieben anwenden zu können. Diese Stelle verdient hier besonders darum angeführt zu werden, weil man sehen wird, daß die Aufregung des Volkes in den Briefen nicht mehr innerhalb der erlaubten Gränzen blieb, sondern offenbar aller bürgerlichen Ordnung feindlich wurde — und doch war weniger Lärm von diesen Briefen, als von den Bekenntnissen des Vicar und vom Emile. So sind die Menschen! Rousseau geht noch weiter; er sagt: Die Vorgesetzten wollen Gesetze, um sich an ihre Stelle zu setzen, damit man sich vor ihnen und vor ihren Stellen fürchte. Alles begünstigt ihre successiven Usurpationen, sie bedienen sich der ihnen obliegenden Verpflichtungen, um sich immer fort neue aufzulegen, die sie nicht haben sollen. Da sie auch sogar dann, wenn sie die Gesetze verletzen, im Namen des Gesetzes reden, so ist jeder, der sich gegen sie zu wehren wagt, ein Unruhstifter, ein Empörer. Er muß sterben, sie dagegen sind bei ihrem Beginnen der Ungestraftheit stets versichert, haben auch im schlimmsten Fall gar nichts anderes zu fürchten, als daß die Unternehmung mißlinge. Haben sie Hülfe von Außen nöthig, so finden sie diese überall, die Schwäche der Schwachen besteht gerade darin, daß sie sich auf diese Weise nicht verbinden können.

Es ist nun einmal das Schicksal des Volkes, daß es immer seine Gegenpartei zu Richtern hat, innerhalb und außerhalb seines eigenen Landes u. s. w. Man sieht, daß, ohne es zu wissen und zu wollen, Rousseau ganz auf den revolutionären Weg demagogischer Volksschmeichelei geräth, den in unseren Tagen

auch Lammenais betreten hat; beide haben daher auch oft an einer und derselben Stelle vortreffliche Wahrheiten und sehr gefährliche Irrthümer in einander verwebt. Wir wollen, um dies anzudeuten, zum Schluß nur noch eine Stelle hier einrücken: Der wahre Weg zur Tyrannei ist, heißt es, daß man sich sorgfältig in Acht nimmt, geradezu das öffentliche Beste zu verletzen, dadurch würde man jeden Bürger zur Vertheidigung desselben aufregen. Nein, man muß die Vertheidiger desselben vielmehr einzeln, einen nach dem andern angreifen und dadurch jedem ein Schrecken einjagen, der etwa noch Lust hätte, Vertheidiger der Volksrechte zu werden. Man muß allen Leuten einreden, daß die Sache aller Bürger eigentlich die keines Menschen ist, und schon dadurch allein kann man das Sklaventhum aller begründen; denn wenn jeder Einzelne unter dem Joche ist, wo bleibt dann die allgemeine Freiheit? Wenn jeder, der es wagt, den Mund aufzuthun, in demselben Augenblick erdrückt wird, als das Wort aus seinem Munde geht, wo findet man dann noch jemand, der es ihm nachthun möchte? Wo kann aber die Gesammtheit einen Sprecher finden, wenn jeder Einzelne stumm bleibt? Die kluge Regierung wird also nur gegen solche wüthen, die einen Eifer zeigen, sie wird gegen die Andern so lange gerecht seyn, bis sie ungestraft ungerecht seyn darf. Von dem Augenblick an, daß sie dies darf, wird sie es mit der Gerechtigkeit machen, wie ein guter Haushalter mit seinem Gut, das er soweit zu erhalten sucht, als es thöricht seyn würde, es zu verschwenden." Diese Stelle allein kann hinreichend deutlich machen, auf welche Weise die Briefe vom Berge auf dem Festlande die Grundlage der aristokratischen Regierungen auf dieselbe Weise angriffen, wie die in England und Amerika während des Kriegs bekannt gemachten Schriften das Wesen der englischen Regierung.

Wir verbinden die kurzen Bemerkungen über Büffon, soweit er hier in Betrachtung kommen kann, wo wir mit seiner eigentlichen Wissenschaft, der Kenntniß und Beschreibung der Natur, nichts zu thun haben, nur darum mit der Erwähnung

Rousseaus, weil wir nachweisen müssen, daß auch der ganz monarchische Graf und Begünstigte Ludwigs XV. mit dem republikanischen Bürger von Genf in einem Puncte wenigstens zusammentraf, und zwar in dem, worauf es hier ganz besonders ankommt. Beide nämlich wirkten durch die Materie, die sie vortrugen, und durch den rednerischen Styl, worauf sie einen ganz besondern Fleiß wandten, auf das Publikum des achtzehnten Jahrhunderts mächtig ein, und beide suchten, jeder auf seine Weise, ein Leben und eine Wissenschaft zu schaffen, welche ganz eigentlich der sogenannten philosophischen Richtung der glänzenden Pariser Kreise angepaßt waren. Büffon hielt sich übrigens ganz in seiner Sphäre, die wir hier nicht berühren dürfen, wir erwähnen seiner nur als eines philosophischen und rhetorischen Schriftstellers, da er alle Fächer der Naturgeschichte auf gleiche Weise umfassen und der gebildeten Welt im academischen Styl vortragen wollte. Er verdient in Beziehung auf die vornehme und vorsichtige Art, wie er dem neuen antitheologischen System der Naturlehre und Naturgeschichte folgte, mit Montesquieu verglichen zu werden, der dies im politischen Fache gethan hatte. Der Letztere vernichtete die herrschenden autokratischen Vorstellungen der Zeit Ludwigs XIV., der Andere führte zu einer neuen der herrschenden theologischen und teleologischen entgegengesetzten philosophischen Betrachtung der Natur.

Um nicht ungerecht gegen Büffon zu seyn, wenn wir behaupten, daß er eigentlich nicht sowohl durch die Wissenschaft, die er behandelte, oder vielmehr unter seinen Augen behandeln ließ, um die Resultate zu benutzen, als durch Rhetorik und Benutzung des Zeitgeistes und der Kreise, von denen dieser Geist ausging, groß ward, wollen wir anführen, was ein Republicaner, ein Girondist, der Marquis von Condorcet über seine Art, die Naturgeschichte zu behandeln, gesagt hat. Wir glauben die Worte eines Akademikers, eines Mannes, der in den Pariser Gesellschaften glänzte, wie Condorcet, um desto eher anführen zu dürfen, weil der Marquis Büffons Verdienste hervorheben wollte und also das, was wir Tadel nennen, nur gelegentlich

merken läßt: Er wagte, sagt Condorcet, den Plan zu fassen, alle einzelne Thatsachen und Erfahrungen im ganzen Gebiete der Naturgeschichte zu sammeln, aus ihnen allgemeine Resultate zu ziehen, welche eine Theorie der Natur bilden sollten, statt daß Beobachtungen allein nur eine Geschichte geben. Er wollte der Naturgeschichte der Thiere dadurch Leben und Anziehung geben, daß er in das künstliche Gemälde ihrer Sitten und Gewohnheiten allerlei Beschreibungen mischte, die er mit allen den Zügen und Farben ausmalte, mit denen nur immer eines Schriftstellers Kunst seine Rede schmücken kann. Er wollte, um es mit einem Worte zu sagen, für Philosophen und überhaupt für Leute, die Verstand und Gemüth gebildet haben, eine neue Wissenschaft aus den Kenntnissen schaffen, die vorher nur für Naturforscher da waren. Man sieht aus diesen Worten, er wollte machen und schaffen, er bedurfte also der Malerei, er bedurfte der Kunst der Rede, wir würden daher seine Dreistigkeit mit der unseres Herders entschuldigen, beide entzückten in eben dem Maße mehr, als der Leser weniger von dem verstand, was die Phantasie bei dem Einen als Ergänzung der Natur, bei dem Andern als Ergänzung der Sage, Geschichte und Alles dessen, worüber keine sicheren Nachrichten vorhanden sind, hervorbrachte. Man wird Büffons Epochen der Natur, seine Theorie der Erde immer als Poesie lesen können, wenn gleich Alles, was er dort als unläugbar gewiß vorträgt, als wenn er dabei zugegen gewesen wäre und es mit eignen Augen gesehen hätte, durch die spätern Entdeckungen und Erfahrungen als ganz unhaltbar und willkührlich ist umgestoßen worden. Derselbe Fall ist mit Herders Philosophie der Geschichte der Menschheit, nur daß es viel schwerer ist, dem, der die Sachen und Geschichten, worauf es bei diesem ankommt, nicht Jahre lang studiert hat, auch nur deutlich zu machen, wie willkührlich Herders Machtsprüche, wie flüchtig zusammengerafft seine Kenntnisse sind; wie unvollständig seine Bekanntschaft mit den Quellen ist und sogar mit den Hülfsmitteln bei den wichtigsten Dingen.

Was übrigens Büffons modische Philosophie angeht, so

zog er zurück, sobald das Treiben der Kreise nicht mehr rein aristokratisch, ausschließend und gewissermaßen privilegirt war, und zum Volke zu dringen, die Privilegien und das Hergebrachte wirklich zu bedrohen schien. Dies nahmen ihm die andern Mitglieder der Gesellschaft bei Holbach und Helvetius sehr übel, und sie haben ihn wegen der lächerlichen Art, wie er gleich unserm F. H. Jacobi seine Perioden zusammenkünstelte, oder durch successive Erweiterung förmlich frisirte, oft dem Gelächter preisgegeben, obgleich er, wie auch Jacobi, doch ein Classiker geblieben ist. D'Alembert, Diderot, Condillac und andere pflegten, wie uns Morellet berichtet, der täglich mit ihnen zusammen war, den ungemein zierlichen und feinen Grafen nur einen Scharlatan, einen Rhetor, einen Declamator, einen Phrasendrechsler zu nennen. Sie warfen ihm vor, was wir Herders Geschichte, oder, wenn man will, seiner Philosophie der Geschichte vorwerfen würden, daß sein Styl weder dem Zweck der Behandlung, noch der Natur der behandelten Sache angemessen sey. Dies konnten diese Herrn bei Büffon eher deutlich machen, als wir bei Herder zu thun im Stande seyn würden. Sie sagten; die Beschreibungen der Thiere kämen ihnen vor, wie die in der Schule gebräuchlichen Erweiterungsexercitien (amplifications), die künstlichen Ergießungen über Natur überhaupt schalten sie unbestimmte, falsche, unnütze Declamationen.

Wer jemals ein Blatt von den Kladden unseres Stylisten F. H. Jacobi gesehen hat, wie der Uebersetzer des Homers Blätter davon zu zeigen pflegte, der hat eine Vorstellung von Büffons Art, die Sache und den Styl zu machen. Unten stand dort der einfache Satz, der successiv in den immer darüber geschriebenen Zeilen voller, runder, zarter, zierlicher ward. Dies giebt eine Vorstellung von Büffons Manier zu arbeiten, nur daß dieser nicht so oft die Feder dabei ansetzte als Jacobi. Büffon nämlich arbeitete in einem Pavillon im Garten auf seinen Gütern zu Montbar in Bourgogne, und zwar so, daß er Seite für Seite niederschrieb, nachdem er vorher so lange in

Garten herumgewandelt war, bis er jede Periode im Kopfe gerundet, und auf diese Weise die Seite fertig gemacht hatte. Man merkt daher ihm überall an, daß Alles auf der Drechselbank gedreht ist, doch bleibt sein Styl immer ernst und zierlich, Helvetius und Jacobi, die auf ähnliche Art arbeiteten, sind dagegen offenbar manierirt. Büffon verband übrigens mit der Kühnheit unserer Naturphilosophie im Erschaffen von Systemen und in der Behauptung von Hypothesen, als wenn es gewisse Erfahrungen oder gar ewige Gesetze wären; eine Klarheit und einen hohen poetischen Flug, die ihm einen Platz neben Herder geben, nur mit dem Unterschiede, daß bei Herder die erhabene und doch klare Sprache Natur, bei Büffon durch Kunst angebildet ist.

Condorcet hat daher auch an der Stelle, wo er die Schriftsteller seiner Nation in zwei Classen theilt, mit vollem Rechte Büffon in die zweite gebracht, an deren Spitze er Corneille stellt, wie Boileau an die Spitze der Ersten. Er sagt nämlich, was den Styl betreffe, so hätten ihn entweder die Schriftsteller der classischen Zeit desselben, wie Boileau, Racine, Fenelon, Massillon, Voltaire auf die Ueberzeugung und den Verstand der Leser berechnet, oder wie Corneille, Bossuet, Montesquieu, Rousseau, Büffon auf Ueberredung, auf Bestechung des Gefühls, auf ein Fortreißen des Verstandes ohne eigentliche Ueberzeugung. Büffon hatte mit der Politik nichts zu schaffen, er war viel zu behutsam, als daß er, wie die Herrn seines Kreises religiöse Vorurtheile geradezu hätte angreifen sollen, er zerstörte aber die Systeme der Teleologie eines Bonnet und die theologische Naturwissenschaft eines Haller, auch ohne alle Polemik. Seine Systeme, seine Hypothesen, seine kühnen Blicke, seine Aufschlüsse über den Zusammenhang der Erscheinungen, obgleich sie nur selten die Prüfung späterer Kenner und Forscher ausgehalten haben, warfen doch auf Natur, Leben, Organisation und Entstehung der Dinge ein Licht, von welchem das Dunkel des Mittelalters zerstreut, die Theologie von der Natur-

wissenschaft ausgeschlossen, und das ganze Leben des Menschen erhellt ward.

. . Die rechtgläubigen, calvinistischen Naturforscher merkten gleich anfangs das, was dem sonst so scharfen Geruche der katholischen Theologen, ihrer Parlamente und ihrer Polizei entging, denn sowohl Haller, der auch mit Voltaire in stetem Kampf war, als Bonnet, der bekanntlich die sogenannte Physikotheologie bis zum äußersten Grad der Lächerlichkeit trieb, erhoben sich gegen ihn. Nicht blos Haller, sondern auch Bonnet, waren unstreitig bessere Beobachter, Forscher und Kenner des Einzelnen, sie waren der eigentlichen Wissenschaft der Natur mächtiger als Büffon, die Theologie lieh ihnen aber immer ein Glas, welches sie doppelsichtig machte, und die Scheu vor einem biblischen Worte, welches doch nur Kleid der Offenbarung, nicht die Offenbarung selbst seyn kann, hielt sie ab, dem Fluge seines Geistes zu folgen, doch waren sie stets unter seinen Gegnern die Furchtbarsten. Auch unter den Philosophen fand freilich Büffon in Condillac einen Gegner, dieser richtete sich aber gegen seine Systeme und Hypothesen, worauf wir uns weder einlassen können, noch wenn wir auch könnten, wollten, da wir Büffon blos deshalb erwähnen, weil er von allen andern am mehrsten beigetragen hat, das neuere Leben aus dem dunkeln Grübeln des Mittelalters ins Licht der Erfahrung zu ziehen.

§. 3.

Philosophische Staatsökonomen und Politiker.

Die Geschichte einer zuerst in Holland entstandenen, dann nach England verbreiteten, hernach in Frankreich mit der dort herrschenden Philosophie verbundenen Wissenschaft, welche in unserer Zeit als eigenes Fach gründlich getrieben und ausführlich entwickelt wird, würden wir nicht zu berühren wagen, wenn wir nicht blos eine einzige Seite derselben zu betrachten hätten. Derselbe Geist der Zeit nämlich, der in der Naturwissenschaft der Herrschaft religiöser Vorurtheile ein Ende machte, trieb auch die Staatsmänner von der bloßen Routine der Schreib-

stuben zur Wissenschaft, so daß sie, den Vorurtheilen des Herkommens in allen Theilen des Staatslebens zum Trotz auf Aenderungen und Verbesserungen drangen, damit ihre Regierungen den Forderungen der Zeit genügen könnten. Dies allein wollen wir anschaulich machen, alles andere und die ganze Literargeschichte der Staatsökonomie müssen wir den Männern vom Fach überlassen. Da blos die Beziehung, worin die neue Wissenschaft durch Türgot und seinen Herausgeber Dupont de Nemours zu den neuen Schöpfungen der Revolution und der Regierung Napoleons, sowie zu allem dem, was andere Staaten nachahmend eingerichtet haben, gebracht wurde, angedeutet werden soll, so wäre es genug, nur Türgot und Dupont zu erwähnen; doch müssen wir der Deutlichkeit wegen etwas weiter zurückgehen.

Was die doppelte Theorie der Staatshaushaltung angeht, so mag die einzige Bemerkung genügen, daß es uns scheint, als wenn sich die beiden Systeme neuer Staatshaushaltung, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich von Quesnay und Gournay aufgestellt wurden, wie eine conservative Neuerung zu einer reformirenden, oder wie Begünstigung des landbesitzenden Adels zu der des betriebsamen Bürgers verhalten. Bekanntlich wurden beide hernach von Adam Smith in England zu einem dritten verbunden; dies Alles gehört aber dem eigentlichen Fach an. Wir wollen hier blos ausführlich beweisen, daß die Franzosen nicht blos durch Montesquieu, sondern auch durch Männer des Hofs schon seit der Mitte des Jahrhunderts aufmerksam gemacht waren, daß sie, wenn sie nicht ganz weit hinter der Zeit zurückbleiben wollten, den Engländern nachahmen müßten, und thun, was sie jetzt seit zwölf Jahren nur zu sehr gethan haben, d. h. neben dem Adel, der Hierarchie, den Soldaten, auch das Geld als eine Macht im Staat anerkennen und den Besitzern oder Erwerbern desselben einen Platz neben dem Thron geben.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war nämlich England auf der Höhe seines durch Handel und Betriebsamkeit

und ganz auf äußeren materiellen Genuß und Behaglichkeit gerichteten Strebens, die, mit einem unermeßlichen Reichthum des einen Theils, stets verbundene unaussprechliche Armuth des andern, war noch nirgends auffallend; alle Staaten blickten daher neidisch auf die reichen und comfortabel eingerichteten Britten, und ein reicher Lord war stets der Theatergott der Romane. Die bis ins Unglaubliche vermehrten Quellen des Reichthums, in England, der Handel, die Gewerbe, die Betriebsamkeit, der großartig von Capitalisten wissenschaftlich und kaufmännisch betriebene Landbau erregte in Frankreich um so mehr Aufmerksamkeit, je weniger Behaglichkeit dort die ganz ausschließend besteuerten Classen der Bevölkerung genossen, je auffallender das jetzt verschwundene Elend der Hauptmasse des Volks war und je ärmer die Schatzkammer eines so vortrefflich mit allen Producten des Südens und Nordens ausgestatteten Reichs war. Es gaben übrigens weder politische Betrachtungen noch die durch Rousseaus und Diderots und anderer rührenden Romans und Dramen verbreitete Gefühlsamkeit die nächste Veranlassung zur Entstehung der neuen Wissenschaft der Beförderung des Ackerbaus und der Betriebsamkeit, sondern wahrhaftiges und inniges Mitleid mit dem unbeschreiblichen Elend der unter Abgaben erliegenden, arbeitenden Classen. Diese Theilnahme, die sich jetzt in England auf andere Weise zeigt, brachte fast zu gleicher Zeit zwei Männer auf den Gedanken, ihre Zeit und ihr Nachdenken den Mitteln der Abhülfe des Elends zu widmen. Ein Arzt Quesnay und ein Kaufmann Gournay stellten jeder ein eignes philosophisches System auf über den Reichthum der Staaten, über die Quellen desselben, folglich über die Quellen des Erwerbs und die Mittel, diesen zu fördern und auf diese Weise zu gleicher Zeit den Wohlstand der arbeitenden Classen und die Einnahme des Staats zu vermehren. Quesnay, der begünstigte Leibarzt Ludwigs XV., war der Sohn eines Gutsbesitzers und enthusiastischer Freund ländlicher Beschäftigungen, er war durch seine chirurgische Geschicklichkeit dem Könige und der Pompadour sehr wichtig und mit ihnen vertraut,

er war daher am besten im Stande, den König für sein System, welches den Reichthum eines Landes ausschließend in Cultur des Bodens suchte, zu gewinnen. Auf diese Weise ward die Pompadour zu manchen Schritten bewogen, die der bürgerlichen Freiheit günstig waren, und der König ließ manches einführen, wodurch das System in Anwendung gebracht werden konnte. Quesnays Grundsatz, wie seine Stellung, war rein monarchisch, obgleich er freilich sein System mit dem, was man damals in Paris Philosophie nannte, in Verbindung zu bringen suchte, und den Encyklopädisten befreundet war. Er legte im Grunde das System zu Grunde, welches Sülly unter Heinrich IV. befolgt hatte. Er erkannte zwar drei Classen von Arbeiten, producirende, vertheilende, erhaltende, aber die erste Classe (producteurs) war ihm doch die im engsten Sinne zu berücksichtigende; also nahm Fischen, das Land bauen, Steine brechen, Holzfällen, Bergbau, den ersten Platz ein. Der menschenfreundliche Mann, der aus wahrer Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale des französischen Bauernstandes schrieb, handelte und Versuche machte, wußte den König, der bekanntlich auch Büffon für seine Forstspeculationen benutzen wollte, für seine Experimente als für Spielerei zu gewinnen, so daß Ludwig XV. manche der kleinen ökonomistischen Aufsätze seines Arztes drucken ließ, die Correcturbogen durchsah und selbst corrigirte. Wie der König auf der einen Seite Quesnays Aufsätze unter seinen Augen drucken ließ, so bedienten sich auf der andern auch die Encyklopädisten seiner, so weit auch seine religiösen und politischen Grundsätze von den Ihrigen entfernt waren. Sie bewogen ihn, die Resultate seines Forschens über die Verbesserung des Systems, welches den Landmann drückte, in den beiden Artikeln, Korn (grains) und Pächter (fermiers) ihrer Encyklopädie einzuverleiben. Die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Güterbesitzer ward durch diese Artikel auf Dinge gezogen, die man ihnen vorher nie so handgreiflich gemacht hatte; die Freunde der Pariser Philosophen bemächtigten sich

seiner Ideen, um sie für ihre Absichten zu gebrauchen und manche Minister monarchischer Staaten, sowie einige vortreffliche Fürsten dieser Zeit machten eine Anwendung von seinen Lehren bei ihren neuen Einrichtungen. So wenig Quesnay gesonnen war, so weit zu gehen, als die Männer thäten, die ihn vergötterten, die schon damals an eine mögliche Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes und der Regierung dachten, so drang er doch darauf, daß die Frohnden in Frankreich abgeschafft, der innere Verkehr von allen Zöllen befreit und der Getraidehandel völlig frei gegeben werden müsse. Der bessere, edelgesinnte Theil der Aristokratie huldigte um so lieber Quesnays Grundsätzen, als die Gutsbesitzer in Beziehung auf Bewirthschaftung ihrer großen Landgüter und der Domänen sehr gut einsahen, daß Quesnay mit Recht den Satz aufstelle, daß der Bauern Vortheil auch der Ihrige sey.

Unter den Enthusiasten für Quesnays System müssen wir ganz vorzüglich den Vater des in und durch die Revolution unsterblich gewordenen Grafen von Mirabeau nennen. Diesen alten Mirabeau wie seinen Bruder, den Malteser Commandeur, muß man zu den Provenzalischen Originalgenies zählen, die mit unbändigem Stolz Menschenfreundlichkeit verbanden, und für große Ideen empfänglich, oft bis zum Wahnsinn begeistert oder erbittert auftreten. Da man in unserm Jahrhundert die Briefe von Mirabeaus Vater und Onkel bekannt gemacht hat, so geht daraus hervor, daß, wenn auch der Erste der Berühmteste war, doch der Zweite ihn bei weitem an Provenzalischer Originalität übertraf. Mirabeaus Vater war unstreitig der berühmteste von beiden und machte auf der einen Seite den Demokraten, während auf der andern er und sein Bruder den Provenzalischen Adelstolz, ihre Anmaßung und ihre Einbildung, wie aus ihrem übrigens höchst geistreichen und originellen Briefwechsel hervorgeht, bis zu einem ganz unglaublichen Grade trieben. Mirabeaus Buch, nach dessen Titel man ihn zu benennen pflegte, so wenig menschenfreundlich auch sein Betragen war, führte den Titel, der Volksfreund, den später Marat sei-

nem gräßlichen Journal gab. Dieser Volksfreund, der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, war nicht blos unermüdlicher Vertheidiger von Quesnays System, sondern auch dessen persönlicher Freund. Er hat über zwanzig Bände über die neue Staatsweisheit des ökonomistischen Systems geschrieben, und eine Lobrede auf den Urheber desselben herausgegeben, die wegen des über die Maßen lächerlichen Tons, in dem sie abgefaßt war, ihrer Zeit eine ganz eigne Art von Berühmtheit hatte und den Spöttern reichen Stoff gab.

Der Volksfreund des despotischen Haustyrannen erschien um 1755 in fünf Bänden, machte aber die neue Wissenschaft weder klarer noch beliebter, denn sein Styl war deklamatorisch und abentheuerlich schwülstig, und sein eigner Charakter bildete einen zu großen Contrast mit der Lehre, die er predigte, als daß er viele Proselyten hätte machen können. Während er für das Wohl des Volks und für die Grundsätze, worauf seine Secte von Oeconomisten dieses zu gründen gedachte, auf eine komische Weise eiferte, bewies er sich bis zum höchsten Scandal als einen Haustyrannen, als den furchtbarsten Egoisten gegen Frau und Kinder und als schlechten Staatsbürger. Wenn man weiß, wie die damalige Regierung in ihrer Willkühr mit Mirabeaus Vater verfahren war, und wie sie hernach auf Ansuchen dieses Vaters mit dem Sohne selbst verfuhr, so wird man sich leicht erklären, warum er, sobald es die Umstände zuließen, alles aufbot, um der Willkühr der Minister gesetzliche Schranken zu setzen. Mirabeaus Vater nämlich, oder der sogenannte Volksfreund, hatte nicht blos wegen seiner beiden Schriften über Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Provinzialstände viel auszustehen, sondern ward wegen seiner Abhandlung über das Abgabensystem (Théorie de l'impôt) sogar in die Bastille gesetzt.

Wir haben übrigens hier den Volksfreund Mirabeau nicht sowohl wegen seiner vielen andern Bücher angeführt, als wegen zwei derselben, die er in Verbindung mit Quesnay selbst geschrieben hat. Das Eine enthält die ausführliche Entwicke-

lung des Systems einer auf Benutzung des Reichthums des Bodens gegründeten Staatsverfassung, wie sie Quesnay ausgedacht hatte; das Andere enthält einen kurzen und klaren Inbegriff der wesentlichen Puncte des neuen Systems. Das Eine nannten er und sein Mitarbeiter Quesnay, Philosophie des Landbaus (**Philosophie rurale ou économie générale et particulière de l'agriculture 1764. 3 Vol. 12.**), das Andere Grundzüge des Systems der Betreibung der Landökonomie (**Elémens d'économie rurale. 1767 u. 68.**) Die mehrsten Schriften des wunderlichen Provenzalen sind bestimmt, das neue System auszuposaunen, oder dessen Beziehung auf alle möglichen Zweige der Staatshaushaltung nachzuweisen und eine Anzahl anderer, besonders adliger Schriftsteller folgten dem Vorgange des Provenzalischen Marquis. Mehrere fremde Fürsten, unter ihnen besonders Carl Friedrich von Baden und Leopold, damals Großherzog von Toscana, beide (so lange Leopold noch nicht Kaiser war) als weise und väterliche Fürsorger der ihnen verkrauten, vom Himmel vor den mehrsten andern gesegneten, Länder allgemein anerkannt, huldigten Quesnays Grundsätzen. Ihre weisen, in ganz Europa gepriesenen, von den damals den Fürsten nicht gerade gewogenen Philosophen als Muster empfohlenen Gesetze und Einrichtungen waren die Frucht des Studiums von Quesnays System, und beide bewiesen auch seinem Freunde, dem wunderlichen Marquis, große Aufmerksamkeit. Auch Kaiser Joseph II. gab dem rein monarchischen System Quesnays den Vorzug vor dem entgegengesetzten Gournays, weil nur das Erstere auch in ganz absolut regierten Staaten anwendbar schien, das Andere aber, ohne volle bürgerliche Freiheit, stets nur unvollkommen ausführbar ist.

Gournays System der Staatshaushaltung und Staatsverwaltung mußte in einer Zeit, wo es unmöglich ward, die europäische Menschheit ferner in den Banden des siebenzehnten Jahrhunderts festzuhalten, nothwendig eine große Zahl enthusiastischer Vertheidiger finden, weil sich schon Gournay vorzugsweise derjenigen Leute annahm, welche jetzt überall neben dem

hohen Adel Sitz und Stimme haben. Es sind nämlich jetzt nach hundert Jahren auch auf dem Continent Wucherer und Speculanten nicht mehr Plebejer, sondern eine Art Patrizier die Geld schaffen, das Leben in eine große Maschine verwandeln, eine neue freiwillige Leibeigenschaft der arbeitenden Classen begründen und fürstlichen Luxus treiben. Gournay, der schon im Jahre 1759 starb, hatte, ehe er ins Ministerium kam, Handelsgeschäfte getrieben, er hatte schon 1729. ein nicht unbedeutendes Handelshaus in Cadix, verband aber, was damals selten war, ein theoretisches Studium mit seinem practischen Geschäfte. Weil seit Colberts Zeiten die Theorie der Handels- und Gewerbspolizei in Frankreich ganz vernachlässigt worden war, so bildete er sich durch das Studium holländischer und englischer Werke, diente seit 1744 dem französischen Ministerium mit seinen Einsichten und ward hernach Intendant des Handels. Als Intendant des gesammten Handlungswesens von Frankreich war er mit Türgot enge verbunden. Er schuf ein französisches System des Handlungswesens, das er aus einem Petty, Davenant, Gee, Child und andern englischen Quellen schöpfte, und wendete die ihm als obern Ministerialbeamten zu Gebote stehenden Mittel an, um auf jede Weise dies neue System durch Schriftsteller und im Leben zu fördern. Auf Gournays Betrieb arbeitete Dangeuil sein Werk über die Handelsvortheile und Nachtheile von England und Frankreich, wobei er einen englischen Schriftsteller zu Grunde legte; Forbonnais brachte Kings brittischen Kaufmann ins Kurze, und Gournay selbst schrieb in Verbindung mit Forbonnais über Handlung im Allgemeinen. Das System, welches Gournay aufstellte und auf jede Weise auch als Beamter förderte, war noch viel weniger als Quesnays System mit den immer noch fort bestehenden Schranken des Feudalismus, der Corporationen, Privilegien und des Particularismus des Mittelalters vereinbar. Gournay behauptete nämlich, daß nicht blos die Beschäftigungen der Staatsbürger, welche Quesnay ausschließend produzirende Arbeit nannte, den wahren Reichthum des Staats ausmache, sondern jede Art Ar-

heit, jeder Kunstfleiß, jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit schaffe nach seinem System und vermehre den Nationalreichthum.

Gournay mußte, wenn sein System der Betriebsamkeit, des Erwerbs, folglich auch der großen Bereicherung des Staats, der die Summe der Einzelnen ist und der Regierung, die aus der Kasse dieses Staats schöpft, in Anwendung kommen sollte, nicht blos wie Quesnay fodern, daß Frohnen, Binnenzölle, Beschränkung des Getraidehandels abgestellt würden; sondern er mußte noch viel weiter gehen. Er eiferte daher gegen Zünfte, Innungen, Monopolien, kurz gegen jede Beschränkung des Handels und aller Arten von Gewerbe. Er war einer von den blinden Enthusiasten der Betriebsamkeit und folglich der Bewundrer Englands und des mächtigen Hebels Alles dessen, was dort geschieht, d. h. des Geldes. Er glich ganz denen, die uns in Deutschland in allen Zeitungen taub schreien, er nahm wie diese weder auf die Verschiedenheit der Lage des Landes, auf Nationaleigenthümlichkeit, auf Religion, Regierungsform und dergleichen die nöthige Rücksicht, er predigte nur England und Gelderwerb. Wir dürfen und wollen uns auf das Innere oder das Wesen seines Systems, auf dessen Werth oder Unwerth, Anwendbarkeit oder theoretische Leere hier nicht einlassen, wir behalten stets nur die langsam und unsichtbar nahende Revolution, der wir hier überall nachspüren, im Auge. In Beziehung auf diese geht von selbst hervor, daß sobald dies System von der Regierung begünstigt ward, die Provinzialabtheilung des Reichs, die Parlamente, die Corporationen, die Privilegien längst in Gedanken vernichtet waren, ehe sie förmlich aufgehoben wurden. Um dieses einleuchtend zu machen, wollen wir einige Hauptfoderungen anführen, welche Gournay schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an seine Nation und an ihre Regierung gemacht hat.

Er foderte, wie oben bemerkt ist, zunächst Freiheit für alle möglichen Zweige des Handels; folglich auch für den Getraidehandel. Gournay verlangte ferner, jeder Bürger des französischen Reichs solle ohne Unterschied und ohne Rücksicht

auf Geburt und Religion zu jedem Gewerbe zugelassen werden. Gournay verlangte, daß der Staat dafür sorgen solle, daß den Bürgern die Möglichkeit zu arbeiten, geschaffen werde, damit dadurch eine Concurrenz und eine Vervollkommnung der Fabrikate erzeugt und zugleich den Käufern der vortheilhafte Kauf in Rücksicht des Preises gesichert sey. Auf dieselbe Weise sollte man alle Hemmnisse entfernen, die dem Verkäufer irgend einen Ausweg verwehrten; alle sollten offen seyn. Beide, sowohl Quesnay als Gournay, wollten die von ihnen vorzugsweise als produzirend begünstigten Classen von Lasten frei machen; dabei mußten sie sich freilich durchkreuzen, und es zeigte sich bald, daß man in unsern Staaten, wie sie sich seit dem siebenzehnten Jahrhundert gebildet haben, unmöglich der einen Classe von Staatsbürgern äußere Vortheile und Erleichterungen verschaffen könne, ohne einer andern etwas zu entziehen. Dies veranlaßte einen ungemein heftigen und bittern Streit zwischen den beiden neuen Schulen der Staatswirthschaft. Dieser Streit war freilich leicht auszugleichen, wenn man nur über die Hauptsache, den Umsturz aller Schranken des Mittelalters, erst einmal einig war; man durfte nur beide Systeme verschmelzen. Quesnay nämlich wollte gleich den Leuten, die in England die Majorität bilden, alle Staatslasten gern vom Gutsbesitzer und Landbauer auf den Capitalisten und Kaufmann und durch diesen auf den Krämer und Arbeiter oder Gewerbsmann wälzen; Gournay wollte, wenn es nicht möglich seyn sollte, wie er eigentlich wünschte, alle auf Gewerbe und Handel ruhenden Lasten ganz abzuschaffen, dies doch so viel als möglich thun und nur allein den Grundbesitz besteuern.

Die beiden Italiener, Filangieri und Beccaria, denen man gewöhnlich ihren Platz neben Montesquieu anzuweisen pflegt, waren dem System Gournays gewogen, und auch der tiefe und scharfe Denker David Hume vertheidigte es. Zwei andere Gelehrte, der eine ein Schotte, der andere ein Franzose, schufen durch Verschmelzung beider Systeme ein Drittes. Wenn wir hier die Geschichte der Literatur der Staatswissenschaft oder

die der Staatshaushaltung selbst schreiben wollten, so würden wir den Schotten Adam Smith zuerst und am ausführlichsten erwähnen müssen, wir dürfen aber seiner nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir nur die Franzosen aufzählen wollen, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch neue Lehren eine neue Staatseinrichtung vorbereiteten. Unter diesen Letzten gebührt dem philosophisch und classisch nach alter gründlicher Weise gebildeten Türgot unstreitig der erste Platz; und dies um so mehr, weil er ganz allein aus wahrem Eifer für die Verbesserung der unbrauchbaren Staatseinrichtungen sich an die Freunde Voltaires, Diderots, d'Alemberts anschloß, nicht aus Leichtfertigkeit oder Eitelkeit. Er war nicht, wie sie, gegen Religion, gegen die guten Seiten des alten Glaubens oder gar gegen die Sittenlehre des Christenthums, welche Entsagen und Entbehren zur Pflicht macht, eingenommen. Uebrigens war auch Adam Smith mit den Personen im Verkehr, die man in Paris philosophische Oekonomisten nannte, und lernte manches in ihrem persönlichen, belehrenden Umgange dort kennen, wo die Unterhaltung stets wissenschaftlicher Art war. Adam Smith legte nämlich die Stelle, die er in Schottland bekleidete, nieder, um den Herzog von Buccleugh auf seinen Reisen zu begleiten, und verkehrte in dieser Zeit (1765) in der Pariser Philosophengesellschaft, wo er wohl gelitten war. Türgot würde indessen, wenn wir hier auch von dem Schotten ausführlicher reden könnten, der Zeitordnung nach eher genannt werden müssen als er, weil Türgot nicht blos sein System in einzelnen Abhandlungen früher entwickelte, oder durch Morellet entwikkeln ließ, sondern auch dieses System erst als Intendant, dann als Minister in Anwendung brachte, ehe Adam Smith sein Werk herausgab. Dies Werk über den Nationalreichthum erschien bekanntlich erst 1776. Das Verhältniß der Schriften des Schotten und Franzosen zu einander zu erklären, ist nicht unser Geschäft, wir haben nur Türgots Verhältniß zur französischen Staatswissenschaft und Staatsverwaltung zu erklären. Türgot, wie Rousseau, Malesherbes, Lafayette und ei-

nige andere Männer dieser bewegten Zeit, gehört, wenn er auch, wie alle Menschen, manchen Tadel mag verdient haben, zu den erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte, die uns mit der Menschheit aussöhnen und für den Schmerz trösten, daß Wissenschaft im Allgemeinen der stillen Tugend ebenso gefährlich ist, als Reichthum. Er erscheint, wie die vorher genannten Männer und auch die Roland und der wackere Lanjuinais, unter der eiteln Bande lockerer Schwelger und Schwärmer, mit Geist prahlender Sophisten und der treulosen den Sinn wie das Kleid wechselnden Rhetoren, als eine edle, von der Hoffnung der Wiedergeburt seiner Nation mächtig gehobene Seele, die freilich getäuscht ward, wie uns alle der Traum der Jugend zu täuschen pflegt.

Türgot stammte aus einer alten, sehr angesehenen Familie der Normandie und war, als er anfangs geistliche Studien machte, um höhere geistliche Würden zu erlangen, Studiengenosse des Abbé Morellet, den wir hier in Verbindung mit ihm aufführen, weil er zwar unter den sogenannten Philosophen nur eine Nebenrolle spielte, aber doch auch von ihnen, wie von Türgot und von der Regierung als Schriftsteller gebraucht ward. Wir können daher auch die besten Nachrichten von Türgots Bemühungen, um theils als Geschäftsmann, Intendant und Minister, theils als Schriftsteller und durch die Literatur, die Verwaltung mit der Foderung der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen, hie und da aus Morellets Denkwürdigkeiten schöpfen. Türgot war in der alten und in ihrer Art vortrefflichen Schule der Sorbonne schon zum theologischen Dialektiker ganz ausgebildet, und war schon recht gründlich gelehrt, als er vor dem Gedanken erschrack, die scholastische Theologie vertheidigen zu müssen, von deren Unhaltbarkeit zu seiner Zeit jeder denkende Kopf in Frankreich überzeugt war. Er ergriff statt des theologischen, das juristische Fach, ward Parlamentsrath und später (1752 u. 53) Referent im königlichen Staatsrathe (maître de requêtes). Dies war um die Zeit, als man eine neue Wissenschaft für das Leben, statt der alten,

welche blos für die Schulen bestimmt war, begründen und unter allen Classen von Menschen durch eine große Encyklopädie verbreiten wollte. Diderot mißbrauchte freilich dieses Organ oder Magazin hernach, um alle Grundsätze und allen überlieferten Glauben zu erschüttern; ursprünglich war aber doch der Plan, alle Wissenschaften, Künste, Gewerbe in einzelnen Artikeln faßlich und den Fortschritten der Holländer und Engländer gemäß zu behandeln; und ganz allein in dieser Beziehung war Türgot Mitarbeiter.

Es waren gerade zur Zeit, als Türgot im Staatsrath war, mehrere Männer bei den Finanzen angestellt, die man zu den ausgezeichnetsten Franzosen zählen kann und diese waren um so eifriger bemüht, Verbesserungen einzuführen, je schlechter das ganze System, je härter der Druck und je häufiger der Wechsel der Finanzminister war. Derselbe Fall war beim Unterrichtswesen und bei der Censur. Wir wollen nur einige Namen nennen, um zu zeigen, daß selbst unter den Beamten der ganz absoluten Regierung schon in der Mitte des Jahrhunderts die Ueberzeugung herrschend geworden war, daß es unmöglich seyn werde, das alte System auf die alte Weise durchzuführen. Malesherbes war Director des Büchterwesens, Trüdaine de Montigny, Vater und Sohn, Intendanten der Finanzen; Gournay, Intendant des Handlungswesens; Türgot, Berichterstatter im Staatsrath. Diese Männer boten Alles auf, um die Gemüther auf eine durchgreifende Reform vorzubereiten. Sie suchten vorerst nur noch durch Abhandlungen, durch Bücher, durch Artikel der Encyklopädie, für den Zweck zu wirken, den sie als Geschäftsmänner damals noch nicht offiziell befördern durften. Türgot studierte in dieser Zeit Quesnays Schriften sehr sorgfältig, denn dieser konnte für seinen menschenfreundlichen Zweck mehr wirken, als einer der Minister, da er den König und die Pompadour gewissermaßen in seiner ärztlichen Hand hielt. Mit Gournay war Türgot durch die Geschäfte verbunden und fast täglich in seiner Gesellschaft; er mußte daher ganz natürlich auf den Gedanken kommen, die beiden,

nur scheinbar widerstreitenden Wirthschaftssysteme seiner beiden Freunde miteinander zu verbinden. Dies geschah zuerst in einigen Artikeln, die er für die Buchstaben E und F der großen Encyklopädie lieferte. Diese Artikel (expansibilité, existence, étymologie, foire, fondation) sind vollständige Abhandlungen, welche eine Reihe von Bogen füllen. Die Artikel foire und fondation, wie der vierte bis siebente Band von Türgots 1810 erschienenen Werken, enthalten den vollständigen Inbegriff der Lehre, die er aus der Vereinigung der Grundsätze Gournays und Quesnays durch die Anwendung des wesentlichen Inhalts ihrer Schriften auf die Verbesserung der französischen Staatswissenschaft und Staatswirthschaft bildete. Seinen Schulcameraden Morellet, der sich auch an die sogenannten Philosophen angeschlossen hatte und durch sie in die Academie gebracht war, sonst aber zu den vielen gewandten Franzosen gehörte, die jeden gegebenen Gegenstand, der nicht gerade tiefes Denken oder ausgebreitete Gelehrsamkeit erfordert, stylistisch behandeln können, führte er bei Gournay und Trüdaine ein, damit sie durch ihn das Publikum, wie man das nennt, bearbeiten ließen. Morellet ward von diesen praktischen Oekonomisten für ihre Zwecke auf dieselbe Weise gebraucht, wie die Minister in unsern Tagen, besonders in England und Frankreich, Hunderte von Menschen im Dienst haben, um für das Publikum Wahrheit zu fabriziren.

Den letzten Punkt wollen wir zunächst verfolgen, weil sich bei der Gelegenheit ergiebt, daß die bis dahin ganz verachtete öffentliche Meinung, die in unsern Tagen sehr oft mächtiger ist, als Beamte, Bajonnette, Polizei, Censur und Gensdarmerie, schon damals von den Ministerien benutzt wurde, um die Macht des Vorurtheils durch künstliche Rede zu bekämpfen. Morellet ward zuerst von Trüdaine auf dieselbe Weise gebraucht, wie sich später Türgot selbst seiner bediente. Trüdaine machte nämlich um 1758, auf Veranlassung Gournays, der im folgenden Jahre starb, den ersten Versuch, wenigstens die Aufhebung derjenigen lästigen Handelsbeschränkungen durchzusetzen, welche durch despo-

tische Maßregeln, ja, durch Haussuchungen u. s. w. aufrecht erhalten werden mußten. Die Vertheidiger der Vorurtheile und Privilegien, denen solche Männer wie Trüdaine und Türgot, die unendlich weit von jeder Leichtfertigkeit entfernt waren, verhaßter waren als die Holbachs und Diderots, besonders aber als der in der großen Welt vielmehr hochgefeierte Helvetius, hatten auch ihre Sophisten, welche jedes Vorrecht, jedes durch die Zeit zum Recht gewordene Unrecht, jede Beschränkung des Bürgers mit Scheingründen zu vertheidigen suchten. Gegen einen dieser Schriftsteller, den Moreau, mußte Trüdaine Morellet so gebrauchen, wie Voltaire durch ein Wortspiel (mords-les) zu verstehen gab, daß man ihn gegen die Obscuranten gebrauchen könne. Moreau hatte sich gegen die Encyklopädisten und gegen den Urheber der neuen Staatswissenschaft auf dieselbe Weise erhoben, wie ähnliche Leute unter uns sich jetzt für den Glauben des Mittelalters oder für die hölzerne Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts erheben. Gegen solche Leute ist jede Waffe der gesunden Vernunft unbrauchbar, sie lassen sich nur mit Hohn und Spott bekämpfen. Man sieht, damals wie in unsern Tagen, konnten am Ende nur Skoptiker und Skeptiker das Feld behaupten, denn wer vernünftig und gemäßigt redete, ward verfolgt oder in die Bastille gesetzt. Dies widerfuhr Marmontel und widerfuhr auch Morellet, der, nachdem er zuerst über eine mit Politik und Religion nicht in der entferntesten Verbindung stehende Frage, den Vertheidiger jedes Vorurtheils, Moreau, bekämpft hatte [8], mehrere ähnliche Schriften für die neue Staatspolizei gegen die alte schrieb. Uebrigens war Trüdaine selbst ein Beispiel, wie es unter der alten Regierung in Frankreich zu gehen pflegte. Er ließ durch Morellet schreiben, er selbst handelte wenig, denn die Inten-

8) Morellet schrieb im März 1758 im Auftrage des Commerzcollegiums die Schrift: Reflexions sur les avantages de la libre fabrication et de l'usage des toiles peintes en France.

dantenstelle war von seinem Großvater an seinen Vater und von diesem an ihn übergegangen.

Das Handelskollegium und alle verständigen Männer in Frankreich waren für das seit 1754 aufgestellte System gewonnen, die Kaufleute, welche die Vortheile des Systems der Hemmungen, Beschränkungen, Hinderungen genossen, waren dagegen; das Ministerium selbst war genöthigt, die öffentliche Stimme bei jedem Schritt anzurufen, den es thun wollte, um Verbesserungen zu machen. Es wollten z. B. schon 1762 die Mitglieder des Handelscollegiums alle Zölle an die Gränzen verlegt haben, es sollten zugleich alle Schutzzölle, wie man sie nennt, aufgehoben werden, welches Letztere allerdings sehr übereilt gewesen seyn würde, es erhob sich ein mächtiges Geschrei dagegen. Der Widerstand kam aber nicht von denen, welche Recht gehabt hätten, zu protestiren, daß mit den Reichsbürgern nach einem im Cabinet ausgeheckten System Versuche gemacht würden, sondern von einer ganz andern Seite. Die Kaufleute, die mit den durch Zölle im Innern geschützten Waaren Handel trieben, hatten einen größern Einfluß, als die Fabrikanten in Lothringen und Bar, welche durch die Aufhebung der Schutzzölle gewinnen sollten. Das Ministerium suchte durch Morellet das Geschrei der Begünstigten durch die öffentliche Meinung zum Schweigen zu bringen. So wie Türgot als Intendant in Limoges das unerhörte Beispiel gab, daß man aus seinen Schreiben, Verordnungen, Einrichtungen, ein Handbuch der Verwaltungslehre nach menschenfreundlichen, aufgeklärten, aber zugleich der bestehenden Religion und den hergebrachten Sitten angepaßten Grundsätzen hätte zusammensetzen können, so war es ein unerhörter Schritt, daß die Behörde durch Morellet ans Volk appellirte. Die Handelsleute nahmen darauf ebenfalls ihre Zuflucht zu einem Schriftsteller, und es schien einige Zeit hindurch, als ob schon mit dem Ende des siebenjährigen Kriegs die Zeit beginnen werde, wo man öffentliche Angelegenheiten auch öffentlich verhandeln würde. Es schrieb nämlich zu Gunsten der Kaufleute, auf deren Seite auch Necker stand,

derselbe Coster, dessen sich hernach Necker auf die Weise bediente, wie Morellet von Türgot gebraucht ward. Dieser Coster ist es, der zur Zeit der Versammlung der Notabeln für Necker gegen die Parlamente schrieb.

Leider war der damalige Zustand von Frankreich in jeder Rücksicht mit dem jetzigen von Deutschland zu vergleichen; man erkannte nämlich freilich das Alte nicht mehr an, das Neue konnte aber auch keinen Platz gewinnen, und wenn es in einem Augenblick den Anschein hatte, als wenn man einen neuen Weg betreten wolle, so erschien gleich hernach plötzlich der ganze alte Despotismus wieder in seiner furchtbarsten Gestalt. Dies zeigte sich in Beziehung auf öffentliche und wissenschaftliche Verhandlung der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft und der damit verbundenen Staatspolizei, sobald ein theologischer Jurist Finanzminister geworden war. L'Averdy war nämlich kaum zum Controlleur der Finanzen ernannt, als er um 1764 ein Decret (arrêt du conseil) erließ, welches nach der damaligen Verfassung volle Kraft eines Gesetzes hatte, worin bei Strafe einer Verfolgung der Polizei, nicht der ordentlichen Gerichte, wo man sich vertheidigen kann und nur nach bekannten Gesetzen verurtheilt wird, verboten ward, irgend etwas über Verwaltungssachen oder über die Regierungsmaßregeln überhaupt drucken zu lassen. Gegen diese Verordnung wollte Morellet bescheidene Einwendungen drucken lassen, seine Schrift mußte aber erst L'Averdy mitgetheilt werden, damit er Erlaubniß zum Druck gäbe, diese verweigerte er in einer Randbemerkung, welche wir unten wörtlich mittheilen, weil die Abfassung so ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Styl und mit dem übermüthigen Ton hat, in welchem noch jetzo in Deutschland die decretirenden Juristen auch sogar in unsern Kammern oft zu reden pflegen *). Unmittelbar auf diese despotische Zeit

*) Die Worte waren: pour parler d'administration, il faut tenir la queue de la poêle, être dans la bouteille à l'encre et que ce n'est pas à un ecrivain obscur, qui n'a pas cent écus vaillant, à endoctriner les gens en place.

eines l'Averdy und dü Terray folgte unter dem Einfluß der Oekonomisten wieder eine Aufregung zur philanthropischen Reformation des Bestehenden, die von den Behörden selbst angeregt ward. Schon zwei Jahre nach jener schnöden Bemerkung l'Averdys ließ Malesherbes durch Morellet Beccarias Werk über die philanthropische Verbesserung der Criminalgesetzgebung des Mittelalters, der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Carls V. und der cannibalischen Justiz der französischen Parlamente (das Buch dei delitti e delle pene) ins Französische überzezzen, und zehn Jahre nachher ließ das Ministerium eine ganze Fluth von Schriften aussenden. Wie verblendet die Leute waren, welche, ohne die furchtbaren Scenen der Revolution, allen Foderungen der Zeit zum Trotz, alles Alte unter neuer Form würden festgehalten haben, kann man daraus sehen, daß die grundgelehrten aber barbarischen Juristen der Parlamente, bis zu deren Auflösung auch nicht das Geringste an ihrer Justiz änderten, obgleich schon in den siebenziger Jahren Beccarias neues System so freudig begrüßt ward, daß Morellets Uebersetzung innerhalb sechs Monaten sieben neue Auflagen erfuhr.

Im Jahre 1769 wollte man, dem neuen Grundsätzen angemessen, die ostindische Gesellschaft, also eine gewisse Art privilegirten Handels aufheben, die Gegner der Compagnie hatten auch in dieser Sache Necker, der damals schon angefangen hatte, Türgots System und Morellets Schriften zu bestreiten, gegen sich, der Controlleur d'Invaux nahm daher aufs neue zu Türgots Verfechter, Morellet, seine Zuflucht. In dieser Sache ward schon der Streit ganz wie in constitutionellen Staaten durch Schriften geführt; ein Theil des Hofs war für Necker, ein anderer für den Controlleur, der, wie jezt zu geschehen pflegt, seinem Vorfechter auch alle offiziellen Actenstücke mittheilte. Gleich im folgenden Jahr 1770 gebrauchte ihn Choiseul und Trübaine im Sinne des ökonomistischen Systems, um gegen Gallanis berühmte Schrift über den Getraidehandel (dialogues sur le commerce des blés) für die völlige Freiheit dieses Handelszweigs zu schreiben.

Aus diesen Notizen über die Verbindung des ökonomistischen Systems mit der öffentlichen Behandlung der Materien des Staatsrechts, der Staatspolizei, der Finanzen von philosophischen Köpfen, die nicht Beamte, sondern gewissermaßen Repräsentanten der Intelligenz ihrer Zeit waren, während der härtesten und finsterſten Zeit, geht von selbst hervor, welche historische und politische Bedeutung Türgots System erhielt, als er Minister geworden war. Von dem Augenblick an war es unmöglich, daß ein blos in der Praxis und durch die Praxis gebildeter Mann aus dem Dunkel seines Cabinets, ohne Theorie und ohne den Beistand von Schriftstellern, das überall und von allen Seiten gefährdete Schiff des Staats steuern könnte. Nach Türgot folgte Necker, und als dieser entfernt ward, konnten Joly de Fleury und d'Ormesson mit der alten Weisheit von Parlamentsräthen nicht ausreichen, man mußte in Calonnes Person einen Mann wählen, der mit leicht fließender Rede und mit einer geübten Feder seine Sache, wenn auch nur mit Scheingründen, vertheidigen könnte. Dies nöthigt uns, der folgenden politischen Geschichte wegen noch einmal auf Türgots System zurückzukommen, weil Necker von Handlungs- und Baukgeschäften zu den Staatsgeschäften übergegangen, als Schriftsteller eine andere Theorie und als Ministerialdirector eine andere Praxis vertheidigte und übte als Türgot.

Türgot hatte als Intendant, oder wie wir sagen würden, als Civilgouverneur der Generalität von Limoges, Gelegenheit, durch die Anwendung seiner Grundsätze auf einen gewissen bestimmten Landstrich, besonders den Theil seines Systems, der aus Quesnay geschöpft war, anzuwenden und die Wohlthätigkeit der neuen von ihm vorgeschlagenen Methode der Verwaltung zu erproben. Wir haben daher schon oben bemerkt, daß die zahlreichen Actenstücke seiner Verwaltung des Limousin, nicht blos zeigen, was er hernach als Minister in Frankreich durchsetzen wollte, sondern auch als Handbuch seines ganzen ökonomistischen Systems betrachtet werden können. Ein Theil dieser von Düpont in unserm Jahrhundert herausgegebenen

Actenstücke, z. B. die Umlaufschreiben an seine Unterintendanten, an die Steuer-Commissarien, an die Polizeibeamten, an die Municipalräthe, an die Pfarrer seiner Generalität, sind unter Napoleons Regierung sowohl von Dupont, als von andern ihm ähnlichen, edlen und würdigen Verwaltungsbeamten praktisch benutzt worden. Ein anderer Theil begreift die Rathschläge und Vorschläge im königlichen Rath (Avis au conseil) und diese sind auf eine andere Art, nämlich historisch, brauchbar. Man lernt daraus die schauderhafte Ungleichheit des Drucks des damaligen Steuersystems, die er hervorhebt und deutlich macht, um die dringende Nothwendigkeit einer Reformation zur Vermeidung eines gewaltsamen Zerreißens des Staatsbandes dem Könige selbst einleuchtend zu machen. Er schlägt daher eine bessere Vertheilung der Hauptsteuern vor; er dringt dabei besonders auf einen noch bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Frankreichs vernachlässigten Punct. Er macht nämlich aufmerksam, daß dem eigentlichen Landbau zu wenig Sorgfalt gewidmet werde, und daß man nicht genug darauf achte, daß dem Bauernstande zu viel Menschen entzogen würden, worüber man noch gegenwärtig oft klagen hört. Vieles von dem, was er anführt, ist freilich durch die Revolution weggespült worden und unter diesem Frohnden und Zehnten, deren nachtheiligen Einfluß im alten Frankreich man besonders aus diesen Vorstellungen Türgots kennen lernt. Wie sich das alte System der großen Landgüter und der Unzertheilbarkeit derselben zu der Vertheilung in kleine Stücke verhält, lernt man ebenfalls aus seinen auf Erfahrung in Limoges gegründeten Berichten über den Unterschied der Cultur bei größeren und kleineren Gütern.

Türgot lebte nur für die seiner Pflege Empfohlenen, er fühlte, wie wohlthätig sein System dem Limousin war, er schlug die bedeutenderen Intendantschaften, die ihm in Rouen, Lyon und an andern Orten angeboten wurden, aus, weil er gern die Frucht von dem sehen wollte, was er gesäet hatte. Man zählt ihn freilich zu den Philosophen und Encyklopädisten, doch

war er von der himmelstürmenden Frechheit, die man vielen von ihnen mit Recht vorwirft, unendlich weit entfernt. Als vortrefflicher Beamter sah er den praktischen Nutzen des religiösen und moralischen Gefühls, welches durch einen verständigen Cultus genährt wird, zu gut ein, um sich einzubilden, daß er ohne Religion Volksglück gründen könne. Er bewies, wie Condorcet, den größten Unwillen gegen die gottlose aristokratische egoistische Philosophie des Helvetius und eben so viel Achtung gegen die Einrichtungen der katholischen Kirche und gegen würdige Seelsorger, als Abneigung gegen Fanatismus, Jesuitismus und Papismus. Will man Türgots und der übrigen Oekonomisten Verdienst um die Reform der ganzen französischen Staatsverwaltung beurtheilen und lernen, wie weit man noch zur Zeit des siebenjährigen Kriegs in Frankreich hinter der Zeit zurück war, so darf man nur den ersten Band, der in neun Bänden herausgegebenen Schriften Türgots durchblättern. Man findet nämlich in diesem Bande den wesentlichen Inhalt und die Beziehung der in den folgenden Theilen abgedruckten Actenstücke seiner Amtsverwaltung und seiner Geschäftsarbeiten angegeben.

Als Türgot Minister wurde, gebrauchte er Morellet, um seine Ideen in einem Gewande zierlicher Rede dem großen Publikum vorzustellen und ihn selbst gegen die Angriffe der wüthenden Vertheidiger alles Alten und aller Vorurtheile zu vertheidigen, denn er war edel genug, seine Gegner nicht durch die Macht, die ihm als Minister zu Gebot stand, niederschlagen, sondern durch Gründe widerlegen zu wollen. Die Frage über Getraidehandel, über Sperre nach Außen, über Hindernisse des Verkehrs der einen Provinz mit der andern, kam zuerst zur öffentlichen Verhandlung. Bei dieser Gelegenheit kämpfte der Advocat Linguet, der noch in den achtziger Jahren eine solche Celebrität hatte, daß sich sogar Kaiser Joseph II. seiner bediente, gegen Türgot. Dieser war leicht widerlegt, weil seine Redekunst flache Declamation war, und man offenbar sah, daß er um Wahrheit und Recht unbekümmert, nur Paradoxen suche, um an ihnen seine Sophistik zu beweisen. Die erste Probe sei-

ner Advocatenkunst, die ihn berühmt machte, noch ehe er durch seine vielfältigen Abenteuer bekannt ward, hatte er abgelegt, als er die Vertheidigungsschriften für den Herzog von Aiguillon und die für den Grafen von Morangies schrieb; auch in dem Streit über den Getraidehandel nahm er die Parthei der Freunde des Alten. Wie weit man schon damals in Frankreich den Mißbrauch der rednerischen Schriftstellerei treiben durfte, lernt man nicht besser, als wenn man Linguets alberne Schrift gegen Brod und Brodkorn und gelegentlich gegen die Freiheit des Handels durchsieht. Er verfolgte nämlich mit einem wüthenden Hasse die Mitglieder der Academie und die Encyklopädisten, und greift ihr Steckenpferd an, blos um sie selbst hart mitnehmen zu können.

Einen solchen Gegner wie Linguet konnte man leicht widerlegen; aber auch Necker erhob sich gegen Türgots Theorie. Dieser war damals Mittelpunct eines glänzenden Kreises, der sich bei seiner Gemahlin versammelte, und entzückt war, daß ein Mann, dessen Ansehn in Paris fast eben so groß war, als das der Oekonomisten, ihre Meinung und ihren Vortheil gegen den Minister verfechten wollte. Stolz auf ihren Beifall vertheidigte er in dem Buche über Gesetzgebung in Beziehung auf das Getraide und auf den Kornhandel im Allgemeinen ein System, welches dem von Türgot aufgestellten gerade entgegengesetzt war, und suchte Türgots Gründe zu widerlegen. Das Buch machte großes Aufsehen und Türgot wie alle Systematiker und Doctrinärs, also auch Necker, zeigte sich als etwas zu sehr von sich eingenommen, als er so schnöde ablehnte, vor dem Druck mit Necker über den Inhalt zu disputiren. Er bot dagegen Morellet aufs neue auf, und dieser mußte eine Widerlegung Neckers abfassen.

Dieser Streit der beiden Minister Türgot und Necker, welche beide, aber auf verschiedene Weise, dem Bestehenden entgegen waren, weil es ihnen unhaltbar schien, wird dadurch besonders historisch wichtig, daß jeder von ihnen eine gewisse Parthei und eine Meinung derer, welche Reformen foderten,

repräsentirte, und daß darüber in einer Zeit absoluter Herrschaft öffentlich, wie in einer Deputirtenkammer, von ihnen und ihren Freunden in gedruckten Schriften debattirt ward. Necker war freilich damals noch Privatmann, er war aber ein angesehener Bankier, der nicht blos mit der Theorie des Handelswesens sehr vertraut war, sondern auch große Erfahrung hatte, er war daher eine bedeutende Auctorität. Morellet erkennt dies nicht an, er wirft Necker vor, was oft den Genfern wegen ihres doctrinären Treibens, ihrer Eingebildetheit von sich selbst und ihres Wortschwalls vorgeworfen wird. Er sagt nämlich in seiner Schrift von Neckers dickem Buche: Es würden darin gar viel Worte und Phrasen gemacht; alles Gerede führe aber doch am Ende zu einem ganz unbedeutenden Resultat. Morellet gab daher seiner Schrift auch nur den Titel einer Rezension des Neckerschen Buchs (Analyse de l'ouvrage de la législation et du commerce des blés).

Wir sollten jetzt noch von einigen andern, von Mirabeau, Beaumarchais, Brissot, La Clos oder richtiger de la Close, Louvet, Condorcet, der Frau Roland und andern reden, diese aber gehören schon der Revolution an, wir können ihrer daher erst im folgenden Bande gedenken.

Des zweiten Abſchnitts drittes Capitel.

Deutſche Literatur in Rückſicht auf öffentliches und häusliches Leben, auf den Ton der Geſellſchaft und herrſchende Sitten.

§. 1.

Philoſophie und Theologie auf deutſchen Schulen und Univerſitäten bis auf die Einführung der Kantſchen Philoſophie auf zwei deutſchen Univerſitäten.

A. Philoſophie.

Die Geſchichte der neuern deutſchen Philoſophie als Wiſſenſchaft gehört in dieſes blos der Aufzählung der Erſcheinungen der Zeit gewidmete Werk nicht, und es wäre Anmaßung von Seiten des Verfaſſers, Führer in einem Gebiet ſeyn zu wollen, das ihm zwar keineswegs fremd iſt, welches aber jeder, der nicht ganz darin einheimiſch iſt, immer mit einer heiligen Scheu betreten muß. Er bleibt daher blos beim Aeußern ſtehen. Es kommt hier nur darauf an, zu zeigen, welchen Gang in einem Lande, wo im achtzehnten Jahrhundert noch alle Gebildete der höhern Claſſen und alle höhere Bildung der ganzen Nation von den gelehrten Schulen, von den Univerſitäten und von ihren Kathedern ausging, wo die ganze Literatur von der Schulphiloſophie abhängig war, der philoſophiſche öffentliche Unterricht bis auf Kants Anerkennung unter den Gelehrten genommen hatte. Um uns nicht in Literarhiſtorie zu verlieren und durch Ausführlichkeit den Leſer zu ermüden, reden wir nicht von allen Philoſophen und von allen Univerſitäten, ſondern heben nur einige aus, indem wir dem Leſer überlaſſen, Anderes nach der hier befolgten Weiſe beizufügen, oder auch das Angeführte zu berichtigen. Dies iſt leicht, beſonders wenn man in die Sache tiefer eingedrungen iſt, als der Verfaſſer eines allgemeinen Werks nöthig findet, der nicht ergründen, ſondern nur den

Weg zeigen will. Wir glauben unsern Zweck zu erreichen, wenn wir unter den Universitäten nur auf Leipzig, Halle, Jena, Frankfurt an der Oder, Göttingen, den Blick richten. In Halle hatte Wolf zwar, als er aus Marburg durch Friedrich II. dahin zurückgerufen ward, das glänzende Auditorium nicht wieder gefunden, welches er gehabt hatte, ehe die Pietisten ihn durch Friedrich Wilhelms Machtwort, gleich einem Verbrecher von dort trieben, doch herrschte seine Philosophie jetzt schon in ganz Deutschland. In einer bedeutenden Menge dicker, in barbarischem Latein abgefaßter Quartanten ward seine sogenannte mathematische, alles Mögliche demonstrirende und definirende Philosophie über alle Wissenschaften und Fächer verbreitet, auf allen Kathedern gelehrt und sogar in Verbindung mit Dogmatik auf den Kanzeln gepredigt. Wolf hatte nur einen einzigen bedeutenden Gegner in Deutschland, Crusius in Leipzig, der sich näher an den Scholasticismus hielt. Dieser war ein tiefer Denker und scharfer Dialektiker, was bekanntlich mit Beschränktheit an derer Art sehr gut bestehen kann, weil er aber in seiner Art ganz consequent war, so dringt auch Kant darauf, daß man Crusius Logik und Metaphysik erst studieren solle, ehe man seine Bücher lieset, weil diese gerade gegen das Alte gerichtet sind.

Obgleich Wolf als Universitätslehrer selbst in der letzten Zeit wenig wirkte, so lebte doch er und die durch ihn in Compendien und Lehrbücher gebrachte leider zur Pedanterei gewordene, an sich geistreiche Leibnitz'sche Philosophie durch die beiden Baumgarten auf den Kathedern fort. Der Eine dieser beiden Baumgarten war in Halle das Orakel der Wolf'schen oder Leibnitz'schen theologischen Philosophie, der Crusius seine Scholastische entgegensetzte; der Andere, Alexander Gottlieb Baumgarten, zog eine große Frequenz von Studierenden nach Frankfurt an der Oder. Er zeichnete sich besonders durch seinen Vortrag aus, und Nikolai, der damals in Frankfurt die Buchhandlung lernte und ihm zuweilen zuhörte, sagt, er habe außer Platner Niemand gehört, der mit ihm zu vergleichen ge-

wesen wäre. Er ist bekanntlich der Erfinder einer neuen philosophischen Wissenschaft, der Aesthetik, welche hernach von seinem Schüler Sulzer, der zur Zeit der Rammler, Gleim, Kleist u. s. w. Orakel der schönen Wissenschaften in Deutschland war, nach Berlin verpflanzt ward. Dieser Baumgarten, war praktischer Philosoph, und ward dadurch dem deutschen Leben, welches sich mehrentheils von aller Philosophie, wie die deutsche Philosophie fast immer vom Leben entfernt, nützlicher, als der spitzfindige theologische Hallenser Baumgarten. Aus der Frankfurter Schule kam der Moraltheolog Töllner, auch der Buchhändler Nicolai, der sich unterstand, wie in allen Dingen, so auch in der speculativen Philosophie, seinen derben gesunden Menschenverstand zum Richter über Dinge zu machen, die ganz außer seinem Kreise lagen, als er sein Schimpfen gegen Kant in einer platten Schrift rechtfertigte*). Dieser berief sich darauf, daß er Baumgartens Collegienhefte gelesen, dessen Schüler befragt und zugleich Wolfs deutsche Schriften studiert habe. Baumgarten zog so viele Studierende nach Frankfurt, daß unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege, in welchem die Stadt außerordentlich viel gelitten hatte, der Bürgermeister derselben dem Könige Friedrich vorschlug, ihr dadurch einen Schadenersatz zu geben, daß er wieder einen Philosophen wie Baumgarten dahin riefe. Friedrich überließ die Sache an Guichard (Quintus Icilius), der zum Rathgeber für Berufung eines Wolf'schen Philosophen um so passender schien, als er selbst Verehrer der Wolf'schen Philosophie war. Guichard empfahl gleichwohl einen Mann, der in vielen wesentlichen Dingen von den Wolfianern abwich, weil gerade dieser damals für den besten Lehrer der Philosophie in Deutschland galt. Dieser Mann war Darjes, den man unter den allervortheilhaftesten Bedingungen aus

*) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften, dieselbe betreffend und über die Herrn Kant, J. B. Erhard und Fichte. Von Friedrich Nicolai. Eine Beilage zu den neuen Gesprächen zwischen Christian Wolf und einem Kantianer. Berlin und Stettin 1799, volle 266 Seiten.

Jena nach Frankfurt rief. Darjes war ursprünglich in Rostock zur Philosophie eines scholastischen Lutherthums gebildet worden, war aber schon früh nach Jena gegangen, wo ihn Carpov zum Fanatiker für Wolfs Lehre machte. Da sich besonders in Deutschland fast jedes Mal, wenn in der Philosophie oder in der Theologie eine andere Richtung genommen wird, oder ein neues Sectenhaupt auftritt, oder eine Schule gebildet wird, eine blinde Wuth der Anhänger des neuen philosophischen oder theologischen Propheten bemächtigt, so hat das, was Darjes selbst von seiner philosophischen Verblendung zur Zeit seiner ersten Bekehrung zum Wolfianismus sagt, für die Bildungsgeschichte der deutschen Nation nicht geringe Bedeutung.

Darjes gesteht nämlich, daß er, sobald er sich in der Wolfischen Demonstrir- und Definirmethode stark gefühlt habe, unbekannt mit der Welt, ohne Studium der Alten, ohne Kenntniß irgend einer der realen Wissenschaften, sich mit einem unglaublichen Dünkel in seinen luftigen Höhen aller Welt überlegen gefühlt habe. Wir wollen seine Worte unter dem Text anführen, um zu zeigen, daß Nicolai, der die Wolfianer preiset, die Kantianer, Fichtianer u. s. w. aber der Vermessenheit anklagt, vielmehr die menschliche und besonders die deutsche Universitäts-Natur hätte anklagen sollen [10]). Dies war schon im Jahr 1735, und Darjes gerieth wegen seiner Wolfischen Kühnheit mit den Theologen, die damals noch die Polizei über die

10) Da sich die Erscheinung unter uns fast in jedem Jahrzehni ganz auf dieselbe Weise wiederholt, so wollen wir Darjes Worte hierher setzen. Er sagt: der mir etwas wider die Wolfischen Lehrsätze sagte, der war mein Feind und in meinem Herzen hielt ich ihn für einen Menschen von blödem Verstande. — — Die Anlage war da zu einem philosophischen Klopffechter. Ich war klüger wie andere; anderer Lehren konnte ich mit der schönsten Wendung gefährlich schildern, und wer nicht lehrte, was Wolf gelehret, der war in meinen Augen verächtlich. Ich konnte auch vortrefflich schimpfen. Nur eine einzige Eigenschaft eines philosophischen Klopffechters fehlte mir noch — — ich konnte von andern und über andere in ihrer Abwesenheit nicht übel reden, ich konnte hinter ihren Rücken ihre Lehren nicht so schildern, daß sie ihnen schaden konnten u. s. w.

Philosophie hatten, worauf sie jetzt anfangen, wieder Anspruch zu machen, in einen förmlichen Prozeß und wandte, weil mit den Theologen bekanntlich nichts anzufangen ist, seine Philosophie lieber auf Jurisprudenz an. Er lehrte bis 1763 in Jena besonders Moral und Naturrecht, während Baumgarten in Halle und Crusius in Leipzig theologisch philosophirten. Er gab das Demonstriren nach und nach auf und gehört unter die Ersten in Deutschland, welche lieber für Leben und für die Geschäfte durch die Philosophie wirken wollten, als Schule und Secte bilden, was freilich später der Wissenschaft schadete, der erst Kant wieder zu ihrem Rechte half.

Merkwürdig für die Geschichte der deutschen Nation ist sowohl das Aufsehen, welches Wolf zur Zeit Friedrich Wilhelms I. in ganz Deutschland erregte, als der Zulauf, den Darjes in Jena hatte. Sein Naturrecht zog besonders viele Studierende herbei und er hatte in dem kleinen Jena so viele Zuhörer, als er kaum in Paris hätte haben können. Vier bis fünfhundert war eine gewöhnliche Zahl, und da sie auch der größte Hörsaal nicht faßte, so waren im Sommer die Treppen besetzt, und man lehnte Leitern an die Fenstern, um noch einigen Platz zu verschaffen. Als er an Baumgartens Stelle, zugleich aber als Jurist nach Frankfurt an der Oder kam, ward er zwar dort bis an seinen Tod (1792) von Juristen gern gehört, die eigentliche Philosophie ward aber in Deutschland seit dem Ende des siebenjährigen Kriegs mehr als Liebhaberei als wissenschaftlich getrieben, wenn wir Crusius ausnehmen. Dies war sehr zum Vortheil der deutschen Literatur, des Lebens und des Styls; die Erforschung der innern Natur des Menschen und des Verhältnisses seines Denkens und Wollens zur Naturnothwendigkeit machte dagegen keine Fortschritte.

Belletristen wie F. H. Jacobi und Herder bemächtigten sich einige Zeit hindurch der auf den Universitäten erstarrten Philosophie; Lessing und Mendelssohn, obgleich tiefe und gründliche Denker und tüchtige Gelehrte glaubten mit Recht, daß der Beruf, eine Nation aus dem Schlummer des Mittelalters zu wecken,

größer sey, als der, ein System für Schulen und Katheder zu schaffen. Sie suchten, wie die Engländer und Franzosen, die damals ganz verfinsterte Religion durch Philosophie zu erhellen, ohne darum den modischen Theorien der französischen Academiker zu huldigen. Sie leisteten für Deutschland, was ihr Zeitgenosse David Hume für England geleistet hatte und bewiesen zugleich, daß man auch in deutscher Sprache tiefe Gedanken vorbringen könne, ohne unverständlich und barbarisch zu reden; Mendelssohn ward freilich dabei etwas positiver als es einem Philosophen erlaubt ist, der eigentlich kein System hat. Er wollte die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode demonstriren, da sich doch Alles Jenseitige nur glauben, nicht demonstriren läßt, wenigstens, was den Kanzelrednern die Sache leicht macht, nur zur Befriedigung dessen, der den Glauben schon mitbringt. Mendelssohn wagte sich also, ohne es zu wissen und zu wollen, in das Gebiet der Religion.

Die gegen 1780 auf den Kathedern herrschende willkührliche Verbindung von allerlei Sätzen und Lehren aus allerlei Systemen, aus den Alten, sehr oft aus der Predigt und dem Katechismus, oder auch zuweilen aus dem ersten besten berühmten Franzosen, kurz aus lauter auf gut Glück entlehnten Gedanken, und das Gerede in den Tag hinein nannte man in Deutschland eklektische Philosophie. Diese Art Philosophie ward nach dem siebenjährigen Kriege so beliebt, daß man 1768 einen Mann, der zu den achtbarsten Gelehrten Deutschlands gehört, den würdigen Feder, ausdrücklich darum nach Göttingen rief, um auch dort Popularphilosophie und Moralphilosophie, wie man das nennt, emporzubringen. Wenn nämlich Göttingen erwähnt werden soll, kann blos von Feder die Rede seyn, denn Meiners verdient kaum genannt zu werden, weil seine Vorlesungen, die niemand besucht haben würde, wenn er sie nicht öffentlich gelesen hätte, noch sehr viel schlechter waren, als seine elend zusammengestoppelten Bücher, aus denen er sie wörtlich abschrieb. Dies kann der Verfasser dieser Geschichte aus eigener Erfahrung bezeugen, da er die Geduld gehabt hat, ohne ein

einziges Mal zu versäumen, ihn ein ganzes halbes Jahr hindurch eine Vorlesung wörtlich vom Heft, nicht figürlich, sondern ganz eigentlich abſingen zu hören.

Als Feder um 1768 nach Göttingen kam, welches in dieſer Zeit und in den folgenden zwanzig Jahren die Univerſität der Prinzen, der Nobleſſe und der damals Deutſchland regierenden Jüriſten des erſten Rangs war, lag dort die Philoſophie ganz danieder, nicht blos, weil man ihr von jeher und fortdauernd, und das mit Recht, in Hannover und in London gram war, ſondern auch zufällig. Hollmann war alt und kann kaum unter den Philoſophen genannt werden, ſo manche nützliche Kenntniſſe er auch hätte; der Cruſianer Weber wurde mit Verachtung betrachtet. Becmann, der ſich zu Wolfs Syſtem bekannte, fand keine Zuhörer; Feder wollte daher in Darjes Spuren treten, der damals in Frankfurt, wie vorher in Jena, die Juriſten bezauberte. Er wollte, als er ſeine Vorleſungen begann, Darjes Moral zu Grunde legen; allein man bedeutete ihm, was für Göttingen und Hannover charakteriſtiſch iſt, daß es ſich für eine ſo vornehme Univerſität wie Göttingen nicht ſchicke, daß ein Göttinger Profeſſor über Compendien leſe, die nicht in Göttingen geſchrieben ſeyen. Feder mußte ſich dann freilich auf ſeine eignen Füße ſtellen und erhielt in der That anfangs bei einer ähnlichen Philoſophie wie Darjes einen ähnlichen Zulauf, der freilich ſchon, als der Verfaſſer ihn kennen lernte, d. h. nach Kant, bis auf die letzte Spur verſchwunden war. Feder mußte einige Jahre hindurch ebenſowohl als Darjes bei offnen Thüren leſen; auch bei ihm war der ganze Vorſaal beſetzt, und es mußten ſtets viele Zuhörer abgewieſen werden.

Die Philoſophie, welche von Feder in Göttingen, von Darjes in Frankfurt und ſpäter als Eberhard nach Halle berufen ward, von dieſem gelehrt wurde, ſtimmte ganz gut zu dem, was man Rouſſeaus Philoſophie nannte, zu Baſedows Grillen von moraliſcher Bildung und Erziehung, zu Salzmanns und Campe's Treibhäuſern frühreifer Altklugheit und zu ihrer

Educationsliteratur. Was damals überall gelehrt ward, war ganz passend für die Prosa des Alltaglebens. Jenen practischen Philosophen und ihrer handgreiflichen, blos auf das ganz gewöhnliche Leben gerichteten Weisheit konnte jedermann folgen, und von Poesie ist die practische Jurisprudenz und das deutsche Leben sehr weit entfernt. Man begreift daher leicht, warum wackere Gewerbsleute und gute Preußen, wie Nicolai, über die neue Poesie und Philosophie fast rasend wurden. Diese Leute, denen im Laden, in der Schreibstube, im Beamten-Schlendrian, auf der Gerichtsstube so wohl war, konnten nicht begreifen, daß andern Seelen das nicht genügte, womit die Juristen so sehr zufrieden waren. Auf diese Weise ging die Philosophie ganz unter; der einzige tiefe Denker, Crusius, war ein theologischer Grübler; er machte sich bei Schröpfers Gaunereien, die er aus seiner Theorie vom Teufel und von bösen Geistern erklärte, vollends lächerlich, und niemand ahndete im sechsten, siebenten und achten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, daß im neunten von Königsberg aus eine ganz neue Philosophie sich über Deutschland verbreiten werde. Gerade in dieser Zeit aber begründete Kant, dem wir nicht blos eine neue wissenschaftliche Philosophie, sondern auch den vorzüglichsten Theil der Dichtungen eines Schiller und Göthe verdanken, ganz in der Stille seine neue Lehre, da er schon seit 1753 öffentlicher Lehrer in Königsberg war.

Kant und Hegel sind die Einzigen unter unsern deutschen Schöpfern philosophischer Systeme, welche, ehe sie auf dem Katheder und als Schriftsteller allgemeines Aufsehen erregten, Jahre lang im Cabinet ihre Speculationen anstellten und auch erst langsam und spät durchdrangen. Die Andern alle standen als junge Männer sogleich vom leeren und betäubenden Dunst des Beifalls der leicht gewonnenen und leicht getäuschten Jugend berauscht mit ungeheuerem Selbstvertrauen auf einer gefährlichen Höhe. Als Kant im Jahre 1753 als Lehrer in Königsberg auftrat, widmete er seine Zeit zunächst dem Studium von David Hume's philosophischen Schriften, und dieser tiefe

Denker weckte in ihm durch seine gründliche und behutsame Skepsis Zweifel an der Haltbarkeit der ganzen, bisher seit den Zeiten des Aristoteles überall dogmatisch gelehrten Metaphysik. Schon in den Literaturbriefen wird daher die Aufmerksamkeit der damals auf Erlösung von jeder Art Barbarei harrenden, eine ganz neue Wissenschaft und Literatur hoffenden Deutschen auf ihn geleitet. Aus seinen im sechsten und siebenten Jahrzehnt erschienenen kleinen Schriften wird dort die Verkündigung abgeleitet, daß er zum Reformator der deutschen Philosophie geboren sey. In seiner Correspondenz mit dem als tiefen Denker bekannten Mathematiker Lambert spricht er schon um 1762 den Satz aus, daß alle bisherigen Systeme der Metaphysik nur Dunst und Sophistereien seyen, und daß es nur einen einzigen Weg gebe, um zu einer Metaphysik zu gelangen, welche den Forderungen der Vernunft mehr Genüge leiste, als die bisherigen gethan hätten. Er hatte zwar schon um 1767 in einer lateinischen Dissertation (de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis) die Grundsätze angedeutet, nach welchen er verfahren wollte, doch erklärte er sich über sein System selbst nur in seinen Vorlesungen genauer, ohne irgend etwas in deutscher Sprache darüber bekannt zu machen.

Auf diese Weise ward die eigentliche Kantsche Philosophie viele Jahre hindurch nur in der Art, wie die griechischen Philosophen Schulen stifteten, verbreitet. Kants nähere Freunde, seine Zuhörer, waren die Eingeweihten und die Apostel des neuen Evangeliums. Diese standen zum Theil, wie z. B. Scheffner, Hippel, Hamann, ohne daß sie Schriftsteller von Ruf waren, doch in Deutschland bei den Männern, welche durch strenge Kritik und durch Eifern gegen den von Berlin ausgehenden französischen Geschmack den Ernst auch in der neuen Literatur der Deutschen erhalten wollten, in großem Ansehn, sie erweckten daher große Erwartungen von ihrem Freunde. Man ward um so mehr geneigt, den Königsberger Freunden des Philosophen Glauben zu schenken, als sie weder eigentliche Kan-

tianer, oder nur Philosophen von Profession waren, noch seyn wollten.

Hippel, als er die Theologie aufgegeben hatte und zum zweiten Mal die Universität besuchte, um Rechtswissenschaft zu studieren, besuchte Kants Vorlesungen und genoß seines genauern Umgangs, er sagte ihm aber gar nichts davon, daß er unberufen seine Philosophie dem großen Publicum mittheilen wolle, ohne ihn zu nennen oder zu befragen. Dies geschah in Hippels sonderbarem, humoristisch genannten Roman, den Lebensläufen in aufsteigender Linie, und auch in dem Büchlein von der Ehe. Die ersten Bände der Lebensläufe erschienen eine geraume Zeit vorher, ehe Kant die Kritik der reinen Vernunft herausgab. Man findet darin nicht etwa Andeutungen oder Resultate der neuen Philosophie, sondern ganze Stellen, welche Wort für Wort mit den Stellen in der Kritik der reinen Vernunft übereinstimmen. Nicht blos die Kritik der reinen Vernunft, sondern auch den wesentlichen Inhalt späterer Schriften des Philosophen hat Hippel auf diese Weise darauf vorbereitend, oder wenn man härter urtheilt, den Philosophen beraubend, ins Publicum gebracht und dadurch, wie das seine Art war, einen andern Irrthum veranlaßt, der den Ruf seiner Romanschreiberei, und weil diese Bücher ihrer Zeit sehr viel galten, auch Kants Ruhm vermehrte. Weil Hippel nämlich aus egoistischen Rücksichten sich, so lange Friedrich II. lebte, nicht als Verfasser seiner Bücher bekannte, so behauptete man, es hätten mehrere, und unter diesen auch Kant, daran mitgearbeitet. Dies veranlaßte Kant nach Hippels Tode zu einer Erklärung (vom 6. Dec. 1796), worin er über das Verhältniß seiner Schriften zu Hippels in den Ostseeprovinzen, im eigentlichen Preußen und im nördlichen Deutschland damals sehr viel gelesenen Büchern vollständige Auskunft giebt:

„Es ist allerdings wahr, sagt er dort, daß in Hippels Schriften viele Stellen vorkommen, welche mit vielen Stellen meiner später als die Kritik der reinen Vernunft herausgegebenen Schriften buchstäblich übereinstimmen, dies ist aber daher

zu erklären, daß ich mein ganzes System erst 1770—1780 ausgearbeitet, fragmentarisch aber während dieser Zeit und schon früher meinen Zuhörern vorgetragen habe. Die Hefte der nachgeschriebenen freien Vorträge über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w., besonders über Anthropologie, hat Hippel benutzt und für seine Zwecke gebraucht; jedoch dieser Benutzung der Hefte wie seiner eignen Schriftstellerei nie im Gespräche erwähnt." Was Kants Wirksamkeit in früherer Zeit angeht, so macht Schiller im Briefwechsel mit Göthe (I. S. 108.) auf eine schon im Jahre 1771 erschienene Schrift (Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen) nicht blos in Beziehung auf die darin enthaltene Grundlegung einer neuen Aesthetik, sondern auch in Rücksicht der vielen in derselben gegebenen Winke über den Menschen und die Natur seines Geistes aufmerksam. Kants Hauptwerk, die Kritik der reinen Vernunft erschien, um 1781 und machte sogleich allgemein die Erwartung rege, daß, nachdem hinter einander die deutsche Prosa und die Poesie, die Erziehung und der Schulunterricht, die Theologie und die Staatswissenschaften eine gänzliche Reform erlitten hätten, endlich auch die Reihe an die in den letzten Jahrzehnten ganz verflachte Philosophie kommen werde.

Kants Werk machte allerdings keinen Zeitungslärm, es erregte nicht die Aufmerksamkeit, die ein Drama, eine Oper, ein neuer Roman zu erregen pflegt; es ward sogar anfangs sehr wenig gekauft. Auch sogar die wenigen Kenner nahmen es nur mit stiller und scheuer Ehrfurcht auf. Nichtsdestoweniger mußte selbst Nicolai, der hernach einen so lächerlichen Krieg mit der neuen Philosophie begann, daß er selbst sich gehässig machte und die allgemeine deutsche Bibliothek darüber alles Ansehn verlor, doch geschehen lassen, daß anfangs in diesem seinem Journale erklärt ward, daß seit den Zeiten des Aristoteles kein so wichtiges Werk über Philosophie erschienen sey. Im Anfange erhoben sich keine Gegner, weil die Inhaber der philosophischen Lehrstühle, wie das zu gehen pflegt, es leichter

fanden, das Buch vornehm zu ignoriren, als es zu widerlegen oder auch nur zu verstehen. Die Wenigen, die es wagten, das neue System anzugreifen, kamen um ihren Namen und um den Ruf denkender Köpfe, weil Kant ihnen ganz leicht und handgreiflich bewies, daß sie ihn ganz falsch verstanden und mit Windmühlen gekämpft hätten. Feder in Göttingen, der bis dahin auch als Philosoph der Achtung genossen hatte, die er als Mensch im vollen Maße verdiente, verlor plötzlich wegen seiner in den Göttinger Anzeigen gedruckten Recension, welche offenbar bewies, daß er weder Hume, noch Kant, noch auch den Aristoteles gründlich studiert habe, alles Ansehn in der gelehrten Welt und sogar unter den Studierenden. Kant ward daher von allen Seiten her bestürmt, doch wenigstens den Gelehrten das Studium seines Systems und das Eindringen in den Geist seines Werks zu erleichtern, zu diesem Zweck schrieb er 1783 die Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können (222 S. 8.). In diesem Buche sucht er den Lesern der Kritik der reinen Vernunft den Inhalt und den Zweck derselben genauer, bestimmter, verständlicher vorzulegen, als in dem großen Werke geschehen war. Um dieses leichter thun zu können, bringt er die Sache, von welcher in seinem Werke gehandelt werden soll, auf einige wenige Fragen zurück. Er sagt nämlich, die Frage von der Möglichkeit einer Metaphysik, die er in seinem großen Werk habe lösen wollen, lasse sich im Allgemeinen in eine kurze Frage fassen, die in vier andere zerfalle. Die kurze Hauptfrage sey: Wie sind synthetische Sätze a priori möglich? Die vier andern Fragen sind: Wie ist reine Mathematik möglich? Wie ist eine Naturwissenschaft möglich? Wie ist eine Metaphysik überhaupt möglich? Wie ist eine Metaphysik als Wissenschaft möglich? Schon aus dieser Art die Aufgabe zu fassen und zu stellen wird man sehen, daß in einer Zeit, wo man nur an Popularphilosophie oder an Schönrednerei und Saalbadern über Philosophie gewöhnt war, dieses Buch selbst die Männer von Fach, kaum entreiben konnte, sich

in das wissenschaftliche System eines consequenten Denkers hineinzuarbeiten, da die ganze Welt, besonders die Franzosen und die tonangebenden Berliner, als Halbfranzosen, jedem abstracten Denker durchaus feind waren. Für die Jugend, welche sich später in Jena sammelte, und nach einander Reinhold, Fichte und Schelling nach ihrer Art zu Universitäts-Meteoren machte, war Königsberg zu entfernt, und es gingen nur wenige junge Männer dahin, um Apostel der neuen Lehre zu werden.

Kants Philosophie blieb auf diese Weise auch noch nach der Bekanntmachung der beiden ersten Verkündigungen derselben unfruchtbar, bis sich einer seiner Königsberger Schüler entschloß, unter seinen Augen und ganz genau nach seiner Anweisung ein Buch für das große Publicum auf eine solche Weise abzufassen, daß eine allgemeine Aufmerksamkeit auf den neuen Philosophen erregt und das Studium der neuen Philosophie selbst bedeutend erleichtert werde. Der Hofprediger Schulze zu Königsberg übernahm dies Geschäft, und erreichte völlig seinen Zweck. Er ließ um 1784 ein Buch von 254 Seiten drucken unter dem Titel: Erläuterungen über des Herrn Professor Kant Kritik der reinen Vernunft, und schaffte dadurch der Kritik Käufer und dem Urheber derselben eine große Anzahl von Schülern in allen Gegenden Deutschlands. Seit der Zeit ward Kants Philosophie auf dieselbe Weise Mode, wie die Hegelsche unmittelbar nach der Berufung ihres Urhebers von Heidelberg nach Berlin; aber es zeigte sich, bei jener wie bei dieser, sehr bald, daß der Apostel ganz Recht hat, wenn er von jedem Wissen, welches zum Leben in Gott oder zur Seligkeit im Betrachten führen soll, behauptet, daß stets unter den vielen dazu Berufenen nur sehr wenig Auserwählte seyen. Das Studium der neuen Philosophie ward plötzlich allgemein getrieben, führte, weil leider unter uns so viele pedantische oder kleinstädtische und spießbürgerliche Schriftstellerei ist, oft zur größten Albernheit, und machte uns bei Engländern und Franzosen lächerlich, weil diese den Meister nicht lesen oder verstehen und unter der zahllosen

Menge der Schriften seiner Schüler die sehr seltenen guten nicht herausfinden konnten. Keine Wissenschaft, von der Mineralogie und Petrefactenkunde bis zur Astronomie, durfte sich mehr ohne Kantsche Terminologie (denn mehr wußten die Bücherfabrikanten nicht von der Philosophie) in den Buchladen sehen lassen, wenn nicht die Speculation mit dem Buch fehlschlagen sollte.

Dies geschah übrigens erst, als ein tüchtiger ehemaliger Schüler der Wiener Jesuiten, der in Weimar Beschäftigung und Schutz gefunden hatte und Protestant geworden war, Carl Leonhard Reinhold, das vollständig geleistet, was Schulze begonnen hatte, und zwar, wie aus der Correspondenz zwischen ihm und Kant hervorgeht, zu dessen größter Zufriedenheit. Das Buch des Hofpredigers Schulze hatte an und für sich betrachtet, keine eigenthümliche Bedeutung, es war eine durchaus untergeordnete Arbeit, so nützlich diese auch denen seyn mochte, die, wenn sie sich um Philosophie auch wenig kümmerten, doch gern das neue Buch lesen wollten, von dem so viel Redens war. Man findet darin eigentlich nur Angabe des Inhalts der Kritik der reinen Vernunft, eine Erklärung der Terminologie, eine Anzahl einzelner Winke und Erklärungen, welche Kant selbst Schulze mitgetheilt hatte. Reinhold faßte hernach die Sache anders, aber erst nach 1786, wir können also hier, wo wir dieses Jahr und die drei folgenden als Schranke der in diesem Bande zu erzählenden Zeiterscheinungen festgesetzt haben, erst im folgenden Bande Reinhold, Fichte und Schelling erwähnen; doch müssen wir noch andeuten, auf welche Weise Jena Hauptsitz der Kantschen Philosophie ward.

Es ward nämlich gerade zu der Zeit als Schulze Kant dem großen deutschen Publicum zugänglich zu machen suchte und als Frömmler und willige Diener jeder Mätresse oder schlechten Dirne, die sich Einfluß verschaffte, die preußische Presse und den preußischen Glauben polizeilich leiteten, in Jena eine freiere Kritik begründet, als in Berlin möglich war, und diese begünstigte Kant, weil Nicolai als Souverain der Berliner Kritik, wie die Preußen überhaupt, von Neuerungen nichts wissen

wollte. Nicolai und die ihm ganz eigenthümlich angehörende Kritik der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche wie hernach die Jenaer Literaturzeitung eine Zeitlang ein uns jetzt ganz unbegreifliches entscheidendes Ansehn in der Literatur gehabt, und über den Ruhm der Schriftsteller, ohne daß Widerspruch oder Appellation Statt fand, entschieden hatte, kam damals doppelt in die Klemme. Auf der einen Seite wollten Wöllner, Bischofswerder und alle die frommen Leute, die unter den Fahnen der Gräfin von Lichtenau und anderer ähnlicher mächtiger Personen dienten, die Aufklärung der Zeit Friedrichs II., welche Nicolai und seine Freunde mit edlem und würdigem Eifer in der Literatur vertheidigten, nicht weiter dulden; und auf der andern drohte die allgemeine Jenaische Literaturzeitung mit Neuerungen, von denen der derbe Nicolai nicht wissen wollte. Er lag hernach gegen beide Feinde unter. Beide literarische Tribunale, das Berliner und das Jenaer, knüpften nämlich ihr Schicksal damals an Kants Philosophie, und warfen die Anzeige des Buchs von Schulze in die Schaale ihres Schicksals; beim Wägen ward Nicolai zu leicht befunden.

Die allgemeine deutsche Bibliothek benutzte nämlich, ohne die große Bedeutung und den Werth von Kants Kritik zu verkennen, die Veranlassung der Anzeige des kleinen Buchs von Schulze, um unter dem Schein, das Verständniß der neuen Philosophie zu erleichtern, die alte zu vertheidigen; dies war das Signal für das deutsche Publicum, Nicolais Tribunal, als von unfähigen, nicht mit der Zeit fortgeschrittenen Richtern besetzt, für veraltet und unberufen zu erklären. Die neue Jenaische Literaturzeitung dagegen rezensirte eigentlich nicht Schulzes Buch, sondern sie benutzte nur den Anlaß der Anzeige desselben, um im Juliusheft des Jahrs 1785 eine Abhandlung über die neue Philosophie einzurücken, die gewissermaßen ein eignes, nicht ganz dünnes Buch ausmacht. Das war damals zugleich gute Universitäts-Politik, denn es schaffte zugleich der Universität Jena und der neuen Literaturzeitung großen Beifall. In Weimar fand die neue Philosophie freilich an Herder einen hef-

tigen Gegner, Göthe war aber damals noch nicht adliger Natur geworden, sondern begrüßte jede neue Erscheinung der Zeit, jede freie Bewegung sehr freundlich, und eignete sich davon an, was seinen poetischen Zwecken diente; Wieland war um seines Schwiegersohns willen der neuen Philosophie förderlich.

Reinhold, Wielands Schwiegersohn, hatte im Herbste 1785 angefangen, die Kritik der reinen Vernunft zu studieren, und legte das Resultat dieses Studiums, Vertheidigung und Erklärung der neuen Philosophie in Briefen, welche das große Publicum für die kritische Philosophie gewinnen sollten; erst in Wielands damals allgemein verbreitetem Merkur nieder, dann gab er sie als ein eignes Buch heraus. Nachdem dies im August 1786 geschehen war, ward Reinhold im folgenden Jahr als Professor nach Jena gerufen, und diese Universität war seitdem die Quelle, aus welcher Philosophie, Aesthetik und kritische Behandlung der Bibel über Deutschland strömte. Die Vorlesungen des neuen Professors der neuen Philosophie wurden um Michaelis 1787 unter ganz beispiellosem Zuströmen von Studierenden eröffnet, und dieser Zulauf war um so stärker, als Jena einziger Sitz der siegenden Philosophie ward, die man hernach durch Reinholds Berufung vergeblich in Kiel anzusiedeln suchte. Die Häupter der deutschen Schulen und Inhaber der Katheder, lauter in ihrer Art ausgezeichnete Männer, Platner in Leipzig, Garve in Breslau, Tiedemann in Marburg, Feder in Göttingen galten von der Zeit an gar nichts; jede philosophische Schrift mußte die Kantsche Farbe tragen.

§. 1.
B. Theologie.

Wir haben die Uebersicht des Gangs der Philosophie der Uebersicht des Fortgangs der theologischen Aufklärung im protestantischen Deutschland (denn nur von diesem kann die Rede seyn, weil im katholischen der Philosophie und Theologie positive Schranken gesetzt sind) vorausgeschickt, weil unter den deutschen Protestanten bis auf unsere Tage auch sogar der

Volksglaube stets an die herrschende Philosophie ist geknüpft worden. Luther und Calvin waren dem Scholasticismus des Mittelalters eben so abgeneigt als dem Papismus, ihre ersten Schüler waren es ebenfalls; sobald aber am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Philosophie der deutschen Universitäten wieder zum Scholasticismus ward, nahm auch die Theologie aufs neue eine scholastische Form an. Es wurden damals ganze Foliänten mit der Dogmatik eines Evangeliums angefüllt, in dem ein unbefangener Leser auch keine Spur von Dogmatik wahrnimmt. Leibnitz kannte die Menschen, wie sie Göthe gekannt hat, er war in seiner Art groß wie dieser; aber er wollte auch wie dieser allen Alles seyn, er gab daher allerdings auf der einen Seite den wenigen mathematisch-Gelehrten den innern Sinn seiner Lehre durch Andeutung kund (in der berühmten Abhandlung: **De ipsa natura, seu de vi insita actionibusque creaturarum, pro dynamicis suis confirmandis illustrandisque. Acta Erudit. ann. 1698**), er schrieb aber auf der andern Seite für die vornehme und für die theologische Welt, kurz für alle, die man Exoteriker nennt, seine Theodicee, worin seine Philosophie dogmatisch geformt und dem Gebrauch der Katheder und Kanzeln angepaßt wird. Er zeigt darin Katholiken und Protestanten den Weg, auch ohne gerade zur altmodischen Scholastik und zum Aristoteles ihre Zuflucht zu nehmen, alle mögliche Dogmen auf eine geistreiche Weise mathematisch zu deduciren und zu demonstriren, wie er dies selbst mit der Brodverwandlungslehre und mit andern dergleichen versuchte. Dies wird niemand in Verwunderung setzen, da bekanntlich die Dreieinigkeitslehre von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage der Punct war, bei welchem man sehr geistreich den crassesten Fetischismus mit der reinsten Mystik und der tiefsten Speculation über das Wesen der Dinge und des menschlichen Geistes zu vereinigen verstand.

Wolf hatte nachher in Quartanten das Gold der Leibnitzschen Philosophie mit einer solchen Masse Kupfer verbunden, daß es völlig zu einer für den akademischen, ja sogar für den

Kanzelgebrauch passende Scheidemünze dienen konnte. Etwas tiefer drang jedoch als Theologe der Hallenser Baumgarten. Seit Baumgarten von Halle aus die Theologie beherrschte, flüchtete Alles, was nicht geradezu Pietist seyn, d. h. dem Denken ganz entsagen und das glauben wollte, was im Waisenhause zu Halle der Jugend eingetrichtert ward, zur Wolfschen Philosophie. In Büchern, in Schulen, auf den Kanzeln sogar ward, seit Wolf die Leibnitzsche Philosophie ins Breite gezogen, überall die Religion nach Wolfs Manier demonstrirt, bis die Literaturbriefe, Wieland, Lessing und andere das Wolfsche Treiben lächerlich machten. Darüber erhob sich ein heftiger Kampf, der überall und in allen Dingen Vorbote und Zeichen eines neuen Lebens ist; denn Ruhe ist für Sterbliche nur im Tode.

Die Wolfsche Philosophie verschwand, oder zeigte sich doch, wie in Jerusalems Schriften, nur versteckt und in belletristischer Form, es entstand in der protestantischen Theologie eine Verschiedenheit der Ansichten, welche sich durchaus nach den verschiedenen herrschenden Systemen der populären oder eklektischen Philosophie richtete; doch war im siebenten Jahrzehnt des Jahrhunderts noch der crasseste Dogmatismus des sechzehnten Jahrhunderts, dessen dem Evangelium ganz fremde, von Luther aufs härteste gescholtene Natur Semler längst erwiesen hatte, auf den mehrsten protestantischen Universitäten herrschend, und Semler ward für einen Ketzer gehalten. In Wittenberg, Rostock, Tübingen, Erfurt, Altorf beharrte man ganz steif beim Alten; in Gießen war C. F. Bahrdt nur eine vorübergehende Erscheinung, und so lange Carpzov in Helmstädt lehrte und herrschte, fand auch die Art Aufklärung nicht einmal Eingang, die in Mosheims Weise von Braunschweig aus verbreitet ward. Der Abt Jerusalem erhielt nämlich damals in Deutschland den Ruf eines großen Redners und eines christlichen Philosophen, weil er ihn sehr ängstlich suchte und sich deshalb so große Mühe gab, zierlich zu schreiben. In Erlangen paßte sich zwar G. F. Sailer mehr als Carpzov in Helmstädt dem herrschenden

Geschmack an und suchte Popularität, stand aber doch mit Carpzov auf einem Puncte; nur war bei ihm mehr vom Volksglauben die Rede, wo das Festhalten am Ueberlieferten immer der sicherste Weg ist, um die Resultate der Philosophie der Masse nützlich zu machen. In Leipzig war Crusius zugleich Theolog und Philosoph und wußte mit großem Scharfsinn Glauben und Aberglauben als Resultate seines Grübelns aufzustellen. Doch verbreitete in Leipzig damals schon Crusius' College, Ernesti, ein neues Licht über das neue Testament, wie gleichzeitig mit ihm Michaelis in Göttingen über das alte.

J. A. Ernesti war ein Wolfianer, konnte aber als Denker und Systematiker mit seinem Collegen Crusius nicht verglichen werden, er konnte daher als eigentlicher Dogmatiker gegen ihn nicht bestehen, er war aber als Kenner der griechischen und lateinischen Sprache und als vortrefflicher Erklärer der Alten ausgezeichnet; er gründete daher vorsichtig und behutsam in Leipzig eine Schule biblischer Theologen. Er suchte durch eine nach der Art, wie er die Alten kritisch zu erklären pflegte, eingerichtete Deutung der Schriften des neuen Testaments das Licht des achtzehnten Jahrhunderts über die erstarrte Theologie zu verbreiten, ohne der bestehenden Dogmatik Eintrag zu thun oder seine orthodox-lutherischen Sachsen zu ärgern. Er deutete furchtsam an, daß man die Schrift erklären müsse, wie jedes andere Buch auch, trieb aber dies freilich oft so weit, daß die Erklärung zwar immer sehr gelehrt blieb, aber doch auch gar zu oft nüchtern ward, was ihm freilich auch beim Homer nicht selten begegnet ist. Selbst die Nüchternheit war aber der Aufklärung Deutschlands und der Bildung von Schullehrern, die mit unbefangnen Augen das Alterthum betrachteten, und von Gottesgelehrten, die verständlich lehren und predigen wollten, vortheilhaft, weil es die Wissenschaft dem gewöhnlichen Leben, welches in Deutschland höchst nüchtern war, näher brachte.

Ernesti benutzte den großen Ruf, worin er als Philolog stand, um in Beziehung auf die zu seiner Zeit übliche Schrifterklärung die Mängel der alten Methode zu zeigen, wenn er

gleich keine neue gründen konnte und wollte. Er war nur Wortkritiker und Worterklärer, blieb also in dieser Rücksicht weit hinter Semler zurück. Ernesti kann auch schon darum nicht mit Semler verglichen werden, weil er, um es mit dem herrschenden System nicht zu verderben, seiner Forschung und sogar seiner Ueberzeugung dogmatische Schranken setzte. Er erfand einen eignen Kunstausdruck, um den Erklärer der sogenannten heiligen Bücher in einen Glaubenskreis zu bannen, wovon bei andern Büchern die Rede nicht seyn kann. Er nannte Glaubensanalogie oder Glaubensregel, was am Ende nichts anders war, als die Verpflichtung, jede Glaubenslehre, die einmal im System aufgenommen sey, auch in der Bibel zu finden und aus ihr herauszubringen. Man blieb also in Leipzig noch ganz dem Alten getreu, während Semler schon vor 1770 eine Schule in Halle gebildet hatte, welche die Kritik der auf guten Glauben als ächt angenommenen Schriften der ersten Kirchenlehrer und die Erklärung der unter dem Namen der Evangelisten und Apostel in Umlauf gebrachten Erzählungen und Briefe ganz anders behandelte, als Ernesti in Leipzig und J. D. Michaelis in Göttingen.

Semler ward später den Neuen und den Alten unverdient verhaßt. Die Altgläubigen hatten ihn zuerst als Neuerer verwünscht und verflucht; als er hernach für den alten Glauben zu eifern begann, hatte sich schon der Geist der Zeit so sehr verändert, daß er auch vom neuen Geschlecht verkannt und sein übertriebener Eifer für Rechtgläubigkeit von Bahrdt und andern zum Vorwande genommen ward, um ihn einen fanatischen Träumer zu schelten. Auch er wollte nämlich endlich Schranken setzen, über welche hinaus das Forschen und Prüfen der Quellen der Kirchenlehre und dieser Kirchenlehre selbst nicht dürfte fortgesetzt werden. Seine Gegner hatten indessen ohne Zweifel beide Mal Unrecht; denn als man über seine vorgeblich frevelhafte und zweifelsüchtige Kritik klagte, war er selbst immer besorgt, er möchte etwas Sündliches befördern, und später mußte es nothwendig den alten Mann ärgern, daß Bahrdt und seines

Gleichen und auch sogar der Wolfenbüttler Fragmentist mit Christus und mit den Aposteln, wie mit vorsätzlichen Betrügern umgingen. Semler selbst hatte fast alle einzelnen Lehren des alten dogmatischen Systems in einzelnen Abhandlungen, welche freilich nur für Gelehrte lesbar sind, da selbst der Styl seiner Lebensbeschreibung wahrhaft fürchterlich ist, gewissenhaft kritisch geprüft, viele nicht haltbar gefunden und dies laut verkündigt. Dies wirkte um so mehr, als die angesehensten Gelehrten, auch die der katholischen Kirche, seinen Fleiß, seinen Ernst und seine Verdienste um die Kritik der Quellen dankbar anerkannten. Er hatte außerdem durch die Kritik des Texts der neutestamentlichen Schriften, welche hernach Griesbach, in seine Spuren tretend, zur Vollendung brachte, sowie durch die kritische Beleuchtung der für die ältesten Denkschriften der christlichen Kirche geltenden Reste der ersten oder apostolischen Väter gezeigt, wie mißlich es um die vorgeblich neben der Bibel als göttliche Eingebung zu betrachtende kirchliche Ueberlieferung und die älteste Geschichte der Christengemeinde stehe. Dies mußte von ihm ausgesprochen um so mehr Eindruck machen, als er eine in der ältesten Kirche fortdauernde außerordentliche Wirkung des göttlichen Geistes und eine Eingebung der Lehre der apostolischen Väter nicht läugnete.

Er half sich durch die ganz bescheiden vorgetragene Lehre, daß selbst Gott und seine Heiligen ihre Lehre dem menschlichen Bedürfniß des Augenblicks anpaßten, was er Accommodation nannte. Man dürfte daher, meinte er, das, was für einen gewissen Augenblick bestimmt gewesen sey, wenn der Augenblick vorüber wäre, anders verstehen. Dadurch ward dann selbst der gläubigen Forschung ein weites Feld eröffnet, da Semler den Grundsatz auch auf die Bibel selbst anwandte. Er erklärt daher ohne Bedenken das A. T. für ein Jüdisches Religionsbuch, welches nicht aus dem christlichen N. T. erklärt und nicht als christliches Religionsbuch gebraucht werden dürfe. Semler bahnte auf diese Weise durch seine unermeßliche Gelehrsamkeit den sogenannten Rationalisten, zu denen er durchaus nicht gehörte,

einen Weg, der ganz sicher weiter führte. Er bewies unwidersprechlich, obgleich man sich jetzt wieder unterfteht, das Gegentheil zu behaupten, daß weder in den ersten Zeiten des Christenthums, noch späterhin jemals eine feste und gleichförmige Form, weder in Rücksicht der Lehre noch der Kirchenzucht bestanden habe; doch fügte er einen Satz hinzu, den jeder unpartheiische Kenner der Geschichte der christlichen Kirche ebenfalls zugeben wird: Bei aller anscheinenden Verschiedenheit, sagt er, und jeder, der das Wesen des Christenthums kennt, wird ihm beistimmen, blieb das Wesen des Christenthums immer dasselbe, denn es kam dabei gar nicht auf eine Uebereinstimmung in den Dogmen, sondern auf ein christliches Leben an.

Wir würden Halle und nicht Jena und Göttingen als die Universität nennen, wo man, um das Christenthum gegen die Angriffe von Bahrdt, Reimarus und Lessing zu sichern, noch einen Schritt weiter ging, als Semler gegangen war, wenn nicht Eberhardt, dessen wir weiter unten gedenken wollen, und der dort ohne Rückhalt einen reinen Deismus für Christenthum ausgab, erst 1778 nach Halle gekommen wäre. Auch des Frankfurter Baumgarten Schüler und wie dieser Professor der Frankfurter Universität, Töllner, machte einen Versuch, die alte Kirchenlehre mit der neuen Philosophie in einige Uebereinstimmung zu bringen, weil er den ganz blinden Glauben unhaltbar fand. Er wagte sich aber kaum so weit als Erneſti und blieb weit hinter Semler zurück. Töllner hatte übrigens eine ganz eigne Manier, das Fortschreiten des religiösen Unterrichts mit der Zeit zu fördern, und war auf eine Methode gekommen, die protestantische Lehre und ihre Quellen zu behandeln, wodurch er erreichte, was weder Semler, noch J. D. Michaelis, noch Erneſti durch ihre Methode zu erreichen im Stande waren. Er faßte die Sache philosophisch von der einen, theologisch von der andern Seite und konnte daher philosophisch bestreiten, was er theologisch gelten ließ. Um dies zu rechtfertigen, behauptete er, worin er unstreitig Recht hatte, die Theologie lasse sich weder

mit Wolf mathematisch demonstriren, noch wie Crusius wollte, scholastisch ergrübeln, sie beruhe blos auf historischen Zeugnissen und es komme Alles darauf an, daß wirklich historischer Beweis göttlicher Zeugnisse da sey. Er nahm dabei die göttliche Eingebung der Schrift in einem weit strengeren Sinn als Erneſti oder Semler. Eben deßwegen stellte er eine strenge exegetische und philosophische Prüfung aller der Lehren an, welche der gewöhnliche Lehrbegriff aus der Schrift ableitet und bewies hernach von vielen derselben, daß sie in der Schrift gar nicht zu finden wären.

Töllner suchte einen sonderbaren Gedanken geltend zu machen, um zugleich den Forderungen der Zeit und der noch immer herrschenden Strenge des Glaubens an symbolische Bücher genügen zu können. Der Sinn der heil. Schrift, lehrte er, sey zusammengesetzt aus dem Sinn der Verfasser, welcher mangelhaft seyn und der philosophischen Kritik unterworfen werden könne, und dem Sinn des heil. Geistes, der in jeder Rücksicht vollkommen, klar, richtig, gewiß und lebendig seyn muß. Beide können oft verschieden seyn, widersprechen können sie sich einander nicht, obgleich der Sinn des heil. Geistes auch sogar dem Verfasser des Buchs, zu dem er mitwirkte, dunkel geblieben seyn kann. Da wir hier in die Sache selbst nicht weiter eingehen dürfen, sondern nur Fingerzeig geben wollen, wie sich die ersten Reformationsversuche der erstarrten Lehre, die in Halle, Leipzig, Frankfurt, von Semler, Erneſti, Töllner gemacht wurden, zu einander verhielten, so fügen wir nur noch hinzu, wie aus dem, was wir von Töllner gesagt haben, einleuchtet, daß er hinter Semler und Erneſti zurückblieb und dabei inconsequenter ward.

Was die Universität Göttingen angeht, so war J. D. Michaelis in der Bibeldeutung ziemlich freisinnig, in der Dogmatik ganz und durchaus rechtgläubig. Uebrigens erlangte er seinen wohlverdienten Ruhm in ganz Europa nicht auf theologischem Wege, da er seinen großen Beifall durch einen sehr profanen Katheder vortrag gewann. Wer gehört hat, wie er in

seinem Vortrage alle möglichen Dinge, Wissenschaften und Anecdoten in die Erklärung der Schrift mischte, wer seine Einleitungen ins alte und neue Testament und sein Mosaisches Recht lieset, wird auf seine Religionslehre nicht viel Bedeutung legen, doch müssen wir ihn in einem Punct als fortschreitenden Exegeten hervorheben. Ein Mann, der, wie Michaelis, die obengenannten Bücher geschrieben hatte, konnte unmöglich, wie man in unsern Tagen hie und da wieder anfängt, die Schlange vor dem Sündenfalle auf der Spitze des Schwanzes gehen, oder Elias im feurigen Wagen in den Himmel fahren lassen.

Mosheim war durch Predigten und Kirchenhistorie neben Michaelis als Theolog in ganz Europa berühmt; er war aber vorsichtiger Gelehrter und Schriftsteller in lateinischer Sprache; der Gedanke einer Reform war so weit von ihm als von dem grundgelehrten Walch, der gelehrte Kirchenhistorie trieb. Als Plank an ihre Stelle kam, eröffnete er seine Laufbahn mit einem Werke, welches die Urheber der sogenannten symbolischen Bücher der Protestanten in ihrer ganzen Blöße darstellte. In seiner Geschichte der Entstehung des protestantischen kirchlichen Lehrbegriffs bewies Plank handgreiflich, daß die Concordienformeln der Protestanten ihnen durch eben so unerlaubte Mittel aufgedrängt seyen, als die Concilienschlüsse der älteren Kirche durch die Byzantinischen Kaiser zum Gesetz gemacht waren, und daß in beiden Fällen herrschsüchtige Pfaffen, Minister und Fürsten ein schlechtes Spiel spielten. Spittler, der hernach einige Zeit neben Plank stand, der aber bald die theologische Laufbahn verließ, begann damit, daß er geistreich und gelehrt bewies, und zwar aus den Urkunden der älteren Kirche, daß es noch weit mißlicher um die älteste Kirchenlehre und Kirchengeschichte aussehe, als Semler zu sagen für gut gefunden habe.

Man wird sich übrigens nicht wundern, daß die neue Theologie nicht von Göttingen ausging, das war schon der Hannöverschen immer die platte, aber sichere Mittelstraße haltenden Politik entgegen, das gab ferner des höchst orthodoxen Königs Georg III. Göttingen sorgsam bewachende Aufmerksamkeit nicht

zu, das hätte auch der neben Heyne in Hannover begünstigte und in Göttingen herrschende Reichspublicist Pütter nie zugelassen. Pütter war bekanntlich, wie man in seinem Leben lesen kann, auf seinen einzigen Weg zur wahren Glückseeligkeit und auf seine christliche Religion in ihrem wahren Zusammenhange fast stolzer und von ihrem mächtigen Einfluß überzeugter, als vom Nutzen irgend eines seiner zahlreichen juristischen Gutachten.

J. D. Michaelis war daher auch, was damals niemand auffiel, in der Exegese ein ganz anderer Mann als in der Dogmatik. In der Dogmatik blieb Michaelis überall im Wesentlichen ganz beim Alten stehen; während sein College Heilmann schon des classischen Lateins wegen, in welchem er seine Dogmatik schrieb, noch mehr aber, weil er Wolfscher Philosoph war und diese Philosophie auf die Dogmatik anwandte, das crasse Dunkel des neuen Scholasticismus wenigstens etwas erhellen mußte. Zachariä umging die kirchliche Dogmatik, die er von allen Seiten erschüttert sah, gänzlich, und kam von ihr auf die Bibel zurück. Er schrieb zu der Zeit als von Wolfenbüttel aus die furchtbaren Angriffe auf das Christenthum und auf die Urkunden gemacht wurden, in denen es enthalten ist, als Bahrdt von Teller in Schutz genommen ward, als König Friedrich II. dem von den Orthodoxen verfolgten Eberhard erst eine Pfarre und dann eine Professur in Halle gab, also zu einer Zeit, wo jederman die alte Form der Lehre für unhaltbar hielt, eine biblische Theologie in fünf Bänden. Zachariä benutzte in seinem Werke die Bibelerklärung derer, welche damals, um das Wesentliche der Schrift zu retten, das Unwesentliche bei Seite zu setzen suchten. Er erwähnte daher mancher dogmatischen Spitzfindigkeit, von der er in der Bibel nichts fand, gar nicht; nahm sich aber auch sorgfältig in Acht, den Altgläubigen zu mißfallen.

Die Universitäten Deutschlands änderten erst dann ihre theologische Lehrweise ganz entschieden, als sich in Jena einige Zeit hindurch die tonangebenden Theologen und Philosophen und in Weimar die Häupter der Prosaisten und Dichter der

Nation zusammen vereinigten. Jena und Weimar wurden auf eine kurze Zeit die eigentliche Metropole Deutschlands und erhielten die Bedeutung für unsere Nation, welche London und Paris für die Englische und Französische haben, und die seit 1806 keiner einzelnen deutschen Stadt mehr zugeschrieben werden kann. Die neue Religionswissenschaft ward von dort aus verbreitet (denn auch Herder war ja der alten und geschmacklosen Lehre abgeneigt), die in Königsberg erfundene Philosophie ward ebenfalls von dort aus zehn Jahr später nicht allein allgemein verkündigt, sondern gerade in Weimar und Jena auf eine ausgezeichnete Weise gebraucht, um unserer ganzen Litteratur einen von allen Nationen Europas bewunderten geistigen Gehalt und Schwung zu geben. Fast alle diejenigen, welche die Religionswissenschaft der Protestanten damals dem Bedürfniß der fortgeschrittenen Cultur angemessen entwickelten, waren junge Männer aus Semlers Schule, und ihr Bemühen, ein neues System aus den alten Materialien mit Ausscheidung der ganz unbrauchbaren zu errichten, war um so verdienstlicher, als die Franzosen, der Fragmentist, ein C. F. Bahrdt und viele Mitarbeiter der A. D. B., schon sehr viele im Volk auf den Gedanken gebracht hatten, daß weder der alte Bau noch die Materialien desselben für unsere Zeit mehr einen Werth hätten. Es läßt sich übrigens die freiere theologische Bewegung in Jena und in Weimar auch weiter rückwärts verfolgen und mit der Freimaurerei von Darjes Zeit und den in Logen unter dem Siegel des Geheimnisses mitgetheilten freieren Ansichten in Verbindung bringen. Wie dem aber auch seyn mag, so stand der Jenaische Theolog Danov in seiner Zeit ziemlich allein.

Danov nämlich, obgleich es damals noch als eine große Sünde angesehen wurde, sich auch nur ein Haarbreit von den symbolischen Büchern zu entfernen und obgleich er Heilmanns Grundsätzen folgte, und, wie dieser, in lateinischer Sprache die Vernunftmäßigkeit der alten Dogmatik, ungefähr auf dieselbe Weise demonstrirte, wie der Abt Jerusalem in zierlich gebauten deutschen Perioden that, so ging er doch einen bedeutenden

Schritt weiter, als Heilmann in Göttingen zu thun wagte. Er beleuchtete nicht allein die Dogmen nach seiner Art philosophisch, sondern er scheute sich auch nicht, viele Lehren des symbolischen Lehrbegriffs, die Heilmann nicht antastete, zu bestreiten. Der neue Weg, den hernach die folgende Generation von Lehrern betrat, um ein Christenthum zu verkündigen, welches von allen Zusätzen der späteren Zeiten ganz gereinigt sey, was philosophisch kritisch und exegetisch schon gebahnt, ehe Herder, einer der ausgezeichnetesten Dichter unserer Nation, der außerdem mit allen Altgläubigen in inniger Verbindung stand, von einer andern Seite her Aufklärung verbreitete. Dies wird erst weiter unten erwähnt werden, da es nur eine besondere Seite von Herders ganzer poetisch-philosophischen Thätigkeit ist; hier handeln wir nur von Universitäten und Professoren.

Unter den Letztern trat in Jena Griesbach ganz in seines Lehrers Semlers Spuren und verfuhr sogar noch vorsichtiger als dieser, erlitt deßhalb auch keine Verketzerung, wie sie Semler erfahren hatte. Er bereitete damals ganz im Stillen alle die Veränderungen vor, welche später im Lehrbegriffe vorgenommen wurden. Neben ihm lehrte später Eichhorn, und als dieser nach Göttingen gegangen war, Paulus, freier und offner als J. D. Michaelis gethan hatte, wie man bei der Deutung der Schriften des jüdischen und christlichen Alterthums den Wortsinn erforschen und das Wesen des Inhalts von der Form der Einkleidung unterscheiden müsse. Diese Männer machten den Grundsatz geltend, daß man bei den jüdischen und christlichen Schriften, wie bei den Werken des classischen Alterthums Kritik, Sprachgebrauch, Accommodation und Sitten des Orients berücksichtigen, den Vorurtheilen von wörtlicher Eingebung der Schrift aber entsagen müsse. Griesbach [11]) ging einen Weg, der dem von Semler

11) Die Theologie, so wichtig sie für die Geschichte auch ist, gehört nicht hierher, wer daher das Nähere über Griesbach wissen will, den verweisen wir auf die vortreffliche Charakteristik seiner Leistungen, welche Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern für 1812 im Intelligenzblatt No. VII. gegeben hat.

betretenen entgegengesetzt war; er begann behutsam und endigte dreist, Semler begann dreist und stand hernach plötzlich still. Griesbachs erste Bücher waren nur den Gelehrtesten brauchbar, er überließ es andern, die überraschenden Resultate seiner kritischen Forschungen in populärer Form und in einem anziehenden Gewande vorzulegen, bis er endlich selbst das ganze Resultat dieser Forschungen philosophisch zusammenfaßte, und alles das, was er für Wesen des Christenthums hielt, in einen kurzen Abriß vereinigte. Griesbach hatte also nicht blos wie Semler, vom Hasse des Aberglaubens und des Betrugs beseelt, überall nur das Falsche gesucht, um zu beweisen, daß es falsch sey, ohne etwas anders an die Stelle des erwiesenen Falschen zu setzen, sondern er suchte ein Christenthum, welches den Forderungen der Vernunft eben so angemessen sey, als den ächten Quellen der christlichen Lehre und ihrer Geschichte. Semler kam daher dahin, daß er zur Zeit seines Streits mit Bahrdt und mit dem Verfasser und Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente ausdrücklich erklärte: „Er habe das Ansehen der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche niemals erschüttern, sondern nur die theologische Gelehrsamkeit verbessern wollen.“ Er behauptete denselben Satz, den auch manche verständige Eifrer für die veralteten Symbole in unsern Tagen zu behaupten pflegen: Daß die sogenannten symbolischen Bücher und Concordienformeln zur äußern gesellschaftlichen Religion, zur Erhaltung der Einheit und der Ordnung in der Kirche nothwendig, daß sie das äußere Vehikel seyen, welches dazu diene, den großen Haufen doch zu einer bestimmten Religion anzuhalten; bei den Fähigern aber die innere, freie, lebendige, moralische Religion zu entwickeln.

Die Theologen in Jena, wie hernach Eichhorn und Plank in Göttingen, verfuhren anders, sie glaubten weiter gehen zu dürfen als Semler und Griesbach und gaben sich vielleicht hie und da der Bewegung einer aufgeregten Zeit mehr hin, als den Lehrern einer positiven Staatsreligion zu rathen ist, welche gewissermaßen besoldete, an eine Instruktion gebundene Beamten sind. Als daher Griesbach aus dem Dunkel seiner Gelehrsam-

keit hervortreten und endlich das Resultat seiner ohne alle Polemik fortgesetzten Prüfung angeben wollte, ließ er die wissenschaftliche Dogmatik unangetastet und suchte nur festzusetzen, was dem Volke vorgetragen werden dürfe. Er wollte nicht wie Semler durch einen frommen Betrug, oder durch das, was man einst, um die Einführung des Christenthums zu erleichtern, Oekonomie des Glaubens nannte, das Volk in dem Wuste des alten Irrthums lassen, damit es nicht jeden Glauben verschmähte, sondern er wollte an die Stelle der alten Katechismus-Dogmatik eine populäre Glaubenslehre setzen, die er aufs vorsichtigste faßte. Dazu entschloß sich übrigens Griesbach erst dann, als das, was jetzt Rationalismus geschimpft wird, in populären Schriften über die Gränzen hinausgetrieben ward, innerhalb deren man bleiben muß, wenn nicht die Staatsreligion oder der positive Glaube der unwissenden Menge und mit ihr die Sittlichkeit gänzlich zusammenstürzen soll. Griesbach wandte sich in seinem Buche an die Theologen als an künftige Seelsorger, nicht als an Gelehrte oder Philosophen. Er schrieb nämlich um 1786 die Anleitung zum Studium der populären Dogmatik für künftige Religionslehrer. In diesem Buche lehrte Griesbach, auf welche Weise man beim Volksunterricht nicht blos, sondern auch beim Unterricht künftiger Volkslehrer, ohne das Volk zu betrügen und ohne, wie jetzo geschieht, zu Sophismen seine Zuflucht zu nehmen, die das Volk bald verachten lernt, Religion ohne Dogmatik lehren könne. Dies Buch scheint uns für unsere rückwärts schreitenden Zeitgenossen auch aus dem Grunde vor andern historisch wichtig, weil Griesbachs nur zu rasch vorwärts schreitenden Zeitgenossen dasselbe mit so vielem Beifall begrüßten. Es wurden von dieser Anleitung in drei Jahren drei Auflagen gemacht. Was er bezwecke, drückt Griesbach durch den Satz aus, daß diese Art Dogmatik, welche bestimmt sey, den praktischen Einfluß theoretischer Religionswahrheiten zu entwickeln, mit der kein populären, für diejenigen, welche nicht Theologen seyn oder werden wollten, bestimmten,

ganz nahe verwandt sey. Sowohl Griesbach als Eichhorn und Plank und später auch Paulus konnten übrigens nur auf den äußern, gelehrten und historischen Theil der Religionslehre einwirken, des Wesens derselben bemächtigte sich bald die neue Philosophie. Aus Kants Philosophie entsprang nämlich bald eine andere, welche man lange beschuldigt hat, daß ihre Lehre, daß Alles Eins sey, alle Religion in Dunst und Spielerei mit Sätzen und Begriffen verwandele, und die Natur zum Gott und Gott zur Natur mache, von deren Urheber man aber jetzt die Wiederherstellung des alten, wahren Glaubens erwartet.

§. 2.

Basedow und die Philanthropinums zu Dessau, Marschlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und seine Bibelübersetzung. J. A. Eberhardt und seine Apologie des Sokrates.

Wir haben im vorigen Bande der Rolle erwähnt, welche Basedow als Verkündiger einer neuen Zeit, deren Geist von ihm ausgehen solle, übernommen hatte, und besonders im nördlichsten Deutschland spielte. Er war schon am Ende der vorigen Periode von der Philosophie und der Theologie, wo er es mit Leuten zu thun hatte, die ihm weit überlegen waren, zur Reformation des Unterrichts und der Erziehung übergegangen, deren Bedürfniß jedermann fühlte. Ihm waren Rousseau, la Chalotais und Fielding in seinem Tom Jones vorausgegangen und schon Montaigne hatte im sechzehnten Jahrhundert den Weg angedeutet, den er betreten wollte; auch hatte er es hier mit Leuten zu thun, denen er gewachsen war. Er wendete sich vorerst an das große, damals sentimentale, Publikum und an Väter und Mütter. Basedow war zum Umstürzen, zum Stürmen, zum Lärmen, zur Aufregung und zur Erweckung eines halb rohen, halb sentimentalen Volks der passende Mann, es ist aber unbegreiflich und war es auch schon den Deutschen als die ersten Anfälle des Erziehungsfiebers vorüber waren, wie man glauben konnte, daß ein Mann wie er im Stande seyn werde, eine neue moralische Erziehung zu begründen. Lieset man von seinem täglichen Leben, von seiner Streitsucht, seiner steten Trunkenheit,

seinem Betragen gegen seine sentimentale Frau; hört man seine besten Freunde über das Aussehen seiner Person und seines Aufzugs, so wird man glauben, eher einen englischen Polizeibericht über einen der betrunkenen Irländer zu lesen, die jeden Morgen in London vor den Friedensrichter geführt werden, als die Schilderung des berühmten Gründers der neuen Erziehung. Wenn man indessen an Rousseaus Lebenswandel, verglichen mit seinen Schriften, an Mirabeaus, Marats, Dantons und anderer schauderhafte Laufbahn denkt, so überzeugt man sich, daß keine radicale Reform durch moralische Werkzeuge ausgeführt werden kann, weil dazu entweder frevelhafte Unternehmungen, wie Dantons Thaten waren, oder unbegränzte Kühnheit, wie sie Basedow besaß, erfordert werden.

Basedow fand, als er öffentlich auftrat, den Schulunterricht, wie man aus dem, was Semler und Nikolai in ihren Lebensbeschreibungen über den Unterricht am Pädagogium zu Halle, der bedeutendsten Anstalt für Bildung der Jugendlehrer Deutschlands, berichten, lernen kann, in dem Zustande, worin Mirabeau um 1789 die französische Monarchie fand, und die häusliche Erziehung war noch elender. Die schon im zweiten Bande erwähnte, höchst sonderbare Pränumerationsforderung Basedows für sein Elementarwerk, welches alle Vortheile einer Revolution bringen, alle Wissenschaften in eine Nuß drängen und alles mögliche Wissen praktisch, jedem Kinde zugänglich machen sollte, fand einen ganz unerhörten Fortgang. Er hatte schon im Mai 1771 fünfzehntausend Thaler beisammen, zu welcher Summe die Kaiserin von Rußland tausend Thaler und viele andere Fürsten und reiche Privatleute ebenfalls bedeutende Beiträge gegeben hatten. Das sogenannte Elementarbuch, welches dem Elementarwerk vorausging, ward daher mit demselben Jubel aufgenommen, dessen sich alle ephemere für den Augenblick berechnete Erscheinungen zu erfreuen haben, wenn Buchhändler oder Verfasser die Kunst verstehen, einen rechten Lärm zu machen. Es mußte innerhalb drei Jahren, d. h. bis zum Jahre 1773, drei Mal neu gedruckt werden, und der derbe Schlözer in Göttingen begann vergeblich darüber

einen Kampf auf Tod und Leben mit dem bis zum wirklichen Boxen streitfähigen Basedow.

Schlözer enthüllte, freilich nach seiner Art zuweilen etwas derb, in seiner Vorrede zu des la Chalotais ins Deutsche übersetzten Kinderunterricht die ganze Scharlatanerie eines Basedow und Wolke, indem er des la Chalotais Methode empfahl; und der gelehrteste und verdienteste Schulmann Deutschlands erhob sich ebenfalls gegen das windige Treiben; beides war vergeblich. Der Rector Schlegel in Heilbronn widmete nämlich mit der Aufopferung der ersten Verkündiger des Christenthums alle seine Zeit und seine Arbeit der Bildung und Erziehung der Jugend, er leistete ganz im Stillen im kleinen Kreise Alles das, was Basedow prahlend und schreiend versprach und nie erfüllte, er suchte wie Schlözer den Deutschen zu beweisen, daß von Basedows Bilderbuch nimmermehr wahre und tüchtige Jugendbildung zu erwarten sey, er predigte tauben Ohren. Die Zeit und ihr Bedürfniß trieben zu Basedow hin, und diese sind mächtiger als alle Gründe.

Um sich den Enthusiasmus zu erklären, den Basedows Marktschreierei erregte, muß man an den elenden Zustand denken, in welchen die von Melanchthon und seinen Schülern eingerichteten lateinischen Schulen des sechzehnten Jahrhunderts gesunken waren, und die Qual kennen, welche die Schüler erdulden mußten, um Latein zu lernen, ohne mit den römischen Schriftstellern bekannt zu werden. Griechisch lernte nicht leicht ein Jurist und die Theologen blos um das neue Testament zu lesen. Basedow beantwortete Schlözers Bemerkungen im Tone eines betrunkenen Matrosen, und doch hielt man ihn für fähig, eine Bildungsanstalt für die gesammte Menschheit in Deutschland einzurichten. Die dänische Regierung und der freundliche und menschliche Fürst von Dessau, der die Anstalt gern in seiner Hauptstadt haben wollte, thaten mehr für Basedow, als in jener, an Besoldungen sehr kargen Zeit für die ersten Gelehrten Deutschlands geschah. Er durfte nämlich seinen dänischen Gehalt von 800

Thalern beibehalten und erhielt, als er nach Dessau kam, noch 1100 Thaler Pension vom Fürsten.

Seit dem Augenblicke, daß das Elementarbuch in alle Familien gekommen war, und Anstalten getroffen wurden, ein sogenanntes Philanthropium in Dessau zu gründen, war in Deutschland Basedow und seine Erziehung das, was in unsern Tagen Eisenbahnen und Monumente und Bauten gothischer Art geworden sind. Man erwartete das Heil der Menschheit damals eben so sicher von empfindsamer Erziehung als jetzt von materiellen Fortschritten. Das Sonderbarste war, daß man Rousseaus Idylle des Lebens in die Schulen, seine Freiheit von allen conventionellen Banden und Rücksichten in die Familien bringen wollte, während das Staatsleben auf dem ganzen Continent in den schweren Fesseln einer willkührlichen Polizei lag, und in den Gerichten die Tortur, als Mittel die Wahrheit zu erforschen, und der Stock als Correctionswerkzeug an der Tagsordnung waren. Die religiösen Grundsätze der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lehrten die Sinnlichkeit der Jugend als Folge der Sünde der ersten Aeltern, mit Stock und harter Zucht und Entbehrung zu tödten; Basedow und Rousseau geboten, der Natur mehr zu vertrauen als der Zucht und nichts in die Seelen zu pflanzen, was nicht in den nächsten Jahren Frucht bringe, nichts zu lehren, als was dem Kinde unmittelbar einleuchte. Wenn sich nicht die Wohlthaten leicht anführen ließen, welche man schon in jener Zeit aus dem tollen und verkehrten Treiben von Leuten, wie Basedow und Wolke, herleitete, so würde man nicht begreifen, wie man Leuten, wie diese waren, zutrauen konnte, daß sie im Stande seyn würden, eine so große Anstalt, wie das Philanthropium seyn sollte, verständig und haushälterisch zu leiten.

Das Räthsel löset sich, wenn man bedenkt, daß es so weit gekommen war, daß es einer Revolution nicht einer Reform bedurfte; zum Stürmen und Umstürzen war aber Basedow geboren, dazu paßte seine Rohheit. Im praktischen Leben erfahrene, ruhige, besonnene Männer hätten stehen lassen, was

99719

stand, sie hätten das Alte verbessert und es wäre schnell in anderer Form wieder dagewesen, Basedow schrie, tobte, prahlte, brachte alle Welt in Bewegung, stürzte den ganzen alten Bau, da konnten Campe, Salzmann und ganze Schaaren von Kinderschriftstellern einen neuen errichten. Auf diese Weise erhielt endlich der Bürgerstand eine, wenn auch schwache und sentimentale, doch ihm angehörige Literatur, Bürger- und Realschulen wurden möglich. Aus dieser Ursache muß man wahrscheinlich erklären, daß sich Männer wie Lavater und Iselin der Sache Basedows und seiner Schimären so angelegentlich annahmen. Iselin stand in der Schweiz und im südlichen Deutschland als praktischer Staatsmann in der Staatswissenschaft im Ansehen, wie Lavater im religiösen Fach; es arbeiteten an Iselins Ephemeriden der Menschheit Männer, wie J. G. Schlosser, die von luftigem Projectmachen sehr entfernt waren, auch diese nahmen sich des Philanthropiums an.

Was zunächst Lavater angeht, so war er, den man doch des conservativen Jesuitismus anklagte, bei dieser Gelegenheit für die Fortschritte der Bildung und des Unterrichts auf eine um so rühmlichere Weise thätig, als er dabei seine religiösen Vorurtheile ganz bei Seite setzte. Er führte nämlich denselben Doctor Bahrdt, den der Pastor Göze in Hamburg in gedruckten Schriften als einen Feind des Christenthums verfolgte, als Director des ersten nach Basedows Manier eingerichteten Philanthropiums feierlich ein. Graf Ulysses von Salis zu Marschlinz in Graubündten war theils eingenommen von Basedows schwärmerischen Illusionen, theils glaubte er aus einem Philanthropium eine Geldspeculation machen zu können, er wollte daher, noch ehe das Philanthropium in Dessau eingerichtet war, eins in Marschlinz errichten, und bot Basedow die Leitung desselben an. Basedow lehnte den Antrag für sich selbst ab, empfahl aber an seiner Stelle den saubern Doctor C. F. Bahrdt, dessen man damals in Gießen entledigt zu werden suchte. Dieser machte den nöthigen Lärm und errichtete mit großem Aufsehen

und lärmender Feierlichkeit das erste deutsche Philanthropium, als dessen Director ihn Lavater einführte.

Das erste vom Grafen Salis auf Marschlinz gestiftete, von Bahrdt eingerichtete Philanthropium hatte eine kurze und traurige Existenz und verschwand spurlos; das zweite von Bahrdt auf dem Gräflich Leiningenschen Schlosse zu Heidesheim in der Pfalz eingerichtete endigte schimpflich, als Bahrdt wie ein Gauner davon floh, und selbst Basedows eigne Anstalt endigte nach kurzem Leuchten und Knallen wie ein Meteor, doch ließ es bedeutende Spuren hinter sich und erleuchtete die Folgezeit. Die Wirkungen waren nur mittelbar, aber sie waren darum nicht weniger bedeutend und umfassend. Das ganze Schulwesen mußte an einem Orte früher, an andern später, an einigen sogar erst in unserm Jahrhundert gänzlich verändert werden, und es entstand unter uns eine ganz eigene Art von Literatur. Die lange schlummernden Behörden erwachten und so wie ein neu Geschlecht Sitz in den Consistorien erhielt, denen leider die Aufsicht der Schulen vertraut war, entstanden deutsche Schulen, wo die Realien gelehrt und Bürger gebildet wurden, wie sie das Leben unserer Zeit fodert, und das weibliche Geschlecht, dessen Bildung vorher ganz vernachläßigt war, ward aus dem Mägdestand, zu dem es verdammt gewesen, erlöset.

Basedows Philanthropium in Dessau sollte Reiche für viel Geld zu Menschen bilden, ärmere für wenig Geld, unter dem Namen Famulanten zu Schullehrern, aber weder die eine Classe, noch die andere hatte anfangs Zutrauen zu dem Marktschreier, der indessen am 27. Dez. 1774 auch ohne Zöglinge sein Philanthropium eröffnete. Im folgenden Jahr hatten sich gleichwohl neun Pensionisten und sechs Famulanten eingefunden, obgleich Basedow selbst nichts für die Anstalt that, sondern im Bette liegend am Elementarwerk und an andern Büchern schreibselig arbeitete. Es verhielt sich mit dieser Revolution der Erziehung leider, wie mit der französischen Revolution; der edelste Enthusiasmus der würdigsten Menschenfreunde, und die Bewegung einer nie so heiter und so jung wiederkehrenden Zeit ward von

elenden Schreiern mißbraucht!! Basedow wagte damals, während er praktisch durchaus nichts leistete, was nicht jeder einigermaßen unterrichtete Dorfschulmeister auch hätte leisten können, der europäischen Menschheit mit seiner Ungnade zu drohen, wenn sie nicht Geld schaffe. Er erließ nämlich aus seinem Bette ein gedrucktes Schreiben, worin er drohte, daß er, wenn nicht bis Ostern 1776 zehntausend Ducaten für das Philanthropium eingingen, seine Hand von der Menschheit abziehen, und eine Anstalt, worauf er einen Theil seiner Zeit und einige tausend Thaler gewendet habe, aufgeben wolle.

Für die Charakteristik des ganz jungen geistigen Lebens in Deutschland, leider aber auch für die überspannte Richtung, die Basedow dem schönen und durchaus nationalen Enthusiasmus aus Eitelkeit und eigner Ueberspannung zu geben suchte, bemerkenswerth, sowohl durch den sonderbaren Inhalt als durch den Titel, ist die im Nov. 1774 von ihm erlassene gedruckte Einladung zum Besuch und zur Unterstützung seiner neuen Pensions- und Erziehungsanstalt für junge Zöglinge und ältere künftige Lehrer, deren ausführlichen Titel wir deßhalb unten beifügen [12]). Wie vorher Lavater Bahrdts neue Anstalt in Marschlinz, ohne Rücksicht auf dessen Glaubensirrthümer, blos aus Eifer für Menschenwohl und für Beförderung einer bessern Bildung durch seine thätige Theilnahme an der Einweihung gefördert hatte; so unterstützte jetzt, durch gleiche Gründe bewogen, Iselin die werdende Anstalt Basedows in Dessau. Er schlug zwar den Antrag aus, neben Basedow Curator zu werden; aber er bewog in Verbindung mit Lavater zwei edle und ausgezeichnete Männer, sich für Basedows Rodomontaden aufzu-

12) Dieser Titel zeigt den sonderbaren Inhalt hinreichend an: Das in Dessau errichtete Philanthropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforschern und Thätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privatpersonen empfohlen von J. B. Basedow. Leipzig 1774. 96. S.

opfern. Simon und Schweighäuser, zwei gelehrte, classisch gebildete, wahrhaft begeisterte Männer, schlossen sich von Lavater und Iselin ermuntert an die beiden Empiriker und Schwätzer Basedow und Wolke an, errichteten einen förmlichen Schul- und Erziehungsbund oder Orden, wie man es nennen will, um auf diese Weise eine Art Propaganda ihres Schuleifers und ihrer Schulsysteme zu stiften.

Der Schulbund ward förmlich als eine Art geistlicher Ritterorden, oder Mönchsorden durch eine Regel gebunden, und ein sogenanntes Philanthropisches Archiv als Programm der neuen Stiftung herausgegeben. Schon der Titel dieses Archivs verkündete der gesammten Menschheit, daß ihr Heil von Dessau kommen werde. Das erste Heft des Archivs enthält die Ordensregel dieser neuen Verbindung [13]). Die beiden aus den Alten und durch diese gebildeten Männer gaben indessen der jungen Anstalt eine wissenschaftliche Bedeutung und als der höchst unpraktische und noch dazu sehr gemeine und unmoralische Basedow, seine Unfähigkeit, eine ökonomische Verwaltung zu leiten, einsah, schien das Philanthropium zu Dessau auch die ökonomische Verlegenheit zu überwinden, worin es durch Base-

13) Der Titel lautet: Philanthropisches Archiv mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders, welche eine Schulverbesserung wünschen und beginnen; auch an Väter, die ihre Kinder ins Dessauische Philanthropin senden wollen. Was den Schulbund von Basedow, Wolke, Simon, Schweighäuser angeht, so machen die 4 im ersten Heft bekannt: 1) Sie widmeten sich sämmtlich dem Schulleben und wollten in ihrem ganzen Leben sich mit nichts anderem beschäftigen als mit dem, was zur Verbesserung des Schulwesens dienen kann. 2) Die Unverheiratheten wollen nur solche Weiber nehmen, die das Werk mit fördern helfen. 3) Ihre Kinder werden von der Geburt an philanthropisch behandelt und zu dem Zwecke der Väter erzogen. 4) Außer der Erfüllung menschlicher und bürgerlicher Pflichten soll eines jeden tägliche Arbeit seyn: a) Unterricht und Regierung der Jugend. b) Verbesserung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher. c) Correspondenz oder Reisen oder Berathschlagung oder ihn selbst vervollkommnender Fleiß zum Besten des Schulwesens. Endlich machen sie sich verbindlich 5) Einer dem Andern Brudertreue und Bruderhülfe zu leisten während sie am Institut arbeiteten, und das Bruderbündniß so viel als möglich zu erweitern.

dow gebracht war. Der nur zu sehr (wenigstens später als Haupt eines Pensionats in Hamburg) in Dingen des Haushalts bewanderte, durchaus practische und rechnende Feldprediger Campe übernahm die Leitung an Basedows Stelle als Mitcurator, der freundliche und humane Fürst von Dessau versprach nicht blos Geld, sondern auch ein Gebäude, und Alles nahm einen guten Gang, bis Basedows Gemeinheit und Herrschsucht die Männer, die ihm ausgeholfen hatten, verscheuchte.

In dieser Zeit begannen Campe und Salzmann fast zu gleicher Zeit ihre der Volksbildung eben so vortheilhafte, als der ächten Wissenschaftlichkeit und der wahren Poesie verderbliche Laufbahn als Erzieher und als Schriftsteller. Sie und ihre Nachfolger und Nachahmer überschwemmten Deutschland mit einer albernen Kinderliteratur, und suchten ganz kleine Kinder dadurch zu bilden, daß sie Erwachsene zu Kindern machten. Sie eiferten mit Glück gegen die jesuitische und pietistische Erziehung, weil sie, wie die Jesuiten, Kinder und Aeltern in ihr Interesse zu ziehen verstanden. Sie machten freilich der Pedanterei und zum Theil auch der Verwöhnung der Kinder ein Ende, wir schreiben aber doch ihrer Erziehung die Naseweisheit eines allwissenden und eben darum unwissenden und anmaßenden neuen Geschlechts von ihnen oberflächlich gebildeter Jünglinge zu.

Die glänzende Periode des Philanthropiums zu Dessau begann übrigens mit einer von jenen nach Art der Marktschreier eingerichteten Prunkfeierlichkeiten, wie wir jetzt deren in jedem Monat ein Paar aufführen und in den Zeitungen ausposaunen sehen. Dies war eine öffentliche Prüfung, welche am 13ten, 14ten und 15ten Mai 1776 von Basedow veranstaltet ward. Zu dieser Prüfung entbot Basedow in seinem prahlerischen Styl alle Kosmopoliten Deutschlands, er beschrieb sie im zweiten Stück des Archivs und der gelehrte Rector Stroth zu Quedlinburg widmete ihr eine eigene Schrift. Der Lärm, aber besonders der rege Eifer eines Simon und Schweighäuser, brachten die Anstalt empor, und sogar aus Frankreich kamen Zöglinge; doch sah Basedow selbst ein, daß er zum Curator nicht tauge.

Er zog sich im Dez. 1776 von der Leitung zurück, doch behielt er sich den Religionsunterricht vor, den er mit Beredsamkeit und Salbung ertheilte und oft sein eigenes Beispiel als abschreckende Warnung gebrauchte, wenn er in roher Trunkenheit grobe Exzesse begangen hatte. Leider! hatte er sich außerdem noch allerlei unbestimmte Geschäfte vorbehalten, so daß er hernach Campe, der die Leitung an seiner Stelle übernommen hatte, so vielen Verdruß erweckte, daß dieser endlich Basedow und die Anstalt ihrem Schicksal überließ.

Campe als Curator begann in Verbindung mit Basedow statt des Philanthropischen Archivs die Pädagogischen Unterhaltungen, die auf eine gemüthliche in kleinere Städte vertheilte Nation, wie die Unsrige, sehr wohlthätig gewirkt haben, wenn freilich der Großstädter und der Weltmann über die Sentimentalität und die Idylle des Pfarr- und Amthauses oft lächeln mag. Das Familienleben und die Erziehung ward idealisirt und zur Freude der Mütter Ernst und Strenge ganz von der Jugend und wo möglich aus dem Leben entfernt. Das Philanthropium in Dessau blühte anfangs unter Campes Leitung ganz frisch empor, es hatte im Sommer 1777 fünfzig Zöglinge, der Fürst von Dessau wies ihm den Dietrichschen Palast an, Basedow erhielt die viertausend Thaler wieder, die er hergegeben hatte, und es waren noch sechstausend Thaler in der Reservecasse, als der zänkische Basedow einen Streit nach dem andern erregte. Der wohlwollende Fürst suchte dem Streit dadurch abzuhelfen, daß er Basedow dahin brachte, wieder an der Curatel Theil zu nehmen, was anfangs in Friede zu Stande kam; es zeigte sich aber bald, daß mit dem Trunkenbolde nicht auszukommen sey.

Der Sturz des Philanthropiums, der von dem Augenblicke an unvermeidlich ward, als Basedow wieder das Curatorium übernahm, war für die Erziehung, was die Verwirrung der Sprachen beim Thurmbau zu Babel für die erste Cultur von Asien gewesen seyn soll. Die Lehrer von Dessau zerstreuten sich in alle Gegenden von Deutschland, wendeten Basedows Ideen

jeder nach seiner Art an; sie errichteten Institute und machten zu einem Gewerbe, was vorher nur ein Amt gewesen war.

Campe schied schon im September 1777 von der Anstalt in Dessau. Die beiden einzigen gelehrten, wissenschaftlichen und durchaus tüchtigen Theilnehmer an dem Treiben in Dessau, Simon und Schweighäuser, gingen nach Straßburg; Wolke ward Hauptperson im Philanthropium, denn Basedow trat um Ostern 1778 noch einmal und dieses Mal gänzlich ab. Salzmann übernahm Basedows Antheil am Religionsunterricht, und es entstanden seitdem überall Erziehungsanstalten, wie Fabriken. Unter den aus dem Philanthropium entstandenen, nach dessen Muster und nach den ihm zu Grunde liegenden Grundsätzen errichteten Privatanstalten wurde das Campesche bei Hamburg und Salzmanns Institut auf dem Schlosse von Schnepfenthal bei Gotha am berühmtesten. Sie hatten Gedeihen, weil sie weniger colossal angelegt und besser den Foderungen der Väter und Mütter angepaßt wurden, als das Philanthropium in Dessau. Das Letztere dauerte noch fünf Jahre kränkelnd fort. Es hatte aber seinen Zweck erreicht, denn an allen Ecken und Enden von Deutschland ward nach der von Basedow und Campe und Salzmann empfohlenen Weise gelehrt und schon zehn Jahr nach der Errichtung des Philanthropiums (1784 — 1788) ward in der untersten Classe einer am äußersten Ende Deutschlands gelegenen gelehrten Schule am Strande des Nordmeers, das Lateinische aus einer lateinischen Uebersetzung von Campes Robinson, aus Schützes Elementarwerk, Gedikes Lesebuch erlernt; doch fügte hernach ein verständiger Rector den Cornelius Nepos wieder hinzu.

Wenn man eingestehen muß, daß bei der übereilten Einführung der neuen Methode und der neuen Bücher die gelehrte und gründliche Bildung der höheren Classen der Gesellschaft und des eigentlichen Gelehrtenstandes nur in den Gegenden und Orten bedeutend gewann, wo die Realien ganz versäumt, oder die Lehrer ganz schlecht waren, so war dagegen der Gewinn des Bürgers und Bauers dieses Mal bei einer Revolution

viel bedeutender als der der Gelehrten und Vornehmen. Basedow und die speculirenden Unternehmer der Pensionsanstalten dachten besonders an die Leute, welche bezahlen konnten, und waren mit den Mitteln, der arbeitenden Classe empor-zuhelfen, wenig bekannt. Sie kannten die eigentlichen Bedürfnisse des Volks und die Ursachen seiner Rohheit schon aus dem Grunde wenig, weil sie weder Beamte gewesen waren, noch Staatswissenschaften getrieben hatten, wie die zwei Männer, die wir hier vor andern nennen müssen. Diese sind der Oberbeamte des edlen und für das Wohl seines Landes unablässig bemühten, wahrer Aufopferung fähigen Markgrafen Carl Friedrich von Baden, der nachherige Frankfurter Stadtsyndicus J. G. Schlosser, und der Erbherr der Herrschaft Rekahn und Domherr von Halberstadt, von Rochow. Der Erste, obgleich er Platoniker war, erklärte sich gegen alle utopischen Träumereien der Phantasten, er selbst stellte aber ein Muster auf, wie man, ohne zu revolutioniren, dem Volke helfen könne. Er schrieb nämlich im Geiste eines Türgot und jener Oekonomisten, deren System sein edler Landesherr gleich dem Großherzog Leopold von Toscana zuerst von allen Regenten praktisch anzuwenden suchte, seine Sittenlehre für das Landvolk (um 1771), woraus Campe, der bekanntlich keine eignen Ideen hatte, hernach das Wesentliche seiner Sittenlehre für Kinder entlehnte. Schlossers Buch gehört zu den vortrefflichen Volksbüchern unserer Nation und verdient einen Platz neben dem ersten Theile von Pestalozzis Lienhard und Gertraud; Rochow erwarb sich nicht blos dadurch praktische Verdienste um den Unterricht in den Landschulen, daß er die Schulen seiner Herrschaft zu Musterschulen für die deutschen Dorfschulmeister machte, sondern er schrieb auch selbst eine Anweisung zur Bildung des Landmanns.

Schlossers Katechismus beschränkt sich auf die Sittenlehre, in von Rochows Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch für Dorfschulen, wird von allen den Kenntnissen gehandelt, welche dem Landmanne in seiner Sphäre nützlich seyn können. Das Büchlein

soll sowohl dem reichen Bauer als dem armen und auch sogar dem Taglöhner den Weg zum Wohlstande zeigen. Die Kinder erhalten hier Anweisung, wie man auf die beste Weise das Feld düngt, die Pferde füttert, das Wirthschaftsgeräth in Ordnung hält u. s. w. Die Schullehrer auf Rekahn wurden übrigens ausgezeichnet gut besoldet und der Herr von Rochow war neben dem Fürsten von Dessau der Einzige, der von der Gelegenheit Gebrauch machte, Schullehrer im Philanthropium bilden zu lassen; denn von den sechs Famulanten des Instituts unterhielt der Herr von Rochow zwei und der Fürst von Dessau vier. Rochows Schulbuch machte viel Glück; es erschien schon im Jahre 1776 eine ganz umgearbeitete Auflage mit Kupfern; zu gleicher Zeit schrieb von Rochow den Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen, den er auf eigne Kosten drucken ließ, um ihn hernach sehr wohlfeil in die Hände des Landvolks zu bringen.

Durch die Veränderung der Erziehung und des Unterrichts, sowie durch das Erwachen des Bedürfnisses einer von den Schlacken des Mittelalters völlig gereinigten Religion ward einer Anzahl Menschen, welche auch die reinste Bewegung der Zeit nur für ihre schmutzigen Zwecke zu benutzen suchten und ihre Talente und Kenntnisse mißbrauchten, ein weites Feld eröffnet. Unter diesen Menschen verdient schon des Aufsehens wegen, welches er zu erregen verstand, C. F. Bahrdt, einen der ersten Plätze. Er benutzte sowohl das erwachende Streben nach Befreiung vom Religionszwange der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als den Wunsch seiner Zeitgenossen, die Jugend von der sclavischen Zucht und dem pedantischen Unterricht gänzlich zu befreien, für seine schmutzigen Speculationen und für seine niedrige Gaunerei. Wenn man dieses Theologen von ihm selbst unverschämt geschriebene Lebensbeschreibung, oder die zwei Bände, welche Pott über ihn und seinen Wandel geschrieben hat, mit den in zwei verschiedenen Bänden des Schlichtegrollschen Nekrologs dem Publicum mitgetheilten Nachrichten zu vergleichen sich die Mühe nimmt, so muß man bedauern, daß die

deutsche Nation im Augenblick ihres Erwachens von einem so gewissenlosen Schriftsteller lange irre geleitet ward. Bahrdt machte nämlich einige Zeit hindurch großes Aufsehen, weil er trotz seiner allgemein bekannten Immoralität den Ton zu treffen wußte, der für ein rohes Publicum paßte. Sein Vagabundenleben brachte ihn außerdem mit allen denen in Verbindung, die in Sinnlichkeit verloren eine Revolution des Religionsunterrichts wollten, weil die Idee einer Reform für sie zu hoch war. Wo er sich befand, in Erfurt, in Gießen, in Graubündten, am Rhein, in Halle bestand stets eine Schule der Leichtfertigkeit.

Er ward Professor der Philosophie zu Erfurt, als dort Reidel, vorher Genosse der Gemeinheit eines Klotz im Schriftstellern und im wüsten Leben, den Ton angab und speculirte schon dort auf den Zeitgeist, der die Abweichung vom hergebrachten Lehrbegriff billigte, weil die Vertheidiger der Orthodoxie sich lächerlich machten. Bahrdt verstand die Kunst, sich das Ansehn einer Gelehrsamkeit zu geben, die er nicht besaß und wählte den Weg der Heterodoxie, weil sie Mode war, Geld einbrachte und von den gegen die Obscuranten und Heuchler erbitterten geistreichen und edlen Männern in Schutz genommen wurde. Er blieb indessen in der Dogmatik und Moral, die er in Erfurt herausgab, noch so sehr innerhalb der Schranken der Schicklichkeit, daß auch der gute Semler ihn nur für einen Gegner der alten Finsterniß, nicht für einen Wolf in Schaafskleidern ansah und ihn zu einer theologischen Professur in Gießen empfahl. Dort ward die Aufklärung und die Anwendung des freien Denkens auf Schrifterklärung und Glaubenslehre für seine Schriftstellerei einträglich, weil er unter den Theologen noch ziemlich vereinzelt dastand, des deutschen Ausdrucks mächtig war, und aus der alten Schule noch eine bedeutende Masse positiven Wissens mitbrachte, das den spätern Rationalisten oft mangelte. Er kannte die Bedürfnisse der mächtigen Parthei, welche damals um jeden Preis Befreiung vom drückenden Joch pedantischer Rechtgläubigkeit erlangen wollte,

er war im Stande, leicht, populär, moralisch und allenfalls auch empfindsam zu schreiben, wie es die Umstände oder der herrschende Geschmack forderte. Er fand daher Absatz für seine Schriften und drückt sich selbst darüber wie ein Kaufmann aus; da er uns seinen Verdienst dabei nach Gulden und Kreuzer vorrechnet.

Er begann mit Predigten, schrieb dann eine Homiletik, einen kritischen Apparat zum A. T. in lateinischer Sprache, als, der Varianten sammelnde Kennicott und J. D. Michaelis, Kritik des A. T. in die Mode brachten, einen Entwurf der Kirchengeschichte des N. T., Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche, Bemerkungen über Michaelis Bibelübersetzung. Mit der fortschreitenden Zeit ward er in diesen Büchern immer dreister gegen die Kirchenlehre, zu deren Verkündigung er doch eigentlich als Professor und Prediger berufen war. Er widerlegte nicht sowohl Irrthümer und suchte Wahrheit zu finden, als er dem, was seiner Gemeinheit nicht gefiel, Hohn sprach und tastete endlich mit frevelnder Hand und prosaischem Sinn auch die ehrwürdige Urkunde des Christenthums und dessen erhabene Poesie an. Dabei speculirte er ganz richtig auf die berechneten Fortschritte einer durch Romane und durch populäre Schriften verbreiteten Aufklärung, auf den raschen Fortgang der Veränderung der deutschen Sprache und des Styls im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, als er eine neue Uebersetzung des N. T. ankündigte.

Diese neue Uebersetzung, oder vielmehr dieses von C. F. Bahrdt travestirte neue Testament, wurde in jener Zeit, wo alles neu werden sollte, innerhalb neun Jahren, d. h. bis zum Jahre 1783 in drei Auflagen und zwar besonders in Norddeutschland verbreitet, obgleich in unsern Tagen schon der Titel, der damals anlockte, davon abschrecken würde. Dieser Titel, der Leser anlocken sollte, ist von den elendesten Machwerken der Bücherfabricanten jener Zeit entlehnt. Er lautet: das Neue Testament oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel, wa in der

ersten Ausgabe durch den Zusatz in Erzählungen und Briefen noch abentheuerlicher wurde. Wo man auch immer diese sogenannte Uebersetzung aufschlagen mag, wird man die gottlose Leichtfertigkeit wahrnehmen, mit welcher Bahrdt, wir wollen nicht sagen, die Religion, sondern auch sogar das Alterthum und die orientalischen Geschichten desselben behandelt hat. Jeder Hauch des Orients, jede Färbung der Nationalität ist verschwunden, jede religiöse Empfindung wird durch die kalt verständige und zuweilen auch unverständige Prosa erstickt.

Bahrdt nahm sich keine Zeit, den Ausdruck abzuwägen, er lösete in den Stellen, wo ein Dialog eingeführt wird, diesen als altfränkisch klingend auf, und vertilgte alle durch Ueberlieferung, Gebrauch, Glauben mit dunkeln Gefühlen verbundenen, durch eine mysteriöse, aber doch auch oft wahrhaft religiöse Bedeutung dem Gemüth theuer gewordenen Ausdrücke Luthers. Dahin gehören Himmelreich, Reich Gottes, Seligkeit, Seligmachen, Erlöser, Weg des Heils, Heiliger Geist, Name Jesu u. s. w. Es war damals übrigens noch nicht dahin gekommen, daß man die im kirchlichen Lehrbegriffe hergebrachten und durch den kirchlichen Gebrauch geheiligten Ausdrücke hätte entbehren wollen; es erhob sich daher ein furchtbarer Sturm gegen Bahrdt, der ihn um so mehr aus der Nähe bedrohte, als C. F. von Moser auf eine ganz sonderbare Weise eine Art von politischem Liberalismus mit Pietismus verband. Bahrdt wäre auch sicherlich schon vor seiner Abreise nach Marschlinz von allen Freunden religiöser Aufklärung aufgegeben worden, wenn nicht die unverständigen Vertheidiger des Veralteten ihm durch ihr unvernünftiges Toben unter den edeln Freunden verständiger Religionsansicht Vertheidiger und Schützer verschafft hätten, wie ihn ja sogar Lavater in Marschlinz einführte. Daß übrigens das damalige deutsche Publicum, welches unser an Schimpfworten, wie Carbonari, Jacobiner, Communist, Chartist, Radicaler, reiches Zeitalter wahrscheinlich das junge nennen würde, noch darin zurück war, daß man sich ge-

gen einen gesunden Verstand und einen reinen Geschmack versündigen durfte, wenn man sich nur das Ansehn gab, im modernen Geschmack zu schreiben, wird man aus einigen unten beigefügten Stellen der Bahrdtschen, in drei Auflagen verbreiteten Uebersetzung sehen können [14]).

In Marschlinz spielte hernach Bahrdt den kleinen Basedow, jedoch mit dem Unterschiede, daß in ihm auch nicht ein Funke von Basedows wahrhaftiger, wenn auch oft unverständiger und lächerlicher Begeisterung für die Sache der Menschheit war. Bei Bahrdt war alles erkünstelt, gemein und auf die gemeinsten Zwecke berechnet. Nichtsdestoweniger ward er vom Grafen von Leiningen als Generalsuperintendent nach Dürkheim berufen, um auch dort im Schlosse zu Heidesheim die Comödie der Errichtung eines dritten ephemeren deutschen Philanthropiums aufzuführen (1776).

Wir erwähnen der Schicksale und der Schriften dieses Mannes hier blos aus der Ursache, um an ihm zu zeigen, wie groß das Bedürfniß jener Zeit war, dem Geistesdruck endlich zu entgehen und freier zu athmen. Dies würde noch deutlicher einleuchten, wenn wir näher in seine Schicksale eingehen, ihn durch seine Gaunereien in Heidesheim und durch seinen ganz

---

14) Math. V. Vs. 4. Lautete in der ersten Auflage: Wohl denen, welche die süße Melancholie der Tugend der süßen Freuden des Lasters vorziehen; in der vor uns liegenden dritten Auflage (Berlin 1783) lautet der Vers: Wohl denen, welchen diese Erde wenig Freuden gewährt, sie werden reichlich dafür getröstet werden. Die bei Luther unvergleichliche Stelle Math. IX. Vs. 19. lautet: Und indem kommt ein gewisser jüdischer Gottesgelehrter .... aber Jesus gab ihm Folgendes zur Antwort (Du bist in falscher Erwartung) Ein Fuchs hat seine Grube und ein Vogel sein Nest, aber ich, so wie Du mich siehst, bin ein armer Mensch, habe nicht so viel Eigenthum, als erfordert wird, mein Haupt darauf zu legen. Die Stelle Marc. II. Vs. 8. Also ist des Menschensohn ein Herr auch des Sabbaths, wird in der ersten Ausgabe übersetzt: Folglich müssen die Pflichten des äußerlichen Gottesdienstes den Pflichten des Menschen allemal untergeordnet bleiben. In der dritten Ausgabe finden wir jedoch: Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch des Sabbaths willen. Folglich gehet der Mensch und dessen Bedürfniß [illegible] Sabbath vor.

verworfenen Wandel und seine ganz offenbare Betrügereien mit der deutschen Union in Halle verfolgen dürften. Man würde dann sehen, daß er, wohin er auch kam, als Mann von Talent gepriesen und als Märtyrer seines Eifers für religiöse Aufklärung betrachtet ward. Dies geht auch besonders daraus hervor, daß ihm ein Mann, wie Teller war, in Preußen Schutz verschaffte, und daß der Unwille über den blind zelotischen Hamburger Pastor auch sogar einen Mann wie Semler traf, weil er, als er gegen Bahrdts Persönlichkeit protestirte, gegen freie Meinungsäußerung zu protestiren schien.

Es ereignete sich nämlich zu einer sehr gelegenen Zeit für den Doctor Bahrdt, der gerade am Ende seines wüsten Treibens in Heidesheim war und eben eine Gaunerreise nach England gemacht hatte, daß die blinde Wuth des Lutherschen Zeloten in Hamburg, und Josephs II. Uebereilung, ihn mit Verletzung der Rechte des Reichs und der Evangelischen durch den Reichshofrath verfolgen zu lassen, ihm den Schutz von Personen verschaffte, die sich sonst seiner nie würden angenommen haben, denn es schien als wenn zwei ganz beschränkte Zeloten, ein protestantischer und ein katholischer, in Bahrdts Person den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen verfolgen wollten; das schaffte ihm die Hülfe der Verständigen. Was Göze in Hamburg angeht, der damals durch die Art und Weise, wie er den lutherischen Lehrbegriff verstand und vertheidigte, die herrschende Religion der Predigten und Katechismen bei allen Verständigen verhaßt oder lächerlich machte, so hatte er früher gegen die erste Ausgabe von Bahrdts Uebersetzung des N. T. eine Schrift herausgegeben. Sie hatte den Titel: Augenscheinlicher Beweis, daß des Dr. Bahrdt Uebersetzung des N. T. nichts anders als wahre Gotteslästerung ist; durch diese liebreiche Schrift ward Bahrdts Suspension und nachfolgende Entfernung aus Gießen veranlaßt. Die Gründe, die er dort gegen Bahrdt geltend gemacht hatte, waren nicht besser als die, welche hernach der Weihbischof von Worms, der lange ruhig zugesehen hatte, ohne

sich zu regen, anführte, um ihn aus Heidesheim zu treiben. Der persönlich beleidigte und durch einen Pfälzer, den Bahrdt beleidigt hatte, aufgeregte Weihbischof erklärte nämlich, daß Bahrdt außer dem Gesetze sey, weil er eine Lehre verkündige, welche mit den Lehrsätzen keiner der drei im Reiche gesetzlich bestehenden Confessionen übereinstimme. Diese Beschuldigung, welche der Weihbischof als Büchercommissarius des Kaisers in Frankfurt a. M. vorbrachte, machte der Reichsfiscal, von ihm angerufen, beim Reichshofrath geltend, und dieser wagte ohne Vorladung, ohne förmlichen Prozeß, ohne den Landesherrn des Beklagten, ohne das Corpus Evangelicorum zu fragen, einen bis dahin ganz unerhörten Schritt.

Der Reichshofrath erklärte, ohne alle weitere Prozedur, Bahrdt des Zweifels an der Dreieinigkeitslehre u. s. w. schuldig, entsetzte ihn (was doch nur sein Landesherr zu thun befugt war) seiner Aemter und legte ihm auf, seine Irrthümer zu widerrufen oder das Reich zu räumen. Sein Reichsgraf nahm ihn zwar in Schutz, er war aber ein kleiner Herr, der noch dazu gern den Fürstentitel haben wollte, das machte den Reichshofrath dreist genug, ein Mandat an ihn zu erlassen, worin Bahrdts Entlassung befohlen wurde.

Dadurch ward die Sache Bahrdts eine Angelegenheit des Reichs und der freien Meinungsäußerung der Protestanten, und Bahrdt wandte sich in dieser Sache an die zwei angesehensten Vertheidiger freier und unbefangener Bibelforschung, an den Probst Teller in Berlin und den Theologen Semler in Halle, und der Erste bewirkte, daß man sich in Berlin seiner annahm. Er ward mit einigem Gelde unterstützt, durfte in Halle Vorlesungen halten; nur keine theologischen. Semler ward bei der Gelegenheit als Obscurant verschrieen, nachdem ihn vorher derselbe Göze, der Bahrdt verfolgte[15]), als Erzketzer, Verfälscher der

15) Wie ärmlich die Gründe waren, welche Göze gegen Bahrdt vorbrachte und welchen [illegible]gen Fetischismus er als Lutherthum vertheidigte, wird man aus einem [illegible]n Beispiel sehen. Er wirft Bahrdt vor, er habe

Lehre und Vergifter der Jugend ausgeschrieen hatte. Man hätte dies Mal Semler wohl entschuldigen sollen, daß er einen Mann, dessen Gegenwart überall wie eine sittliche Pest betrachtet ward, nicht gern auf einer Universität dulden wollte, wo Klotz schon seit der Mitte des Jahrhunderts eine Schule furchtbarer Unsittlichkeit gegründet hatte, die, wie das auf Universitäten zu seyn pflegt, auch nach seinem Tode nicht ausging. Semler konnte und wollte freilich diesen Grund nicht anführen, er verlor daher die ganze Gunst der öffentlichen Meinung, weil es schien, als wenn er sich an Göze, an den Weihbischof von Worms, den Reichsfiscal und den Reichshofrath anschließen wolle.

Bahrdt hatte nämlich ein Glaubensbekenntniß aufgesetzt, welches Teller (1779) drucken ließ, Semler aber heftig mißbilligte und öffentlich anklagte. Das war eben so übereilt als überflüssig, weil jeder Verständige einsah, daß ein Mensch wie Bahrdt sich nie zu irgend etwas bekennen werde, als zu dem, was seinen ganz rohen sinnlichen Genüssen dienen könne. Es war also ganz lächerlich, auf irgend etwas, das von ihm kam, die geringste Bedeutung zu legen, und doch that dies Semler. Er griff in einer Zeitschrift, die Schlözer herausgab, welche nicht sowohl von Theologen, als von Beamten, von Staatsleuten und von allen denen, die mit der Staatspolizei zu thun hatten, gelesen ward, Bahrdts Person so heftig an, daß selbst Schlözer dafür hielt, er müsse auch Bahrdts Gegenerklärung aufnehmen, um das Recht freier Rede nicht der Reichspolizei unterwerfen zu lassen *). Auch die Behörden zu Berlin nahmen sich wie Schlözer nicht sowohl der unwürdigen Person Bahrdts an, als seiner Sache, soweit sie die Sache des ersten

durch die Art, wie er die bekannte Stelle: „Ich bin bei euch alle Tage u. s. w.“ übersetze: Eine tröstliche Beweisstelle für die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi den Gläubigen rauben wollen.“

*) Semler ließ in Schlözers Briefwechsel No. XXIX. S. 332 einen Artikel gegen Bahrdt einrücken, Schlözer nahm daher auch Heft XXXII. S. 82 Bahrdts Antwort auf Semlers Widerlegung seines Glaubensbekenntnisses auf.

Rechts jedes Staatsbürgers war. Es schien den Berlinern dabei auf die unbeschränkte Freiheit, die christlichen Religionsbücher nach besten Einsichten zu deuten, anzukommen.

Semler bebte damals vor dem Radicalismus in Religionssachen, wegen dessen er Bahrdt anklagte und sogar verfolgte, um so mehr zurück, weil er, wie einige beschränkte Zeloten unserer Tage, von der Zeitphilosophie Gefahr für das Wesen des Christenthums fürchtete, da dieses doch, wie der Stifter desselben gesagt hat, auf dem ewigen Felsen des Theils unseres eignen Wesens gegründet ist, der rein von Gott stammt, und also allen Philosophen leicht trotzen wird und mit den eiteln Grillen eingebildeter Theologen nicht verwechselt werden darf. Semler bebte vor Voltaires und der Encyklopädisten Witz, vor Lessings mächtiger Skepsis, vor des Wolfenbüttler Fragmentisten furchtbarer Kühnheit und ganz besonders vor dem Gedanken, daß Bahrdt von seiner Seite den Deismus in Halle fördern werde, den der Verfasser der Apologie des Sokrates als Professor der Philosophie und der natürlichen Theologie damals dort lehrte.

J. A. Eberhard, der Verfasser der erwähnten Apologie des Socrates war protestantischer Theolog, hatte aber, seitdem diese 1772 zum ersten Mal gedruckt war, von den damals noch in den Consistorien herrschenden Rechtgläubigen keine ordentliche Beförderung erhalten können, sondern hatte sich mit ein Paar elenden Pfarreien behelfen müssen, bis sich derselbe Teller, der auch Bahrdt durchhalf, seiner annahm. Er bewog den Minister Zedlitz, ihm durch Friedrich II. die Stelle in Charlottenburg zu verschaffen, wo er um 1776 durch seine allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens den von der Berliner Academie ausgesetzten Preis gewann. In dieser Schrift entwickelte er sein, wenn man will, philosophisches System und ward deshalb, eigentlich gegen seinen Wunsch, um 1778 zum Professor der Philosophie zu Halle ernannt. In Halle war die Richtung und die große Mehrzahl der Studirenden theologisch, Eberhard wandte also sein System auf Theo-

logie an. Er ward hernach einer der ärgsten Vielschreiber, was bekanntlich für einen Philosophen ein schlechter Ruhm ist, stand aber, weil man es damals mit der Schärfe der Dialektik und der Tiefe der Gedanken nicht so genau nahm, als Mensch und als Gelehrter im besten Rufe. Er begann zur Verbreitung seiner deistischen Lehre ein eignes Journal und erschütterte durch die in denselben Grundsätzen geschriebene Apologie des Socrates, wovon schnell hinter einander drei vermehrte, und verbesserte Auflagen gemacht wurden, die Altgläubigkeit der heranwachsenden, nach Basedows und Rousseaus Manier erzogenen Jugend in ihren Grundlagen. Er wirkte nicht sowohl wissenschaftlich und auf Denker und Forscher als rednerisch auf das große Publicum, mehr in die Breite als in die Tiefe.

Eberhard war ein ruhiger, vielseitig gebildeter, gemäßigter Mann, er paßte ganz für den damaligen Zustand der Literatur und machte auch dort Eindruck, wo man den sittenlosen Bahrdt verachtete und von seiner glatten, leichten, oft im Romanenstyl vorgetragenen Moral nichts hören wollte. Eberhard richtete sich in seinem Hauptwerke eigentlich absichtlich gegen die alte Dogmatik und bewies, oder wollte wenigstens von allen ihren Hauptlehren beweisen, daß sie durchaus unhaltbar seyen; er machte sich aber die Sache auf ähnliche Weise leicht, wie die französischen Academiker, wenn gleich mit dem Unterschiede, daß er ernst und würdig und diese spaßhaft redeten. Eberhard behauptete und es war fast niemand, der ihm gründlich widersprach, als Lessing, den man gleichwohl als einen Ungläubigen verschrie, daß weder die Lehre von der Prädestination, noch die von der Genugthuung Christi, noch die von den Gnadenwirkungen und Höllenstrafen, noch eine Anzahl anderer in der Schrift ihren Grund hätten und daß sie außerdem der Vernunft widersprächen und der Sittlichkeit nachtheilig seyen. Diese Art Glauben und diese Art Philosophie beförderte Nicolai in Berlin nicht blos als Schriftsteller und Verleger, sondern führte in seiner A. D. B. auch eine ganze Armee rüstiger und kecker Verfechter derselben aufs Schlachtfeld.

§. 3.

Nicolai und die allgemeine deutsche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutsche Merkur.

Die Kritik war in Deutschland im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und in der ganzen ersten Hälfte desselben in so elenden Händen, daß man fast glauben sollte, Gottsched sey noch einer der besseren Kritiker gewesen, und wie verfuhr nicht dieser und die Creaturen, die unter seinen Fahnen dienten!! Als Gottscheds kritisches Ansehn durch den gar zu groben Mißbrauch, den er und die Seinigen von ihren Journalen machten, untergegangen war, trieb Klotz das gemeine kritische Spiel von Halle aus, wie es Gottsched in Leipzig getrieben hatte. Auch Klotz, wie Gottsched, benutzte die Kritik nur für niedrige, persönliche Zwecke. Er posaunte seine Clienten und Creaturen aus und suchte jeden guten Kopf, jeden Gelehrten, der die niedrige und gemeine Camaraderei verachtete, auf seine Art zu verhöhnen und herabzusetzen; die guten Deutschen ließen sich aber bis auf unsere Tage, wo endlich alle kritischen Tribunale ihr Ansehn verloren haben, immer durch gelehrte Anmaßung leiten und in ihrem Urtheile bestimmen. Die Literatur war der Reihe nach von Gottsched, von Klotz und dem elenden Riedel, von der allgemeinen deutschen Bibliothek und von der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung abhängig, wir müssen deshalb den Gang der Kritik hier noch einmal berühren.

Klotz und Riedel waren Leute ohne Grundsätze und ohne Sitten, sie hatten aber Talent, und Klotz war Meister eines leichten und fließenden lateinischen Styls, was in jenen Zeiten noch viel galt, auch hatte er einen Anhang unter liederlichen Studenten, und unter denen, welche gern sahen, daß den Halleschen Pietisten ein Extrem der Leichtfertigkeit entgegengesetzt ward. Den Studenten gefiel das wüste Leben, welches Klotz führte, der burschikose Ton, worin er vom Katheder redete, die Renommisterei seines Schriftstellerns und seines kritischen Unfugs. Beide Klotz und Riedel herrschten durch eine ganze Anzahl fliegender Blätter, die ihnen zu Gebot standen, und Klotz galt für

einen großen Kenner des Alterthums und der Kunst, bis ihm Lessing und Herder mit einer Heftigkeit entgegentraten, die sein elendes Publicum bestürzt machte, da sie ihn des ganzen Nimbus beraubten, den er um sich zu verbreiten gewußt hatte, so lange noch die Dämmerung der deutschen Bildung nicht zum vollen Lichte geworden war. Da Klotz auch mit Nicolai und der allgemeinen deutschen Bibliothek in Kampf war, so mußte ihm Riedels Hülfe besonders werth seyn, als der Kurfürst von Mainz der Universität Erfurt neuen Glanz geben wollte, Riedel dahin berief und dieser besonders bewirkte, daß auch Wieland aus der Biberacher Kanzlei nach Erfurt berufen ward. Diesen suchte Klotz durch Riedel zu gewinnen; aber der praktische Schwabe war besserer Diplomat als beide. Er hielt sie allerdings, so lange er ihrer Posaunen bedurfte, bei guter Laune, ließ sich aber auf keinen Bund zur Kritik ein, sondern suchte sich selbst, sobald als möglich, ein Organ zu verschaffen, weil bei der Mehrzahl der Leser immer der Recht hat, der am letzten, am lautesten, am flachsten redet.

Riedel arbeitete, bis auch er mit Klotz zerfiel, an dessen Bibliothek der schönen Wissenschaften, und gab zugleich selbst eine philosophische Bibliothek heraus, worin unter seiner Leitung auf seine Weise rezensirt ward. Dabei blieb aber Riedel nicht stehen, er arbeitete auch noch an der Leipziger neuen Bibliothek und an andern Blättern, ließ aber daneben Pasquillen, Satyren, Schmähschriften ausgehen, wodurch er sich in Ansehen setzte, weil man ihn fürchtete. Der weltkluge Wieland wußte, wie schlecht Riedel war, er wußte aber auch, wie man in Deutschland Ruhm macht und zerstört. Er fürchtete Riedel, er gab ihm daher, wie wir aus seinem Briefwechsel sehen, viel freundliche Worte, aber er ließ sich klüglich nicht mit ihm ein. Sie paßten auch nicht zusammen, Wieland war ein geregelter, rechtlicher Mann, Riedel ein Wüstling.

Klotz hatte schon lange durch lateinische und deutsche Kritiken weit und breit über alle Magister geherrscht, er hatte seine deutschen Rezensionen in den Halleschen gelehrten Zeitungen nie-

vergelegt, um 1767 gründete er noch dazu seine deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, besonders für die Zweige der Literatur, deren er in seinem lateinischen Journal (Acta litteraria) nicht erwähnen konnte. Es zeigte sich aber an ihm, wie leicht der leere Dunst eines erkünstelten Ruhms zerstreut wird, wenn sich Männer erheben, die dem Coloß, der die Welt in Erstaunen und Furcht gesetzt, die thönernen Beine aufdecken, worauf seine ungeheuere Masse ruhte. Der Angriff auf Klotz zugleich von Lessing und von Herder unternommen, war so heftig und so unerwartet, daß jederman erstaunt war, daß sich Leute gefunden hatten, die ihm nicht blos an Geist, Kenntnissen, das war leicht, sondern sogar an Heftigkeit und Derbheit überlegen waren, und seinen Grobheiten noch stärkere entgegensetzten. Auch Nicolai that im zweiten Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek und im achten Bande derselben, was er konnte, um Klotz in seiner Blöße darzustellen. Klotz starb daher gerade zu rechter Zeit, weil es ganz mit ihm vorüber war (1771). Die Kritik, oder vielmehr die Vertheilung von Ruhm und Schimpf an deutsche Gelehrte schien dadurch ausschließend an Nicolai und seine Bibliothek zu fallen.

Durch die Art, wie Nikolai durch seine allgemeine deutsche Bibliothek das Urtheil des deutschen Publikums beherrschte, indem er selbst die Bibliothek fast allein leitete, ward er damals so keck, daß sich endlich auch gegen ihn viele Stimmen erhoben, und daß man der unumschränkten Gewalt ein Ende zu machen suchte, die er als derber und eigenmächtiger Repräsentant des auf Wolfs Philosophie trotzenden flachen und reellen aber gesunden Menschenverstands sich anmaßte. Er glaubte über Philosophie, Theologie und sogar über Poesie, wovon er gar keine Ahnung hatte, wie über die Rezensenten seiner Bibliothek herrschen zu können. Nicht blos die von ihm verfolgten Schwärmer, Mystiker, Orthodoxen und Windmacher erhoben sich gegen ihn, nicht blos Hamann, Herder und Kant waren über ihn erbittert, sondern sogar Jacobi, der damals zwischen dem alten System und der Berliner nach französischer Art reflectirenden Weisheit einen

mittlern Weg bahnen wollte, und selbst Wieland trug dazu bei, der Einseitigkeit des neuen Tribunals entgegen zu wirken. Nicolai verfuhr mit der Dreistigkeit und Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit, welche Empirikern, Autodidakten und Halbwissern, die blos den Staats- und Hausgebrauch der Wissenschaft im Auge haben, mit den steifen Systematikern gemeinschaftlich zu seyn pflegt. Da er nicht glauben konnte, daß irgend ein Ding außer seinem Gesichtskreise liegen könne, so strich er nicht blos in den ihm eingeschickten Rezensionen das, was ihm nicht gefiel, sondern änderte darin nach Belieben, und schickte sogar den Rezensenten eine Art Vorschrift, wie die Kritik ausfallen solle. Er selbst erzählt das ganz unbefangen, und klagt, wie viel Mühe und Arbeit ihm diese Obercensur gemacht habe, wofür ihm niemand dankte. Weil er sich einbildete, sich des Publicums annehmen und den Zeitgeist leiten zu müssen, so ward er auch heftig erboßt, wenn irgend eine Erscheinung, wofür ihm der Sinn fehlte, besonders eine tiefere Philosophie oder eine höhere Poesie sich ohne sein Zuthun geltend machte. Er versäumte dann nie, dieselbe Art von Satyre, die ihm im Sebaldus Nothanker gelungen war, weil er dies Buch im Geiste der Zeit verfasset und sich zum Organ derselben gemacht hatte, in einen platten Roman zu bringen. In diesen elenden Romanen wagte er dann gegen den Geist der Zeit jedes Genie und jeden kühnen Schritt desselben, jede Abweichung von Sulzers Regel zu verspotten. Die ästhetische Beurtheilung von Nicolais Romanen wird man hier nicht suchen, denn in dieser Beziehung verweisen wir nicht blos hier, sondern überall im Folgenden auf Gervinus Geschichte der deutschen poetischen Literatur, wir haben es blos mit der nachzuweisenden Richtung und Wirkung der Bücher auf das äußere Leben zu thun.

Der erste Versuch, den Nicolai mit einem satyrischen Roman machte, war im Sinne der neuen Zeit gegen die alte; er machte zu Gunsten der damals noch kleinen Anzahl der Freunde von Friedrichs Grundsätzen unter den Bürgern Berlins, das System Friedrich Wilhelms und die damals in

in Berlin der Zahl nach sehr starke Zahl der Vertheidiger desselben lächerlich. Die eigentliche Macht der Zeloten war zwar gebrochen, aber die Amtskleidung, das Poltern auf den Kanzeln, das Seufzen und Achselzucken machte sie noch allmächtig im Volke, darum trifft Nicolais im gewöhnlichen und breiten Ton gehaltene Satyre auch vorzüglich diese Nebensachen. Als Buchhändler gab er seinem Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker dadurch einen Reiz, daß er den Roman durch Chodowiecki, der damals durch seine Küpferchen großes Aufsehen machte, mit Kupfern versehen ließ, auf denen man an der Gebährde, am Hut, an der Art, ihn abzunehmen, an der Art, den Mantel zu tragen, alle bekannte hyperorthodoxe Berliner Pfarrer leicht erkannte. Das Buch hat freilich einen sehr geringen ästhetischen Werth und macht, wie schon die angeführten Kupfer beweisen, mehr einige an bestimmten Orten mächtige Geistliche und ihre orthodoxen Verkehrtheiten, als diese selbst lächerlich, sonst würde es jetzt wieder zu gebrauchen seyn, wenn auch Styl, Sprache und Ton sich verändert haben. Das Buch ist indessen für den Forscher deutscher Sitten, der deutschen Lebensverhältnisse und der Literatur im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts auch darum bedeutender als Nicolais andere Romane, weil Alles, was sich darauf bezieht, ganz innerhalb Nicolais prosaischem Gesichtskreise lag. Zu verwundern ist nur, daß vom Sebaldus noch im Jahre 1799, als sich Alles geändert hatte, eine vierte Auflage gemacht werden konnte.

Schon in der zweiten Auflage rühmt sich Nicolai, daß sein Roman ins Dänische, Holländische, Französische übersetzt sey, was keineswegs beweiset, daß der Roman vortrefflich ist, wohl aber daß man ihn überall, wo man des Strohs der alten Dogmatik überdrüssig war, gegen diese zu gebrauchen suchte. In dieser zweiten Auflage (von 1773) erklärt er auch ausdrücklich, daß er nicht habe einen Roman dichten, sondern nur belehren wollen; daß er nicht Begebenheiten erzählen, sondern gegen Fanatismus, Aberglauben und Heuchelei eifern wolle. Mein

Zweck ist, sagt er, die orthodoxen und heuchlerischen Geistlichen der protestantischen Kirche dem Gelächter und der Verachtung blos zu stellen, und ans Licht zu bringen, daß sie stets ihre eigne schlechte Sache zur Sache des Standes und der Religion, oder vielmehr des allmächtigen Gottes selber machen. Zu zeigen, wie sie über einreissende Irrthümer, über Unglauben und Gotteslästerung schreiend, indessen doch nur von ihrer eignen Unwissenheit, Gleißnerei, Verfolgungssucht und von der in den Mantel der Frömmigkeit gehüllten Bosheit ihres eignen Herzens reden. Unglücklicherweise, fügt Nicolai hinzu, bedenken diese vorgeblichen Wächter Zions nicht, daß sie durch ihr jämmerliches Geschrei nur allzu deutlich zu erkennen geben, daß sie selbst zu der im Sebaldus gebrandmarkten und wollte Gott! weniger ausgebreiteten Familie der Stauziusse gehören, und sich selbst also verdammen, indem sie ihrem Ankläger das Urtheil zu sprechen meinen.

Sich selbst, seine Manier und sein Urtheil in Sachen des Geschmacks und der Dichtung charakterisirt übrigens Nicolai dadurch schon, daß er ein solches plumpes Buch, wie er es selbst in den aus ihm angeführten Worten schildert, in der Form der Fortsetzung eines leichten und leichtfertigen Scherzes einführt. Thümmels Wilhelmine soll nämlich durch diesen derben Sebaldus fortgesetzt werden, weil ja der Magister als Gemahl der Wilhelmine uns als alter Bekannter vorgeführt wird. Nicolais Orthodoxen und seine Pfarrer, sein Präsident des Consistoriums, seine Stauzius und Truffelius sind zu sehr Carricaturen, als daß wir aus ihren Reden und Thaten irgend einen Zug ihres Zeitalters ableiten möchten. Historisch wichtig und für Nicolais Persönlichkeit bezeichnend ist dagegen besonders das zweite Buch des ersten Theils, wo uns Nicolai die ganze Literatur seiner Zeit, worüber er schon im ersten Buche nach seiner Manier geurtheilt hatte, mit der ihm eignen Keckheit vorführt. Aus der Art, wie er alles buchhändlerisch und von Außen betrachtet, wird man erkennen, wie übel es mit unserer

Literatur aussehen mußte, so lange ein solcher Mann ohne ächte Philosophie oder Poesie unbedingt über sie regierte.

Er giebt der von Voltaire gefertigten deutschen Geschichte vor allen gelehrten deutschen Arbeiten den Vorzug, weil der Franzose wie jeder andere Fabricant dem Publicum nur dasjenige vortrage, was es wissen wolle. Auf dieselbe Weise zieht er auch Wolfs Logik in deutscher Sprache, wo Denken gelehrt wird, wie Landmessen, der ganzen Philosophie des von Kant gepriesenen und empfohlenen Crusius vor. In diesem Abschnitt, sowie im Anfange des folgenden in einem Gespräche über Buchhandel kommen übrigens ganz vortreffliche Bemerkungen über deutsche Gelehrsamkeit, über unsere Gelehrten, wie sie noch immer sind, und über das schiefe Verhältniß der deutschen Literatur zum Leben vor, die immer noch brauchbar sind. Aus dieser Ursache erwähnen wir des Buchs hier so ausführlich und mit Ausschließung anderer, die, wenn man auf die Geschichte, auf den Knoten des Romans, auf Satyre, Laune oder auch sogar auf Styl und Sprache sieht, viel eher einer Auszeichnung werth sind. In der vierten Ausgabe von 1799 hätte er billig sehr vieles ändern und noch mehreres ganz weglassen müssen, wenn er sein nüchternes Urtheil denen hätte nützlich machen wollen, die den ganzen Plunder, dessen er in der ersten Ausgabe erwähnt, längst vergessen, oder vielmehr gar nicht mehr gekannt hatten. Mit der Satyre über Orthodoxie und Pietismus wird eine andere gegen die süßliche und höfische Dichtelei der Zeit, gegen die Faseler in Petrarcas Manier und gegen ihren Repräsentanten J. G. Jacobi, verbunden. Dies entzündete unversöhnlichen Haß zwischen Nicolai und den eiteln Brüdern Jacobi. Nicolai hatte neben der Süßlichkeit und Zärtlichkeit des Dichters J. G. Jacobi auch das Vornehmseyn und Vornehmthun F. H. Jacobis verspottet, jedoch ohne sie zu nennen. Es erscheint nämlich im dritten Abschnitt des Sebaldus unter dem Namen des Herrn von Säugling, Neffen der gnädigen Frau von Hohenauf, J. G. Jacobi, wie er leibte und lebte, und es wird bei der Gelegenheit

das ganze feine und vornehme Leben der Jacobis, wie es im Pempelfort und hernach auch in München zu sehen war, das Adlige neben dem Bürgerlichen scharf ironisch durchgezogen; so daß, wer die vornehme Seite der damaligen Literatur kennen lernen will und besonders das Treiben der Jacobi's, diese Stellen lesen muß. Viel Schulstaub, heißt es, habe der Herr von Säugling nicht auf sich, er verstehe aber drei europäische Sprachen, habe viel Gedichte an Phyllis und Doris gemacht, und halte dabei sehr viel von seiner eignen kleinen Person.

Diese Schilderung des Jacobischen Wesens und Treibens ist eins der besten Stücke im ganzen Sebaldus Nothanker, denn das Vornehme, das Süßliche, das Galante und sich selbst und die lieben Verwandten und Bekannten Vergötternde wird zwar hervorgehoben; aber doch das Gutmüthige, das Unschuldige der so ganz harmlos eiteln Selbstbewunderung dabei nicht vergessen. So heftig die Jacobis und ihre Freunde durch diese Schilderung gereizt wurden, so war sie doch weniger hämisch als das Verfahren gegen die orthodoxen Berliner Geistlichen, deren Personen man nicht blos in Nicolais Beschreibung, sondern auch auf den beigefügten Kupfertafeln erkennt. Der Dogmatik und Ascetik dieser Herrn setzt Nicolai des Herrn von Rochow Grundsätze und wahres Verdienst um Wohlstand und Sittlichkeit des Volks entgegen. Diesen führt er indessen namentlich an und preiset sein Verdienst. Wieland war damals noch eben so erbittert als Nicolai über den Obscurantismus protestantischer Theologen und über die Süßlichkeit gewisser Liederdichter und Sänger Platonischer Liebe in Petrarcas und Klopstocks Manier, er lobte daher in seinem Merkur (II. S. 231.) den Sebaldus im Vorbeigehen, und wäre darüber bald mit den Brüdern Jacobi zerfallen, deren Hülfe er doch bei seiner neusten Speculation benutzt hatte.

Wieland hatte sich nämlich mit F. H. Jacobi vereinigt und hatte sich mit dessen Hülfe um 1773 ein Organ für belletristische Literatur erschaffen, wie Nicolai an der allgem. deutschen Bibliothek eins für das gelehrte Fach hatte. Wieland ver-

schmähte keine Art Politik, um seinen literarischen Producten ein großes Publicum zu verschaffen, so weit eine solche Politik nur immer mit seinem sonst ganz rechtlichen Character zu vereinigen war. In dieser Beziehung war er ganz Süd-schwabe oder Schweizer, da diese nie den materiellen Nutzen irgend einer Unternehmung aus dem Auge verlieren. Diese Politik bewog Wieland, als er noch in der Kanzlei seiner Vaterstadt der Erlösung harrte, an Riedel in dem albernen und übertriebenen Ton überschwänglicher Freundschaft zu schreiben, den er schon damals nicht billigte, dieselbe Politik hielt ihn aber auch ab, mit Klotz und Riedel in Bund zu treten und bewog ihn, sich an Jacobi anzuschließen. Wieland erreichte seinen Zweck; wir wollen aber unter dem Text eine Stelle aus seinem Briefe an Riedel anführen, um zu zeigen, welchen Ton die Herrn damals unter einander und hie und da in der Gesellschaft eingeführt hatten [16]); denn derselbe Ton herrscht auch in der ganzen Correspondenz zwischen Wieland und Jacobi. Riedel posaunte übrigens Wieland nicht blos auf seine Weise als den einzigen wahrhaft großen Mann seiner Zeit aus, sondern er bewog auch den Statthalter des Kurfürsten von Mainz (den Herrn von Breidbach) in Erfurt, ihn aus Biberach zu erlösen und der neuen damals in Erfurt begründeten Bildungsanstalt, die mit der bestehenden Universität nur lose zusammenhing, einzuverleiben. Dieser ephemeren Anstalt müssen wir hier gedenken, weil sie zu den merkwürdigen Wirkungen und Erscheinungen jener nach geistiger Bildung und nach Freiheit jeder Art stärker als nach materiellen Fortschritten strebenden Zeit gehört.

16) Er schreibt ihm: Ich liebe sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe, denn niemals habe ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem Meinigen so ähnlich gesehen hätte, als das Ihrige — Hudibras und Tristram sind ihre Leibbücher — und sie haben eine Dunciade fertig liegen — Sie haben den Trappen geschossen (Anspielung auf Riedels elendes Pasquill der Trappenschütz), der mir trotz aller Nicolais und Sosias in der Christenheit gefallen hat, ehe ich wußte, wer der Autor war u. s. w.

Man hoffte nämlich durch die Berufung einer Anzahl junger, dem Zeitgeist huldigenden Männer dem alten Erfurt einen jungen Glanz zu geben, und Riedel, der den Statthalter ganz unbedingt leitete, rieth ihm an, durch Wielands Namen, der damals sehr berühmt war, Studierende herbeizuziehen. Von Dreidbach wollte sogar einmal Riedel und Wieland an die Spitze der ganzen Anstalt stellen. Außer Riedel und Wieland berief man Meusel, zwei Schmid, Schorch und C. F. Bahrdt. Weder zu Riedels, noch auch zu Bahrdts und ihres Mäcenas wüstem Leben paßte ein ernster, gesetzter Mann wie Wieland, der gleichwohl, was man von dem Schwaben, der des Katheders nicht gewohnt war, kaum denken sollte, als akademischer Lehrer das Seinige leistete. Er lehrte mit Beifall und fleißiger als irgend einer der andern, auch zog er ein Paar hundert Studenten dahin, fand aber bald, daß er auf einer deutschen Universität nicht an seinem Platze sey, geschweige denn in Erfurt, wie es damals war, und unter den lockeren Leuten, die man dort versammelt hatte. Er nahm die ihm angebotene Stelle eines Erziehers des nachherigen regierenden Herzogs von Weimar gern an und zog nach Weimar. Hier machte er (1772), wie er uns selbst gesteht, sogleich den Entwurf, seiner Familie völlige äußere Unabhängigkeit durch literarischen Erwerb zu sichern, und leider! ward seine ganze Schriftstellerei diesem Plane angepaßt. Seine überzarte und schwärmerische Freundin, die Frau de la Roche, brachte ihn mit F. H. Jacobi in Verbindung, und sie correspondirten zusammen, wie Orestes und Pylades hätten correspondiren können, wenn sie Bücher geschrieben hätten.

Der Briefwechsel, den Jacobi und Wieland führten, nachdem ihre zartfühlende Freundin sie zusammengeführt hatte, ist jetzt gedruckt zu lesen, und zeigt, wie die vielen andern gedruckten Briefe berühmter Gelehrten, wie heilsam es war, daß die sogenannten Kraftgenies, denen sich zuerst sogar Göthe anschloß, dem Gewinsel und Gepinsel der Zarten, Derbheit entgegensetzten. Der fade und süßliche Ton, der in den Briefen

herrscht, ward nämlich in allen nur einigermaßen gebildeten Familien angestimmt, die Jugend ward hineingezwängt, er mußte daher, eben so gut als der frühere pietistische und übermäßig strenge religiöse Ton, Heuchelei erzeugen. Wir sehen gleichwohl aus dieser Correspondenz, daß die beiden Herrn, trotz aller Zartheit, dennoch das belletristische Journal, wodurch sie ihre Arbeiten erst als Proben ins Publikum bringen, ganz diplomatisch berechnet hatten. Wieland sollte den Namen hergeben, weil er im großen Publikum beliebt war, F. H. Jacobi, der mit aller Welt in Berührung stand, sollte nicht allein Mitarbeiter werben, sondern er erbot sich auch, aus seinem eigenen Beutel diesen Mitarbeitern das Honorar zu erhöhen, wenn anfangs der Ertrag des Journals nicht ausreichen sollte. Wielands dem deutschen Mercur als Aushängeschild dienender Name sollte F. H. Jacobis Arbeiten, aber zugleich auch die seines Bruders Johann Georg, durch ganz Deutschland verbreiten. F. H. Jacobis halbfranzösische Bildung wollte das Muster eines deutschen Mercurs und des Tons, der darin herrschen sollte, von Paris entlehnen.

Jacobi schreibt, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne seiner Rede nach: Er denke, man müsse, wie man neben andern Pariser Moden, um die Deutschen zu den Franzosen emporzuheben, den Pariser Almanach des Muses durch einen deutschen Musenalmanach unter die vornehme deutsche Welt verpflanzt habe, ihr auch in einem deutschen Merkur den Mercure de France schenken. Dies sind Wielands eigne Worte im Vorbericht zum ersten Stücke des Mercurs, und Jacobi hatte in der Stelle eines Briefs an Wieland, die wir unten anführen [17]), ausdrücklich ausgesprochen, das Journal müsse, wie der

17) Er theilt (Briefe I. S. 67) Wieland am 10. Aug. 1772 mit, daß er gern an seinem Project, eine Buchhandlung zu errichten, Antheil nehmen wolle und seinen Bruder und Gleim dazu ziehen, denn der stehe mit der halben Welt in Verbindung; dann fügt er hinzu: Das Journal, wovon ich Ihnen von Coblenz schrieb, müßte ein Ding seyn, wie der Mercure de France. Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde.

französische Mercur, nur für die Toiletten der Damen und für parfümirte Herrn mit gelben Handschuhen eingerichtet seyn. J. G. Jacobi sollte dazu singen, wenn Wieland der schönen Welt unreine und F. H. Jacobi gekünstelte Prosa darbrächten. J. G. Jacobi, Klamer-Schmidt und eine Anzahl anderer, deren Mäcenas und Anacreon Gleim war, paßten zu Sängern bei der Toilette vortrefflich; Wieland war aber zu klug, um diese Platoniker und Petrarchisten sehr zu begünstigen. J. G. Jacobi entsprach ganz dem Bilde, welches Nicolai im Sebaldus von ihm entworfen hat. Er war von Halberstadt bis nach und in Freiburg im Breisgau bei allen zarten Damen, bei allen süßen Herrn und in allen Kreisen, wo man Tableaux vorstellt, Sprüchwörter aufführt, Romane und Gedichte am Theetische vorlieset, ganz außerordentlich beliebt. Gleim hatte ihm ein Canonicat in Halberstadt verschafft, und er tändelte und winselte in vielen Bänden von Gedichten viele Jahre lang fort, da er erst 1813 in Freiburg gestorben ist. Die Beurtheilung dieser Gedichte, die auch in unserm Jahrhunderte in vielen Bänden gesammelt und neu aufgelegt wurden, also gewiß viele Bewunderer gefunden haben, gehört nicht in dieses Werk; man muß die Bemerkungen, die Gervinus darüber macht, nachlesen. Es mag genug seyn, zu sagen, daß sie ganz im Ton und in der Manier der ekelhaft süßlichen und empfindsamen Correspondenz mit Wieland geschrieben sind. Wieland mußte daher auch am besten wissen, ob Nicolai das Bild Jacobi's und der großen Familie der von Hohenauf Deutschlands im Sebaldus richtig getroffen habe. In den vor wenigen Jahren (1825) gedruckten Briefen F. H. Jacobis an Wieland herrscht derselbe ganz unnatürliche Ton, der den Briefwechsel Klopstocks mit seinen Freunden und Freundinnen ganz unleidlich macht. Fragt man nach Jacobi's Hauptsache, so war es, außer dem Dilettantismus der Styl, den er, wie Büffon, als eine Sache für sich behandelte. Er hatte darin Recht, wie alle, die sich an der bloßen und leeren Form ergötzen können. An diesem Styl nimmt man überall wahr, was man an einem eigentlichen Kunstwerke nie merken

darf, mit welchem unermüdlichen Fleiße er bis zur Lächerlichkeit sich in den sogenannten academischen Styl der Franzosen hineingearbeitet hat. Außer dem Styl war Jacobi's Hauptfach ein Ding, das halb Dichtung, halb Philosophie war, aber für Philosophie galt; die Halbheit und folglich die Anmaßung und Eingebildetheit seines Treibens erklärt sich aber leicht aus seiner Bildung und Umgebung.

F. H. Jacobi war ursprünglich halb Kaufmann, halb Gelehrter, halb durch deutsche Lectüre, halb durch einen französischen Gelehrten und durch Genfer Bekanntschaft gebildet; er war zufällig sehr reich geworden, war gutmüthig, auf Pempelfort gastfrei, freundlich, auch wohl freigebig; ganz unbeschreiblich für sich eingenommen; aber in keinem einzigen Dinge eigenthümlich. Seine Schwestern, alle seine Bekannten, seine Clienten, seine Freunde vergötterten ihn, sie betrachteten ihn als ein wunderbares Wesen, und er orakelte mit einer imponirenden Majestät im Verkehr des Lebens, wie in seinen Büchern; alle Natur war ihm daher fremd geworden, Kunst ward bei ihm zur Natur. Wieland, der in seinem ganzen Wesen und im Hause durchaus natürlich, einfach und liebenswürdig war, gebrauchte und behandelte seinen Freund Jacobi gerade so, wie er sein gemischtes und verschraubtes Publicum zu behandeln pflegte. Die Freundschaft blieb nur in den Zeiten ganz warm, als Jacobi noch nicht mit Hamann, mit den Stolbergs, mit der Gallizin u. s. w. Freundschaften des Mysticismus geknüpft hatte, Mysticismus war ihm übrigens so wenig natürlich, daß er ihn später leicht wieder abstreifte. In früherer Zeit theilte Jacobi Wieland Bemerkungen über den Styl, also aus seinem Fache, mit, und half ihm auch den Agathon ausbessern.

Der Gedanke, einen deutschen Mercur als Nachahmung des französischen zu stiften, kam übrigens den beiden Freunden erst, als in Norddeutschland (1772) Gotter und Boje mit ihrer Nachahmung des Pariser Musenalmanachs Glück machten. Jacobi und Wieland faßten den Gedanken fast zu gleicher Zeit ganz unabhängig von einander. Wieland sowohl als Jacobi

hatte die Absicht, seine Schriften zuerst durch diese Monatsschrift zur Kenntniß des Publicums zu bringen, um sie hernach verbessert mit Sicherheit herausgeben zu können. Jacobi's Bruder schien anfangs für das Publicum des Mercurs ein passender Sänger; Wieland, der das Einträgliche dabei scharf im Auge hatte, fand aber bald, daß sein Publicum ein ganz anderes sey, als das der zarten und süßen Sänger an der Weser und Elbe, deren Arbeiten er selbst in geringerem Werth hielt. Dies sagt er sogar selbst gleich im ersten Stück des Mercurs, wo er den Versen J. G. Jacobi's einen Platz eingeräumt hatte, in einer Nachschrift, die dem zarten Dichter unmöglich gefallen konnte [18]). Auch den matten Aufsatz in Prose. Charmides und Theone, oder über die sittliche Grazie, der durch mehrere Stücke hindurchläuft, nahm er sehr kalt auf, so daß die beiden Brüder seine billigende Anzeige des Sebaldus mit ausdrücklicher Erwähnung des Herrn von Säugling im Julius-Stücke des Jahrs 1773 nothwendig als förmliche Mißbilligung ihrer vornehmen Zärtlichkeit ansehen mußten. Beide geriethen in große Wuth. Friedrich Heinrich drohte mit einem Bruche, und zeigte die Schwäche der Art Philosophie, auf welche er stolz war, besonders dadurch, daß er es als persönliche Beleidigung ansah, daß Wieland nur überhaupt Nicolai in irgend einem Stücke zu loben wagte, er scheute sich sogar nicht, ihm dies mit ausdrücklichen Worten zu schreiben [19]). Friedrich Heinrich fand es indessen

18) Die Gedichte Jacobi's füllen gleich die ersten Blätter des Mercurs. Wieland setzt aber Seite 31 einen Epilog hinzu, der mit folgenden Worten beginnt: Ich wünsche eben nicht, daß die Leser diese poetischen Kleinigkeiten (die man für nichts mehr gibt, als was sie sind) zum Maasstabe dessen, was sie in diesem Fache vom Mercur zu erwarten haben, nehmen mögen. Ich hoffe nicht nur, sondern kann es auch zuversichtlich versprechen, daß von Zeit zu Zeit Stücke von weit beträchtlicherem Werth geliefert werden sollen.

19) Die sehr lange Expostulation beginnt (Briefe I. S. 125) mit den Worten: „Das uneingeschränkte Lob, welches die A. D. B. zweimal im Mercur erhält, ist mir ebenfalls im höchsten Grade anstößig gewesen. Sie sollten, mein lieber Wieland, gestehen, es werde in diesem Journal von Georg und seinen Werken in einem impertinenten Ton gesprochen; aber das ist viel zu wo-

für den Ruhm, den er so ängstlich suchte, am vortheilhaftesten, bei Wieland zu beharren, und dieser war froh, daß er durch seine Worte im Mercur bewirkt habe, daß er der schwachen Prosa und den matten Versen J. G. Jacobi's in seinem Journal keinen Platz mehr geben durfte. Mit der Götterbötin Iris, welche J. G. Jacobi dem Götterboten Mercur entgegensetzte, wollte es nicht recht fort.

Uebrigens entstand doch auch zwischen Wieland und Nicolai eine Spannung, als der Letztere zu anmaßend ward, und in seiner derben und platten Manier, seiner eignen Religion, was man Deismus nennt, zu Gefallen, die bestehende Volksreligion und die in ihr enthaltene Philosophie der Urzeit und des Orients mit einer ähnlichen platten Satyre verfolgte, wie die war, deren er sich im Sebaldus gegen die herrschsüchtigen und dummen Heuchler bedient hatte. In dem Streit, der über Nicolais neuen, durchaus platten und elenden Roman, der auch sogar diesen so wohlfeilen Titel nicht einmal verdient, zwischen Nikolai und Wieland entstand, deckten die beiden Herrn dem deutschen Publicum ihre eignen Blößen völlig auf, nachdem sie schon im Jahre 1775 darüber in Streit gerathen waren, daß Wieland seine Unzufriedenheit über die Art, wie seine Bücher in der A. D. B. rezensirt würden, laut zu erkennen gab. Nicolai unterstand sich in den vier Bänden von Johann Bunkels Leben Bemerkungen und Meinungen seine eignen bürgerlichen und für seinen eignen Hausgebrauch vielleicht passenden, ganz unverdauten Vorstellungen von Religion, untermischt mit den abgeschmacktesten Geschichten und Erzählungen, den Lehren der christlichen Dogmatik mit frecher Keckheit entgegen zu setzen und einen Berliner Bürgersmann seiner Art zum Ideal zu machen.

---

nig gesagt. Alle Achtung; die man dem Genie schuldig ist, wird darin launisch unter die Füße getreten. Wie abscheulich ist nicht der ehrwürdige Gleim behandelt! Und den Herausgeber nennt Wieland öffentlich einen Mann von Verdienst." Wie armselig! Wenn Leute, welche Philosophen seyn wollten, so redeten, was sollten dann Juristen thun, die über Presse und Polizei aristokratisch herrschten?

Diese Gelegenheit ergriff Wieland, um ihn endlich aufmerksam zu machen, daß nicht alle Welt urtheile, wie man vielleicht in der Mark und in Pommern zu urtheilen pflege. Bei der genauen Untersuchung über Natur und Tendenz dieses elenden Buchs im Juli-, August- und Oktober-Stück des deutschen Mercurs von 1778 fiel Wieland bei der Verdammung des Buchs und, gelegentlich des Verfassers, der sich darin keck und aufgeblähet den Lesern aufdrängt, allerdings gegen seine Gewohnheit in einen unschicklichen Ton; er enthüllte indessen doch den deutschen Gelehrten, wer der Mann sey, der die Literatur damals leitete. Vergleicht man die gedruckten Erklärungen der beiden poetischen und industriellen Häupter der einen Seite der deutschen Literatur, dann sieht man erst recht ein, wie glücklich Deutschland war, daß die in Göttingen vereinigten Barden, Göthe, Herder, Lessing, jeder für sich eine andere Seite derselben bildeten. Beide erscheinen auf verschiedene Weise gemein, denn Nicolai will auch die religiösen Gefühle des Menschen und die Speculation einer contemplativen Zeit unter die gemeine auf Essen, Trinken und sinnliche Belustigung eines ganz gewöhnlichen Berliners abzielende Klugheit herabwürdigen, und der in Gedichten so leichtfertige Wieland spielt als Vertheidiger des von Nicolai besudelten Lehrbegriffs eine erbärmliche Rolle[20]).

20) Es ist hier ganz allein vom deutschen Leben und von der Verbesserung des Tons unserer Geselligkeit in Gesellschaften und im häuslichen Kreise die Rede, so wie von der Entfernung gar zu kleinlicher deutscher Küche- und Keller-Betriebsamkeit. Man muß zu dieser Absicht die Zergliederung des Romans in den drei angeführten Stücken von Wielands Mercur lesen und mit Nicolais ausführlichen Antworten vergleichen. Nicolai beantwortete Wielands scharfe Kritik der Bunkeliade zuerst im Anhange zum 15ten bis 36ten Bande der A. D. B., auf 2 Bogen, und replicirte hernach, als Wieland ihm im Mercur erwiedert hatte, im 1ten Stück des 37ten Bandes der A. D. B. noch einmal auf 2½ Bogen. Diese beiden Scheifchen sind dann hernach zusammen gedruckt (72 S. 8) Berlin und Stettin 1779 als Flugschrift ausgegeben. Beide werfen sich Ausposaunen und Gettendmachen ihrer Schriften durch gemeine Kniffe und Geldprellerei des Publicums vor, und Keiner weiß dem Andern genügend darauf zu antworten. Nicolais Gemein-

Wieland und Jacobi brachten indeſſen ihren Mercur glücklich in die Welt, und der Erſte wußte ihn, trotz der vielen Lückenbüßer, die er aufnehmen mußte, durch alle Künſte eines geübten Buchhändlers ins Publicum zu bringen und, was mehr war, ihn zu erhalten. J. G. Jacobi war mit ſeiner Iris nicht ſo glücklich, obgleich ſein Bruder Friedrich Heinrich ihn anfangs mit einem Artikel unterſtützte, der vielleicht zu ſeinen beſten Arbeiten gehört; auch ſogar Göthe ward bewogen, ſich zum Ton der Theetiſche der Göttinnen des zarten Dichters und ſeines Olymps herab zu laſſen. Auch Göthe vertraute das Product ſeiner Muſe der Bötin dieſer Göttinnen, der zarten Iris, an. F. H. Jacobi gab anfangs Allwills Briefe in ſeines Bruders Journal, er ließ aber weislich die Fortſetzung durch Wielands Mercur verbreiten, weil die Iris keine Leſer fand. Göthe, der jedes Tons und jeder Manier Meiſter werden wollte, ſchrieb für die Iris, ihrem Publikum ſich anſchmiegend, ein Drama. Dieſes Drama in Jacobi's Art gab er hernach verbeſſert unter dem Titel: Erwin und Elmire, ein Schauſpiel mit Geſang, 1776 in Berlin heraus.

In demſelben Jahre, in welchem Göthe ſein Stück aus dem kleinen Kreiſe der Leſer der Iris ins große Publicum brachte, erſchien auch F. H. Jacobi's poetiſch-philoſophiſches Product, deſſen Anfang er in der Iris unter dem Titel Allwills Briefe bekannt gemacht hatte, in verſchiedenen Stükken des Mercur vollſtändig. Er hat nach ſeiner Art hernach

heit liegt in ſeiner ganzen Manier; Wieland iſt gröber. Als Probe mag dienen, daß es heißt: „Dieſer Bunkel ſey das ſchaalſte, platteſte, impertinenteſte Buch, das aus dem Gehirne eines nonconformiſtiſchen, ſtoiſch-chriſtliche Moral ſchwatzenden und Bachanalia lebenden mißgeſchaffenen Dritteldings von Deismus, Pietiſterei und Ex[illegible]smus hervorgegangen.“ Dieſer Bunkel, heißt es ferner, ſey ein chriſtlicher [illegible]riſt und ſeine ſogenannten, ganze Alphabete von gedruckter Maculatur [illegible]enden Bemerkungen und Meinungen, ein wäſſerichtes, kahles, ſophiſtiſches [illegible]gewäſche gegen gewiſſe ihm verhaßte Artikel des chriſtlichen Lehrbegriffs, wovon nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen nicht ſchon, wer weiß wie oft, von ſeines Gleichen vorgebracht worden.

immer so viel daran corrigirt und frisirt, daß die Ausgabe in seinen Werken der ersten gar nicht mehr ähnlich sieht. Diese ihrer Zeit sehr berühmten sentimental-ästhetischen, philosophisch genannten Briefe findet man in ihrer ganz und durchaus veränderten Gestalt im ersten Theile der neusten Ausgabe von Jacobi's Werken. Wir können dem Büchlein keinen besondern Einfluß auf die Zeit, wovon hier ganz allein nur die Rede seyn kann, zuschreiben, bemerken daher nur beiläufig, daß uns immer noch der Brief, welcher eine Parallele des Schicksals des unglücklichen Ludwigs XVI. mit dem des Oedip auf Kolonos, wie es Sophokles beschreibt, der vorzüglichste scheint. Auch Jacobi's zweiter philosophirender Roman, Woldemar, erschien zuerst fragmentarisch in Wielands Mercur. Auch dieser Roman fand sein Publicum und ward nach und nach ganz umgestaltet; gab aber doch Schlegel Stoff zu einer sehr ausführlichen Kritik, die jetzt, wie der Roman selbst längst vergessen ist. Man findet darin die ganze Jacobische Familienumständlichkeit, das sich Quälen über nichts, das Grübeln zum Zeitvertreib, das Wichtigmachen jedes Gefühls und jeder Aeußerung, die Vergötterung des Einen vom Andern wieder. Jacobi und Wieland trennten sich indessen bald nach der Errichtung des Mercurs, worin beide, wie die Frau Georges Sand die ihrigen jetzt in den Revüen, dem Publicum ihre Arbeiten erst stückweise vorlegten, ehe sie besonders erschienen, weil sich eine andere Generation von Dichtern und Schriftstellern erhob, die Jacobi näher standen als Wieland.

§. 3. b.

Göttinger Barden. Idylle. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutschen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Pestalozzi, Romanfabriken.

Um dieselbe Zeit, als Wieland Jacobi's Arbeiten und die seinigen in Deutschland durch den Mercur verbreitete und mit Nicolai über schriftstellerische Speculationen (1773 — 1785), worauf sie sich beide meisterhaft verstanden, in Streit gerieth,

erhoben sich in allen Gegenden Deutschlands Schriftsteller, welche eine poetische Ansicht des Lebens verkündigten, während zugleich Pietismus und hölzerne Dogmatik des sechzehnten Jahrhunderts geistreicher von Lessing angegriffen wurden, als von Nicolai geschehen war. Es bildete sich in diesem Zeitraum nach und nach eine ganz neue Aesthetik, und auch sogar auf den Universitäten und gelehrten Schulen nahm man nach und nach Rücksicht auf die Foderungen, welche von jenen Reformatoren des Unterrichts geltend gemacht wurden, an welche sich zwei der berühmtesten deutschen gelehrten Philologen, Simon und Schweighäuser, angeschlossen hatten, und deren Sache später auch Schütze in Jena tapfer verfocht und eifrig beförderte. Das Studium der alten Sprachen ward nach und nach mehr auf den Inhalt der alten Schriftsteller, als auf Grammatik und Wortkritik gerichtet, und nicht sowohl die Kunst des Lateinschreibens eingeübt, als vielmehr die Muttersprache dadurch vervollkommt, daß man die Formen der alten Sprachen in der Muttersprache wiederzugeben und zugleich diese zu bilden und tiefer in den Geist der Alten einzudringen suchte. Dadurch ward freilich oft der Sprache Gewalt angethan, und das Ohr des Ungelehrten beleidigt; aber der Gelehrte lernte doch, daß er bei Wieland, der oft mit den Alten umging, wie ehemals die Franzosen zu thun pflegten, nur den Schatten des Alterthums, und oft auch nicht einmal diesen, kennen lerne.

Kritik und Aesthetik waren bis zu dem Zeitpunct, von dem wir reden, von Nicolai, von Ramler, von Sulzer mit sehr großer Anmaßung geübt worden, und Ramler hatte die Dichtungen seiner Freunde, welche oft reine Ergüsse augenblicklicher glücklicher Begeisterung waren, corrigirt, wie ein Schulmeister die Exercitien seiner Schüler zu corrigiren pflegt. Ramler legte Batteux zum Grunde, Sulzer ging von Wolfs Lehre aus, wie sie der Frankfurter Baumgarten auf schöne Künste und Wissenschaften angewendet hatte; bis Lessing sich der redenden, Winkelmann der bildenden Künste annahm. Diese beiden Gelehr-

ten machten eine Theorie geltend, die dem Genie und den Fortschritten der Poesie und der Künste günstiger war, als die dürren Regeln der französischen Academie und die Demonstrationen der Wolfschen Philosophie. Sowohl Lessing als Winkelmann nahmen ihre Theorien unmittelbar aus der einzigen Quelle des ächten und einfachen Geschmacks für die Völker germanischen Stamms, aus den mit ihnen ganz gleich organisirten Griechen. Lessing studierte die alten Classiker und den Shakespeare zu seinem Zweck, Winkelmann betrachtete die Reste der alten Kunst und verglich sie mit den Schriftstellern. Beide, und zwar Winkelmann zuerst, weil sich Heyne auf seine Schultern stellte, später aber auch Lessing, wirkten wohlthätig auf den Unterricht auf den höheren Schulen und den Universitäten in ähnlicher Weise, wie Basedow, Wolke und die ganze Schaar der Educations-Männer, durch ihre Lehre und Schriften und selbst durch ihre Marktschreiereien und ihren Unsinn auf den niedern Unterricht und die häusliche Erziehung gewirkt hatten.

Was Dessau nach Basedows Plan für Erziehung und für den Unterricht in den realen Fächern, soweit sie jedem gebildeten Mann nothwendig sind, hatte werden sollen, wurde Göttingen durch Heyne, durch die Gesellschaft, die sich um Boje sammelte, und durch seinen Musenalmanach für deutsche Poesie und für die Gymnasien. Heyne bildete nämlich in seinem Seminarium die Lehrer der höhern Schulen im Geiste des neueren Lebens. Das Studentenwesen sogar nahm dort einige Zeit hindurch eine günstigere Gestalt an. Göttingen gelangte zu der Zeit, als überall Prosa und praktische Tüchtigkeit ausschließend getrieben, jedoch zwischen dem Alten und Neuen eine breite Mittelstraße gesucht ward, zum Gipfel des Ruhms; es konnte diesen Ruhm aber nicht behaupten, sobald einige Zeit hindurch Poesie und Philosophie ganz ausschließend Nationalangelegenheit wurden. Michaelis zuerst, dann Pütter und Heyne waren Orakel der Hannöverischen gnädigen Herrn; sie nahmen wie diese aus Staatsklugheit Antheil an den geistigen Bewegungen Deutschlands, aber Begeisterung war ihnen eben so fremd, lächerlich

oder verhaßt, wie diesen, sie kannten nur die gewöhnliche Universitätspolitik. Als die neu erwachte Nation schwärmte, als sie im Taumel der Freude über die endlich errungene Geistesfreiheit berauscht schien, als Poesie, Philosophie, Sentimentalität, enthusiastisches Schwärmen an der Tagesordnung waren, ward die prosaisch-praktische Geschäftsklugheit der Hannöverschen Herrn irre, und Heynes Accomodationssystem reichte nicht mehr aus.

Heyne gehörte besonders dadurch zu den Reformatoren des deutschen Lebens, der Bildung und des Unterrichts, daß er Winkelmanns geniale Kunstbetrachtung dem Bedürfniß der hannöverischen und sächsischen nach Rom reisenden oder die Kunst beschützenden Herrn anpaßte, und diese, wie die ganze gelehrte und vornehme Welt in seinen archäologischen Vorlesungen für die höhere Conversation bildete. Seine Erklärung der Alten diente ebenfalls dem gewöhnlichen Leben ganz gut. Er begleitete die Alten mit erklärenden, oft an Minellius erinnernden Anmerkungen, zeigte mit dem Finger auf die einzelnen Schönheiten, wie er sie verstand, ward dabei zwar oft trivial, das war aber für die Menge, die gern am Trivium verweilt, gerade recht nützlich und passend. Auf diese Weise entließ er aus seiner Schule ganze Schaaren von Jugendlehrern, welche dann, als ihnen die Leitung der gelehrten Schulen oder Gymnasien Deutschlands vertraut ward, das Licht des achtzehnten Jahrhunderts in die Finsterniß des siebenzehnten trugen. Daß diese Lehrer sehr oft auch das Alterthum verflachten, veranlaßte hernach den Streit, den Wolf sowohl als Voß mit Heyne führten. Auch dies diente zum Heile deutscher Bildung; denn wie sehr man auch bedauern muß, daß der Streit mit Heyne so heftig und persönlich geführt ward, so leuchtet doch ein, daß der Kampf selbst der Bildung unserer Nation und den classischen Studien sehr vortheilhaft war. Von Voß ward freilich keine Schule gegründet, auch trotz seiner Heftigkeit keine bessere Mythologie gelehrt als von Heyne, auch kümmerte sich die Nation mit Recht weniger um Homers Geographie, wie sie Voß herausbrachte,

als um seine Ilias und Odyssee; aber diese wurden dafür auch durch Voß zu deutschen Gedichten und werden hoffentlich neben Luthers Bibel beständig in den Händen der deutschen Jugend bleiben. F. A. Wolf arbeitete von Halle aus der von Heynes Schülern verbreiteten Seichtigkeit und Flachheit dadurch entgegen, daß er durch Tiefe und Gründlichkeit, durch strenge grammatische und kritische Prüfung den Ernst und die Kraft in das Studium der Alten zurückführte, welches spielend geworden war. Neben Heyne lehrten übrigens auch andere in Göttingen im Geiste ihrer, der bloßen und nackten Gelehrsamkeit nicht günstigen Zeit. Spittler und Plank zeigten dort, was eigentlich Geschichte seyn solle, und wie sich der Vortrag derselben von Geographie, Ethnographie, Chronologie und Genealogie, womit sich Gatterer vorzugsweise beschäftigte, oder von Staatswissenschaft, Statistik, Politik und Erforschung der Urgeschichten, worauf Schlözer sie bezog, unterscheiden müsse, um das Fortschreiten der aufstrebenden Generation zu fördern. Als Eichhorn nach Göttingen kam, wagte er sich ebenfalls einen Schritt weiter, als Michaelis, und erklärte die Schriften des A. T. als Reste der Asiatischen Urzeit und nicht als eine christliche Religionsoffenbarung oder als geistliche Gesetzgebung. Ein Zufall brachte damals eine Anzahl junger Freunde Klopstocks in Göttingen zusammen, die gegen den Willen der älteren Herrn und gegen die Praktik der Universitäten, sowie gegen den Willen der Hannöverschen Regierung, auf der Universität eine freie Poesie und Wissenschaft empor zu bringen suchten, wie in Jena seit 1787 die Philosophen thaten.

Die jungen Männer, welche seit 1772 von Göttingen aus versuchten, unsere Nation vom steifen und pedantischen Wissen zu wahrer feinen innern Bildung, ohne äußere Dressur, von Servilität, Hof- und Lohndienerei zur Freiheit, zum Selbstgefühl und Nationalgefühl, von Brodstudium und gelehrter Eitelkeit zur Poesie, zur Begeisterung für Liebe und Freundschaft, für Natur und Religion ohne Dogmatik zu leiten, erkannten Klopstock als ihr Ideal. Sie waren jung und neu im Leben

kannten damals noch keine Philosophie, die ihrem Denken und Fühlen hätte Schärfe und Kraft geben können, sie waren daher freilich empfindsam. Sie erkannten Gleims poetische Schule auch als die ihrige, sie übertrieben ihren Abscheu vor Wieland, der ihnen doch den Weg bahnte und das Interesse der Nation weckte, sie hatten große Abneigung vor Nicolai und waren gleichwohl mit Ramler befreundet; Alles das erklärt sich aus ihrer Jugend und ihrem dichterischen Enthusiasmus. Daraus muß man auch erklären, daß sie sich, ehe sie es noch waren, für so bedeutend hielten, daß sie Klopstock und seine academischen Freunde nachahmten und aus ihren freundschaftlichen Göttinger Zusammenkünften, wie jene aus ihren Leipziger Gesellschaften, einen heiligen Bund machten, den sie wie jene auch gethan hatten, unter dem Namen des Hainbundes in ihren Gedichten feierten.

Die jungen Männer, welche damals in Göttingen dem Studentenleben deutscher Universitäten ein jugendlich poetisches entgegensetzten, alle aufzuzählen, scheint uns unnöthig, es waren aber unter ihnen Hölty, Voß, die beiden Stolberg, zwei Miller, Leisewitz, und der ältere Boje schloß sich freundlich an sie an. Kästner, der stets Gegner seiner Collegen und ihre Geißel gewesen war, unterstützte mit seinem damals unter Mathematikern und Freunden der Dichtkunst gleich berühmten Namen die ersten Versuche dieser unserer Nationaldichter. Mit Kästners Hülfe führte Boje in dem von ihm unternommenen Musenalmanach eine ganz neue Generation von Dichtern ins Publicum. Die Geschichte der ersten Musenalmanache der Göttinger Dichter und aller deren, die in ihren Ton einstimmten. (was sogar anfangs Göthe that, der ihnen allen unendlich überlegen war), ist für die Geschichte unserer Sprache und Literatur eben so wichtig, als für Franzosen die sogenannte französische Academie und die Geschichte der Pariser und Londoner Salons und der in ihnen und durch sie herrschenden Damen. Die mittlern Classen der Nation, die damals noch reinen und moralischen bürgerlichen Kreise, erhielten eine Bildung, die nicht genial

und überschwänglich, aber dafür den Verhältnissen des Lebens ganz angepaßt war, in welchem die Göttinger Dichter und auch ihr Claudius geboren waren, dies ward auch von den Stolbergs berücksichtigt; die Hofleute, wie v. Thümmel und Wieland und wie die Genies späterer Jahre, stimmten für die höheren und verdorbenen Kreise höfischer Müßiggänger freilich einen schlüpfrigeren Ton an.

Zu den Verbündeten in Göttingen, den keuschen und reinen Dichtern, welche den empfindsamen Dichter der Messiade als Lehrer, Führer und Haupt erkannten, gehörte Bürger im eigentlichen Sinne nicht, obgleich er, damals schon im Amte, von ihnen als Dichter freundlich begrüßt ward. Er hatte das Unglück gehabt, in Halle von Klotz beschützt und der Schaar von Clienten einverleibt zu werden, er ward also zu dem schmählichen Wandel, den Klotz mit seinen jüngern Freunden führte, gewissermaßen getrieben. Dadurch ward die Nation um den einzigen Mann betrogen, der, wie die Proben, die er geliefert hat, beweisen, einzig und allein unter allen im Stande gewesen wäre, das eigentlich sogenannte Volk für die Dichtkunst volksmäßig zu gewinnen. Nur Göthe allein war es vergönnt, zugleich den Reinen und Unreinen anzugehören, weil ein göttlich Genie jeden Ton trifft. Er konnte auch später eine Iphigenia dichten und den Werther schreiben und für kleine sächsische Höfe Wahlverwandtschaft und Kunstromane, er ward Allen alles, die einzelnen Göttinger Dichter waren jeder nur für gewisse Gegenden, Stände, Stämme, Kreise und Sitten passend, und auch das war für uns Deutsche unendlich viel.

Ueber die einzelnen Dichter des Bardenvereins, über ihre Leistungen und über Vieles, was mit ihrer Wirksamkeit zusammenhängt, können wir uns kurz fassen, weil zwei neuere Bücher darüber bessere Auskunft geben, als hier der Raum erlauben würde [21]). Diese Bücher enthalten zugleich die ästheti-

21) Wir meinen R. E. Prutz. Der Göttinger Dichterbund, zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Otto Wigand. 1841. 406 S. 8. und den letzten Band von Gervinus Geschichte der deutschen Nationalpoesie.

sche Würdigung der Producte selbst, wir können nur einige Puncte andeuten, welche mehr das Aeußere betreffen, und nur einzelner Männer, nicht aller, Beziehung auf Leben und Bildung der Nation, die ihnen unendlich viel verdankt, anführen. Die beiden Stolberg haben nie einen eigentlichen nationalen Einfluß oder Namen gehabt, obgleich man ihre Gedichte, wie die von hundert andern, zwar guten, aber nicht gerade großen Dichtern viel und mit Vergnügen gelesen hat; theils weil sie schon etwas über den bürgerlichen Kreis hinausgingen, theils weil sie später einen ganz andern Ton anstimmten, als früher, wir also bei ihnen die Perioden sorgfältig unterscheiden müßten. Des Ulmer J. P. Miller würden wir als Dichter gar nicht erwähnen, wenn er nicht durch die Zeitumstände vermittelst eines Romans auf die bürgerlichen Kreise seiner Zeitgenossen und ihren Ton einen stärkern Einfluß erlangt hätte, als irgend einer seiner dichterischen Freunde. Wir werden unten zeigen, daß sein mittelmäßiges Product auf ein geniales von den Zeitgenossen ganz verkanntes Werk von Göthe gepfropft, die Stimmung der zarten Seelen, die schon durch die Klopstockschen Petrarchisten entnervt waren, ganz weichlich machte, weil Miller die Göthesche geniale Dichtung durch seine weinerliche Prose dem Bildungsgrad der empfindsamen Bildung der Töchter unserer Pfarrer, Amtleute, Apotheker und der Krämer ersten Rangs anpaßte.

Hölty und Voß waren beide, nur auf verschiedene Weise, Sänger des ländlichen und bürgerlichen Lebens der mittlern Stände und Classen des nördlichen Deutschlands, welche damals noch mit einfachen und zuweilen gar ärmlichen Verhältnissen (wie Voß selbst im Anfange seines Hausstandes) reges und zartes Gefühl und feinere Bildung verbanden. Hölty hatte weit mehr als Voß von jenem uralten scandinavischen und germanischen melancholischen Element in sich, welches auch Macpherson seinen Schotten im Ossian zueignet, und selbst Homer anerkennt (er sagt bekanntlich: es ist eine Freude, auch im erstarrenden Schmerz); Voß nahm von seinen Alten und von

Homer nicht das Dunkle, sondern das Klare, daher seine Abneigung gegen den Orient und sein heitrer Blick ins Leben. Hölty und sein scandinavisches Schwermuthsgefühl war dem orientalisch-christlichen, uns andern Norddeutschen, auch wenn wir die Dogmatik verabscheuen, so werthen Gefühl von Nichtigkeit und Vergänglichkeit unseres Thuns und Treibens, viel näher als Voß, der mit seiner bürgerlichen Idylle Rousseau näher stand. Er paßte seine Lieder und seine Idyllen ganz dem Kreise an, in dem er lebte, und wiederum, auch wie er später reich genug war, um es anders zu machen, sein und seiner Freunde Leben seiner Idylle. Voß ward daher von einem Theile des Volks, besonders von dem, der als späterhin Kreuz- und Quersprünge und Seiltanzen für Genialität galten, nicht romantisch und humoristisch wurde, verehrt und vergöttert, während er von den Genialen im Volke verachtet ward. Man erkannte weder von der einen, noch von der andern Seite, daß er, dem eigentliche Philosophie, d. h. das Streben, das innere Wesen der Dinge zu ergründen, fremd war und blieb, weder über die mittlern Höhen der Poesie sich erheben, noch den poetischen, symbolischen und philosophischen Geist des Christenthums würdigen könne, dagegen in seiner Sphäre groß sey und darin bleiben müsse.

Was man übrigens auch immer von Voß Dichterfähigkeit halten mag, seine Wirkung auf unsere Nation, die jeder von uns im vorigen Jahrhunderte bemerkt, wenn auch nicht, wie wir, erfahren hat, bleibt darum doch dieselbe und nur von dieser haben wir hier zu reden, wo die Aesthetik nicht in Betracht kommt. Mag man nämlich Voß als Dichter loben, oder wie viele gethan haben, hart schelten, mag man, wie in unserer Jugend allgemein geschah, seine Auffassung und Schilderung des Lebens in Gedichten und Idyllen als die wahre und ächte anerkennen, oder, wie seit der Zeit der transcendentalen Philosophie und ihrer Töchter, der Romantik und der Genialität, Sitte ward, als prosaisch und bäurisch verachten, das historische Resultat derselben bleibt als Thatsache unläugbar. Er söhnte

die mittleren Stände, die Familien mit sehr mäßigem Einkommen, durch die süße Täuschung einer Gattung Poesie, die ihren Verhältnissen angepaßt war, mit ihrem Schicksale aus, er lehrte sie den anscheinend ärmlichen Genuß idealisch erhöhen und eine harte Entbehrung durch eine Spannung des Gefühls und einen Ausdruck, den wir oft Sentimentalität schalten und als kleinstädtisch belächelten, sich und den Ihrigen nach Campe's und Salzmann's Anweisung versüßen. Das Leben ward leichter und heiterer durch die der Prose desselben näher gebrachte Poesie, dadurch ward einer höhern Art von Dichtung der Weg eher gebahnt, als versperrt. Es wollte freilich Voß, mit einem ebenso ausschließenden Trotz, als seine Gegner gegen ihn übten, nicht zugeben, daß es im bewegteren und vielseitigeren Leben als das, welches er nur ganz allein kannte, auch noch eine andere Art von Dichtung geben könne; er kämpfte daher oft mit Windmühlen.

Die Gedichte, denen Voß seinen ersten Ruhm verdankte, und auch sogar noch später seine Luise, hatten allerdings nur einen bedingten Werth; dagegen erwarb er sich durch seine Uebersetzung der beiden großen Heldengedichte Homers um die deutsche Sprache und um die Dichtkunst unserer Nation unsterbliches Verdienst auf einem Felde, wo nach ihm alle Andern nur eine Nachlese mehr halten konnten. Voß leistete durch seine Uebersetzung in Beziehung auf Sprache, Verskunst und Denkungsart seiner Nation Aehnliches mit dem, was Luther durch seine Bibelübersetzung geleistet hatte, weil sein Sinn dem homerischen ebenso verwandt war, als Luthers Geist dem der Propheten und Apostel.

Seit der Zeit, daß Voß die Aufgabe gelöset hatte, Homers Vers, Sprache und Sinn, wenn auch vielleicht hie und da nicht ohne starken Zwang und einigen Schein von Fremdartigkeit, genau im Deutschen wieder zu geben, konnten die Gelehrten der Saft- und Kraft-losen Erklärungen entbehren, sie durften nur Wolfs Text und Voß Uebersetzung zusammenhalten und ihre Grammatik gut erlernt haben, um den Geist homerischer Dichtung unmittelbar zu erfassen. Die Jugend, wenn sie dichterischen Sinn hatte, wurde durch die, bei aller Vortrefflichkeit immer

noch der Ueberſetzung ſchon des Wortlauts der Sprachen wegen anklebenden Härte zum Studium des Griechiſchen getrieben, um Sprache und Sprache, Urform und Abdruck vergleichen zu können. Unſere großen Dichter, beſonders Göthe und Schiller, wurden gerade durch das von Voß Geleiſtete zum Studium des Griechiſchen, und Göthe beſonders (denn Schiller blieb in Bezug auf Sylbenmeſſung und Sylbenwägung im Vertrauen auf den Reim ſtets ungemein nachläßig) ſah ein, wie wichtig das Mechaniſche des Versbaues und des Sylbenmaßes auch dem größten Dichter ſeyn müſſe.

Das Verdienſt der Einführung der Alten in den Kreis des deutſchen Lebens theilten die Stolberge mit Voß, obgleich ſie ſich auf eine andere Art verdient machten, da ſie eine Art der Uebertragung in's Deutſche vorzogen, welche zwiſchen der Manier, die Wieland gewählt hatte, und zwiſchen Voßens ſtrenger Genauigkeit die Mitte hielt. Sie wählten die Tragiker, ſie ſuchten aber weder, wie Voß, eine neue Sprache zu ſchaffen, noch die Versmaße bis auf's Kleinſte nachzuahmen, noch ihr Original ohne Rückſicht auf die Uneingeweihten blos für die Kenner nachzubilden, ſie waren daher diejenigen, welche auch dem Theile des Publikums, dem Voß zu ſchwer, zu hart, zu rauh ſchien, eine Ahndung von griechiſcher Poeſie gaben, ohne ſie gleichwohl, wie Wieland und die Franzoſen thaten, ihres eigenthümlichen Weſens zu berauben. Der zahlreichen andern Ueberſetzungen, die Voß ſpäter arbeitete, gedenken wir nicht, weil ſie mit dem Erwachen der deutſchen Nation zu einem neuen Leben nichts zu thun haben, und davon iſt hier allein die Rede. Eine Anmerkung darf jedoch nicht überſehen werden, wenn man etwa glaubt, daß in vielen der ſpätern Ueberſetzungen der Gelehrte den Dichter verdrängt, oder doch bedrängt hat. Die Nation hatte ſeit der Zeit der Muſenalmanache Originaldichter erhalten, es war daher für den Ueberſetzer des Homer eine würdige Aufgabe, unſere Sprache bildſamer und weicher zu machen, zu verſuchen, was ſie vermöchte, und zugleich der Ver-

flachung des Studiums der Alten, welches Heyne's Schüler zu leicht nahmen, entgegen zu arbeiten.

Claudius gehört zu derselben Gattung von Dichtern, zu denen wir die Göttinger Freunde zählen; auch lebte er einige Zeit mit Voß in Wandsbeck zusammen, und zog, wie dieser, den demüthigen bürgerlichen und häuslichen Kreis dem Schlaraffenleben der großen Welt vor. Er wird wahrscheinlich durch einzelne Lieder, vielleicht auch als gemüthlicher religiöser Schwärmer, der Nation länger werth bleiben, als Voß, weil der Letzte mehr im Geiste seiner Zeit, Claudius mehr im Geiste der im Volke fortlebenden Art von Religiosität dichtete. Wenn man an Claudius Rheinweinlied, an sein Wie ist die Welt so stille und anderes denkt, so wird man erkennen, daß der christlich religiöse Charakter und die Natürlichkeit, die sich in ihm aussprach, auch von denen unter uns, die einer andern Art Philosophie huldigen, als Claudius, unter den Kindern und im Volke stets auf jede Weise muß gefördert werden. Uebrigens ist dies Feld ein sehr beschränktes. Claudius erschöpfte sich bald und bildete sich ein, daß er witzig sey, wenn er gezwungen und manierirt war. Seine Witze konnten in einem Wochenblatte, wie der Wandsbecker Bote, eine Zeitlang allerdings einer gewissen Classe von Lesern gefallen, einen bleibenden Einfluß konnten sie nicht haben.

Claudius hat um so weniger mit der schnellen Entwickelung der Bildung unseres Volks, von der hier allein die Rede ist, zu thun, als er schon 1775 jedem Fortschreiten den Krieg erklärte, und auch aufhörte, klar und verständlich zu schreiben, weshalb er denn auch mit Hamann innige Freundschaft schloß. Er sank, seitdem er Sct. Martins Buch in die Hände bekommen und übersetzt hatte, in die ganz abgeschmackte Mystik der sogenannten Martinisten, welche von der Art ist, daß sie dem gesunden Verstande, der heitern und unschuldigen Lebensfreude und jeder Belehrung von Außen allen Zugang versperrt.

Claudius und Hölty standen übrigens der Art Gefühlsamkeit am nächsten, welche sich in den letzten siebenziger Jahren

wie ein Nervenfieber über Deutschland verbreitete, und welche einer von den Göttinger Barden, J. Martin Miller aus Ulm, mächtig förderte, obgleich wir übrigens den mittelmäßigen Roman, wodurch dies geschah, als eine Wirkung der herrschenden Empfindsamkeit, nicht aber als eine Ursache derselben anführen müssen. Millers Roman, von dem wir weiter unten reden werden, würde übrigens auch in jener empfindsamen Zeit unter zarten Jünglingen und besonders beim weiblichen Geschlecht nicht eine so erstaunliche Wirkung gehabt haben, als er in unserer Jugend selbst am Strande des Nordmeers hatte, wenn ihm nicht ein Meisterwerk von Göthe vorausgegangen wäre. Millers Siegwart war eine Art Uebersetzung des Werthers in die Sprache, die Gefühle, die Sitten des Publikums der zarten Petrarchisten und Klopstockianer, eine Prosa nach Art der Poesie des Werther, auf diese müssen wir daher zuerst den Blick richten.

Göthe hatte seine Laufbahn seit 1772 gleichzeitig mit den Göttinger Barden, aber unabhängig von jeder Parthei, sogleich glänzend eröffnet. Jedermann war überrascht, daß ein Einziger unter allen den unzähligen Dichtern jener Zeit, gleich wenige Jahre nach seinem ersten Auftreten fast ohne Widerspruch als der größte Geist der Nation und als ihre Hoffnung von allen verschiedenen Partheien in allen Gegenden von Deutschland, wenn gleich auf verschiedene Weise anerkannt ward. Seine Geschichte und die seiner einzelnen Arbeiten dürfen wir nach den unzähligen Büchern, die unter uns und im Auslande in den letzten Jahren darüber geschrieben sind, als bekannt voraussezzen, eine bloße Andeutung ist daher hinreichend. Seine kleineren Gedichte und Schriften, seine persönliche Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern des jungen Deutschlands, zu denen auch Schlosser, Herder, Basedow, Möser und Moser und der von Göthe selbst geförderte Jung-Stilling und Lavater gehörten, hatten schon große Aufmerksamkeit auf ihn erregt; als sein Götz von Berlichingen, den er anfangs hatte auf eigne Ko-

sten drucken lassen, plötzlich ganz Deutschland in Bewegung brachte.

Götz von Berlichingen ward, wie man aus Voß Briefen sehen kann, von den Göttinger Barden als ein Licht in tiefer Finsterniß, als Anfang einer ganz neuen Periode deutscher dramatischen Dichtkunst freudig begrüßt. Die jungen Freunde der Natur, der homerischen Einfalt und der griechischen Heldenkraft hofften wahrscheinlich sogleich, daß der Mann, welcher den Götz gedichtet habe, mit ihnen gegen die Berliner Kritik und Aesthetik und gegen Wielands Gallo-Grācismus kämpfen werde. Die Idyllendichter überzeugten sich, daß die Zierlichkeit und Leichtfertigkeit höfischer Rede und Verse vor der Wahrheit und Derbheit des Lebens verschwinden werde, welches Göthe auf die Bühne bringen wolle. Göthe hatte damals schon seine Gedanken von Wielands-Manier, mit den Griechen umzugehen, in dem witzigen, aber freilich etwas burschikosen Pasquill, Götter, Helden und Wieland, welches sein Freund Lenz wider seinen Willen ins Publikum brachte, etwas gar derb ausgesprochen. Er nahm in diesem Aufsatz von der Alceste Wielands Gelegenheit, den Mißbrauch, den Wieland auch in dieser seiner Oper mit dem von ihm stets travestirten Alterthume trieb, lächerlich zu machen. Die Wirkung des Götz von Berlichingen und des Spotts über die Kraftlosigkeit der Nachahmer der Franzosen zeigte sich sogleich. Es erhoben sich unter den Deutschen, nämlich mitten unter der erstarrenden Pedanterie der Gelehrten, eine Anzahl junger Männer, welche gegen alles Sentimentale Opposition machten, und durch den Kampf auf Leben und Tod, den sie mit der Berliner Kritik, mit Rammlers Regel, mit Gleims und Klopstocks Dichterschule, mit Wielands Leichtfertigkeit und mit deutscher Pedanterie begannen, auch sogar durch ihre Uebertreibung der deutschen Bildung und ihrer Vielseitigkeit unserer Literatur sehr nützlich wurden.

Die aristokratischen Magistrate unserer sogenannten freien Reichsstädte, die steifen Höfe, die pedantischen Universitäten, die despotischen Beamten und die im Dunkeln, im Style des sieben-

zehnten Jahrhunderts, decretirenden Kanzleien erschracken nicht wenig, als ihrer Polizei und Gravität zum Trotz sich eine ultraliberale Generation von Schriftstellern zu erheben drohte, die alle Regel und alle Ordnung und Zucht als altmodisch verschmähte. Diese Generation pflegt man mit dem Namen der Kraftgenies zu benennen, über deren Treiben man sich aus Gervinus Buch über Geschichte unserer poetischen Literatur belehren mag. Unter den Leuten, die man zu diesen Genies zählt, versuchten sich Lenz, der schon damals Anlage zum Wahnsinn zeigte, und Klinger, der später in vortrefflichen, nur von Wenigen verstandenen Romanen die Fülle seiner Lebensweisheit niederlegte, damals besonders im dramatischen Fach; andere auf andere Weise. Für Genialität ist aber in den Engen des deutschen kleinstädtischen Lebens (vielleicht zum Glück unserer Nation) zu wenig Spielraum, wir berühren daher die Materie von den hypergenialen und von den humoristischen Schriftstellern hier um so weniger als sie Gervinus ganz vortrefflich behandelt hat.

Nicht allein die Richtung der sogenannten Kraftgenies und die Stimmung der Zeit, aus welcher das Streben und Treiben der Kraftgenies hervorging, hatte in einem poetischen Product des großen Nationaldichters einen Repräsentanten, sondern er bemächtigte sich sogar jeder Begebenheit oder That, welche auf seine Zeitgenossen und Freunde einen starken Eindruck machte. Dies war der Fall mit Beaumarchais, mit seiner Reise nach Spanien und dem Abenteuer, welches er dort bestand und von dem die ganze Welt voll war. Göthe nahm davon gleich nach der Erscheinung des Götz von Berlichingen Veranlassung zu einem andern Stück, ganz in einer entgegengesetzten, keineswegs Shakspearschen oder auch nur eigentlich genialen Manier. Was Beaumarchais selbst angeht, so war er damals in der Mode. Er hatte in Paris Glück gemacht, er glänzte in den Gesellschaften durch Geist und Witz, ein Bankier gab ihm Antheil am Geschäft und er ward Franklins Freund, weil die französische Regierung, so lange sie sich noch nicht für Amerika erklärt

hatte, den Nordamerikanern die Subsidien durch ihn zukommen ließ. Später ward er durch seine Lustspiele, seine Prozeßschriften, welche förmliche Satyren waren, und durch seine Schicksale ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er hatte durch das Fragment einer Reise nach Spanien, welches F. H. Jacobi im zweiten Stück des siebenten Bandes von Wielands deutschem Mercur deutsch bearbeitet bekannt machte, allgemeine Aufmerksamkeit auch im gebildeten deutschen Publicum, wie vorher im französischen erregt. Diese Aufmerksamkeit glaubte Göthe für ein Drama benutzen zu müssen, und das mit Recht, da ein Drama nur dann Eindruck machen kann, wenn der Dichter eine herrschende Stimmung des Publicums zu benutzen versteht, und so entstand der Clavigo.

Göthe entlehnte den Stoff seines Clavigo von Beaumarchais und arbeitete dieses Stück eben so regelrecht und bedächtig, als Götz von Berlichingen in Anlage und Ausdruck genial war und der Regel trotzte. Das deutsche Publicum erstaunte nicht wenig, daß ein und derselbe Dichter so kurz hintereinander die Bewunderer Shakespears und seiner Regellosigkeit befriedigen und wiederum den Freunden der französischen Bühne gefallen konnte. Man merkt freilich den historischen und französischen Ursprung des Clavigo an den langen Reden und an der Art und Weise, wie der eigentlichen Geschichte entgegen ein tragischer Ausgang des Stücks herbeigeführt wird; es sollte aber auch, selbst nach der Absicht des Dichters, aus dem Stoffe kein tragisches Meisterwerk, sondern nur ein gutes Stück gemacht werden. Dasselbe würden wir von den zwei Stücken sagen, die er in J. G. Jacobis Manier schrieb; wahrscheinlich um halb im Ernst, halb im Scherz, zu beweisen, daß sich aus jeder Richtung der Zeit und aus jeder Stimmung der Menschen etwas machen lasse, wenn ein wahrhaft großer Geist sich ihrer bedienen wolle.

Erwin und Elmire und Stella passen ganz für die Kreise, welche Nicolai im Sebaldus verspottet, für die Herrn von Hohenaufs, ihre gnädigen Frauen, ihre Pfarrer und Beamte,

für alle jene zartfühlenden Seelen, welche die Liebeleien bewunderten, deren süßen Sänger auch Hölty in der bekannten petrarchischen Bettlerode verspottet [22]). Mit diesen Stücken oder wenigstens mit dem Geiste der Zeit, aus dem sie hervorgingen, hängt auch das zu seiner Zeit ganz mißverstandene Meisterwerk Göthes, der Triumph der deutschen Sprache, Werthers Leiden, zusammen, in welchem unsere hart und rauh gescholtene, sonst nur wegen ihrer Kraft berühmte Prosa sanft und mild wird, wie ein leiser Hauch. Diese Leiden des jungen Werthers erschienen 1774 und mußten schon im folgenden Jahre neu aufgelegt werden, es war aber gewiß nicht des Dichters Schuld, daß sich von diesem Augenblick die trübe, empfindsame, melancholische Stimmung gewisser deutscher Kreise so sehr vermehrte. Die Zeit war, wie Göthe selbst sehr treffend bemerkt hat, noch nicht fähig, ein ächtes Kunstwerk als solches rein aufzufassen, d. h. dabei weder moralische Foderungen zu machen, noch die Geschichte gewissen Orten und Zeiten anzupassen, wie man moralische Geschichten für Kinder anzuwenden pflegt.

Einige Veranlassung zum Mißverstand gab freilich Göthe dadurch, daß er, wie im Clavigo und sonst noch oft, ein zufälliges Ereigniß benutzte, um seiner Dichtung einen Platz an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit zu schaffen, mit welchen beiden sie sonst so wenig gemein hatte, als des Menschen unsterblicher Geist mit seiner sterblichen Hülle, obgleich auch diese nach Außen hin sein Bild und sogar sein Organ ist. Der Selbstmord des jungen Jerusalem (Sohn des Abts), der in Wetzlar damals den Reichsprozeß studierte und

---

22) Diese bekannte Parodie auf das Lied, womit J. G. Jacobi den Teutschen Mercur eröffnete und welches also anfängt:

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht

steht im Wandsbecker Boten und beginnt:

Wenn im leichten Huthfilzröckchen
Meine braune Trutschel geht.

in allen guten Häusern in der ganzen Wetterau und in Frankfurt bekannt war, hatte ein ungemein großes Aufsehn erregt, weil man (wahrscheinlich nicht einmal mit Recht) ihn der unglücklichen Liebe zu einer verheiratheten Frau zuschrieb. Hegels Freund, Hölderlin, kein leerer eitler Bursche, wie Jerusalem, sondern Dichter und Philosoph, ward bekanntlich am Ende des Jahrhunderts aus gleicher Ursache wahnsinnig.

Gerade dadurch, daß die großartige Dichtung Göthes in jener Zeit nicht blos für einen gewöhnlichen Roman, sondern sogar für die poetische Darstellung wirklicher Verhältnisse genommen ward, hatten Werthers Leiden auf ihre Zeit den mächtigen Einfluß, der uns veranlaßt, das Buch hier neben den Siegwart zu stellen. Beide Bücher trugen nämlich bei, das sehr prosaische bürgerliche Leben, welches die neue Erziehung und die Schriften der Educationsmänner in eine Idylle umschaffen wollten, welches Voß und seine Freunde in ihren Gedichten als eine solche darstellten, zu gleicher Zeit lächerlich und trübselig zu machen. In ihren Wirkungen glichen sich Werthers Leiden und der Siegwart, also nach Außen hin waren sie völlig gleich, im Wesen waren sie verschieden, wie Natur und Affectation verschieden sind. Im Werther erscheint die Liebe in ihren Wirkungen als mächtige Leidenschaft, die einen schwachen Geist faßt und ihn hin und her treibt. Diese Leidenschaft, die neben idealisirten, bürgerlichen Verhältnissen dargestellt wird, zeigt sich dadurch in allen Richtungen und Formen deutlicher und wird zu einem äußeren Ding, daß für die Darstellung die Briefform gewählt ist, welche das schwache Gemüth selbst unmittelbar vor uns in der Rede erscheinen läßt, je nachdem es vom Sturme der übermächtigen Leidenschaft hin und hergeweht wird. Gerade weil die Seele weder stark noch groß ist, noch auch als ein Muster aufgestellt werden soll, wird sie endlich völlig zersprengt.

Das Letztere ward gar nicht geahndet, man bewunderte nicht die unerreichbare Form, die Leichtigkeit der Sprache und die Gewalt der Leidenschaft, die man an einer schwachen Seele

allein bemerkt, über welche eine starke siegen muß, sondern man machte vielmehr den Schwachen zum Helden und Märtyrer und fand in dem jungen Jerusalem alberner Weise den Göthe=schen Werther. Man machte aus der Lotte eine historische Per=son, wallfahrtete an Werthers Grab und trieb das Realisiren jeder Person und jedes Worts in dem Roman auf einen Grad, den nur der begreift, der jene Zeit erlebt hat, oder in unserer Zeit ähnliche Schwindel unpartheiisch als solche zu erkennen vermag. Der ansteckende Schwindel, der im Werther und Sieg=wart seine Nahrung fand, ist längst verflogen, an Siegwart denkt niemand mehr, und wer ihn lieset, bemitleidet eine ganze Generation, die durch dergleichen Gewinsel bewegt ward; man ist aber leider durch die Wahlverwandtschaften und Künstler=wanderungen aus Göthes späterer, adligen Zeit auch gegen Werthers Leiden stumpf gemacht worden. Es wird indessen gerade dadurch stets ein unübertreffliches Kunstwerk bleiben, daß eine an sich ganz nichtige Leidenschaft und ein unbedeutendes Wesen, durch einen Dichter, der damals noch nicht als kalter Künstler, wie sie sagen, rein objective Werke schuf, oder vielmehr, der wahrer Liebe und Freundschaft noch nicht durch den Verkehr mit aller Welt und mit den Höfen abgestorben und in Egoismus gesunken war, dichterische Bedeutung erhält.

Wie weit man damals noch in Deutschland zurück war, wie viel unsere Nation später noch durch Göthe und Schiller, durch die neue Philosophie, durch die Schlegel, so lange sie noch in Jena revolutionär in der Literatur wirkten, gewonnen hat, sieht man aus der Aufnahme, welche das große Kunstwerk unter dem empfindelnden Geschlechte fand. Den Mangel an Begeisterung, die gänzliche Unfähigkeit, irgend eine dichterische Schöpfung rein geistig aufzufassen, welche jenes von Salzmann=scher Erziehung und von Voß Idyllen mächtig bewegte Ge=schlecht bei Gelegenheit des Werther bewies, hat Göthe selbst am besten ausgesprochen, und wir verweilen ausdrücklich lange bei Werther und Siegwart, weil wir bei keiner andern Gele=genheit den innern Zustand der damaligen deutschen gebildeten

Kreise leichter und zugleich anschaulicher vors Auge bringen können. Göthe sagt in seinem Leben, an der Stelle, wo er von dem wahrhaft komischen Aufsehen redet, welches Werthers Leiden unter denen erregte, die gar keine künstlerische Idee zu fassen im Stande waren, und von dem Mißverständniß, welches unter den deutschen Zeloten, den rechtgläubigen in Hamburg, und den irrgläubigen in Berlin durch das Buch in Rücksicht auf den zu besorgenden moralischen Nachtheil veranlaßt ward: „Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, was ich schon von meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung hat keinen. Sie billigt nicht, sondern entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt sie."

Da man den Mißverstand des in seiner Art einzigen Göthe'schen Werks auf eine ganz verschiedene Weise in Schriften zu erkennen gab, so läßt sich der Zustand der deutschen Bildung jener Zeit und die geringe Fähigkeit der damaligen Machthaber der Literatur, ächte Poesie auch nur zu verstehen, an diesen Schriften am besten anschaulich machen. Wir wollen indessen, der Kürze wegen, nur von drei Mißverständnissen und ihren Aeußerungen reden. Es erhoben sich nämlich die altlutherischen Rechtgläubigen dagegen, als gegen eine Sünde, die prosaisch bürgerlich rechtlichen Spießbürger und die Berliner trocknen Weisen, als gegen eine moralische Irrlehre, endlich stimmten die zarten und weichen Seelen dem Werther bei, weil sie ihn für einen der Ihrigen nahmen. Von den Richtungen unseres Volks, welche bei der Gelegenheit laut wurden, haben sich zwei, die orthodoxe und die platt moralisch-praktische, immer erhalten, und kommen jetzt, wo man das Alte unter neuen Formen herstellt, an allen Ecken und Enden wieder hervor, die Dritte theilt sich jetzt, nachdem sie alle Veränderungen und allen Wechsel

der Zeiten erfahren hat, in mancherlei Zweige, je nachdem in den verschiedenen Subjecten, die ihr unterworfen sind, die eine oder die andere Philosophie vorherrscht.

Alle Gläubigen des alten Systems, die Pastoren, die juristischen Theologen, wie Pütter, die Consistorien, die ehrenfesten, damals noch sehr zahlreichen reichsstädtischen Magistrate, erblickten in dergleichen neuen Poesie, wie die im Werther war, den Keim des Verderbens, in ihrer Verbreitung einen Sturm auf das Lutherthum, also auf die bestehenden Verfassungen. Als das unverständige Organ dieser Conservativen hatte sich längst Pastor Melchior Göze in Hamburg aufgeworfen. Gözes Kreuzzug gegen Werthers Leiden ist indessen besonders darum merkwürdig für uns, weil wir bei der Gelegenheit sehen, wie mächtig damals das jugendliche Streben und die edle Kraft der wenigen, aber eng verbundenen Freunde des in Deutschland dämmernden Lichts waren. Die ganze vereinigte Masse der obgenannten herrschenden Zeloten, Göze mit der Fahne des bedrängten Zions an ihrer Spitze, regten das Volk auf, das damals noch blind war, jetzt sehend geworden ist; es tobte. Der Städte und Fürsten Polizei war den Männern des Lichts feindlich — und dennoch blieb ihnen der Sieg; wir verzagen daher auch nicht, wenn die Wächter Zions jetzt aufs neue schreien. Melchior Göze war kaum inne geworden, welche unbeschreibliche Wirkung der neue Roman, in welchem der Selbstmord des jungen Jerusalem nach seiner Meinung als Heldenthat gepriesen ward, auf den ihm ohnehin höchst verdächtigen Theil der Herrn und Damen mache, die lieber die neumodischen Bücher als seine Predigten, als Benjamin Schmolkes Gebetbuch oder seines Freundes Ziegra schwarze Zeitungen lasen, als er nach seiner Art, gleich wie vorher der Erzbischof von Paris gegen Rousseaus Emil, eine Art Hirtenbrief (mandement) gegen den Werther erließ.

Der Titel der liebreichen Schrift, die der fromme Mann im heiligen Eifer herausgab, lautete: Kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen

Werthers, über eine Rezension derselben und über gewisse, nachher erfolgte Aufsätze (1775). Um in unsern Zeiten daran zu erinnern, wohin das fromme Toben der Zeloten führt, und wie lutherische blinde Orthodoxie mit Poesie und Literatur der Nation umgeht, wenn sie einmal Religion in mechanischen Dienst und in Gedächtnißwerk verwandelt hat, lernt man aus dieser Schrift. Wir wollen, um dies zu beweisen, nur einige Sätze ausheben, mit denen der Pastor endigt: „Da mitten in der evangelisch lutherischen Kirche, ruft er aus, Apologien für den Selbstmord erscheinen und in öffentlichen Zeitungen angepriesen werden, so werden wir bald landes Sodomiae, wenigstens neue Auflagen oder gar Uebersetzungen der Aloysa Sigaea sehen. Es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andere, welche uns im Wege stehen, aus der Welt zu schaffen. Die Giftmischerei wird so eingerichtet seyn, daß die Bestrafung derselben unmöglich werden wird u. s. w." Damit man aber sehe, wie geschickt man damals grob, ohne Sophistik, wie jetzt fein, mit Sophistik, jede religiöse Aufklärung als politisches Vergehen darzustellen wußte, fügen wir hinzu, daß Göze, nachdem er auf diese Weise noch in einigen anderen Sätzen Göthe als Volksverführer und Sitten- und Polizeiverderber gemahlt hat, ihm endlich Semler zur Seite giebt. „Kurz, sagt er weiter unten, wenn nach den Semler'schen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bahrdtschen moderniſirt, das ist stinkend und lächerlich gemacht wird, was wird aus der Christenheit werden? Ein Sodom und Gomorra."

Damit man nicht glaube, daß dies ein ohnmächtiges Geschrei eines blinden Pfaffen gewesen sey, wollen wir zeigen, daß ihn die theologischen Juristen der Reichsstädte, und Alles, was an der Spitze der Staatspolizei stand, wirklich für den Repräsentanten der lutherischen conservativen Parthei hielt. Es arbeiteten nämlich gerade damals Männer wie Merk, Schlosser, Göthe (leider! auch Bahrdt) an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, ohne auf ihre Arbeit daran gerade besonderen Fleiß zu

wenden, oder Bedeutung darauf zu legen. Einer von den Mitarbeitern hatte Götzes andächtige Betrachtungen auf eine ziemlich spöttische Art angezeigt, der Frankfurter Magistrat fand die Anzeige höchst ärgerlich, und glaubte Einhalt thun zu müssen. Die Herren des Frankfurter Raths waren so voll Achtung für den Hamburger Zionswächter, daß sie nicht allein aus eigener Bewegung den Verleger der Anzeigen bestraften, sondern sich auch gegen jeden Versuch, ein junges Frankfurt emporzubringen, mit den Worten erklärten: „daß in diesen Anzeigen ein höchst ärgerlicher, gegen alle dem Staat und der Religion schuldige Pflichten anstoßender, Religionseifer zu spüren sey." Dabei blieb aber ihre für das Lutherthum und seinen Repräsentanten eifernde Staatspolizei nicht stehen: „Man wolle schärfere Maßregeln vorkehren; anbei würden aber alle theologische Sachen betreffende Recensionen gänzlich untersagt." Götze war so gerührt von der Harmonie zwischen seiner Theologie und der Frankfurter-Polizei, daß er einen eignen Danksagungsbrief an Bürgermeister und Rath der Stadt Frankfurt richtete, worin er diese versicherte: „Es leuchte aus dieser Maßregel aller Welt in die Augen, daß noch der rechte Gott in dem Frankfurter Zion sey".

An der Spitze der andern, breiten und sich breit machenden, Parthei der auf der Heerstraße der prosaischen Moral des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens auch in der Poesie und Philosophie fortwandelnden Deutschen stand seit langer Zeit Nicolai eben so päpstlich, als Götze in Hamburg an der Spitze der Altlutheraner. Im Hannöverschen, in Brandenburg, in Sachsen, in allen Gegenden Deutschlands, wo Wieland als der Erste unter unsern Classikern galt, war auch Nicolai und seine allgemeine deutsche Bibliothek Orakel des Geschmacks und der Kritik; allein bei Gelegenheit von Werthers Leiden täuschte sich doch auch Nicolai über seinen Einfluß auf sein beschränktes, aber nicht, wie Götzes Anhänger, ganz blindes Publikum. Nicolais Hirtenbrief gegen Werthers Leiden war eine Schrift, die er für eine Satyre hielt, die aber doch auch sogar seine Freunde

für das erkannten, was sie war, für eine Masse von Plattheiten, unter dem Titel Freuden und Leiden des jungen Werther 1775. Der Versuch, die Geschichte Werthers auf eine gemeine Weise durch einen lächerlichen und höchst platten Ausgang zu travestiren, war so mißlungen, daß der kluge Speculant, um nicht sein eignes Publicum gegen sich zu haben, schon in der Selbstanzeige seiner Parodie eingestehen mußte, daß er zu weit gegangen sey. Wieland, obgleich ihn Göthe kurz vorher durch das oben angeführte Pasquill heftig beleidigt hatte, und er eigentlich näher bei Nicolai stand, als bei Göthe, unterschied doch den wahren Dichter von der großen Anzahl sentimentaler Romanschreiber auch bei dieser Gelegenheit. Man kann es daher Göthe wohl verzeihen, wenn er Nicolai's im Interesse der Moral, wie er sagte, verfaßte Schrift etwas cynisch durch das Spottgedicht Nicolai auf Werthers Grabe beantwortete. Nicolai selbst sagt in der Ankündigung seiner Schrift in der A. D. B. ausdrücklich, sie enthalte keine Satyre auf Göthe, den er achte und als Meister anerkenne, sondern er habe nur die trübe und empfindsame Manier und die Art der Vertheidigung des Selbstmords lächerlich machen wollen. Gelegentlich giebt er freilich auch zu verstehen, daß ihn die Artikel der Frankfurter Anzeigen geärgert haben, worin sowohl über das Berliner Laternenlicht, als über die Hamburger Dunkelheit gespottet war.

Als Repräsentanten der dritten Richtung der Zeit, der sentimentalen und zärtlichen, oder der unzähligen Menschen, welche Göthe zu verstehen glaubten, weil sein Styl so leicht war, ihn aber gleichwohl gänzlich mißverstanden, betrachten wir J. M. Miller in Ulm. Er gehörte wie Hahn und Leisewitz und Hölty zu den Göttinger Barden, machte auch ganz artige Gedichte, wir würden aber weder dieser, noch anderer Arbeiten, noch selbst des Siegwarts erwähnen, wenn wir nicht nachweisen müßten, auf welche Weise das, was in Göttingen idyllischer Ton und Schilderung häuslicher Scenen gewesen war, als Schwärmerei nach Schwaben kam und durch den Siegwart in

ganz Deutschland verbreitet ward. Man muß übrigens Siegwart, eine Klostergeschichte, welchen Roman Miller, der um 1775 von Göttingen nach Ulm zurückgekommen war, schon 1776 schrieb, von den spätern Romanen, die er fabrikmäßig auf den Kauf verfertigte, wohl unterscheiden. Zu diesen rechnen wir den Briefwechsel dreier akademischen Freunde, den Karl von Burgheim, die Emilie von Rosenau u. s. w. Der Siegwart verdankte allerdings das Glück, das er machte und das Aufsehen, das er erregte, Werthers Leiden, doch würde man irren, wenn man ihn für eine Nachahmung dieser Dichtung ansehen wollte, er ging nur aus derselben Stimmung der Zeit mit dieser hervor, gehörte dabei aber mehr der Göttinger elegischen Richtung an; er muß betrachtet werden als eine elegische Idylle eines Dichters, der sich unter den Göttinger Barden gebildet hatte.

Der Roman Millers, der ein unbeschreibliches Aufsehen machte und an den äußersten Enden Deutschlands, am Strande der Nordsee und an der Weser, also gerade in der größten Entfernung vom Schwabenlande, in unserem Knabenalter, als das ausgelitten hast Du, ausgerungen u. s. w. noch aus allen Kehlen unserer damals zwar noch sehr derben, aber doch schwärmerischen Landsmänninnen erschallte, allgemein verbreitet war, beruhte ganz auf der norddeutschen Idylle und auf der, durch Höltys und anderer Gedichte verbreiteten, schwermüthigen Stimmung. In Millers Gedichten, d. h. seinen Idyllen, Elegien, Liedern, drückt sich dieselbe Richtung aus, welche wir im Siegwart wahrnehmen, und gerade die in diesen herrschende Stimmung der Zeit machte ja Millers Persönlichkeit einem Voß und andern Göttinger Freunden, die von Melancholie und Schwärmerei nicht hören wollten, denen ein Kloster verhaßter war, als ein Gefängniß, so ungemein theuer und werth. Uebrigens kann man, weil sich der Siegwart doch von den übrigen, von Miller als Fabricanten gefertigten Romanen durch wesentliche Vorzüge unterscheidet, die deutschen Jünglinge und Frauen wegen ihrer Bewunderung desselben einigermaßen ent-

schuldigen. Miller hatte ja die Alten mit jenem edeln, nur reiner Menschenbildung nachstrebenden, von Gelehrtendünkel und von Handwerksgeist gleich entferntem Eifer gelesen, der den Göttinger Bund so vortheilhaft vom Treiben der Studenten unterschied; er hatte sich mit den alten Schwäbischen Dichtern bekannt gemacht, dies unterschied ihn wesentlich von andern Romanschreibern. Nur wenige Schriftsteller unter denen, die damals für das große Publicum schrieben, waren der reinen und edlern Umgangssprache mächtig, denn Nicolais Ton und Sprache war oft platt und gemein, Wieland schrieb nie reines Deutsch, und beide waren lästig breit; Miller schrieb dagegen seinen Siegwart in gutem, fließenden, leichten Deutsch, anfangs nur in zwei Bändchen, erst als der Roman Leser gefunden hatte, zog er ihn ins Breite. Die Scenen des Romans sind durchaus idyllisch ausgemahlt und Miller hat dabei die Localitäten seines Schwabenlandes benutzt, wie seine Sassischen Freunde in ihren poetischen Idyllen die Ihrigen nutzten. Miller verlor auch seinen durch den Siegwart erworbenen Ruhm gar bald, als er seinen Roman, gleich einem gelehrten Commentar, den ein Philolog herausgiebt, hernach unverständig vermehrte und in dem Briefwechsel dreier academischen Freunde in Styl, Ausdruck und Sprache platt ward.

Miller selbst schildert uns die Quelle, aus welcher ihm und allen seinen Zeitgenossen die empfindelnde Richtung, die girrende Taubenliebe, die keine Leidenschaft, sondern ein Faseln ist, der weinerliche und melancholische Ton floß. Diese Quelle sind die Gedichte des damals über den Homer erhobenen oder neben ihn gestellten Klopstock, es sind die Gedichte der zahlreichen Liebessänger in Petrarchas Manier, die sich um Klopstock sammelten, und in dem Ton correspondirten, den man aus den folgenden Worten im ersten Theile des Siegwart kennen lernen kann. Es ist dort von einem in der Liebe glücklichen schwäbischen Bauerbürschen die Rede, dabei ergießt sich Miller auf folgende Weise: „Wohl dem Jüngling, dessen Seele sich allein durch das Band der Liebe fesseln läßt! Er und seine Freundin

werden einst mit Semida und Cidli, mit Petrarcha und Laura, mit Klopstock und seiner Meta unter Lebensbäumen wandeln und sich ihre Liebe in der Unterwelt erzählen." Aus dieser Stelle kann man zugleich auf den in dem Buche herrschenden Ton und auf den Ton der Leute schließen, von denen es so begierig gelesen ward; denn die einzelnen dargestellten Scenen, sowie die ins Lächerliche getriebene Vergötterung Klopstocks sind ganz aus dem damaligen Leben entlehnt, wie wir aus den zahlreichen Briefen sehen, die aus jener Zeit gedruckt sind.

Die Prosa des Siegwart ist von Göthe's Prose im Werther unterschieden, wie der Styl in Geßners Idyllen von dem in Rousseaus Heloise, denn ohne gerade poetische Prosa zu seyn, gleicht er doch Versen ohne bestimmtes Metrum. Dabei ist Alles trübe und melancholisch, man hört nur von Kirchhof, Tod, Thränen. Das Alter ist dort ohne Reife, die Jugend hat keinen der Charaktere der Jugend; die Sinnlichkeit ist ihrer Natur ganz entgegen, nicht auf Genießen, sondern auf Anschauen gerichtet. Läugnen kann man jedoch nicht, daß auch dies in vielen Gegenden wohlthätig wirkte, daß die moralische Bildung des Volks durch den vielgelesenen Roman gefördert, Sinn für Poesie geweckt und statt herrschender Rohheit, Gefühle der Menschlichkeit verbreitet wurden. Im ganzen Buche wird Religiosität und Sittlichkeit gefördert, und statt der alten Dogmatik und der Katechismuslehre, die blos für das Gedächtniß waren, ein lebendiges Gefühl der Gegenwart der Gottheit im Gemüth und in der Natur untergeschoben. Weil wir den Siegwart als eine Art Erbauungsbuch betrachten und zugleich den ersten Theil besonders als eins der vorzüglichsten unter den vielen, damals für Kinder und für die reifere Jugend geschriebenen Bücher ansehen, so haben wir ihn der neuen Erziehungsliteratur vorausgeschickt, deren wir jetzt noch gedenken wollen.

Auch in den Schriften zum Unterricht oder zur Unterhaltung von Kindern, zur Belehrung der Aeltern, mit denen Deutschland seit Basedows Zeit überschwemmt ward, wird man mehr

oder weniger von der Lebensansicht und Moral finden, welche im Siegwart gelehrt oder befolgt wird; man erkennt darin überall den gutmüthigen Charakter der Nation; aber auch Kleinstädterei, Pedanterei und Neigung zum Predigen, statt zum Handeln. Einer der ersten Schriftsteller für Kinder und über Erziehung war freilich Weisse, wir übergehen aber seinen Kinderfreund, weil er sich nur auf Kindererziehung und auf das Verhältniß zu diesen beschränkte; da hingegen Campe das ganze Leben und dessen Verhältnisse in seinen Kreis zog. Campe verstand eben so gut als Kotzebue sich auf den Standpunct der Leute zu stellen, die man Publicum nennt, das heißt, der sogenannten Aufgeklärten, der durch Romanenlesen und oberflächlichen Unterricht Gebildeten. Er war Prophet der Classe von Lesern, welche zwar Lichtenberg, Voß, Herder, Lessing, Göthe, so unendlich verschieden sonst ihre Ansichten waren, verspotteten und verschmähten, die sich aber hernach in großen Massen um Kotzebue drängten.

Campe hat freilich nichts Eignes oder Eigenthümliches ans Licht gebracht; allein er hat die allerverschiedensten Dinge unter der Masse des Volks verbreitet und dem Geschmack und Begriff der eigentlichen Bürgerclasse, die vom gelehrten Unterricht ausgeschlossen war, angepaßt. Am nützlichsten ist unstreitig unserer Nation seine Kinderbibliothek geworden, besonders nachdem er in späterer Zeit die Zahl der darin aufgenommenen Stücke bedeutend vermindert hatte, so daß jetzt nur die vorzüglichsten Proben der moralischen und erheiternden neuen Literatur der Deutschen, welche Kindern und jedem aus dem Volke verständlich und lesbar sind, darin vereinigt gefunden werden. Durch den Gebrauch dieser Sammlung beim Unterricht und im Leben wurden Sprache und Geschmack gereinigt, die Jugend gewann von Kindesbeinen an die vorzüglichsten Volksschriftsteller, die ihr vorher nur im gelehrten Unterricht bekannt wurden, gewissermaßen neben den Spielen der Kindheit fürs ganze Leben lieb. Campe's Sittenlehre für Kinder war ein völliger Mißgriff und hing mit der Manier der neuern Erzieher, den

jugendlichen Geist immer nur auf die unmittelbar brauchbaren Kenntnisse hinzuleiten, zusammen. Diesen Mißgriff muß man damit entschuldigen, daß man vom Extrem des Mittelalters plötzlich zum Extrem des Modernen übergehen wollte oder mußte. Es bestand nämlich jene Sittenlehre für Kinder, die man an die Stelle der alten dogmatischen Katechismen setzen wollte, in einer falschen Anwendung von Schlossers Katechismus für das Landvolk auf den Kinderunterricht überhaupt. Campe und alle Weisen seiner und unserer Zeit, die es dem unsterblichen und freien Geist gleich von Kindesbeinen an dadurch unmöglich machen, je frei in der Idee zu leben und in ihr selig zu seyn, daß sie ihn durch Gedächtnißwerk oder auch durch den Nutzen unauflöslich an das Materielle binden, haben zugleich Recht und Unrecht, wenn sie das Kind und das Volk auf gleiche Weise unterrichten wollen. Sie haben Recht, in so fern Lebens-, Lebensweisheit, Fähigkeit des Begreifens höherer Dinge bei beiden eine gleiche Methode erfordert; sie haben Unrecht, weil die Menschenclassen, die in civilisirten Staaten Volk genannt werden, stillstehend, derjenige Theil der Jugend aber, der nicht zu diesen Classen gehört, fortschreitend gedacht werden muß und deshalb am Anfange der Reise des Lebens Vieles einsammeln soll, was er erst in der Mitte derselben gebrauchen lernt. Campe's Robinson der jüngere erinnert schon durch diesen Titel an die Geschichte des Alexander Selkirk, welche Daniel Defoe, der als politischer Schriftsteller und als Verfasser vielgelesener Romane seiner Zeit (1665—1731) in England sehr berühmt war, für seinen Robinson Crusoe benutzte, hinter welchem Campe's Arbeit weit zurückbleibt. Dabei gehört Campe nicht einmal die Idee an, Defoe's Arbeit für den Zweck jener Art Erziehung zu benutzen, die Basedow und er, wie Rousseau, für den Menschen, der im civilisirten Zustande und im Staate lebt, aus dem Naturzustande entlehnen wollten. Rousseau hatte nämlich in seinem Emil die Geschichte des ältern Robinson als dasjenige Buch angepriesen, wodurch man dem Zöglinge am besten anschaulich machen könne, welche Kenntnisse eigentlich

allein nützlich und nöthig seyen und wie man sie erwerben solle. Campe hätte bei seiner educatorischen Bearbeitung des alten Robinson nur manche Auswüchse oder Geschmacklosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten weglassen, die alte Geschichte durch seinen leichten, der Conversation der Gebildeten angepaßten Styl, und durch eine reine und richtige Sprache, deren er durchaus mächtig war, in den Familienkreisen zum unterhaltenden Lesebuch machen sollen, dadurch würde er den nach der neuen Methode Erziehenden und Erzogenen viel genützt haben, er ging aber weiter. Was er hinzufügte, war albern und machte albern. Campe's Robinson ward mit Recht, weil man kein passenderes in gutem Deutsch geschriebenes Buch hatte, ein allgemeines Lesebuch für Kinder und täuschte diese in demselben Jahrzehnt (1775—1785), als der Siegwart die ältere Jugend durch poetische religiöse Träumerei schlaff machte, durch die dürre Prosa der andern Seite der Idylle desselben einfachen deutschen Lebens, welches im Siegwart poetisch gemalt war.

Sobald Campe's Robinson in den Händen aller Kinder der gebildeten Stände war, traten die biblischen Geschichten zurück. Es ward dadurch in den Familien neben der praktischen Prosa unserer kleinen Verhältnisse auch noch eine theoretische herrschend. Es erwuchs ein neues Geschlecht nur aufs Handgreifliche, Häusliche, unmittelbar im äußern Leben Nützliche bedacht, voll kindischer Naseweisheit. Luthers Bibelübersetzung, verstandene oder nicht verstandene, doch die Phantasie anregende Geschichten und Poesien des Orients gaben wenigstens religiösen Schwung, die langweilige Moralpredigt des neuen Lesebuchs drückte die Seele nieder, und drängte die zum Lernen trägen Knaben in Rousseaus Schule, wo der eigentliche Mensch nicht durch Fortschreiten und im Fortschreiten *entsteht*, sondern als Naturmensch vollkommen *geboren wird*. Von Campe's Entdeckung von America und von den castrirten und durchwässerten Reisebeschreibungen, die das Leben nicht so unmittelbar angehen und auch nie so verbreitet waren, als die andern genannten Bücher, darf hier nicht geredet werden, und auch Salz-

manns seiner Zeit allgemein verbreitete Kinderbücher erwähnen wir nur im Vorbeigehn. Salzmann hält sich weislich ganz innerhalb des engen häuslichen Kreises, und handelt nur von den bürgerlichen Verhältnissen des ganz gewöhnlichen täglichen Lebens. Sein Elementarwerk, welches in unserer Jugend die classische Lectüre des werdenden Geschlechts nützlicher aber langweiliger Menschen war, schildert den bürgerlichen Kreis einer behaglich lebenden deutschen Familie mit aller Gemüthlichkeit, welche im deutschen Nationalcharakter liegt, legt aber zugleich Bedeutung auf Kleinigkeiten, als sollten ausdrücklich Pedanten und armselige Kleinigkeitskrämer gebildet werden. Daß alle Kindereien in dem Buche mit großer Wichtigkeit behandelt werden, hat seinen Grund darin, daß das Publicum Klopstocks und des Siegwart jede Gelegenheit ergriff, Gefühle zu zeigen oder zu affectiren, die man für Tügend gelten ließ, wie bei der vorigen Generation Beten und Singen und in die Kirche gehen für Religion galt. Dadurch wurden die Kleinigkeiten des häuslichen Lebens auf dieselbe Weise durch ein Buch wichtig gemacht, wie vornehme Grillen und Launen durch Jacobi's Woldemar. Uebrigens gewann auf der andern Seite durch dieses Buch und durch ähnliche, nach seinem Muster geschriebene, das deutsche Leben an Klarheit, die Jugend ward dadurch von blindem und unpraktischen Gedächtnißwerk zu einer lebendigen und thätigen Erkenntniß gebracht, denn das Buch war einfach, klar, herzlich geschrieben. Die Reisen der Salzmannschen Zöglinge waren weniger verbreitet, sind aber wie das Elementarwerk zu betrachten und haben mit diesem einerlei Zweck.

Höher als alle die genannten deutschen Educationsschriftsteller und ihre Bücher steht ohne allen Streit der Schweizer Pestalozzi und sein nicht sowohl für Kinder als für's Volk geschriebener Volksroman. Pestalozzi's **Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk**, steht zwar in Rücksicht der Reinheit des Styls und der grammatischen Richtigkeit der Sprache den erwähnten deutschen Büchern weit nach; dagegen ist es durch den darin herrschenden Charakter ächter Religiosität und

durch die Darstellung eines durch natürliches aber veredeltes Gefühl geleiteten Lebens unter den drückendsten Verhältnissen unübertrefflich. Das Buch würde noch mehr Werth haben, wenn der Verfasser es in seiner ursprünglichen Gestalt gelassen hätte, wie es auf bloße dreihundert und siebenzig Seiten zu Berlin bei Decker erschienen war. Bei dieser ersten Auflage half eine sehr geschickte Hand dem Verfasser in Rücksicht auf Ausdruck und Sprache nach, später half jemand, der das Wesen und den eigentlichen Charakter dieses unsterblichen, nicht mit dichterischer Phantasie gedichteten, sondern aus warmem Herzen, inniger Theilnahme am Schicksale der ärmsten Volksklassen und voller Ueberzeugung hervorgegangenen Werkes veränderte. Man machte das Buch zu einer Vorrathskammer von den aller verschiedensten Lehren und Belehrungen, wodurch ihm sein Hauptvorzug, rasche Handlung und kurze Moral geraubt, und die im ersten Theile völlig beendigte Geschichte in's Breite gezogen ward. Die erste Auflage nämlich, die blos aus dem nachherigen ersten Theil besteht, enthält die einfache Geschichte einer armen Bauersfamilie des Cantons Bern aus jener Zeit, wo die Junker von Bern noch Gutsherrschaften im deutschen Sinne des Wortes und zugleich Schützer und Wohlthäter ihrer Bauern waren. Diese einfache Geschichte wird auf eine solche Weise erzählt, daß das ganze Dorf und alle Verhältnisse einer Dorfgemeinde, ihr Schulze, ihr Wirth, ihr Pfarrer, ihr Gutsherr, die verschiedenen Gemeindeglieder redend und handelnd eingeführt werden. Durch die Art der Behandlung und durch das Talent des Verfassers und seine innige Bekanntschaft mit der Lage, der Denkart und den Verhältnissen des Landvolks werden durch die ganze einfache Geschichte hindurch in den Handlungen und Charakteren der verschiedenen auftretenden Personen die verschiedensten Wirkungen der ganz von Gewinnsucht beherrschten Gemeinheit und der grob sinnlichen Rohheit mit einem auch dem ganz armen Menschen angebornen, oder von ihm durch religiösen Unterricht erworbenen feineren sittlichen Gefühl in Contrast gebracht. Da alle Bewohner des Dorfs auf die Bühne gebracht werden, so

giebt dies Gelegenheit, alle verschiedenen Abstufungen und Schattirungen der rohen Charaktere der blos auf äußern Vortheil erpichten Glieder der Gemeinde und der rechtlichen und religiösen Gesinnung anderer vor's Auge zu bringen, und zugleich die Folgen der beiden dem Landvolk eignen Handlungsweisen anschaulich zu machen. Es herrscht zwar auch in diesem Buche die Sentimentalität des Jahrzehnts, in dem es geschrieben ward, wir haben es deshalb mit den andern sentimentalen Unterhaltungsbüchern verbunden, idealisirt ist Nichts darin und nur die Hauptfigur allein ist etwas zu stark gezeichnet. Dies mußte schon des Zwecks wegen geschehen; die andern Personen sind alle Bildnisse aus einem Kreise, den Pestalozzi lange und genau beobachtet hätte, und sowohl der Pfarrer als der Gutsherr sind aus dem damaligen Berner Leben genommen. Der Berner wie der Genfer Pfarrer hatte eine ganz andere Rolle in der Gesellschaft, als der gewöhnliche deutsche Dorfpfarrer, und die Berner Aristokraten, so stolz sie sonst waren, mußten schon aus Politik gegen den Landmann gütig und herablassend seyn, obgleich wir keineswegs läugnen, daß sie es auch aus Menschlichkeit waren, da man sie ja im Lande mit heiliger Scheu verehrte. Fremde Hülfe gebrauchte übrigens Pestalozzi nur für Richtigkeit oder Zierlichkeit des Ausdrucks und der Sprache, denn den herzlichen Volkston hatte er ganz in seiner Gewalt, so daß er sowohl die tragische und rührende Seite des niedern Lebens, als die burleske für seinen Zweck benutzen konnte. Diesem Zweck würde es übrigens nicht geschadet haben, wenn eine große Anzahl der vorkommenden Flüche und Schwüre weggeblieben wäre.

Neben den angeführten sentimentalen Romanen und den Educationsschriften, die zum Theil schon eine Frucht der Speculation waren, die man auf die veränderte Erziehung und Lebensansicht gründete, müssen wir noch kurz der Romanfabricanten erwähnen, welche sich des neuen Geschmacks bedienten, um berühmt zu werden oder Geld zu verdienen. Sie wurden fortan eine Pest des deutschen Lebens, das sie verflachten, da

sie der ernsten und durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptstadt hatte, dadurch ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten, daß sie sentimentale Geschichten oder wilde Sprünge von Einem zum Andern für Genialität oder für Dichtung verkauften. Diese Fabrikanten machten Bücher, wie Weiber und Gimpel sie wünschten, statt diese zu nöthigen, wenn sie lesen wollten, sich zu den Verfassern der Bücher zu erheben. So wurden dann von Romanschreibern Väter und Mütter verbildet, wie die Verehrer Rousseau's und Basedow's die Kinder verzogen. Wir berühren die Classe der Faden nur kurz und erwähnen der Kraftgenies, Humoristen und Romantiker gar nicht, weil wir in dieser Beziehung auf die Geschichte der poetischen Literatur verweisen können, welche neulich sehr gut behandelt ist. Es würde uns übrigens sehr leicht seyn, aus eigner Erfahrung einer langen, besonders der Beobachtung des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wechselnden Einflusses der deutschen leichten Literatur auf häusliche und bürgerliche Verhältnisse gewidmeten Lebens Vieles zu erwähnen. Im gegenwärtigen Augenblick scheint uns der Einfluß sehr gering.

Unter denen, die wir Romanfabrikanten nennen, verdienen unstreitig der Ulmer Miller und Johann Gottwerth Miller in Itzehoe den ersten Platz. Die Romane des Ersten haben wir oben angeführt, wo wir nur auch noch den Carl Ferdiner unter den nach dem Siegwart als Fabrikate verfertigten, ziemlich langweiligen Unterhaltungsbüchern hätten nennen sollen; der Zweite hatte wenigstens das Verdienst, daß er die norddeutschen Romanleser und Leserinnen vom Seufzen und Weinen zum Lachen zurückführte. Johann Gottwerth Miller zeigte in seinem Siegfried von Lindenberg eine Gattung von komischem Talent, welches dem schlechten Ton der Gegenden, aus denen er seinen ersten Helden nahm, ganz angepaßt war, er zeigte aber doch zugleich auch noch einige Menschenkenntniß, wenn diese gleich auf Pommersche, Holsteinische, Meklenburger Naturen beschränkt war. Das Einzige, was in Beziehung auf deutsche Bildung, Ton und Geschmack jener Zeit als historisch merkwürdig über

den Siegfried von Lindenberg aus unserer eignen unmittelbaren Erfahrung aufbewahrt zu werden verdient, ist, daß ein Buch voll so schlechter, oft ganz gemein ausgedrückter Witze im platten Ton verfaßt, so großes Aufsehen erregen konnte, als es seiner Zeit wirklich erregt hat. Auch im ersten Theile der Geschichte der Herrn von Waldheim, welche ihrer Zeit ebenfalls Epoche machte, ist noch einiger Witz von geringem Caliber, seit der Zeit sank aber Miller völlig zu einem ermüdenden und langweiligen Vielschreiber herab.

Bretzner, Iffland, Jünger, Großmann dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil sie Stücke verfertigten und aufführen ließen, in denen der Ton der Erziehung ihrer Zeit, die Art Moral, die Campe und Salzmann lehrten, die weichherzige Tugend ohne Kraft, und die falsche Gefühlsamkeit der faden Romane in Handlung gebracht und bei der Aufführung vermittelst des Auges und Ohrs den Seelen eingeprägt ward. Diese Verfertiger der sogenannten rührenden Schauspiele nach Diderots Recept kannten ihr durch Romane gebildetes Publicum und die Mittel, dieses Publicum in Rührung zu bringen, wie sie die Taktik der Bühne kannten; sie waren desjenigen Witzes, der die gewöhnlichen Gesellschaften oder auch die der Kaffeehäuser erheitert, völlig mächtig; sie leisteten daher wenigstens Etwas, welches ihre Nachahmer und Nachfolger nicht einmal erreichen konnten. Uebrigens bahnte Iffland, dessen Mündel im Jahre 1784 und dessen Jäger 1785 sehr großes Aufsehen erregten, nur dem Meister in dieser Gattung, dem Manne, dessen Name in ganz Europa und ausser Europa, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten fünfzehn Jahren des neunzehnten in aller Theaterfreunde Mund war, dem Herrn von Kotzebue, den Weg. Was man daher auch von diesem als Mensch und als Schriftsteller halten mag, als historische Erscheinung ist er wichtiger als hunderte von edlen Männern und wahrhaft großen Geistern, die nur von wenigen, die sie verstanden haben, im Stillen bewundert werden.

Kotzebues Wirksamkeit, seine mehrsten Schriften und sein Einfluß als Dramatiker auf das deutsche Publicum fällt über die Gränze hinaus, die wir der hier zu behandelnden Periode gesetzt haben, wir können daher nur der ersten Anfänge seiner Schriftstellerei erwähnen, welche noch in diesen Zeitraum fallen. Er begann um 1785 als sentimentaler Romanschreiber und machte gleich bei seinem ersten Auftreten durch dieselben Talente und Eigenschaften Aufsehen, die ihn, späterhin trotz der sich gegen seine Arbeiten sträubenden Aesthetik, trotz der ihn stets heftig tadelnden Kritik zum Lieblingsschriftsteller der Romanleser und Theaterfreunde gemacht haben. Die Leiden der Ortenbergischen Familie, war der Roman; mit dem er seine Laufbahn begann, und derselbe zeigt schon dieselbe Gabe der Erfindung von Scenen und Verwickelungen und Rührungen, dieselbe Gefühlsamkeit, dieselbe nicht sehr erbauliche Moral, dieselbe Sorglosigkeit in Beziehung auf Sprache und Gedanken, welche die in den folgenden dreißig Jahren von ihm gefertigten Dramen und Geschichten aller Art zum Gegenstande der Bewunderung der großen Mehrheit des Publicums und zum Gegenstände des Hohns, Spotts und bittern Tadels einer geringen Minderzahl machten. Diese Minderzahl ward freilich zu ihrer Zeit nicht gehört, hat aber doch am Ende Recht behalten.

Salzmann schloß sich auch an die Romanfabrikanten jenes Jahrhunderts an, und schrieb den Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend. Dies platte Fabricat verkündigt seine Tendenz schon auf dem Titelblatte, und weil noch sovieles damals in Deutschland mangelhaft war, was die Zeit verbessert hat, so sollte man denken, das Buch könnte nützlich seyn, um die geselligen Zustände jener Zeit kennen zu lernen; aber auch das nicht. In den langen sechs Theilen werden so viele Armseligkeiten oder zufällige und locale unbedeutende Mängel als menschliches Elend aufgezählt, daß man sich schämen müßte, einen ernstlichen Gebrauch davon zu machen.

§. 4.

Lessing und Herder. Verständiges und Poetisches Christenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen die nach und nach in Deutschland erfolgte Besetzung der Lehrstühle der Universitäten mit freisinnigen und frei denkenden Lehrern der Staatsreligion, die gänzliche Veränderung der Erziehung in den höheren und mittleren Ständen und die Entstehung eines vom gelehrten Unterricht völlig geschiedenen bürgerlichen berichtet; wir gehen jetzt zu den Streitigkeiten über, die dadurch veranlaßt und zu den Nationalwerken, welche wegen dieses Streits und während desselben geschrieben wurden. Es mußte schon aus dem Grunde unter den Protestanten Deutschlands eine völlige Veränderung der Literatur mit der Veränderung der hölzernen Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts verbunden seyn, weil die Letztere mit einer besseren Erklärung der Poesie und der Geschichte des Orients, wie sie in den Quellen der christlichen Religionsgeschichte enthalten ist, verbunden ward. Damit traf zusammen, daß die ganze Literatur der früheren Zeit für ein Geschlecht, welches nach Büchern, die unmittelbar aus den Alten oder aus den französischen Classikern des achtzehnten Jahrhunderts geflossen waren, unterrichtet ward, nicht mehr paßte. Leben und Bewegung, unserer ganzen, damals noch so durchaus jungendlichen Literatur ward durch den Kampf der nur durch Verstand und durch eigne Kraft siegenden Literatoren gegen den blinden Glauben und dessen Vertheidiger, die damals noch überall die Regierungs- und Polizeigewalt für sich hatten, ungemein vermehrt, und wie immer, auf beiden Seiten neues Feuer durch Reibung erzeugt.

Man kann die Verbesserer des protestantischen Lehrbegriffs und der sich auf diesen beziehenden Literatur zur leichtern Uebersicht der Streitigkeiten darüber in drei Partheien theilen. Die Eine wollte alle Religion auf dürre Sittenlehre ohne alle Anregung der Phantasie und geistiger Empfindung zurückbringen; die zweite quälte sich zu beweisen, daß das Christenthum reiner

Deismus und Verstandsreligion sey; und drehte an den Worten der Schrift auf eine entgegengesetzte Weise wie die Dogmatiker des Mittelalters, die ihren Scholasticismus herein- oder herausbrachten. Die dritte Parthei wollte durch eine kritische und philosophische Sichtung der Glaubenslehren etwas herausbringen, das sie Urchristenthum nannte, so problematisch es auch ist, ob es je ein solches gegeben hat. Den letztern Weg hatte Semler betreten, Griesbach, Eichhorn, Paulus, Planck, Spittler folgten Semlers Spuren, wenn gleich in ganz verschiedenen und hie und da sogar entgegengesetzten Richtungen. Für den reinen Deismus kämpfte Eberhardt seit er in Halle lehrte, und seine Apologie des Socrates, worin seine Ansicht des Christenthums und seiner Lehren ausgesprochen war, befand sich in den Händen aller Gebildeten. Trocknes und mitunter plattes und langweiliges Moralisiren setzten Campe, Salzmann, Nicolai und alle damaligen aufs Praktische allein bedachten Reformatoren der Erziehung an die Stelle der alten Dogmatik. Wie ungenügend diese dem neuen Geschlecht schien, wie wenig die alte Methode sie dem Gedächtniß einzuprägen, ohne daran zu denken, sie für Leben und Wandel fruchtbar zu machen, ferner ausreichen konnte, sieht man am besten daraus, daß auch sogar der gottlose Bahrdt für seine die Poesie des N. T. profanirende Prosa und für eine Moralpredigt, der sein ganzer Wandel widersprach, ein zahlreiches Publicum fand. Bahrdts schnell hintereinander in drei Auflagen verbreitetes N. T. haben wir oben erwähnt; es galt aber auch seine Moral für den Bürgerstand nicht blos allgemein, auch unter denen, die den Verfasser verabscheuten, für das beste Buch, das aus seiner Fabrik hervorgegangen sey, sondern sogar unbedingt für ein gutes Buch.

Ein einziger Mann unter den Reformatoren der deutschen Literatur und neben Göthe ohne allen Streit der Größte unter ihnen, wenn er gleich nicht wie Göthe im eigentlichen Sinn für das große Publicum schrieb, Gotthold Ephraim Lessing, als er sich nach den im vorigen Bande erwähnten Arbeiten auch der religiösen Bildung unsers Volks widmen wollte, trat mit Ent-

schiedenheit allen drei angeführten Arten von Aufklärerei entgegen. Sonderbar genug war es und charakteristisch für die Blindheit der Zeloten aller Zeiten, daß er darüber ärger angefeindet wurde, als die kühnsten Neuerer für ihre Irrlehren. Er fand es eben so thöricht, daß die Häupter der drei angeführten Schulen des Nationalismus, wie man jetzt sagt, der christlichen Religion eine ganz andere, von ihnen herausgekünstelte unterschieben wollten, als daß die stumpfen, dogmatischen Gedächtnißmänner keinen Fortschritt, kein Licht, keine Accommodation der Lehre an ein Bedürfniß der Zeit zulassen wollten, wie doch selbst die alte Kirche bis auf das Tridentinische Concilium gethan hatte. Er wollte sich in die Mitte stellen und hatte das Schicksal, welches diejenigen zu haben pflegen, die Faustkämpfer aus einander bringen wollen. Er hatte schon durch seinen Berengarius von Tours gezeigt, daß er die seltene Kunst besitze, theologische Materien so zu behandeln, daß jedermann Antheil daran nehme, als wenn es Gegenstände der allgemeinen Literatur seyen.

Lessing hatte Spinoza's und Leibnitz Schriften und auch den Aristoteles zu gut studiert, um nicht für die Scholastiker und für die Consequenz des von ihnen geschlossenen dogmatischen Systems große Achtung zu haben. Er sah sehr gut ein, wie gut man die Lehre von der Dreieinigkeit und andere ähnliche philosophisch gebrauchen könne, und wie unhaltbar alles das sey, was die Neuerer an die Stelle des alten consequenten Systems setzen wollten. Lessing nahm sich daher auch anfangs der alten philosophischen Dogmatik gegen die deistische Flachheit geistreich an, später machte er die blinden Zeloten durch derbe Winke aufmerksam, wie leicht es sey, ihren Uebermuth zu demüthigen. Beides that er, zuerst als Dolmetscher Anderer, wobei er sich das Ansehen gab, als wenn er nur die Pflicht eines Bibliothekars erfülle. Es schien, als wenn er nur die ihm anvertrauten Schätze von Handschriften der ganzen Nation mittheilen wolle; aber er benutzte eigentlich nur diese Gelegenheit, um der Flachheit der sogenannten Deisten zu steuern und zugleich um bei der

Behandlung eine trockne philosophische Materie zu beleben, und die Kraft und den Adel unserer Sprache, die er neu schaffen half und seine unübertreffliche Kunst, sich derselben zu bedienen, ans Licht zu bringen.

Die Sache der Rechtgläubigen führte Lessing, als er zufällig unter den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek den Entwurf einer Vorrede gefunden hatte, welche Leibnitz einer Schrift über die Ewigkeit der Höllenstrafen zur Vertheidigung dieser Ewigkeit hatte vorsetzen wollen, und diese auf zwei Seiten drucken ließ. Er benutzte auch diese Gelegenheit, um seine Meinung über den Lärm der Neuerer vorzutragen. Den in den Beiträgen zur Literatur aus der Wolfenbüttler Bibliothek abgedruckten wenigen Blättern von Leibnitz fügte nämlich Lessing eine kurze, also nicht in der langweiligen Methode der Popularphilosophen geschriebene Abhandlung bei, worin er einleuchtend bewies, daß die dogmatische Lehre der Scholastiker über die nothwendigen Folgen der Sünde consequenter und philosophischer sey, als die damals allgemein gepriesene Theorie, welche Eberhardt in seiner Apologie des Sokrates aufgestellt hatte. In eben den Beiträgen ließ er zu Gunsten der scholastischen Lehre eine andere Schrift abdrucken, welcher ebenfalls ein Aufsatz von wenigen Blättern von Leibnitz über die Dreieinigkeit zum Text diente. Diese Schrift war, ohne daß es gleichwohl darin ausgesprochen wurde, gegen eine andere Classe von Neuerern, gegen die Semler, die Jünger der Berliner Schule, besonders aber gegen die damals noch herrschende Wolfsche Schule gerichtet. Alle diese Leute und unter ihnen auch der in jener Zeit als Muster philosophischer Theologen und zierlicher deutschen Schriftsteller geltende Abt Jerusalem in Braunschweig wollten aus dem alten Glauben eine Vernunftreligion machen, und Einiges in dem bewunderungswürdig consequenten und in allen seinen Theilen innig verbundenen System aufgeben, um hernach alles Uebrige nach Wolfscher Art mathematisch demonstriren zu können. Gegen ein solches Verfahren der Leute, die nach Wolfs und Baumgartens Manier den geistreichen Leibnitz

in dicken Quartanten für die Schule und ihr System theologisch ausmünzten, waren beide Schriften gerichtet.

In diesen beiden ganz kleinen Schriften (auf die Masse kömmt es in dergleichen nicht an) zeigte Lessing klar und populär, daß Leibnitz viel verständiger verfahren sey, als alle die neuen Vernunfttheologen, die sich gleichwohl christliche Theologen nannten. Leibnitz habe, möge er nun an alle die Dogmen des Systems geglaubt haben oder nicht, denn darauf komme hiebei gar nichts an, weil das eine ihn persönlich angehende Sache sey, nur Möglichkeit und Consequenz des ganzen alten Systems nachzuweisen gesucht; es sey ihm aber nicht in den Sinn gekommen, den wahren Glauben durch seine Demonstration in den Seelen entzünden zu wollen, weil ja der wahre Glaube dem von ihm vertheidigten System zufolge blos eine Wirkung des heiligen Geistes seyn könne, dem es auch Leibnitz überlassen habe, ihn in den Seelen zu erzeugen. Dies drückt er in der ihm eignen witzigen Manier in der zweiten Schrift §. XI. mit folgenden Worten aus: „Genug, sagt er, Leibnitz fuhr fort, darüber zu denken, wie er in seiner Jugend war gelehrt worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe, menschliche und göttliche, wie es die Compendien ausdrücken; das ist, wie er es gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendien ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, erklärbare und unerklärbare, deren erstere, die erklärbaren oder die menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder deren Complement einzig und allein durch die andern, oder die unerklärbaren, bewirkt wird."

Dieser Unterscheidung fügt Lessing eine eben so feine als bittere Ironie gegen die zu seiner Zeit ungemein zahlreichen unberufenen und seichten theologischen Vernünftler und Erklärer göttlicher Geheimnisse hinzu: „Diese seine altväterische Meinung, fährt er fort, müssen die Leute Leibnitz verzeihen. Denn, wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr

gewesen seyn würde, und daß Männer aufstehen würden, die ohne sich viel bei jener Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand ans Werk legen und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte?" Lessing war überhaupt, so wenig als Göthe und Jacobi, (der Letztere freilich aus ganz andern Gründen, als die beiden Ersten) den damaligen Schöpfern einer sogenannten moralischen, d. h. durchaus prosaischen, Religion gewogen. Lessing war den platten Moralisten oder wie man sie jetzt schimpft, Rationalisten, die eine neue, aller Poesie, aller Symbolik, jedes Anthropomorphismus beraubte Volks- und Staatsreligion (denn davon ist immer nur die Rede, das Andere ist Sache des Kämmerleins) machen wollten, viel abgeneigter, als den Zeloten für das Alte, die er nur bedauerte. Die Letztern waren selbst schuld, daß er sich gegen sie richtete, weil sie sich herausnahmen, einen großen und denkenden Mann zu behandeln, wie ihre Beichtkinder. Göze, Ziegra und die andern Mitarbeiter an den der Hamburger Zeitung beigefügten gelehrten Nachrichten, die man, der Qualität des Papiers und des Inhalts wegen, nur die schwarzen Zeitungen zu nennen pflegte, machten es ihm endlich zu arg; darum allein zog er, in Verbindung mit seinem Freunde, dem edeln und gelehrten Reimarus, dem Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente, gegen diese lutherischen Inquisitoren ins Feld.

In unserm Jahrhundert ist nämlich allgemein bekannt geworden, was im vorigen Geheimniß geblieben war, obgleich aus einem jetzt gedruckten Briefe Hamanns hervorgeht, daß dieser schon im Nov. 1778 an Herder schrieb, Reimarus sey Verfasser der sogenannten Wolfenbüttler Fragmente, zu denen er sich freilich nie bekannt hat. Reimarus mußte sich in Hamburg ein fanatisches Lutherthum gefallen lassen, mußte die Gedächtnißreligion, den mechanischen Gottesdienst, die Unduldsamkeit und Herrschsucht der Pastoren ertragen, sein Unwille über sie machte ihn ungerecht, auch sogar gegen das Christenthum;

er schrieb daher ganz im Stillen ein gelehrtes Buch gegen dasselbe. Als Arzt, als Naturforscher, als gelehrter Kenner und Forscher der Alten, der Ursprache des A. u. N. T. mächtig, durch Philosophie ausgezeichnet, war Reimarus im Stillen furchtbarer Feind der unvernünftigen Zeloten und ihrer hölzernen Dogmatik, er war aber als ein wackrer, vortrefflicher, christlicher Mann anerkannt und wollte nicht in der öffentlichen Meinung zum Bahrdt werden, legte also seine gelehrten Versuche gegen die Urkunden des Christenthums blos insgeheim schriftlich nieder. Da Reimarus Alles kannte, was je für und gegen das Christenthum geschrieben war, so arbeitete er im Stillen eine Schrift aus, die, als Lessing plötzlich Stücke davon ins Publikum warf, alle Theologen in Verlegenheit brachte, weil sich in der ganzen ungeheuern apologetischen Rüstkammer keine Waffen dagegen vorfanden, sondern erst neue geschmiedet werden mußten. Es ward in jener Schrift, deren Verfasser im vorigen Jahrhundert eben so unbekannt geblieben ist, als der Verfasser von Junius Briefen bis auf den heutigen Tag, auf dieselbe Weise gründlich und gelehrt gegen die Wahrheit und gegen die Reinheit der Moral des Christenthums, und zwar aus denselben Quellen und mit derselben Gelehrsamkeit und derselben Schärfe gestritten, als die unzähligen Apologeten seit Origenes dafür gekämpft hatten.

Von der Schrift des Ungenannten lag eine Abschrift auf der Wolfenbüttler Bibliothek, auch waren davon insgeheim Abschriften, die, wie das zu seyn pflegt, durch Einschiebsel häßlich entstellt waren, in Umlauf; Lessing kam daher auf den Einfall, Stücke derselben in seinen Beiträgen zur Literatur aus der Wolfenbüttler Bibliothek drucken zu lassen. Seine Absicht war, die in der ganzen deutschen Literatur herrschende Bewegung und das geistige Fortschreiten der Nation, welches er fast in allen Zweigen der Wissenschaft, Kunst und Poesie anregte und mächtig förderte, auch in der Theologie neu zu wecken. Er störte dadurch plötzlich auf eine höchst unangenehme Weise den Schlummer der auf ihren apologetischen Lorbeeren sanft ruhenden Theo-

logen, die ihm das ungemein übel nahmen, obgleich er betheuerte, als er das erste Fragment herausgab, er wolle durch die Bekanntmachung desselben zwar Wissenschaft, Streben und Forschen fördern, im Uebrigen sey er aber weit entfernt, mit dem Verfasser des Fragments übereinzustimmen. Die Handschrift, aus welcher er das Fragment nahm, war nicht für das Volk bestimmt, dem der Inhalt nur schädlich seyn konnte, auch ließ ja Lessing das erste, vorsichtig ausgewählte Fragment in den nur einigen wenigen Classen von Gelehrten bekannten Beiträgen u. s. w. abdrucken; Göze und andere armselige Zeloten brachten aber nichtsdestoweniger den Prozeß darüber vors Volk und nöthigten dadurch freilich Lessing, eine Sache des deutschen Volks und seiner Literatur daraus zu machen und die Zeloten zu zermalmen. So ward, auf ähnliche Weise, wie zur Zeit der Reformation, aus Luthers Streit mit Eck und Emser, aus Göze's Streit mit Lessing, ein Kampf des Lichts mit der Finsterniß.

Wie ihn einmal die blinden Eifrer heftig angegriffen und für eine fremde Arbeit verantwortlich gemacht hatten, vertheidigte freilich Lessing die Sache der Freiheit des Denkens und Forschens bitter und heftig. Lessing ließ, wie Luther, seitdem er den Kampf mit den Orthodoxen begonnen hatte, zermalmende fliegende Blätter ausgehen, die so ganz in Luthers Manier und mit der ganzen Kraft seines Styls und seiner Sprache geschrieben sind, daß wir ihnen nothwendig einen Platz in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts geben müssen, weil sie hoffentlich so lange von unserer Nation werden gelesen werden, als kräftige deutsche Sprache und deutscher, kräftiger Geist unter uns geachtet seyn werden, und wer sollte nicht wünschen, daß dies ewig so seyn möge? Im ersten Fragment (im dritten Beitrage 1774) war nur von Duldung die Rede, hernach folgten die Fragmente von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, welche von allen Menschen auf eine genügende Art geglaubt werden kann. In diesem letzten Fragment geht freilich Lessings Ungenannter,

für dessen Kühnheit man ihn verantwortlich machte, mit den Aposteln, besonders mit Paulus, schon recht übel um; jedermann mußte aber doch sehen, daß gerade hier Lessing, der ja seinen Spinoza sehr werth hielt, nicht mit Reimarus einstimmig seyn könne. Nachher ward das Fragment gegen den wunderbaren Durchzug der Kinder Israel durch das rothe Meer und etwas später der Beweiß, daß das A. T. nicht geschrieben worden sey, um eine Religion zu offenbaren, in den Beiträgen gedruckt.

Schon wegen Herausgabe dieser Stücke ward Lessing von allen Seiten her angefeindet, und doch betrafen sie eigentlich nicht die christliche Religion, als aber im 4. Beitrag (1777) das Fragment erschien, welches diese geradezu und ohne Schonung angriff, gerieth darüber Alles in Aufruhr, weil die alten Herrn auf Spott und Hohn gefaßt waren, dagegen auf gewaltige gründliche Angriffe doch nicht blos mit Schimpfen antworten durften. Der Angriff, der in dem erwähnten Fragment über die Auferstehungsgeschichte Christi auf die Evangelische Geschichte gemacht wurde, war zwar bitter und ungerecht; allein das ärgerte die armen Theologen, die Jahr aus Jahr ein in Büchern, auf den Kanzeln und Kathedern dasselbe Lied abzuleiern gewohnt waren, weniger, als daß ihre Weisheit und Gelehrsamkeit gegen Reimarus nicht ausreichte; dadurch wurden sie schier in Verzweiflung gebracht. Dies Fragment ist unstreitig das Bedeutendste von dem, was bis dahin je gegen die Geschichten des N. T. vorgebracht war; denn der Verf. streitet nicht mit den stumpfen Waffen der englischen und französischen Deisten, nicht mit dem Hohn und Spott der Pariser Akademiker und Encyklopädisten, sondern er erscheint in der vollen Rüstung eines gelehrten deutschen Exegeten und ausgerüstet mit der Bildung gründlicher deutscher Gelehrsamkeit. Das fühlten die armen Theologen Deutschlands, vom ehrwürdigen, aber unsäglich schwerfälligen Semler und vom eleganten Abt Jerusalem an bis zum Zionswächter Melchior Göze und seinem Mitstreiter in Gott, dem Subconrector Behn in Lübeck.

Die Geschichte des endlosen und heftigen Federkriegs, der über dies Fragment geführt ward, gehört in diese Geschichte der geistigen Wiedergeburt Deutschlands zwar nicht, sie bleibt der Kirchengeschichte überlassen, wir wollen indessen doch hier so viel davon erwähnen, als nöthig ist, um den Anlaß der Schriftchen zu bezeichnen, welche Lessing in der Sache schrieb. Diese Flugschriften Lessings bezeichnen ihn als den größten Redner in der besten Gattung Beredtsamkeit, in derjenigen, welche ohne Declamation und Wortschwall nur mit siegender Dialektik und gedrängten Gründen streitet. Diese Streitschriften Lessings sind unstreitig das Vollendetste, was unsere Sprache in der Art leisten kann, sie versetzten der alten Dogmatik den Todesstoß, ohne daß darum Lessing, gleich seinem damals ungenannten Freunde, die Rücksichten verletzt hätte, die jeder gebildete und denkende Mann für die christliche Religion und für ihre Geschichte haben wird und haben muß. In dieser Beziehung erinnern wir daran, daß Lessing schon vorher jedem von ihm bekannt gemachten Fragment Anmerkungen beigefügt hatte, woraus nicht allein hervorging, daß er durchaus nicht der Meinung des Ungenannten sey, sondern worin auch das Beste von dem enthalten, was zur Widerlegung des Fragmentisten vorgebracht werden konnte. Dieses Alles fruchtete aber nichts, das machte Lessing endlich ernstlich böse.

Von allen Seiten angegriffen und verschmäht und von der Orthodoxie auch sogar durch die von ihr aufgehetzte Staatspolizei verfolgt, gab Lessing erst zuletzt ein Fragment heraus, welches Reimarus, wenn er dies Stück überhaupt geschrieben hat, was uns sehr zweifelhaft scheint, doch gewiß nur schrieb, um die verstockten Zeloten durch einen übertriebenen Scherz zu ärgern und zur Verzweiflung zu bringen, mit dem aber Lessing nach seiner Ansicht der Staatsreligion gewiß eben so wenig übereinstimmte, als Pastor Göze in Hamburg. Dies Fragment machte ein ganzes Buch aus unter dem Titel: Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, noch ein Fragment des Wolfenbüttler Ungenannten (1778. 276 S. 8.) Dies

Buch ist im Grunde viel leichter zu widerlegen, als das Fragment gegen die Auferstehungsgeschichte, weil es Beschuldigungen vorbringt, da hingegen das andere Fragment nur Thatsachen bestreitet. Wer würde wagen, wenn er nicht als Ungenannter aufträte, dem Stifter der reinsten aller Volksreligionen, dem Prediger der Lehre einer allgemeinen Menschenliebe, welche der Sittlichkeit unter allen vorgeblichen Offenbarungen Gottes am nützlichsten geworden ist, dem Propheten, der von jeder weltlichen Leidenschaft und Begierde rein war, und seinen ersten Schülern, die selbst arm, nur den Armen predigten, offenbare Gaunerei und Betrügerei vorzuwerfen? Man wird indessen aus dem Folgenden sehen, daß Lessing erst dann die Theologen durch den Druck dieses Stücks ärgerte, als sie ihn aufs schändlichste geschmäht und verfolgt hatten. Die wüthenden und blinden Anhänger des Alten wollten von keiner Philosophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz aufgeben, sie sagten von ihrer hölzernen Dogmatik, was der Jesuitengeneral von seinem Orden sagte (sit, ut est, aut non sit), sie erfuhren, was früher oder später alle Ultra werden erfahren müssen und was auch unsere Zeit durch die Schuld der Zeloten erleidet.

Was den mit großer Erbitterung geführten Streit der gesammten polemischen Theologen Deutschlands mit Lessing angeht, so erwähnen wir Lessings Gegenschriften nur als Meisterwerke des Styls und der Sprache. Wir haben es nur mit dem Verhältnisse derselben zum Geiste der Zeit, zum Zustande der Bildung des achten Jahrzehnts, und zum Fortschreiten aller Zweige der Literatur zu thun; wir können daher alle Schriften, sowohl großer als kleiner Theologen, in diesem Streit übergehen, die nicht mit einer der meisterhaften Flugschriften Lessings in Verbindung stehen. Unter den Ersten, welche gegen Lessing in den Kampf zogen, war der Director Schumann in Hannover. Dieser berief sich in seiner Streitschrift gegen das letzte Fragment auf einen Beweis, der zu Origines Zeiten recht gut seyn mochte, den er aber einfälliger Weise für unsere Zeiten aus Origines entlehnte. Diesen Beweis nennt Lessing in seiner Abfertigung

von Schumanns Gewäsch den Beweis des Geistes und der Kraft. Lessing behandelt in seiner Antwort (Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. 1777) diesen von dem Kirchenvater entlehnten Beweis mit Recht sehr spöttisch. Er sagt nämlich unter andern: Wenn man auch zugebe, daß die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und geschehenen Wundern, worauf sich Origenes und Schumann mit ihm berufen, so zuverlässig seyen, als historische Wahrheiten nur immer seyn könnten, so könnten doch zufällige Geschichtswahrheiten nie ein Beweis nothwendiger Vernunftwahrheiten seyn. Schumann ließ es, wie sich von Leuten dieser Art von selbst versteht, an einer Erwiederung auf Lessings Schrift nicht fehlen, dies veranlaßte Lessing zur Abfassung des vortrefflichen Dialogs über Christenthum, als reine Lehre ewiger Liebe, den er das Testament Johannis betitelte. In diesem führt er sich und Schumann redend ein, und erzählt, es habe der sterbende Johannes seinen Jüngern erklärt, es bestehe die freudige Botschaft, die Christus den Menschen vom Himmel gebracht habe (Evangelium), nur in der Verkündigung des Geheimnisses der Liebe; oder, wie dies Lessing hernach deutet, in der Predigt, daß es unendlich viel schwerer sey, ein ganzes langes Leben hindurch christliche Liebe gegen Freund und Feind zu üben, als Dogmatik zu lernen, um das Gelernte zu glauben. Um zu zeigen, auf welche Weise Zeloten gegen diese Lehre der Liebe Worte und Sprüche der Bibel für ihr Publicum zu Gunsten ihrer Unduldsamkeit zu gebrauchen pflegen, läßt Lessing seinen Gegner am Ende mit dem bekannten Spruch antworten: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, darauf erwiedert er dann bitter: Ja, allerdings. Das bringt mich zum Stillschweigen. — O! Sie allein sind ein wahrer Christ. — Und belesen ist der Schrift wie der Teufel.

Daß Lessing keineswegs revolutioniren, sondern daß er nur verbessern und dem entstellten und mißbrauchten, von allen Partheien verkannten, wahrhaftigen Christenthum nicht blos gegen Heuchler und Zeloten, sondern auch gegen überkluge Nationalisten und

frevelnde Spötter wieder zu seinem damals ziemlich verlornen Ansehn bei denkenden Menschen helfen wollte, bewies er mitten in diesem Streite mit den Theologen. Er schrieb nämlich jetzt in Beziehung auf die Geschichten des N. T. den zweiten Theil seiner Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts, wie er vorher den ersten Theil dieser Schrift in den Beiträgen in Beziehung auf die Angriffe des Ungenannten auf die Geschichten des A. T. bekannt gemacht hatte. Er hatte in dem ersten Theile bewiesen, daß das A. T. nicht die letzten Offenbarungen Gottes enthalte, sondern nur eine Vorschule sey, womit die Erziehung des Menschengeschlechts begonnen habe. Es enthalte also nach seiner Meinung das N. T. die den verschiedenen Zuständen der Menschheit bis auf Christum angepaßten Lehren und Geschichten. Dies wird im zweiten Theile seiner Erziehung des Menschengeschlechts auf die Zeiten nach Christo angewendet. Er führt in diesem Theile der Schrift durch, auf welche Weise Gott als der Glanz seiner, den Juden bildlich verkündeten Lehre durch die eitle Weisheit der Jüdischen Dogmatiker und Ceremonialisten beinahe erstickt und menschlich geworden war, durch Christum diese seine göttliche Lehre in ihrem alten Lichte wiederum unter den Menschen leuchten ließ.

Weil es uns in unserer Zeit nützlich scheint, an Lessings vortreffliche Lehren zu erinnern, und klar zu machen, wie er das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum betrachtete und wie sich beide Religionen nach seiner Ansicht zur Menschheit verhalten, wollen wir eine Stelle dieses zweiten Theils der Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts hier einrücken: „Jedes Elementarbuch, sagt er, ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger als die Meinung gewesen, dabei verweilen zu lassen, ist schädlich. — — Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es abergläubisch, geheimnißreich, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte. Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten! Ein besserer

Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — — Christus kam." Dieser Text wird hernach von Lessing in seiner meisterhaften Weise in einer Sprache durchgeführt, die ein Deutscher nicht oft genug lesen (manu diurna nocturnaque versare) kann, wenn er lernen will, was seine Muttersprache vermag; aber dafür hatten die Zeloten keinen Sinn; sie tobten fort. Das tolle Treiben der mit dem Gedächtniß und dem Munde und der Feder frommen Katechismusgelehrten weckte den Unwillen Lessings über ihren Unverstand und über das Mißverstehen seiner Erklärungen, und rief jene furchtbaren Flugschriften hervor, welche dann freilich gleich Blitzen das alte von seinen Wächtern durch Schimpfen, Schelten, Verfluchen, schlecht bewahrte Zion vollends in Flammen setzten.

Die erste Invective erging gegen den Wolfenbüttler Superintendenten Reß, den Lessing spöttisch seinen Nachbar nennt, und dessen gegen den Angriff des Ungenannten auf die Auferstehungsgeschichte gerichtete Vertheidigungsschrift er schon auf dem Titelblatte seiner Gegenschrift verächtlich abfertigt. Statt nämlich diese seine Gegenschrift eine Replik zu nennen, betitelt er sie Duplik, als wenn er und die Apostel der angegriffene Theil wären. Die Heftigkeit dieser Schrift gegen einen alten einfältigen Mann würde den ruhigen Leser befremden und vielleicht beleidigen müssen, wenn nicht eine Stelle der Schrift, welche wir ausheben wollen, deutlich zeigte, daß Lessing fühlte, was tausende von Deutschen gefühlt haben, aber Keiner so lebendig als Lessing. Dies ist erstlich, daß, weil die deutsche Verfassung eine freie Aeußerung der Meinung in allen bürgerlichen Angelegenheiten unmöglich mache, jeder Deutsche desto heftiger die Freiheit des Denkens und Schreibens in religiösen und wissenschaftlichen Dingen behaupten und den Gegner derselben als den Feind der Menschheit befehden müsse. Zweitens aber fühlte Lessing, was jeder denkende Mann mit ihm fühlt, daß des Menschen Wesen nicht, wie der alte Superintendent meint, im Wissen oder im Glauben des Erlernten, sondern im Streben

und Ringen nach Erkenntniß, nicht im Haben und Festhalten der Weisheit, sondern im Suchen darnach bestehe. Dies spricht Lessing in dieser Schrift ganz vortrefflich aus, wenn er sagt: Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir, wähle! Ich fiele mit Demuth in seine Rechte und spräche: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja nur für dich allein! Der Hauptkampf war indessen mit Göze in Hamburg und die gegen diesen geschriebenen Flugschriften verdienen den ersten Platz unter den Meisterwerken dieser Gattung. Zu diesen rechnen wir Luthers heftige Streitschriften (nur sind diese zu sehr voll eigentlicher Grobheit, Gemeinheit und hie und da pöbelhaften Schmutzes); zu diesen zählen wir Demosthenes Reden gegen Philippus, und Ciceros Reden gegen Catilina, besonders aber, weil sie näher mit Lessings Manier verwandt sind, Junius Briefe und Rousseaus Brief an den Erzbischof von Paris, Christophe von Beaumont.

Durch Lessings unsterbliche Schriftchen gegen ihn hat auch Göze unverdienterweise die Unsterblichkeit erlangt. Er hatte nämlich in den berüchtigten schwarzen Zeitungen, oder Hamburger freiwilligen Beiträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit (Nr. 55 bis 63 des Jahrs 1778) nicht sowohl den Fragmentisten angegriffen, als Lessing wegen der Art, wie er diesen zu widerlegen suchte, furchtbar und gleich einem Großinquisitor geschmäht. Welchen Ton er dabei annahm, wird man aus seinen eignen Worten lernen. „Er habe, sagt er, Lessings beigefügte, dem Fragmentisten entgegengesetzte Antitheſen mit viel größerer Betrübniß gelesen, als die Fragmente des gegen unsere allerheiligste Religion so feindlich gesinnten, so grob, so frech lästernden Verfassers.“ Nicht zufrieden, diese Angriffe durch die Zeitungen, in allen Schenken und Dörfern zu verbreiten, sammelte Göze diese Stücke und ließ sie als lutherischer Pabst oder Bischof, gleich einem förmlichen Hirtenbriefe bei allen, damals noch sehr zahlreichen Steif- und Starr-

gläubigen, d. h. bei dem ihm gleichgesinnten Publicum, als Rundschreiben verbreiten unter dem lächerlichen Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben die heilige Schrift von Johann Melchior Göze 1778. Den hingeworfenen Fehdehandschuh mußte denn freilich Lessing nothwendig aufheben. Er that dies in einer Parabel und in einem Absagebrief, welche beide eben so schneidend als kurz sind.

Lessings antigözische Parabel ist lebendig, witzig, treffend, aber ruhig und gemäßigt. Der Absagebrief ist wie im Sturme mit furchtbarer Heftigkeit mit fortreißendem Strome der Rede geschrieben, doch ohne daß ein Schimpf- oder Schmähwort gebraucht wird. Wie furchtbar Lessing den Großinquisitor mit der Rede schüttelt, wird man aus einer einzigen unten angeführten Stelle hinreichend erkennen [23]). Nach diesem ersten Schriftwechsel hofften freilich Lessings Freunde, daß dieser schweigen werde, das konnte er aber nicht, weil nicht blos Göze, sondern auch dessen elende Schildknappen, wie der Subrector Behn in Lübeck, an einem Lessing zu Rittern werden wollten. Die Volksreligion litt bei diesem Streit um so mehr, als Lessing den Verfechtern derselben stets überlegen blieb und die Lachenden immer auf seiner Seite hatte.

Von Göze immer aufs neue gereizt, schrieb Lessing eilf Mal hintereinander einen kurzen Hirtenbrief des gesunden Verstandes, der Philosophie und des guten Geschmacks gegen die

23) Nicht daß ich jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzt, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit sie gegen mich von nun an ihre Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Hirtenbriefe des einfältigen Zionswächters, der seinen und seiner blinden Gemeinde Köhlerglauben einem denkenden Manne zumuthete. Jedes dieser auf wenigen Blättern gedruckten Manifeste Lessings hatte den Titel Antigöze und eins ward von dem andern durch eine Nummer unterschieden, jedes vernichtete durch Heftigkeit der Rede und Gewalt der Gründe den symboltreuen Pastor und sein fanatisches Geschrei über den Unglauben des großen Gründers der neuen deutschen Literatur, des Schöpfers der neuen Sprache. In diesen Manifesten ward der Katechismusglaube und die Lehre der donnernden, an Redensarten voll Salbung reichen, an Gründen für einen philosophischen Kopf armen Zeloten ganz anders erschüttert, als durch den höhnenden Spott der in der That Ungläubigen und Undeutschen hätte geschehen können. Der Inhalt dieser Manifeste ward hernach freilich von einer nach bürgerlicher und religiöser Freiheit strebenden Generation, welche wußte, was es heißen wolle, unter der Gewalt der Pfaffen zu stehen (was unsere Zeit nicht zu wissen scheint), ganz anders verstanden, als Lessing wollte, der das Christenthum schon als Philosoph zu achten verstand. Wie groß Lessing als Redner war, wie meisterhaft er Sprache und Styl zu gebrauchen verstand, und wie diese in diesem Streite, wie einst in Huttens und Luthers Streit mit den Papisten unendlich viel gewannen, scheint uns schon aus der in der Note beigefügten Stelle aus dem Anfange des fünften Antigöze hervorzugehen [24]).

24) O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumph wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer und stellt ihnen Himmel und Hölle vor! Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Saame der Rebellion so gern und so geschwind wuchert. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet. Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastor lasse ich mich wohl ein ander Mal wieder treffen. Jetzt will ich nur, wenn es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß

Die Zahl der Schriften in der Sache des Fragmentisten vermehrte sich indessen, wie das in Deutschland zu seyn pflegt, bis ins Unglaubliche, so daß man mit den Titeln ganze Seiten füllen könnte; die Sache des fixen Glaubens verlor aber dabei durch ihre Verfechter mehr als durch den Fragmentisten, denn die mehrsten der Schriften waren schlecht, und alle langweilig. Lessings Ansicht der Religion war im Nathan, dem Meisterstücke seiner dramatischen Poesie, der alten und unduldsamen Lehre von Einheit eines Wort- oder Symbolglaubens so reizend gegenüber gestellt, daß sie bald diese finstere und der Civilisation des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nicht angemessene Lehre des siebenzehnten gänzlich aus dem deutschen Leben verdrängte. Was übrigens Lessings eigne Ansicht der Religion angeht, so muß man in Beziehung auf den Gang der Vorsehung in der deutschen Bildungsgeschichte zur Zeit der ersten Blüthe unserer Literatur ja nicht übersehen, wie wunderbar es sich fügte, daß gleich von Anfang an neben Lessings Verständigkeit und ihr gegenüber, stets unmerklich mit ihr kämpfend, Herders Ueberschwänglichkeit dastand und Lessing Schritt vor Schritt folgte.

Lessing ward ausschließend vom Verstande beherrscht, er gesteht daher auch selbst ein, daß der hohe Geist schöpferischer Dichtkraft zu großen Dichterarbeiten, zur hohen Tragödie, zum Epos oder der höheren lyrischen Poesie ihm von der Natur nicht gegeben sey. Wir setzen aber hinzu, er hatte dagegen die eben so seltene Gabe erhalten, mit Bestimmtheit angeben zu können, wo der hohe dichterische Geist sey und wo er nicht sey, und warum er nicht da sey, wo ihn die Menge zu finden glaube. Zu gleicher Zeit kannte Lessing selbst innerhalb welcher Schranken sein Geist schöpferisch sey und schuf innerhalb dieser Meisterwerke. Derselbe Fall war mit der jüdischen und christlichen Re-

Herr Pastor Göze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß das eben die Klauen sind, die der Tieger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können, sich so ärgert.

ligion, welche freilich Herder ganz anders faßte, als Lessing, doch erkannte auch dieser ihren Werth als Weg zum Wissen, als positives Gesetz einer gewissen Art des inneren Lebens, in seinem Kampfe mit dem äußeren. Schon im zweiten Theile der Erziehung des Menschengeschlechts hatte er gelehrt, wie man die geoffenbarten Wahrheiten des christlichen Glaubens, die der Vernunft schwer eingehen, als da sind, Dreieinigkeit, Erbsünde, Gnadenwahl und andere, als Mittel ansehen könne, um durch sie und in ihnen gewisse Vernunftwahrheiten zu erkennen; im Nathan geht er noch einen Schritt weiter.

Da Lessings Nathan neben Göthes und Schillers Meisterwerken in unserer dramatischen Literatur den nächsten Platz einnimmt, da er das vorzüglichste Dichterwerk Lessings ist, so hat dies Stück auch auf die ganze Nation den entschiedensten Einfluß gehabt, und darf daher in dieser Geschichte des deutschen Lebens und der deutschen Bildung nicht wie andere dichterische Producte ganz übergangen oder ohne Andeutung seiner Beziehung obenhin genannt werden. Nachdem einmal in diesem überall mit lautem Jubel begrüßten Meisterwerke der deutschen Bühne eine Ansicht des Verhältnisses der Religion zur wahrhaft edeln Bildung und zum bürgerlichen Leben durch den Zauber der Dichtkunst und Sprache nicht blos gelehrt, sondern den Seelen ganz eigentlich eingeprägt war, mußte aus allen deutschen Provinzen, ausser etwa Cöln, Trier, Münsterland, Paderborn und Baiern, wohin kein Strahl der neuen Literatur drang, die alte unduldsame Lehre weichen. Die Wirkung der neuen Literatur, die von Lessing ausging, und deren Geist sich im Nathan ausspricht, war so stark, daß selbst König Friedrich Wilhelm II, Wöllner und Consorten durch Gewalt und Gesetz die Stimmung der Zeit nicht ändern und blinden Glauben nicht zurückführen konnten, dies geschah erst als Lessing und sein Werk durch eine erkünstelte Literatur verdrängt waren.

Nathan ward ausdrücklich abgekürzt und für die Bühne eingerichtet, um das neue Leben auch durch die Augen in die Seele zu bringen, so ward dann durch Versbau, Styl, Sprache

und Darstellung auf der Bühne das Gehässige eines Lebens, wo Einer den Andern nach seinem Glauben, nicht nach seinem Wandel richtet, wo Pfaffen und Heuchler den freien Mann drücken, recht eindringlich gemacht. Es wird im Nathan durch die Handlung selbst die alte mechanische Religionsübung im Contrast mit Liebe, wahrer und ächter Religiosität des Herzens in den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens vor Augen und Sinne gebracht. Es bedurfte daher freilich, weil auch Lessing mit den Rezensenten der theologischen Schriften in der A. D. B. und mit den Erziehern und Moralisten übereinzustimmen schien, eines Mannes wie Herder, um die Poesie der Religion zu erhalten und zwischen Lavaters Schwärmerei und Lessings Philosophie zu vermitteln. Wir haben aus dieser Ursache schon im zweiten Bande dieses Werks Lessing und Herder unmittelbar neben einander gestellt und zugleich Einen dem Andern entgegengesetzt. Wir haben schon nachgewiesen, welche Richtung Herder, der mit Hamann innig zusammenhing, genommen hatte, um seine poetischen Gedanken geltend zu machen. Schon ehe er seine Reise nach Frankreich machte und mit Göthe bekannt ward, war er als Dichter, als Meister der hebräischen Sprache und Literatur, als Aesthetiker und Kritiker unter den Gründern einer neuen deutschen Sprache und Literatur, durch eine eigenthümliche und geniale, von der Lessingschen in jeder Beziehung ganz verschiedenen Prosa, Haupt einer neuen theologischen und ästhetischen Schule geworden. Als er mit Göthe bekannt ward, schienen die beiden ganz verschiedenen Naturen anfangs vereinigt gegen die norddeutsche Schule und gegen Lessing eine stille Opposition machen zu wollen, und Herder schrieb, mit Göthe verbunden, die fliegenden Blätter für deutsche Art und Kunst. Seine Anstellung in Bückeburg gab ihm aber wieder eine andere Richtung.

Da wir auch in Beziehung auf Herder mit Vertrauen auf Gervinus Werk verweisen können, so begnügen wir uns mit einer Nachlese und mit dem, was unserem Zweck, der das äussere Leben angeht, näher liegt, als dem des Verfassers der

Geschichte der poetischen Literatur, der mehr das Aesthetische im Auge behalten mußte. Herder wandte sich in Bückeburg als Geistlicher und weil er seinen Blick auf Göttingen richtete, zur Theologie, aber zu akademischen gelehrten Studien war doch eigentlich sein poetischer, jede Kenntniß schnell aber auch flüchtig auffassender und dichterisch schaffender Geist nicht geeignet. Im strengen Sinn historische oder wissenschaftliche Studien eines eigentlich gelehrten Theologen konnte Herder schon darum nicht machen, weil er selbst zu der Zeit, als er an eine theologische Lehrstelle dachte, in ganz verschiedenen Fächern mit der ihm eigenen Entschiedenheit aus flüchtig gesammelten Kenntnissen überraschende Werke schuf. In Rücksicht auf die Volksreligion, von welcher Seite wir ihn in Beziehung zu Lessing zunächst betrachten, war er zwar über die Neuerer seiner Zeit unwillig; allein er selbst gab doch auch seiner Seits auf eine ihm eigenthümliche Weise der alten Lehre eine ganz neue Gestalt. —

Die Orthodoxen des alten Systems waren mit Herder im Anfange fast eben so unzufrieden, als mit Lessing, dies zeigte sich besonders, als ihn Heyne nach Göttingen bringen wollte. Man stieß sich nicht blos daran, daß ihm die eigentliche theologische Gelehrsamkeit mangle, sondern man hielt ihn auch für der Ketzerei verdächtig. Nach Weimar berief ihn hernach zwar der Hof; aber da die Stadt bei der Stelle, die er erhielt, dem Herkommen gemäß zu der Berufung ihre Stimme geben mußte, äußerte sie ebenfalls Bedenklichkeiten über seine Rechtgläubigkeit. Sonderbar genug stritt Herder zu derselben Zeit auf eine nicht ganz anständige Weise mit dem bessern Theil der Berliner Rationalisten, besonders mit Spalding. Er fühlte hernach selbst, daß er gegen Spalding gesündigt habe und nahm seine heftigen Ausfälle öffentlich zurück. Herders Heftigkeit verleitete ihn oft, gegen jeden, dem die Natur einen gemeinen ganz prosaischen Sinn gegeben hätte, in seiner poetischen Ueberspannung jede Rücksicht zu vergessen. Nichts konnte aber weniger vereinigt werden, als Michaelis profane Deutung der heiligen

Bücher des A. T. und Herders orientalischer Schwung und seine Begeisterung für die älteste hebräische Poesie, oder Schlözers kalte und trockne, gewissermaßen russische Art von Historie und Herders Manier im Fluge der Phantasie poetisch zu verbinden, was historisch himmelweit auseinander liegt. Mit diesen beiden Männern ging er daher auch übel um. Gegen Michaelis war er in der älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts höchst ungerecht, weil er mit ihm auf einem ganz verschiedenen Felde war, sie also ganz gut jeder seinen eignen Weg gehen und beide in ihrer Art ausgezeichnet seyn und bleiben konnten. Schlözer pflegte mit seinen Gegnern sehr unsanft umzugehen, Herders Angriffe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen setzten ihn gleichwohl in eine solche Wuth, daß er hernach stets Herders Feind blieb. Sein poetisches Gemüth verfolgte mit Recht die Göttinger Prosa, die nur Handgreifliches kennen und nur das unmittelbar Brauchbare dulden wollte, auch in Meiners. Es ging ihm mit den Göttinger Herrn gerade wie mit den Orthodoxen, die Letztern wollten nur von der Prosa ihrer Katechismen, die Ersten nur von der Prosa hören, die ihren eignen Ansichten des Lebens entsprach, oder welche Meiners durch Compilation zusammenbrachte. Herder wollte überall nur Poesie, nur Schöpfungen seiner eignen Phantaſie, er stand daher ebensowohl mit der Berliner Schule als mit Lessing und den Göttinger Jünglingen, als mit der Hannöverischen und der rechtgläubigen Prosa im Gegensatz. Das beweiset auch seine älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts.

Herders Gefühl empörte sich mit Recht gegen die Manier des grundgelehrten Michaelis. Er glaubte, dieser ersticke durch seine mit gemeinen Witzen und Anecdoten, mit Staatswissenschaft und Staatswirthschaft, mit Notizen über alle mögliche Dinge des äußern Lebens untermischte Deutung des A. T. auch noch den letzten Funken von Poesie und Jugendfeuer, der in den Seelen Göttinger Theologen übrig seyn möchte. Er setzte daher die älteſte Urkunde, sowohl der Lehre der alten Orthodoxen als der neuen des Göttinger Orakels entge-

gen, und machte aus den ersten Capiteln des ersten Buchs Mosis eine uralte poetisch philosophische Urkunde oder Allegorie. Seine reiche Phantasie gab ihm auf diese Weise zu einer Zeit, wo jedermann die Bibel modernisirte, um den Volksglauben zu reformiren, ein Mittel, den Volksglauben zu vertheidigen und aufrecht zu halten, ohne zu heucheln oder zu sophistisiren, weil er selbst ja von seiner Phantasie eingenommen war und deshalb andere mächtig fortriß. Er fand daher auch für seine Religionspoesie, die er zur Religionsphilosophie erhob, einen sehr großen Antheil unter denen, welche den Fragmentisten für frivol, Bahrdt für einen Mann ohne Geschmack, die Rationalisten für unbedachtsam und oberflächlich, die Vertheidiger des alten Glaubens für matt, und den Foderungen der Zeit und ihrem Bedürfniß entgegen strebend hielten. Das Buch erschien zu einer Zeit als Herder schon in Verbindung mit Göthe und dessen Freunden an den Frankfurter gelehrten Anzeigen gearbeitet und mit ihm die Blätter für deutsche Art und Kunst herausgegeben hatte. Gerade in diese Zeit fiel auch seine nähere Verbindung mit allen denen, welche durch Schwärmerei, durch Mysticismus, denen er selbst durchaus nicht gewogen seyn konnte, weil er in seiner Auffassung des Lebens ganz klar war, dem Volksglauben durch eine eigne Art Poesie eine neue Stütze geben wollten. Er begann damals seine lange unterbrochene Correspondenz mit Hamann aufs neue; er ward durch diesen mit dem durch St. Martins Buch völlig zum Schwärmer gewordenen Claudius in nähere Verbindung gebracht; er correspondirte mit Lavater; er hatte sich wie Göthe der wunderlichen Producte Jung-Stillings um des Mannes willen angenommen; doch waren weder die Orthodoxen, noch der verständige Göthe mit der poetischen Urkunde zufrieden.

Wie sich die altgläubige Prosa und die politische Religion, die man in Hannover und in London ganz allein kannte, zu Herders Manier verhielt, sieht man aus einem Briefe, den Heyne schrieb, als er Herdern gern nach Göttingen ziehen wollte, und die Hannöverschen Herrn deshalb erst in London anfragen

mußten. Herder hatte damals erst die älteste Urkunde u. s. w., dann auch die Erläuterungen zum N. T. aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle und nach diesen die Briefe zweier Brüder Jesu drucken lassen, um sich als Theolog zu beweisen; an diesen Büchern nahm man Anstoß. Es ist der Mühe werth, und für die Charakteristik jener Zeit der Gährung wichtig, von Heyne zu vernehmen, wie der stets für den Glauben eifrige Herder den orthodoxen Herrn hatte Anstoß geben können, denen die symbolischen Bücher gerade dasselbe für die Religion waren, was ihnen Justinians Gesetzbuch für ihre täglichen Geschäfte seyn mußte. Heyne bedauert nämlich in seinem Briefe an Herder zwar ausdrücklich die Beschränktheit seiner hochgebietenden Herrn in Hannover und in London, welche in Religionssachen durchaus nicht weiter sehen wollten, als ihr eigensinniger und beschränkter König, er thut dies aber, wie das in seiner Art lag, mit einem bedenklichen Achselzucken in Rücksicht der Stelle in Göttingen.

Heyne bemerkt, wie es in Hannover und in London übel aufgenommen worden, daß Herder in den erwähnten Büchern sich gegen zwei Artikel der symbolischen Bücher versündigt habe. Er habe durch die Verwandlung der ersten Capitel des ersten Buchs Mosis in eine Allegorie, den Artikel von der Schöpfung verletzt, und habe gegen den Artikel von der Schrift dadurch gesündigt, daß er in dem Judas, welcher den Brief, der sich im N. T. finde, verfasset habe, nicht den Apostel erkennen wolle. Was Göthe angeht, so stieß er sich an dem Poetisiren der Geschichte des A. T. aus andern und bessern Gründen, und spottete fast eben so sehr über den etwas marktschreierischen Lärm, der über Herders neue Erfindung, die er in der ältesten Urkunde vorgebracht hatte, getrieben wurde, als über Bahrdts Evangelisten im modernen Gewand [25]).

25) Die Verse über Bahrdt, die dieser keineswegs übel nahm, sind bekannt, was Herder angeht, so wissen die Leser, daß es sich auf ihn bezieht, wenn im Puppenspiel erst der Doctor ruft:

Die Fortsetzung seiner Art von poetischer Reform der biblischen Religion verschob dann Herder einige Zeit, versuchte sich in andern Fächern mit Glück und ward in einer ihm fast allein eigenthümlichen und zu verzeihenden Manier Schöpfer einer ganz neuen Art von Poesie, Philosophie und Geschichte. Als Dichter lieferte er damals eins der bedeutendsten Meisterwerke in unserer Sprache, die zwei Bände Nationallieder; als Philosoph bereitete er seiner nachherigen poetischen Philosophie dadurch den Weg, daß seine Beantwortung von zwei aufgegebenen Fragen ihm von der Münchner und der Berliner prosaischen Akademie den Preis erwarb. Was die beiden Bände Nationallieder angeht, so enthalten sie die beliebtesten und zugleich eigenthümlichsten Lieder der verschiedensten Zeiten, von ihm auf eine meisterhafte Weise in ihrem eignen Geiste in die deutsche Sprache übertragen. Er unternahm etwas Aehnliches mit dem Hohenliede Salomonis und bewies bei der Gelegenheit aufs neue, daß ihm mehr an dem Ruhm eines ausgezeichneten Dichters, als an dem eines ächten und frommen Lutheraners liege. Schon der Titel, den er, der doch Prediger war, einem biblischen Buche gab, erinnerte peinlich an Bahrdt, und klang als wenn man profane Leser durch ein profanes Aushängeschild einladen wolle. Dieser Titel lautet: Lied der Liebe, oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlands. Das Buch,

Thut die Lichter aus,
Sind in einem honetten Haus.

Dann der Schattenspielmann:

Lichter weg! Mein Lämpchen nur
Nimmt sich sonst nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames!

Und dann der Schattenspielmann die Schöpfungsgeschichte herleiert, wobei es heißt:

Ach wie sie is alles dunkel',
Finsternis is,
War sie alle wüst und leer,
Hab' sie all' nicks auf dieser Erde gesehe u. s. w.

ward in der neuen Gestalt mit Recht als Dichtung bewundert, es wird unter unsere classischen Bücher gerechnet, als ein biblisches Buch wird es aber schwerlich jemand in dieser Gestalt betrachten, sondern um Urtext und Poesie unbekümmert seinen Luther in die Hand nehmen. Herders Eigenthümlichkeit, sein orientalischer Schwung, seine glühende Phantasie und sein immer in den Lüften und in fremden Regionen verweilender Geist mußte daher auch nothwendig jedes Mal scheitern, wenn er sich an das N. T. wagte; dies widerfuhr ihm auch sogar, als er die Offenbarung Johannis zu übersetzen unternahm, welche sich doch von allen andern Büchern des N. T. gerade durch ihren ganz orientalischen Charakter unterscheidet.

Von dieser Uebersetzung, die den Titel hat, Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn war sehr wenig die Rede, Herder fuhr indessen fort, durch eine ganze Anzahl von Büchern seiner poetischen, Altes mit Neuem durch die Phantasie verbindenden, Ansicht der jüdischen und christlichen Lehren und Geschichten Eingang zu verschaffen. Herders Christenthum fand besonders unter den höheren Ständen und bei denen Eingang, welche dem Alten zu entgehen wünschten, ohne dem Neuen zu huldigen, oder zu wenig tüchtige Verstandesbildung, zu wenig historische und gelehrte Kenntnisse hatten, um Lessing, Plank, Spittler, Griesbach und andern folgen zu können. Herder schrieb in dieser Beziehung zunächst seine Briefe über das Studium der Theologie, welche um 1780 und 1781 erschienen. In diesen Büchern ward den jungen Theologen Anweisung gegeben, wie sie zu jener Ansicht ihrer Wissenschaft und ihres geistlichen Berufs gelangen könnten, welche sie nach Herders Meinung abhalten sollte, sich mit Semler als gelehrte Forscher oder mit Bahrdt, Campe und den neuern Erziehern als Prediger des im äußern Leben Brauchbaren anzusehen.

Herders Briefe kamen zur rechten Zeit, denn Semlers Anweisung für junge Theologen war von 1757, also veraltet, und Bahrdt und Campe schrieben die Übrigen erst, als die in

vier Theilen erschienenen Briefe Herders unglaubliches Aufsehen in Deutschland gemacht hatten, und zum zweiten Male aufgelegt wurden. Herder leitete auch hier mehr zum Fliegen an als zum ruhigen Gehen, er gab in den Briefen zugleich Regel und Muster, immer aber mehr Poesie als Dogmatik und Moral. Die Theologen sollen nach dem Rath, den er in diesen Briefen giebt, mehr den Geist und den Geschmack, als den Verstand und das Gedächtniß bilden; sie sollen, ohne sich auf Disputiren einzulassen, die Glaubenslehre so behandeln, daß ihr Vortrag dem jedesmaligen Culturzustande und der ganzen Richtung ihrer Zeit genau angepaßt sey, und dies soll durch Poesie bewirkt werden. Blos in dieser Beziehung paßt auch Herders Styl in diesen Briefen, der sonst als Lehrstyl durchaus nicht zu empfehlen ist, so originell er seyn mag, so sehr der Vortrag durch lebendige Phantasie belebt und durch die eingemischten übersetzten Stücke poetischer Bücher der Bibel unterhaltend gemacht wird.

Dieser Briefe erwähnen wir übrigens weniger wegen der Theologie, deren Geschichte wir nicht schreiben wollen, als wegen der allgemeinen Bildung der Nation, und Herders unsterbliches Verdienst um die Erhaltung eines poetischen; über den äußern Nutzen hinaus strebenden, das Göttliche im Menschen anerkennenden Geistes unter den Deutschen. Historiker, Statistiker, Philosophen, wie Meiners und Eberhard, Pädagogen und theologische Rationalisten drangen darauf, es sollte alle Erziehung ganz und durchaus prosaisch auf einen äußern Zweck und auf unmittelbare Brauchbarkeit gerichtet werden; dem strebte Herder entgegen. Wenn man Bahrdts und Campe's gleich hernach erschienene Anweisungen mit den Briefen Herders vergleicht, erkennt man sogleich, wie wohlthätig es war, daß ein Dichter wie er, Poesie unter die Pfarrer warf. Bahrdt und Campe wollen beide den protestantischen Geistlichen zum Volk herunterbringen, nicht das Volk durch ihn heben, er soll in dem Sinn Volkslehrer seyn, daß er mit gemeinnützigen, naturhistorischen, physikalischen, ökonomischen Kenntnissen ausgestattet,

für Küche und Keller, Garten und Feld stets fertiger ökonomischer oder ärztlicher Rathgeber sey.

Kurze Zeit nach diesen Briefen schrieb Herder das Buch über den Geist der Hebräischen Poesie, worin aufs neue Poesie und Religion auf die glänzendste Weise verbunden war. Er mißfiel freilich dadurch sehr oft den beiden Theilen, zwischen denen er sich vermittelnd einschob, den einseitig verständigen Neuerern und den unverständig am Alten klebenden Dogmatikern, hatte aber doch einen großen Anhang, bis ihn erst später Kants Philosophie um seinen Einfluß brachte. Theologisch ist eigentlich dieser Geist der hebräischen Poesie nicht; und wenn er unter Theologen und Exegeten einen poetischen Sinn weckte, so wirkte dies mehrentheils auf ähnliche Weise, wie Herders vorgeblich historische Arbeiten, welche in den jüngern Schriftstellern und im Publicum historisch-philosophischen Sinn zu wecken schienen, im Grunde aber ganz vom historischen Boden wegleiteten. Diese Art hebräischer Poetik vermehrte den Hang unserer leicht vom Leben und der Wirklichkeit auf dem Hippogryphen der Phantasie ins Land der Schwärmer oder Romantiker fliegenden Nation, sich den Träumen des Orientalismus hinzugeben. Herders Geist der hebräischen Poesie lehrte Ueberspannung, er führte an die Gränze eines Gebiets, wo aller Verstand verstummt und die Schwärmerei regiert, dort nahmen Lavater und Jung-Stilling die Seelen in Empfang und führten sie in den Mond. Dies raubt indessen dem Buche, dessen Wirkung ja Herder nicht zu verantworten hatte, nichts von seinem innern Werthe, der von der Art, wie es Buchmacher und eingebildete Genies gebrauchten und anwendeten, keineswegs abhängig gemacht werden darf.

Gleich im ersten Theile des Geists der Hebräischen Poesie findet man eine vortreffliche Anleitung, wie man die Hirtensagen des ersten Buch's Mosis zu entwickeln hat, um zur Erkenntniß der Sitten, Denkart, Poesie irgend eines Urvolks auf sicherem Wege zu gelangen. Im zweiten Theile wird man entzückt, eines Dichters wie Herder (denn für einen Philosophen, Theo-

logen oder Historiker können wir ihn unmöglich erkennen) Anweisung zu lesen, wie man hebräische Dichter lesen und behandeln, ihre Bilder und Dichtungen entwickeln kann und soll. Er entsagt glücklicherweise in diesem zweiten Theile der dichterisch dialogischen Form des Ersten, welche es allen denen, die nicht mit einer großen Kraft des Einbildungsvermögens begabt sind, oder, was einerlei ist, sich nicht einbilden, daß sie es seyen, unmöglich machte, ihm auf seinem genialen Wege zu folgen, weil sie gewohnt sind, in Büchern, die in Prosa geschrieben sind, nicht Spiel der Phantasie, sondern Belehrung des Verstandes zu suchen. Dies wird auch in den andern Theilen oft sehr schwer, da Herders allmächtige Einbildungskraft und sein schöpferisches Dichtungsvermögen sehr oft die für den Verstand unendlich weit getrennten Gegenstände durch sinnreiche Combination innig verbindet. Er schreibt den Hebräern allein zu, was allen orientalischen Völkern überhaupt eigen ist, verwischt in seiner Phantasie den Unterschied der Zeiten, und vermischt das Alte mit dem Neuen. Dieselbe Kühnheit, die Phantasie in Sachen des Verstandes aus luftigen Höhen orakeln zu lassen, zeigt sich darin, daß er den alten Offenbahrungsglauben mit einer Art Rationalismus verbindet, Gedichte mehr nach seinem besondern Geschmack als nach festem Grundsatz und einer allgemein anerkannten Regel beurtheilt, und sich bei seinen Arbeiten gar zu sehr übereilt, welches Letztere in den beiden letzten Theilen des Geistes der hebräischen Poesie sehr merklich ist.

Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit in vier Theilen, deren Uebersetzung ins Französische in unsern Tagen mit der Verbreitung des jenseit des Rheins wunderlich genug französisch gestalteten deutschen Romantismus unter den Franzosen verbunden war, behandeln die Geschichte und die philosophische Theologie nach der Manier, wie beide in Herders Phantasie verbunden waren. Wem aber Chateaubriand's oder gar Victor Hugos und Alexander Dümas' Schriften verständig und logisch, wem ihre Sprünge und oft ihr Aberwitz schön, wem der wunderliche Pantheismus anderer

Romantiker und ihr lächerliches Preisen des Mittelalters natürlich scheint, dem müssen Herders Ideen als Licht in der Finsterniß vorkommen. Die historische Kritik der Herderschen Ideen gehört hierher nicht, wir haben deshalb nur einen Fingerzeig zu geben über ihre Beziehung zu der damals herrschenden, humoristischen, romantischen, hypergenialen Manier, welche jetzt auch in Frankreich herrscht; weitere Belehrung muß man in der Geschichte der deutschen poetischen Literatur suchen. Die Ideen, abgesehen von der Geschichte, müssen wohl durch die Art der Behandlung der Geschichte einem Bedürfnisse des großen Publicums entsprechen, und also gut seyn, denn es sind ja unzählige Geschichten in der Manier geschrieben worden und man hat sogar die Anwendung der Poesie und Philosophie auf die an sich trocknen Thatsachen in unsern Tagen noch viel weiter getrieben als Herder that. Gelehrte, die, sey es nun mit Recht oder Unrecht, eine prosaische, verständige nach chronologischen und logischen Gesetzen geordnete und verbundene, also eine der Herderschen gerade entgegengesetzte Geschichte suchen, haben über die Ideen und über alle in ähnlicher Art abgefaßte Geschichten gar kein Urtheil, weil ihnen die poetische oder philosophische Inspiration mangelt, welche erforderlich ist, dergleichen zu schreiben, oder auch nur zu verstehen. Wir wollen indessen die einzelnen Theile flüchtig durchgehen, um zu zeigen, welche neue Art Geschichte Herder durch diese Ideen schuf.

Im ersten Buch schon entscheidet er über Dinge, denen seit seiner Zeit Astronomen, Physiker, Geologen und Ethnographen durch ihre fortschreitende Wissenschaft und durch neuere bessere Erfahrungen ein ganz anderes Ansehen gegeben haben, als er ihnen aus eilig und obenhin gelesenen Büchern, die ihm der Zufall oder eine Empfehlung des Fachgelehrten in die Hand gab, geben konnte. Seinen Zeitgenossen und allen mit den Fächern Unbekannten imponirt er durch die Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit eines Sehers, mit der er sich in der Sprache orientalischer Propheten über die dunkelsten und schwierigsten Puncte, die sich zum Theil gar nicht ausmachen lassen, ausspricht. Im

dritten und vierten Buche schaltet er gebietend auf dem Felde des Naturforschers in Dingen, denen dieser oft ein ganzes Leben widmet, ohne aufs Klare zu kommen, macht dabei den Naturphilosophen und geht endlich auf eine Art Theologie über, die er selbst schafft. Diese Art Theologie, welche daher neulich den von einem Pantheismus eigner Art träumenden französischen Romantikern sehr willkommen war, wird von Herder auf der einen Seite der crassen Rechtgläubigkeit Bossuets, welche die göttliche Vorsehung, sich um Hunderte von Völkern und Tausende von Millionen einzelner Menschen gar nicht oder nur gelegentlich bekümmern läßt und den Gang des Weltalls an die Juden knüpft, auf der andern aber auch den wunderlichen Theorien Bonnets und anderer übertrieben frommen Teleologen, und Physikotheologen entgegengesetzt. Auf Inspiration auch in den realen und exacten Wissenschaften vertrauend, sucht er nämlich in diesem dritten Buche, auch ohne Naturforscher, oder nur Naturkenner zu seyn, eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geschöpfe festzusetzen, was eine ganz ungemein große Kenntniß aller Naturreiche voraussetzen würde, wenn einer, der die Sache prosaisch nehmen wollte, es auch nur zu versuchen unternähme. Leichter möchte seyn, was er im vierten Buche unternimmt, des Menschen Vernunftfähigkeit aus seiner Organisation herzuleiten; aber Herder wagt sich auch hier über das historische Feld des Nachzuweisenden weit hinaus, er leitet, was als Thatsache gewiß genug ist, aber doch kein Anatom oder Physiolog wagen würde, darzuthun, aus des Menschen äußerer Bildung seine Anlage zur Humanität und Religion her. Das kann man gelten lassen, wenn er aber auch seine Hoffnung zur Unsterblichkeit daher leitet, so gehört das in die Theologie oder Ascetik. Erst im fünften Buche kommt er endlich auf einen Schluß aus dem Vorigen, worauf er eine neue theologische Ansicht der Geschichte auf eine ganz andere Manier als Bossuet gründen will. Er will nämlich aus dem Vorigen den Satz herleiten: „Daß der Mensch ein Mittelglied zweier Welten sey.“

Schon zur Zeit der ersten Erscheinung der das damalige Publicum ganz außer sich setzenden Ideen urtheilte ein denkender Naturforscher über den Inhalt dieses ersten Theils kurz und dabei sehr treffend und gründlich: „Die Kühnheit, mit welcher Herder den Anatomen und Naturforschern vorschreibt, was und wie sie untersuchen sollen, nöthigt dem ruhigen Leser ein Lächeln ab.“ Der zweite Theil, oder das sechste bis zehnte Buch, stellt aus flüchtig gelesenen Reisebeschreibungen gesammelte Notizen mit ungemeiner Kühnheit und Phantasie auf dieselbe Weise neue, mit schwülstiger Rede vorgetragenen Orakelsprüche zusammen, wie im ersten Theile ähnliche aus den Arbeiten der Naturforscher gemacht waren. In diesem Theile wird die älteste Urkunde des Menschengeschlechts mit vollem orientalischen Schimmer wiederum als Erklärung der ersten Capitel des ersten Buchs Mosis und als uralte, nicht blos als Herdersche Idee aufgeführt, und Wissenschaften, Künste, Regierung von einer Kette der Bildung oder einer Tradition der Urwelt dichterisch und gebietend abgeleitet, ohne daß die Existenz derselben irgendwo *bewiesen* würde. Da Herders Publicum auch in Sachen des Verstandes nach Gründen nicht fragte, oder sie langweilig fand, so ward es ihm leicht, nachdem einmal eine Kette der Traditionen fertig war, die Religion zur ältesten und heiligsten der vielen ererbten Traditionen zu machen. Wenn man hier genau zusieht, so erkennt man leicht, daß die arme Schaar der treugebliebenen Frommen und später Wöllner und die von ihm überall eingesetzten, den symbolischen Büchern getreuen Consistorien sich Herders nicht sehr freuen konnten, sondern vielmehr dafür halten mußten, daß er den verständigen Ketzern Lessings und den Nationalisten gegenüber eine weit zahlreichere Gemeinde von phantastischen Ketzern sammle. Wenn nämlich die Tradition wirklich Quelle der Religion war, so mußte man, wenn man nicht durch Herders Brille sah, durch die Geschichte unfehlbar zum Pantheismus des Uralterthums gelangen. Unter den ältesten Völkern in Indien, Persien, Aegypten, China, in Mysterien, Symbolen und Cultus ist überall Pantheismus, von Tra-

dition, der Einheit und Persönlichkeit eines christlichen Gottes ist keine Spur.

Herder kannte aber sein Publicum, das sich einbildete, mit ihm zu fliegen, wenn es eigentlich tief unten stand, und mit weit aufstehendem Munde ihn oben fliegen sah, viel zu gut, um sich stören zu lassen, er fliegt daher kühnlich am symbolischen Pantheismus und an dem Feuerdienst, also am Indischen und Persischen Cultus vorbei auf dem Pegasus seiner Tradition unmittelbar zu Moses herüber. Dieser Uebergang hat einige Aehnlichkeit mit der poetischen Manier, wie Dante in seinem Gedicht sich am Teufel herauf und zugleich herunter über den Schwerpunct der Erde und der Hölle hinaus durch einen Gnadenstoß Virgils ins Purgatorium bringt. Auch Herder weiß sich des übrigen orientalischen Ballasts bei dieser Gelegenheit geschickt zu entladen und geht, nachdem er vorher Alles, was auf die geistige Natur des Menschen Bezug hat, von einer Urtradition hergeleitet, alle Traditionen, welche unstreitig historisch älter sind, als Mosis Bücher, auf eine solche Weise durch, daß er am Ende die andern los wird, und nur die Eine findet, die er finden will.

Er selbst hatte in einem andern Werke mit der ihm eignen Uebertreibung den Zend Avesta, als Urkunde und Quelle der heiligsten Tradition gepriesen, das Alles wird hier in den Schatten geschoben und Moses allen denen, die aus dem Dunkel Herders leuchtendem Schauspiele zusehen, mit einem Perlenschmuck der neuesten Wissenschaft bekleidet, vorgestellt. Es wird die ganze neuere Naturforschung unserer Zeit, so weit seine natürlich sehr mangelhafte Erkenntniß derselben reicht, in die Mosaische Schöpfungsgeschichte gelegt, die für ihn dann in diesem Sinn eine Offenbarung ist. Wie dreist er dabei der Rechtgläubigkeit und dem Wortsinne zum Trotz zu verfahren wagt, zeigt er dadurch, daß er das „Es werde Licht" der Mosaischen Urkunde zum Behuf der geologischen Offenbarung, die er in seinem Text findet, im Sinne der Parsen oder Feueranbeter deutet. Es wird nach ihm unter dem Worte Licht ein, Gott

weiß, welches, Elementarfeuer verstanden, welches die Natur der Dinge zum Entstehen gebracht und ausgebildet habe.

Wir glauben, diese Andeutungen reichen hin, die Stelle zu bezeichnen, welche Herder unter den großen Männern einnimmt, denen unsere Nation im achtzehnten Jahrhundert eine neue Bildung und ein neues Leben verdankte. Es wird leicht seyn, aus den angeführten Zügen, die wir gegebene Thatsachen nennen würden, die Bedeutung, welche die vielen weit verbreiteten, mit Begeisterung geschriebenen und von Begeisterten gelesenen Schriften Herders für seine Zeit hatten, zu bestimmen und die Art ihrer Wirkung anzugeben, ohne daß wir dabei länger verweilen. In der folgenden Periode erst werden wir angeben können, welche Stellung Herder erhielt, als Kants Philosophie sich verbreitete, und er, während Göthe und Schiller ihr mit Maaß und, wie es ihnen angemessen war, huldigten, sich mächtig genug glaubte, dem Strom entgegen zu schwimmen, wodurch sein Verhältniß zur Literatur gänzlich verändert ward. Wir glauben zunächst neben Herder Lavater erwähnen zu müssen, weil beide einander lobten und empfahlen, und ihre Manier und Wirksamkeit ähnlicher Art war, nur mit dem Unterschiede, daß beide ganz verschiedene Menschenclassen im Auge hatten und durch ihre Schriften ganz verschiedene Personen zur religiösen Begeisterung stimmten. Herders Publicum bestand aus der gebildeten Classe, aus allen denjenigen, die den alten Glauben in der Gestalt, wie ihn die Göze und Ihresgleichen predigten nicht mehr verdauen, aber doch auch nicht über sich erhalten konnten, den Formen, die sie in der Jugend erlernt hatten, förmlich zu entsagen, die also gern etwas dem alten Glauben Analoges, aber eigentlich doch ganz Neues unter den alten Formeln zu begreifen, lernen wollten. Lavater dagegen war das Orakel aller derer, welche die herrschende Empfindsamkeit der von Werther und Siegwart geschmolzenen Seelen entweder mit religiöser Schwärmerei verbinden wollten, wie Klopstocks Freunde, oder auch religiöse Schwärmerei an die Stelle der

empfindelnden setzen, wie diejenigen, deren Apostel Jung-Stilling ward.

Lavaters erstes Auftreten ist schon in der vorigen Periode ausführlich erwähnt worden. Wir finden ihn daher in dieser Periode schon als einen der berühmtesten Männer der Zeit, der von verschiedenen Seiten her und durch ganz verschiedene Eigenschaften einen bedeutenden Einfluß auf seine Landsleute und auf ganz Deutschland übte. Lavater ward als Prediger und Dichter und Schriftsteller in der von Klopstocks Freunden bewunderten affectirt-geistreichen, sentimental-declamatorischen Manier berühmt [26]), er war bald mit aller Welt in Bekanntschaft und eben so eitel, wenn auch nicht so hochmüthig, als sein Freund und Landsmann Zimmermann in Hannover, der sehr viel dazu beitrug, ihm unter seinen vielen vornehmen Freunden einen Namen zu verschaffen. Zimmermann war Leibarzt in Hannover, mit seiner Geschicklichkeit als Arzt haben wir hier nichts zu thun, gewiß ist aber, daß er meisterhaft verstand, Alles, was ihm an eigentlicher medicinischer Wissenschaft abgehen mochte, durch Scharlatanismus zu ersetzen. Auf diese Weise hatte er sich auch in den schönen Wissenschaften und in der damals beliebten Popularphilosophie, worin jedermann pfuschen konnte, durch harte Schweizerprosa, mit Bombast untermischt, einen Ruhm erworben. Als er in der vornehmen Welt sich einen bedeutenden Ruf erworben hatte, machte er es, wie es Seinesgleichen überall und zu allen Zeiten zu machen pflegen, er posaunte seinen Freund Lavater und dieser ihn aus, und beide waren bald überall berühmt und Orakel der Leute, welche gewohnt sind, gewissen Auctoritäten blindlings zu folgen. Lavater redete nie anders, als im Prophetentone, weil er gewohnt war, seine Einfälle als göttl-

26) Da wir voraussetzen, daß Gervinus Geschichte der deutschen poetischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen unserer Leser sey, so vermeiden wir, hier dasjenige zu wiederholen, was dort vortrefflich gesagt ist. Wir deuten daher auch Lavaters Wirksamkeit, wie die der Humoristen, Kraftgenies, Jung-Stillings und anderer nur leise an, weil Gervinus Alles, was man darüber wissen muß, sehr ausführlich und gründlich gesagt hat.

liche Eingebungen zu betrachten, und Zimmermanns Hochmuth ließ ihn nie an der Unfehlbarkeit seiner Aussprüche den geringsten Zweifel hegen.

Die innige Verbindung zwischen Zimmermann und Lavater brachte damals den Letztern als Erfinder einer neuen Wissenschaft in Ruf, welche in unsern Tagen der Craniologie und Phrenologie hat weichen müssen, als sich für diese ähnliche Phrasenmacher fanden, als Lavater war. Diese Wissenschaft war keine andere, als die Physiognomik, die von aller Welt von jeher und zu allen Zeiten zwar empirisch betrieben ward und noch betrieben wird, aber doch immer nur mit Rücksicht und mit Bedenklichkeit, welche aber Lavater zum Range einer unfehlbaren, prophetischen Wissenschaft erheben wollte. Um eine solche an Magnetismus und Scharlatanismus nahe gränzende, den medicinischen Wissenschaften verwandte, Wissenschaft emporzubringen, war Zimmermann am besten geeignet. Er war Arzt der vornehmen Welt und ward von allen Höfen consultirt, er ward vieler Orden Ritter und war vieler Academien Mitglied, er war also am besten geeignet, um durch den Wind, den er gemacht hatte, und wodurch er, wie Voltaire Correspondent der Kaiserin Catharina geworden war, auch andere Luftschiffer emporzuheben. Lavater war allen den Großen, welche den Schein der Frömmigkeit um so mehr lieben, je weiter sie von der Sache selbst entfernt sind, als genialer Schwärmer theuer und werth; er fand daher, als er ihnen auf dieselbe Weise, wie Basedow, für ihr Geld prächtige Bilder und eine neue Wissenschaft anbot, Unterstützung genug. Lavater, wie Basedow, forderte alle Welt auf, sich der von ihm erfundenen, für die Menschheit ganz unentbehrlichen Wissenschaft anzunehmen, beide machten ihre Wissenschaft und durch diese die Menschheit von einem von ihnen herauszugebenden Prachtwerke abhängig und Lavater fand für seine Physiognomik, wie Basedow für sein Elementarwerk; zahlreiche Subscribenten.

Was die Physiognomik angeht, so konnte die Welt der Salons dabei, wie bei Magnetismus, bei Craniologie, Phrenologie und Wassercur, die Scharlatanerie der Wunderthäter und De-

bitanten vom Begründeten und Reellen um so weniger unterscheiden, als sehr geschickte und angesehene Modeschwätzer und Declamatoren sich solcher Sachen stets annehmen. Beide, Zimmermann und Lavater, verstanden jeder auf seine Weise vortrefflich zu prahlen und zu pochen, und ihrem Kupfer durch ganz dünne Vergoldung das Ansehen des ächten Goldes zu geben, sie gingen daher auch bei der Verbreitung einer Wissenschaft, die ihren Zwecken so gut entsprach, brüderlich Hand in Hand. Uebrigens verkündigte Lavater das physiognomische Evangelium zuerst seinen Zürcher Pfarrkindern, und er schien anfangs erschrocken, als es Zimmermann auf seinem deutschen Markte ausschrie, war aber hernach entzückt, als er sah, daß alle, die sich um Zimmermanns Bühne sammelten, sich auch zum Wunderdoctor Lavater bekehrten. Der Pfarrer Lavater las nämlich seinen Zürchern in ihrer naturforschenden Gesellschaft einen Aufsatz vor, worin er in seiner alle Dinge übertreibenden Manier schwülstig, wie der Geschmack der Zeit und besonders der Freunde Lavaters, in Süd- und in Nord-Deutschland war, von der Physiognomik handelte. Diesen ihm mitgetheilten Aufsatz ließ Zimmermann den sämmtlichen, zahlreichen Bewunderern des Zürcher Propheten in Norddeutschland im Februar 1772 im Hannöverschen Magazin mittheilen. Lavater drückte Anfangs einige Besorgniß aus, die frommen Seelen in Norddeutschland, welche die poetische Prosa seiner Aussichten in die Ewigkeit bewunderten und ihn als Propheten verehrten, möchten an dem, was Zimmermann bekannt gemacht, als an einem Dinge profaner Natur, Anstoß nehmen, er merkte aber kaum, daß die Sache Effect machte, als er sich eines Bessern besann.

Lavater ließ, als er sah, daß sein Aufsatz in Deutschland Lärm machte, nicht blos die von Zimmermann bekannt gemachte Vorlesung als ein eignes Buch drucken, sondern fügte auch noch einen zweiten Theil hinzu, worin er mit dem ganz fertigen summarischen Entwurf seiner ganzen Wissenschaft hervorkam. In diesem zweiten Theile seines Aufsatzes tritt er ganz ent-

schieden als Seher auf, denn er erklärt: die alte allen Menschen bekannte Erfahrung, daß man aus den Zügen des Gesichts Eigenschaften des Geistes und Herzens errathen könne, sey nunmehr von ihm zu einer unfehlbaren Wissenschaft erhoben worden, den Charakter und das Wesen jedes Menschen aus seinem Aeußern zu errathen. Er verwandelt seine neue Erfindung in eine systematische Lehre, deren erster Theil das begreifen soll, was er empirische Physiognomik nennt. Dem zweiten Theil giebt er den Namen, theoretische oder transcendentale Physiognomik, welche die Ursachen und Gründe der Erscheinung nachweise, oder den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem innern Charakter und dem äußern Ausdruck erkläre. Lavaters Buch ward als Prospectus seines großen, mit Kupfern und aller möglichen typographischen Pracht auszustattenden Werks von ihm und seinem Zimmermann und ihren zahlreichen Freunden überall unter den Reichen, unter den damals sehr zahlreichen Ueberspannten, unter den Damen verbreitet und die Subscription auf das große Werk hatte gleichen Fortgang mit der auf Basedows Elementarwerk. Nicht blos in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Frankreich, Schweden, in Rußland, schon um der Kaiserin willen, und sonst überall, wo Phantasie und ihre willkührliche, jedes logische Gesetz verschmähenden Gebilde mehr galten, als mathematische Strenge und ruhige, besonnene Prüfung, unterschrieb man eifrig und schickte dem Seher, in dessen Werk man als Kupfer oder Vignette gern unter den hohen, den edlen, den göttlichen Gesichtern glänzen wollte, Portraits oder Silhouetten nach Zürich oder pilgerte selbst dahin.

Da die gelehrte, wie die andere Welt, über die Vortrefflichkeit eines Buchs nur durch Anführung einer Reihe von öffentlichen Blättern, die sich darüber ausgesprochen haben, oder nach der Berühmtheit des Namens eines Mannes, der es empfohlen hat, zu urtheilen pflegt, so dürfen wir hier ein Zeugniß für die neue Wissenschaft um so weniger übergehen, als wir hernach sehr ausführlich von dem reden, was ein großer

Mathematiker und Physiker und unstreitig der größte Satyriker Deutschlands dagegen gesagt hat. Die geistreiche Frau Dudevant, gewöhnlich George Sand genannt, bekam neulich auf einer Reise zufällig Lavaters großes Werk in die Hand und schildert uns in ihrem vorzüglichsten Buch, den Briefen eines Reisenden, ihre Bewunderung auf eine meisterhafte Weise. Wenn man Lavater und seine Physiognomik gern gepriesen hört, so muß man lesen; wie überrascht und erstaunt die geniale Frau war, deren Urtheil um so unbefangener ist, als ihre religiösen Meinungen gerade das Gegentheil von den Lavaterschen sind, und als sie von Lavater selbst nichts wußte. Man muß überhaupt die Art kennen, wie geniale von der Phantasie beherrschte Leute urtheilen, um sich zu erklären, wie Lavaters Declamationen und Exclamationen, seine Kupfer und ihre Deutung auf die Zeitgenossen einen solchen Eindruck machen konnten, daß Lichtenberg und alle Verständige der Mühe werth hielten, sich mit aller Gewalt dagegen zu erheben.

Von dem angekündigten Prachtwerke mit stolz bescheidenem Titel erschienen 1775 und 1776 die beiden ersten Bände und bis 1778 waren alle vier Bände ausgegeben. Der Titel lautet: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe. Das Format ist das größte Quart, viele und vortreffliche Kupfer und Vignetten zieren das Werk, welches durch Papier und typographische Pracht Alles übertraf, was die deutsche Presse bis dahin geleistet hatte. So viel sich auch über Physiognomik, für und gegen, sagen läßt, so ist doch klar, daß Lavater nicht der Mann war, der die Divination, welche man allenfalls dem geschickten Deuter der menschlichen Gesichtszüge, wie einst dem römischen Deuter der Eingeweide der Opferthiere, zutrauen möchte, zu einer Wissenschaft hätte erheben können, dazu fehlten ihm die zwei ersten Eigenschaften. Die erste Eigenschaft desjenigen, der eine Wissenschaft auf Erfahrungen gründen will, ist die Gabe, bescheiden und ruhig zu beobachten, damit hängt die zweite genau zusammen, daß er nämlich im Stande

sey, einen streng logisch geordneten und in bestimmten und klären Worten ausgesprochenen Vortrag über das Beobachtete und über den Zusammenhang desselben zu halten oder niederzuschreiben. Lavaters Manier ist aber die theologische derer, die im Namen Gottes zu uns zu reden sich unterstehen, oder die der philosophischen und überschwänglich-genialen Schulen, welche seit Herders Zeit sich so hoch über Alles stellten, daß sie aus den Wolken herab Machtsprüche statt Gründe und vornehme Verachtung statt Widerlegung herabschleudern konnten. Dieses Tons, der auch Lavaters scheinbar christlich demüthigen Schriften auszeichnet, bedienen sich sonderbarer Weise in der Politik die Absolutisten und Carlisten unter den ganz blinden Verfechtern des Alten eben so dreist, als die wüthenden Demokraten aus Marats-Schule; in der Theologie die blinden Papisten, Schwärmer, wie Lavater und die Pietisten, gleich den dürren Moralisten wie Nicolai, oder den frechen Spöttern aus Voltaires und Diderots Schule. Alle diese Gattungen von Menschen verzweifeln gleich vorn herein an ihren Gründen, und weil sie nur durch Machtsprüche regieren wollen, so sind sie nur denen, welche diesen gehorchen, süß, allen andern sauer und bitter. Jeder, der nicht unbedingt ihnen nachspricht, wird sogleich für unfähig erklärt, über ihre Behauptungen zu urtheilen, weil diese viel zu hoch seyen, als daß sein beschränkter Geist dahin reiche.

Weil diese Manier, den Gegner durch den Schwulst hochtrabender Rede todtzuschlagen, von der leider! auch Herder nicht ganz frei war, seit Lavaters Physiognomik, trotz alles Spotts, womit Lichtenberg die ganze Manier überschüttete, herrschend ward, und noch heutiges Tages nicht abgenutzt ist, so wollen wir durch einige Stellen deutlich machen, auf welche Weise Lavater den Schwulst und den lächerlichen Ton einführte, dessen sich hernach alle Vernunfthasser bedienten. Wir wählen nur eine Stelle ganz auf den Zufall, da durch alle vier Quartanten dieselbe Sprache und derselbe Ton herrscht. An dieser Stelle (1. Thl. S. 171.) werden alle diejenigen aufgezählt,

die der neuen, allen Menschen unentbehrlichen, Wissenschaft unwürdig und unfähig sind und bleiben. Da heißt es dann: „Wer in Bodmers Arche (die, wohl zu merken, damals schon längst auf dem Gebirge Ararat gescheitert war) keinen Ort findet, wo sein Fuß ruhen könne, in Klopstocks Aposteln nicht die edelste Menschheit, in seinem Eloah nicht den Erzengel, in seinem Christus bei Somma nicht den Gottmensch fühlt; wem Göthe nur witzig, Herder nur dunkel, Haller nur hart ist — und auf diese Weise wird noch einige Zeit hindurch fortgefahren, um am Ende zu sagen, daß alle solche der Lavaterschen Wissenschaft unfähig seyen [27]). Die burleske Manier, wie Lavater im Orakelton über sein Werk und über dessen Kupfer und Vignetten einen Strom bombastischer Rede ausgoß, den seiner Zeit alle genialen Menschen, alle zartfühlenden Seelen entzückend schön fanden, hat bei Gelegenheit der unten angeführten Stelle aus der Einleitung Lichtenbergs Spott, den wir ebenfalls beifügen [28]), hervorgehoben.

27) Diese Stelle persiflirte hernach Lichtenberg in seiner Erklärung der Silhouette vom Sauschwanz, dessen Biegungen er, wie Lavater die Züge seiner Gesichter, mit Buchstaben bezeichnet hatte. Lichtenberg's Anfang lautet: Wenn du in diesem Schwanz nicht siehest, lieber Leser, den Teufel in Sauheit (obgleich hoher Schweinsdrang bei a ist), nicht erkennst den Schrecken Israels in e, nicht mit den Augen riechst, als hättest du die Nase darin, den niedern Schlamm, in dem es aufwuchs bei d, und nicht zu treten scheinst in den Abstoß der Natur und den Abscheu aller Zeiten und Völker, der sein Element war — so mache mein Buch zu; so bist du für Physiognomik verloren. Dieses Schwein, sonst geborenes Ur-Genie, luderte Tage lang im Schlamm hin u. s. w.

28) Die Physiognomik, sagt Lavater in seinem Bombast, reißt Herzen zu Herzen, sie allein stiftet die dauerhaftesten Freundschaften. Auf keinem unumstößlicheren Grunde, keinem festeren Felsen kann die Freundschaft ruhen, als auf der Wölbung einer Stirn, dem Rücken einer Nase, dem Umriß eines Mundes, dem Blick eines Auges u. s. w. An einer andern Stelle endigt die Erscheinung zweier häßlichen Vaganten auf eine höchst burleske Weise den physiognomischen Traum, den er in lächerlicher poetischer Prosa geschildert hat. „Wonnevoll, vor einem Beete der herrlichsten Blumen u. s. w. In diesem süßen Gefühl stieg ich in meinen Gedanken zur lebendigen Thierschönheit und so fort zum Menschen empor. Ein herrlich Menschenbild war vor meine

Die Großen der Erde schickten ihm indessen ihre Silhouetten und Bilder, um Ideale der Tugend zu werden, denn an Schönheit fehlte es bekanntlich vielen in der Geschichte, nicht gerade wegen ihrer Tugenden berühmten, Personen durchaus nicht. Man denke unter den Begünstigten der Monarchie an Orloff und die Herzogin von Dino (Talleyrand), unter den Begünstigten der Demokratie an die Theroigne de Mericourt; Lavater konnte daher Vorzüge und Tugenden genug austheilen, was auch nicht unterblieb. In Lavaters Buche fanden sich eine große Anzahl von Bildern lebender Personen aus allen Gegenden, es ward der Welt im Orakelton der Zusammenhang des Charakters der Begünstigten mit ihrer äußern Bildung wissenschaftlich entwickelt. Alle, die man gewinnen wollte oder gewonnen hatte, erhielten ihren Antheil an Lavaters Ausrufungen. Ganz Deutschland war erfreut, zu erfahren, daß es so viele seelenvolle Gesichter, so viele edle Menschen in seinem Schooße ernähre, daß die vornehmen Leute, die ihr Bild ge-

Stirne, das mein Herz mit hoher Wonne umfing. — Ein Geräusch unterbrach mich. — Gott! Mit welchem Wehmuthsschrecken traf mich das Bild! Ich sah zwei Ideale von Landstreichern!!" Diese Manier angewendet auf Lavaters Declamation über Silhouetten der Leute, die er ausposaunen wollte, verspottet Lichtenberg sehr bitter in der Erklärung über den englischen Doggenschwanz. „Der du mit menschlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängst, beginnt er, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinführst, lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nichts weichlich „hundselndes, nicht damenschöpfigtes zuckerndes", mannsknapperudes winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges bedächtiges, kraftverbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwischen den Beinen und hühnerhündischer, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich, der Scepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht an hohe menschliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a. An Lage, wie nach der Erde, an Bedeutung, wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners und verleihe ihm einen, wie B u. s. w.

schickt hatten, Muster der Tugend, Genies, und so unschätzbare Männer und Frauen wären, wie durch Lavaters Commentar über ihre Bilder der Welt verkündigt ward, daß sie seyen.

Die neue Wissenschaft und Lavaters Manier, sie zu verbreiten und geltend zu machen, ward bald herrschend wie die Siegwartsche Gefühlsamkeit. Man konnte sogar in Niedersachsen, wohin doch sonst von Göttingen aus viel kalte Luft kam, die Anhänger der heißen Züricher Schule zu tausenden zählen; dies veranlaßte eine für unsere Literatur höchst merkwürdige Opposition. Die Opposition des geistreichsten und witzigsten unter den deutschen wissenschaftlichen Männern des achtzehnten Jahrhunderts gegen Zimmermanns Obscurantismus und Servilismus und gegen Lavaters Schwärmerei ist auch dadurch wichtig, daß die ächte Satyre bei der Gelegenheit in Deutschland einheimisch ward, wo man sonst nur schlechte Witze zu machen und grob zu schimpfen verstand, wie denn auch Zimmermann Lichtenbergs Satyre blos mit elendem Schimpfen und Schmähen beantwortete. Lichtenberg war ein Geistesverwandter Hogarths, als dessen Erklärer er sich unter unsern ausgezeichnetsten Schriftstellern durch kleine aber witzige Arbeiten berühmt machte, während er zugleich als gründlicher Kenner und Lobredner Shakespeares viel dazu beitrug, die Deutschen auf die conventionelle Flachheit und Künstelei des französischen, von uns adoptirten Drama aufmerksam zu machen. Sein kaltes, weder strengen sittlichen Grundsätzen, noch einem tiefen religiösen Gefühl fortdauernd, wenn auch wohl von Zeit zu Zeit, gehorchendes Wesen machte ihn ganz geeignet, den Unsinn der Sentimentalität, der Schwärmerei und des Bombasts jener Zeit mit seinem scharfen und treffenden Witz auszubeizen.

Lichtenberg zeichnet sich vor allen deutschen Gelehrten, die mit ihm sowohl in mathematischen und physikalischen als in belletristischen Wissenschaften etwa können verglichen werden, ganz vorzüglich dadurch aus, daß er nie Mißbrauch von seinem Ruhme gemacht hat; um, was selbst Göthe und Schiller, wie aus ihrem Briefwechsel hervorgeht, nicht unter ihrer Würde

hielten, und was Herder, wie die Masse seiner Schriften beweiset, ganz in der Ordnung fand, auf das lesende Publikum buchhändlerisch zu speculiren. Er schrieb nicht viele und dicke Bücher, er affectirte nicht, je nachdem es die Zeit foderte, bald speculative Philosophie, bald Frömmigkeit und Vielwisserei und wunderliche Empfindsamkeit, wie die andern Verfertiger witziger Bücher und Romane; er gebehrdete sich daher auch nie wie die sogenannten Humoristen, als wäre er halbnärrisch, und redete nie, wie diese, eine unverständliche Sprache. Wir müssen seines Kampfs mit den zahlreichen Phantasten seiner Zeit hier um so mehr gedenken, als aus der Geschichte desselben, besonders aber aus seinen eignen Abhandlungen hervorgeht, bis zu welchem unglaublichen Grade das deutsche Publikum und seine Literatur von jeher ein Spielwerk der Scharlatans und Kamaradschaften war, welche sich einen den Andern loben, in Zeitungen und Journalen ausposaunen — aber sich auch doch glücklicherweise wieder befehdem. Konnte doch gegen die eitle Bande schreiender Schwärmer und Empfindler selbst ein großer Geist, wie Lichtenberg, nicht durchdringen, sondern mußte sich von einem hochmüthigen Apostel der Sensibilität, der weder eines gesunden und verständigen Gedankens, noch eines erträglichen Styls fähig war, vom elenden Zimmermann im deutschen Museum, einen Calendermacher, Knips und dergleichen schimpfen lassen. Der Zusammenhang der Lichtenbergschen Satyre mit dem Lärm, den am Ende des siebenten Jahrzehnts des Jahrhunderts Physiognomiker, Magnetiseurs, Gaßner und Cagliostro in Deutschland machten, ist übrigens folgender:

Lichtenberg hatte im September 1777 die Herausgabe des durch Kupferchen und durch kleine witzige Aufsätze unter seiner Redaction hernach sehr ausgezeichneten Göttinger Taschenkalenders übernommen; welche vorher sein Vorgänger in der Professur der Physik, Erxleben, gehabt hatte. Er eröffnete die neue Reihe dieser Taschenkalender mit einer sehr feinen satyrisch-philosophischen, aber alle Phrasen Lavaters und Zimmermanns völlig zermalmenden Abhandlung gegen die Physiognomik als

Wissenschaft betrachtet, wie sie Lavater und Zimmermann den Deutschen aufhängen wollten. Er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zum besonderen Abdruck der Abhandlung, den er im Januar 1778 herausgab, es sey keineswegs seine Absicht, ein bekanntes weitläuftiges Werk zu widerlegen. Wer dieses thun wolle, müßte es wenigstens nicht in Sedez bei einem Publicum unternehmen, bei welchem groß Quart so viel sey als Demonstration. Ich wollte nur, setzt er hinzu, einigen gefährlichen Folgerungen begegnen, die schon hie und da von Jünglingen und Matronen aus diesem Werke gezogen zu werden anfangen. Ich wollte hindern, daß man nicht zur Beförderung von Menschenliebe physiognomisirte, wie man ehemals zur Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte. In der spätern Erwiederung Lichtenbergs auf Zimmermanns Grobheiten, welche dieser den, wie Lichtenberg sich ausdrückt, von ihm aus Berlin verschriebenen Gedanken Moses Mendelsohns vorausschickte, giebt er vortreffliche Aufschlüsse über deutsches literarisches Leben, wie es damals war und auch jetzt wieder zu werden scheint.

„Meine Leser," sagt er dort, „müssen schlechterdings keine Namen ansehen; die sind nichts. Man muß nicht, wie ein französischer Abbé und ein englischer Clerk darauf sehen, wer etwas sagt, sondern was er sagt. In Deutschland ist ja ohnedem bei dem eingerissenen Journal- und Zeitungs-Lesegeist der Ruhm eines schönen Schriftstellers das schnödeste Gut der Erde. Mit etwas Correspondenz, panegyrischen Prachtbriefen und einem schicklichen Wiederräuchern des Räucherers erwerben sich tausende eine Ehrenwache vor ihr Häuschen und den Namen eines schönen Geistes. Am Ende ist das blos Keller-Esels-Glück. Auch die heißen Tausendfüße und haben eigentlich nur vierzehn. Das macht, der Eine kann nicht zählen, der Andere sieht nicht ein, warum er zählen soll, und der Dritte mag des verhenkerten Füßelns wegen nicht zählen. Der Naturforscher, der indessen gezählt hat, sitzt still, ändert wohl gar den Sprachgebrauch nicht einmal und denkt im Herzen: Der Tausendfuß hat nur vierzehn Füße."

Da man in unsern Zeiten glücklicherweise keinen Begriff mehr davon hat, bis zu welchem Grade gutmüthige Deutsche, um nichts Schlimmeres zu sagen, im achtzehnten Jahrhundert ein Spiel der elenden Künste solcher Leute, wie Zimmermann waren, die sich an Friedrich und an Catharina, an alle Fürsten und Großen drängten, französisch sprachen und schrieben, und ihre Silhouetten und Porträts von Lavater mit Bombast überschütten ließen, oder welchen ungeheueren Ruhm sie genossen und welches Verdienst Lichtenberg hatte, als er dem Publicum die Augen darüber öffnete, wie schändlich man seine Vorurtheile und seine Einfalt mißbrauche, wollen wir unter dem Text auf ein Buch verweisen, in welchem Marcard seinen Protector Zimmermann als Wunder der Welt preiset [29]). Zimmermann, der sich bewußt war, daß er sich mit Lichtenberg auf einen Streit mit Gründen nicht einlassen dürfte, hatte erfahren, daß Moses Mendelsohn Einiges zu Gunsten der Physiognomik, jedoch weder für Lavater, noch gegen Lichtenberg gesagt habe, ließ sich, wie es Lichtenberg ausdrückt, diese Gründe aus Berlin kommen und im Märzhefte des deutschen Museums von 1778 abdrucken. Den dort (März, S. 195—198) abgedruckten vier Seiten aus Mendelsohns Aufsatze, schickt der hochmüthige, hofdienende Berner zwei Seiten voll Grobheiten und Ungezogenheiten gegen Lichtenberg als Einleitung voraus, die so schlecht, so gemein und schülerhaft abgefaßt sind, daß, wer sie jetzt liesel, nicht begreift, wie ein Mann, der auch nur zwei Seiten so schreiben konnte, zu seiner Zeit so berühmt geworden war. Die Blätter Zimmermanns beantwortete Lichtenberg im Juli in ei-

29) Zimmermanns Verhältnisse mit der Kaiserin Catharina II. und mit dem Herrn Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin von H. M. Marcard, Leibmedicus in Oldenburg und erstem Arzt in Pyrmont. Bremen, bei Carl Seyffert. 1803. 396 S. 8. Ein servileres und auf eine ganz gemeine Ansicht menschlicher Verhältnisse schamloser pochendes Buch wird man schwerlich lesen können; allein man wird auch daraus sehen, welche Auctorität für jene Zeiten Gunst der Großen und leerer Ruhm war. Hauptzeuge für Zimmermann ist nach dem Doctor — Orlof.

nem ganz kurzen satyrischen Brief, der durch seinen meisterhaften Witz in Beziehung auf deutsches Vornehmthun, auf das Prahlen mit erschlichenem Ruhm, auf Titel, auf Orden, auf erschmeichelte Gunst der Orlofs und der Großen aller Art und auf Einfluß an Höfen eben so merkwürdig ist, als Lessings Antigöze in Beziehung auf protestantisches Pfaffenthum. Dieser Brief und die fliegenden Blätter Lessings gegen Göze sind das Heftigste, was die deutsche Sprache in der Gattung der gegen einzelne Personen gerichteten Beredtsamkeit und bitterer Ironie, die sich gleichwohl des eigentlichen Schimpfens enthält, hervorgebracht hat. Es sind zwei ganz verschiedene Arten von Styl und von schneidender Rede, welche Lichtenberg und Lessing gebrauchen, beide vollendet in ihrer Art. Unsere Sprache erhielt also fast zu gleicher Zeit in ganz verschiedenem Style, Herders obengenannte prosaische Schriften, Göthes Werther, Lessings eilf Antigöze, und Lichtenbergs polemische Satyren gegen Lavaters Manier und gegen Zimmermanns Person. Daß Lichtenberg so wenig als Lessing den Hang der Deutschen, sich gängeln und durch Namen täuschen zu lassen, ändern konnte, begreift jeder, der der Menschen Natur kennt. Wir sehen in Deutschland, wie in Paris und London noch alle Tage, wie man immer fortfährt, nach tönenden Phrasen, nach Journalen, Zeitungen, Orden, Titeln und Bekanntschaften den Werth der Menschen zu bestimmen, und wie man tobenden Zeloten blinden Glauben schenkt. Lessings und Lichtenbergs Schriften hatten das Schicksal aller wahren Weisheit; haben doch auch die Schriften der Propheten und Apostel das Menschengeschlecht nicht auf dem Wege des Heils erhalten können.

Lichtenberg spricht in diesem Briefe von Moses Mendelssohns Abhandlung mit der größten Achtung und zermalmt blos Zimmermann wegen der groben einleitenden Worte. Er sagt sehr witzig, die Abhandlung mit der Einleitung verbunden, habe auf ihn einen Eindruck gemacht, den er früher in seinem Leben nur einmal empfunden, als man ihm nämlich einen Psalter in die Hand gegeben habe, dem die Geschichte des Till Eulenspie-

gel vorgebunden gewesen sey. Er fügt dann hinzu, daß ihn Mendelssohns Aufsatz gar nicht angehe, da er ja nicht die Physiognomik an sich, die jeder Mensch mehr oder weniger empirisch treibe und treiben müsse, habe bestreiten wollen, sondern nur des unwissenschaftlichen Lavaters vorgebliche Wissenschaft, oder vielmehr seine prophetisch sentimentalen Declamationen. Zimmermann hatte schon vorher Lavater solange angetrieben, bis er im Aprilstück des Museums seine Sache ebenfalls vertheidigte, doch nicht in Zimmermanns Manier, sondern in der Seinigen, das heißt, nicht süß und nicht sauer, sondern aus beidem abwechselnd gemischt. Auch dem gerade in demselben Jahr (1778) gedruckten vierten Bande der Physiognomik fügte Lavater etwas gegen die Gegner der neuen Wissenschaft bei.

Diese Apologie Lavaters beruht, was Lichtenberg angeht, ebenfalls auf einem willkührlichen oder unwillkührlichen Mißverständnisse. Lichtenberg erinnert daher in seiner Antwort ganz passend, daß sich Lavater drei Viertheile seines Aufsatzes habe ersparen können, wenn er nur daran gedacht hätte, daß man, wenn einer die Widerlegung eines Gegners gar zu leicht finde, immer sich selbst fragen müsse, ob man nicht etwa in dem Irrthum befangen sey, daß, wer Einiges von dem angreife, was man behauptet habe, auch das Ganze bestreiten oder gar verwerfen wolle.

Lichtenberg ward für deutsche Bildung, für Befreiung der Nation von Servilität und Unterwerfung des eignen Urtheils unter das der sogenannten vornehmen Leute, für das Selbstgefühl des gebildeten Mannes dem Geschrei der Menge und der posaunenden Blätter gegenüber, durch seine Satyren in dieser Sache besonders darum wichtig, weil er sich, wie jeder verständige Mann ebenfalls thun würde, weniger als einen Gegner Lavaters bewies, als der eiteln Manier, wodurch sich der Zürcher Prophet und der hochmüthige und eitle Hannöversche Leibarzt damals in ganz Deutschland wichtig machen. Durch Abhandlungen und feinen Spott konnte man freilich auf das Publicum der Starkgläubigen, Servilen, Sentimentalen u. s. w. nicht

einwirken, man mußte ihnen derb kommen. Es können nur völliger Sansculottismus, nur frecher Unglauben, nicht vermittelnde Klugheit Bahn brechen, wenn einmal Sophistik, Beamtengeist oder Aberglauben in einer Nation völlig die Oberhand gewonnen haben. Lichtenberg gebrauchte daher auch das Mittel einer derberen Satyre, um Manier, Ton und Sprache der Lavateraner lächerlich zu machen. Daraus muß man sich seine Silhouetten von Zöpfen, von Sau- und Hundsschwänzen, und den diesen beigefügten im travestirten Lavaterschen Bombast abgefaßten Commentar darüber erklären.

Wie wichtig dies für unsere zur Schwärmerei und Uebertreibung geneigte Nation, die keinen Mittelpunct hat, der ein Maaß oder ein Ziel in sich hätte, in jener geistig bewegten Zeit war, sehen wir aus der schnellen Verbreitung der neuen physiognomischen Schwärmerei. Diese blieb nicht blos auf die Kreise beschränkt, wo man im Stande war, auf das große, prächtige Werk in Quart zu subscribiren, weil man darauf rechnete, auch für sich am Bombast des Commentars einen Antheil zu erhalten; sondern auch in den kleinen sächsischen Herzogthümern, wo classische Gelehrsamkeit und Interesse an der deutschen allgemeinen Bildung vorzugsweise gefunden werden, wo aber eben deshalb auch viel Seichtes gelesen und geschrieben wird, grassirte das Lavatersche Fieber. In Weimar besonders, wo bekanntlich selbst neben Göthe und Schiller erst Wieland, dann Musäus und sein Schüler Kotzebue als Classiker galten, und ihre Arbeiten dem Geschmack der Bildung und Erfahrung des kleinen und kleinlichen Publicums, das sich groß wähnte, anpaßten, schien es ebenfalls nöthig, sich dagegen zu erheben. Die Art, wie dies geschah, kann dem, der dem Gange der deutschen Bildung durch die kleinen Residenzen und ihre Höfe und deren Geschmack folgen will, Gelegenheit geben, den Witz derselben mit der großartigen und wahrhaft classischen Satyre Lichtenbergs zu vergleichen. Der beliebteste Schriftsteller der Herzogthümer, Musäus, richtete sich nämlich ebenfalls gegen die Physiognomik, und suchte diese Krankheit der Zeit scherzhaft, oder, wie man das

nennt, humoristisch zu beschreiben. Musäus schrieb zu diesem Zwecke die physiognomischen Reisen. Dies Buch war wie die andern Bücher dieses besonders von Kotzebue sehr werth gehaltenen Mannes seiner Zeit sehr gesucht und sehr gelesen; es hatte aber zu wenig innern Gehalt oder äußere Bedeutung, als daß wir es hier, wo nur von Wirkungen nach Außen die Rede ist, anders als im Vorbeigehen erwähnen dürften.

Trotz aller Satyre erlangten jedoch Lavater und Zimmermann durch ihre Bemühungen um die Physiognomik ziemlich ihren Zweck, sie wurden in ganz Deutschland und in den andern Ländern so berühmt, daß jeder vornehme Reisende, der durch Hannover kam, nur nach Zimmermann fragte, wie uns Marcard berichtet, da die Vornehmen, wie er mit den seignen französischen Worten eines solchen Vornehmen hinzu fügt, behaupteten, Zimmermann sey das einzige Merkwürdige in Hannover, und daß nach Zürich ganze Pilgerzüge gingen.

Seit dieser Zeit standen sich in Deutschland die Partheien viel schroffer gegenüber als vorher, weil alle diejenigen, denen jede Neuerung, jedes Fortschreiten im Styl und in der Sprache wie im Denken und im Handeln verhaßt war, sich unter Lavaters Glaubenspanier stellten. Er selbst ging mit den Jesuiten Hand in Hand, da er sogar, wie wir aus Bronners Leben sehen, mit diesen über Bronner correspondirte, als er aus dem Kloster nach Zürich geflüchtet war. Die Jesuitenfeinde in Berlin schlossen sich daher auch seitdem enger zusammen, da ja Lavater gewissermaßen Sectenhaupt geworden war, da er an Gaßners Wunder glaubte, wie an die des Evangeliums, Sailers Andachtsbücher empfahl, mit Stark Verbindung unterhielt und Jung Stillings wunderliche Schwärmerei förderte. Wer gegenwärtig Lavaters Schriften lieset und seine Geschichte kennt, wird begreifen, daß er als angesehener, tüchtiger, Freiheit liebender Bürger, als Mensch, als Seelsorger, und innerhalb eines kleinen Kreises als Liederdichter sehr geachtet seyn konnte, jedermann wird aber unbegreiflich finden, wie man ihm dreißig Jahre lang einen angesehenen Platz unter Gelehrten und Schrift-

stellern anweisen durfte. Dies erklärt sich nur daraus, daß er gewissermaßen Sectenhaupt war, der blindlings von seinen Anhängern verehrt ward und unbedeutenden, sogar abgeschmackten Leuten, die sich seiner Sache annahmen, durch seinen Namen Bedeutung gab. Dies läßt sich nicht besser deutlich machen, als an der Person und den Schriften Pfenningers, dessen wir gewiß sonst hier nicht gedenken würden, wenn wir nicht an diesem Collegen des Züricher Pfarrers recht klar machen könnten, wie weit man mitten unter der allgemeinen Aufklärung den Fanatismus trieb, wie man Lavater huldigte und welche Armseligkeiten man seinen Freunden nachsah.

Pfenninger war Lavaters College, erst an der Waisenkirche, dann an Sct. Peter und kämpfte für das von Lavater vertheidigte, sinnliche Christenthum nach Art der Kapuziner. Er sprach, wie diese, wenn sie vom heil. Antonius predigen, nur von Glauben und Wundern, ohne auch nur durch ein Wort zu verrathen, daß er seine Art Christenthum kritisch, historisch, oder auch nur logisch geprüft oder bewiesen zu sehen wünsche. Er war dabei für Zürich ein bedeutender Mann, wie Lavater, doch auch dort mehr für einen engeren Kreis von näheren Freunden, als für die Stadt, mehr als eigentlicher Seelsorger, als wegen seiner Predigten. Nichts desto weniger machten seine elenden Schriften in jener Zeit des Kampfs des Lichts und der Finsterniß bedeutendes Aufsehen, und Pfenninger ward neben Lavater und um Lavaters willen seiner Zeit an allen Enden Deutschlands genannt. Es war eine sonderbare Art von Christenthum, welches diese Züricher und ihr zahlreicher Anhang in Deutschland der damals trotz aller ihrer Bemühungen hereinbrechenden Aufklärung entgegen setzten. Pfenninger, wie Lavater, predigten nicht die hölzerne Katechismuslehre des verketzernden Hamburger Hauptpastors, sie legten auf manche Theile des herrschenden Systems keine Bedeutung, und konnten daher, wie man ihnen auch vorwarf, einem Stattler und Sailer, die von strengen Papisten ebenfalls verketzert wurden, hie und da schwärmend die Hand reichen.

Sie predigten beide eine Weissagungsgabe der menschlichen Seele, eine fortdauernde Wunderkraft mitten in unserer nach bekannten ewigen und unwandelbaren Gesetzen geordneten Sinnenwelt, eine Fortdauer einer außerordentlichen Wirkung des heiligen Geistes und viele ähnliche Dinge, die sie eben so werth hielten und eben so eifrig verfochten, als irgend eine Wahrheit des Evangeliums. Die Berliner und Hallenser, lehrten einen kalten Gegensatz gegen die heißen Züricher Theorien, es war daher ein ewiger Streit zwischen beiden, und der mit den Seinen demüthige und zu Hause ungemein sanfte Pfenninger wüthete für seines Freundes Lehre wie ein Klopffechter. Der sonst liebenswürdige Mann schimpft, tobt, schmäht in seinen an Gründen durchaus armen Streitschriften gegen die Berliner, gegen Lessing, gegen jeden, der dem Verstande nur das geringste Recht in Religionssachen einräumen und sich nicht blind dem Gefühl überlassen will. Um zu zeigen, wie weit man das trieb, und sich erklären zu können, warum nicht blos Lichtenberg, Lavater verspottete und Lessing ihn bemitleidete, sondern sogar Göthe, der sonst dergleichen Streitigkeiten von oben her betrachtete und nie gegen Personen eiferte, mit ihm brach; wollen wir nur einige Beispiele anführen, wie Pfenninger Lavaters Sache führte. Er scheut sich nicht, in einer der Streitschriften gegen die Norddeutschen seinen, d. h. Lavaters Freunden, zuzurufen:

„Glaubt, wo ihr nicht sehet, hofft, wo ihr nicht glaubt, hofft ohne Grund, wo nicht mit Grund zu hoffen ist.“ In dem heftigen Streit, worin Pfenninger als seines Collegen Schildknappe ins Feld zog, als dieser auf eine für Protestanten höchst befremdende Weise Sailers Gebetbuch seinem vornehmen und zartfühlenden Anhange dringend empfohlen hatte (da doch, so vortrefflich dasselbe auch seyn mochte, es immer ein streng katholisches Andachtsbuch blieb), geht er in der unverständigen Theilnahme an Lavaters Eifer so weit, daß er in den lächerlichen Ausruf ausbricht: „Ich wollte eine Million Jahre meiner Seeligkeit daran setzen, daß keiner

meiner Correspondenten den Ankauf des braven Buchs bereuen wird." Man würde vielleicht ungerecht seyn, wenn man den Glauben und ganz besonders das in allen praktischen, Vortheil bringenden, Dingen sonst so gesunde Urtheil der Schweizer, ihre Art Religiosität und vor allem ihren Geschmack in Literatur und Sprache, darnach beurtheilen wollte, daß ihnen Lavater und Pfenninger gute Schriftsteller und tüchtige Religionslehrer schienen. Die Thatsache ist indessen unläugbar, und sie wurden in eben dem Grade immer stärker bewundert und sogar vergöttert, je fader sie schrien und gegen den Verstand eiferten, seufzten, in Ausrufungen ausbrachen oder je ungezogener Pfenninger schimpfte. Wie weit der Letzte seine Polemik gegen den gesunden Menschenverstand und gegen den unsterblichen Repräsentanten desselben, den großen Gründer unserer Literatur trieb, kann man aus Pfenningers Sammlungen zu einem christlichen Magazin lernen. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte die Armseligkeiten des Zürcher Pfarrers nicht aufnehmen, wir wollen daher in den Noten nur ein Stück seiner gereimten Polemik beifügen. In den in den Noten mitgetheilten Knittelversen glaubt nämlich Pfenninger und seine Schweizer mit ihm, daß er über Lessing und über den in der Erziehung des Menschengeschlechts von diesem geltend gemachten Gedanken gespottet habe, daß Gott in Rücksicht seiner Offenbarungen dasselbe Gesetz befolge, welches er in allen Erscheinungen der Außenwelt befolgt hat. Dies Gesetz ist, daß für endliche durch Raum und Zeit beschränkte Wesen, jede ewige Ordnung nur innerhalb dieser Schranken gelte, daß also jede Offenbarung nur für eine bestimmte Zeit ertheilt werde [30]).

30 Die schönen Verse Pfenningers gegen ein Meisterwerk, wie die Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts ist, lauten folgendermaßen:

— — — wenn nun voll Zuversicht
Ein Schöngeist, als aus höherm Licht,
In numerirten Sätzen spricht:
„Dies war der Nutzen, den es hatt'
„Wenn Schwächre etwas heller sehen,
„(Und dies kann wahrlich bald geschehen),
„Mag Gotteswerk dann untergehen.

Einen mächtigen Gehülfen erhielten die Schweizer Theologen an einem Schneidergesellen, der sich hernach mit Augenquacksalberei abgab, bis er endlich Staatsökonom wurde. Diesem war die Art, wie Lavater Gott und seine Vorsehung handgreiflich machte, viel natürlicher als dem Schweizer Theologen. Jung Stilling nämlich ward durch Göthe, Herder, Lavater, also von ganz verschiedenen Geistern zu einer Bedeutung unter unserer Nation gebracht, die mehr auf seinen sonderbaren Schicksalen und auf der in ihm personificirten und später im idyllischen und sentimentalen Styl seiner Zeit vorgetragenen Denkart und Lebensweise einer gewissen Classe unseres geringen Volks, als auf irgend einer ausgezeichneten Geisteseigenschaft beruhte. Die Menschenclasse, welche Jung Stilling repräsentirt, abgetrennt von allen andern Menschen, ist blos in Westphalen aus der Bibel, die sie gerade so versteht, wie das Wort lautet, belehrt und gebildet, sie hat Theil an jenem Geiste der Betrachtung, der in Westphalen seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fortlebt, und noch jetzt im Wupperthale seine Metropole hat, diese mußte nothwendig den Ansichten Lavaters ganz ausschließend huldigen. Diese Leute haben von der Gottheit und von der Vorsehung eine fixe, seit mehreren Jahrhunderten überlieferte Idee, welche sowohl der Publicist und geübte Weltmann Pütter, als der Schneider und von der Welt entfernte Jung Stilling mit der Muttermilch eingesogen hatten. Sie, wie die Juden, von denen sie im A. T. lasen, konnten nichts Befremdendes darin finden, daß der Gott der Christen eine Art menschlichen Körpers habe, daß er fortdauernd körperlich und sinnlich die Menschen regiere, und gewissermaßen am Schopf halte. Diese Ansicht ist poetischer als die der Gebildeten, von ewigen unwandelbaren Gesetzen, von einer nur im Begriffe ge-

„Mags jeder, wie sein Declimiren
„Der Studiosus, fortspediren."
So spricht er trotz dem höhern Licht
Wahrhaftig, wie — — — ein Säugling spricht.

gebenen und zu ergreifenden Gottheit und führt doch am Ende den Denkenden zu demselben Resultat. Ein Mann, wie Jung Stilling, der in jedem Schritt und jeder Handlung nach dieser Ansicht verfuhr und wirklich, nicht affectirt, jede Geldhülfe, die ihm zu rechter Zeit kam, als ganz unmittelbar von Gott kommend ansah, war Dichtern, wie Herder und Göthe, daher eine merkwürdige Erscheinung. Die Art, wie er das Leben auffaßte, wie er seine Schicksale erzählte, wie er die Wege der Vorsehung verstand, schien ihnen eine Idylle und eine Naturpoesie eigner Art, weil sie nicht gemacht ward, also nicht durch das Kunstgebilde der Form den Hörer gewann, sondern wie ein Gewächs aus einem ganz eigenthümlichen Boden entsproß.

Das war es, was die Dichter, die Jung Stilling persönlich kennen lernten, bewog, ihn zu vermögen, sein Leben zu schreiben oder vielmehr sein Beginnen, seine Ansicht des Lebens dem Publicum mitzutheilen, zu unterstützen, so wenig er auch der Sprache der gebildeten Welt damals noch mächtig war. Sein Styl paßte zu der Art Geschichte, die er schrieb, sehr gut, und der erste Theil seines Lebens wird immer das Beste unter seinen vielen Büchern bleiben. Vier Theile eines solchen Lebens waren freilich zu viel; die beiden ersten 1778 und 1779 unter dem Titel: Jung Stillings Leben und Wanderschaft erschienenen Bände enthalten jedoch unstreitig eine anziehende, aus Wahrheit und Dichtung gemischte, fromm empfindsame Idylle ganz eigner Art. Ein Leser, der der gedrechselten Perioden und der abgedroschenen Empfindungen und Verwicklungen der zahlreichen Romane, der lächerlichen Sprünge der damaligen Kraftgenies und der nachherigen Romantiker, so wie der oft an Betrunkene erinnernden Verzerrungen der sogenannten Humoristen müde und überdrüßig ist, sieht sich durch Jung wenigstens in die Natur gebracht, wenn diese auch oft an unreinlichen und sumpfigen Stellen nicht gerade lieblich ist. Man wandert trotz des elenden Styls, der durchaus unedlen Sprache und der oft gemeinen Ansicht des edelsten Theils vom menschlichen Wesen und Streben nicht ungern an der Hand des ori-

ginellen Mannes durch verschiedene Stände, Orte, Verhältnisse, mit denen man, wenn man in Städten erwachsen und auf die gewöhnliche Weise gebildet ist, ganz unbekannt bleibt. Der Ton biederer Herzlichkeit, das Tröstende, welches der Verfasser in allen den sonderbaren Lagen seines Lebens findet, wenn er vom wandernden Schneidergesellen zum Freunde des vortrefflichen Carl Friedrich von Baden nach und nach durch die Fügung der Umstände, oder, was einerlei ist, durch die Vorsehung hinaufgeführt wird, söhnen uns mit der frommen, darin herrschenden Klugheit aus, welche sehr geschickt Gott und alle Menschen als bloßes Werkzeug zum Dienste einer ganz kleinen Person zu gebrauchen versteht.

Unstreitig ist übrigens, daß Stillings Leben und Wanderjahre, besonders jedoch nur die zwei ersten Theile, in jener bewegten Zeit-Epoche machten und gewissermaßen einen ganz eignen Kreis von Lesern anzogen. Die Ansichten des Verfassers waren nämlich noch die des Volks ganzer Gegenden und Provinzen von Deutschland; die Stifter der neuen Literatur waren diesen zu hoch, oder diese Literatur selbst ihnen zu weltlich, die Vorstellung eines Gottes, der jeden einzelnen Menschen am Seil führt, war so bequem, Jung Stilling erhielt daher in Deutschland, wie Pfenninger in der Schweiz, bald weit mehr Gewicht, als ihre Kenntnisse, ihre Fähigkeiten und die Form, die sie ihren Schriften geben konnten, verdienten. Darauf gründete denn freilich Jung Stilling, der nach der Bekanntmachung seiner Jugendgeschichte zünftiger Gelehrter oder Universitätsprofessor geworden war, eine Buchmacherei, mit der wir hier nichts zu thun haben. Alle seine, seitdem als Fabricate gefertigten mystischen Romane gehören nicht der allgemeinen Literatur, sondern einer ganz besondern Gattung an, welche für die Leute besonders bestimmt ist, denen das gewöhnliche Tageslicht an den Augen wehe thut, die sich deshalb gern in ein Helldunkel oder gar ganz ins Dunkle stellen. Wir schweigen daher vom Florentin von Fahlendorn, vom Leben Theodors von der Linden, von Theobald oder die Schwärmer. Nur über das letztere Buch müssen

wir für den, der die Mystik jener Zeit und ganz besonders die Rosenkreuzerei, welche den König Friedrich Wilhelm II. in ihren Netzen hielt, kennen und verfolgen will, bemerken, daß er dort sehr brauchbare Notizen findet. Man lernt nämlich aus diesem Roman eine bedeutende Anzahl der Geheimnißkrämer und Mystiker kennen, welche in jenen Zeiten in den Rheinlanden ihr Wesen trieben, und lernt von dem leichtgläubigen Jung Stilling, wie man ganz ernsthaft und als wenn man Documente vor sich hätte, die Geschichte dieser Mystik, die leider! nur zu viel von Gaunerei in sich und an sich hatte, von Moses, Zoroaster und der Aegyptischen Priesterschaft, vermöge der Tempelherrn des Mittelalters zu Christian von Rosenkreuz herabführte.

§. 4.

Geschichte. Journalistik. Staatswissenschaft.

a. Geschichte.

Die deutschen Universitäten, wenn man etwa Leipzig während einer kurzen Zeit ausnimmt, waren ihrem Charakter, als gelehrte Anstalten, aus den Zeiten des spätern Mittelalters kurz vor der Reformation treu geblieben, und ihre Lehrer hatten mit ziemlicher Verachtung auf die Revolution der Literatur, die unter ihren Augen vorging, herabgeblickt und ihr gelehrtes Gewerbe für Geld fortgetrieben, wie vorher. Selbst als hernach die Universitätspolitik sogar vorschrieb, einzulenken, und als man sich das Ansehn gab, in Göttingen und in Jena neben den Brodfächern auch Volksliteratur begünstigen zu wollen, beklagten sich die Glieder des Hainbundes in Göttingen und später Schiller in seiner Correspondenz bitterlich, daß auf deutschen Universitäten für wahre Humanitätsbildung keine Stätte bereitet sey. Sehr gut war es übrigens für die Bildung unserer Nation, so weit diese von den eigentlich nur für die sogenannten Brodwissenschaften bestimmten Staatsanstalten ausging, daß die Hannöversche und die Weimarsche Regierung auf ihren Universitäten ein verschiedenes System befolgten, wodurch im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts Göttingen der Sitz der reellen

und materiellen, Jena der idealen und ästhetischen Wissenschaft wurde.

Göttingen war seit seiner Errichtung ganz besonders für diejenigen Fächer eingerichtet, die man in Hannover und London nützlich und breit, oder, wie man jetzt vornehm sagt, materiell brauchbar, fand, denn Haller kam nicht als Belletrist, sondern als Anatom und Physiolog nach Göttingen, und wäre dies auch nicht, so gehörte er ja der Gottschedschen und Bodmerschen Periode an und reichte wenig über sie hinaus. Was man aus Göttingen machen wollte, sehen wir aus einem Originaldocument in Büschings Selbstbiographie über die sämmtlichen Männer, die der vergötterte Herr von Münchhausen dort versammelt hatte. Zu der Masse ganz nach alter Weise grundgelehrter, den Hofmanieren der alten Zeit mit Respect huldigenden und die adlige Jugend zu denselben in steifen Gesellschaften dressirender conservativen Gelehrten, gehörte nothwendig eine ungeheure Menge von Büchern; auch dafür wurde gesorgt. Münchhausens Orakel waren Michaelis und Pütter, bis später Heyne den Ersteren verdrängte. Die Namen dieser beiden, als eigentliche Gelehrte, der Letzte auch als Jurist höchst achtbaren und ausgezeichneten Männer, bezeichnen schon allein hinreichend die Art von Bildung und von Literatur, die sie fördern konnten; auch haben sie es uns überdem in ihren Lebensbeschreibungen ausdrücklich gesagt.

Pütter blieb auch nach Münchhausens Tode Orakel der Hannöverschen Regierung und Georgs III., der sich persönlich um Göttingen bekümmerte und an Pütter einen Mann fand, der eben so starkgläubig und bibelfest war, wie er selbst, Michaelis mußte Heyne nachstehen, der freiere Ansichten hatte, und mit großer Vorsicht einiges neues Licht in die Büchergelehrsamkeit deutscher Hörsäle zu bringen suchte. Zur Beförderung historischer und staatswissenschaftlicher Studien, wovon hier die Rede ist, konnten sich Heyne und Pütter leicht vereinigen, denn Pütter selbst galt in unserem Vaterlande, wo man nur documentarische, juristische Geschichte, welche blos das Aeußere anging, kannte, für einen tüchtigen Historiker. Das war

er allerdings, so weit man zur Geschichte einer Seele und einer lebendigen Auffassung des Lebens und der Menschen nicht bedarf, denn er kannte die Gesetze, die Verfassung, die unselige Justiz unseres Vaterlandes besser als irgend ein anderer. Pütter wußte jede noch so kleine Thatsache der sogenannten Reichsgeschichte und kannte alle ihre Quellen, vom dicksten Folianten bis zu der für irgend einen Reichsritter auf einem Reichsdorfe über einen Punkt der Gerichtsbarkeit oder über Benutzung eines Waldes oder einer Weide geschriebenen Deduction. Er war mit dem Labyrinthe der deutschen Rechts- und Gerichtsverwaltung so vertraut, daß man sogar von Wien aus, wo er doch für einen Gegner kaiserlicher Justiz galt, sich von ihm den Faden der Ariadne erbat und ihm eine Reichshofrathsstelle anbot. Um die Art Geschichte, die Pütter verstand, lehrte und trieb, buhlte jedermann und ehrte den, der sie trieb, eine andere konnte bei der bestehenden Einrichtung des Reichs und der einzelnen Regierungen, beim Mangel jeder Art von Oeffentlichkeit unmöglich aufkommen.

Pütter ward von allen deutschen Fürsten-, Reichsgrafen und Baronen, von Staaten und Städten mehr geehrt und gesucht, als irgend einer der größten Geister, (Göthe, der Minister war, allein ausgenommen), je gesucht ist, und die beiden nicht ganz dünnen Bände seiner Autobiographie sind besonders bestimmt, dies documentarisch nachzuweisen; Pütters Reichsgeschichte war daher auch das Ideal des einzigen Publikums für Geschichte, welches es damals in Deutschland gab. Dies war der Theil des Adels, der nicht blos französische Bücher las, und die Juristen. Um Pütters historisch-juristische Weisheit, die gegen jede andere durch den Kürasß der Gelehrsamkeit fest machte, einzusammeln, vereinigte sich in jedem Halbjahre regelmäßig, wie das genaue Namensverzeichniß in seinem Leben, wo nach Stand und Würden die Honoratioren gebührend ausgezeichnet sind, wie sie auch für die Gebühr einen besondern Platz hatten, in seinem Hörsaale Deutschlands Hoffnung. Da waren, wie er jubelnd über die von ihm verbreitete National-

intelligenz uns meldet, Fürsten und Reichsgrafen und ihre adligen Begleiter und hochansehnlichen Hofmeister, da waren Barone, Reichsritter, Patrizier unserer und Schweizerstädte; die Andern werden nur gezählt und nicht genannt (numerus et sine nomine vulgus). Also alle, die an Geschichte Theil nahmen und nicht zu denen gehörten, von denen Pütter mit Homer urtheilte, daß sie seyen:

Nie im Kampfe Gerechnete oder im Rathe,

wollten entweder ihr eignes Glück, oder das Glück derer, in deren Dienst sie vornehm und reich wurden, auf Feudalrechte des Mittelalters gründen, oder aus dem sogenannten deutschen Rechte und der Geschichte machen, was sich zu ihrem Vortheil daraus machen ließ. Da die historischen Wissenschaften in Göttingen ganz feudalistisch getrieben wurden und man dort in Werktagen unter Büchern und Deductionen und Noblesse, am Sonntage in seidenen Strümpfen auf Visiten war, so flüchteten sich alle, die etwas freier zu athmen suchten, zur Philosophie, die in Göttingen nicht gefunden ward, oder vom positiven Recht zum Vernunftrecht. Dies zog dann die Plebejer und jeden, der freier athmen wollte, erst zu Darjes nach Frankfurt an der Oder, dann nach Jena, als dort seit 1787 eine Art philosophischer Offenbarung hinter einander von Reinhold, Fichte und Schelling mit solcher Zuversicht verkündigt ward, daß Hunderte dahin strömten.

Neben Pütter stand sein Landsmann und Sinnesverwandter Achenwall, der, ebenfalls Professor der Rechte, Geschichte und Staatswissenschaften vereinigte und in der Ersteren nicht sowohl eine bildende und philosophische Wissenschaft, als vielmehr eine nützliche und brauchbare erkannte. Er lehrte für dieselben Leute, die sich um Pütter sammelten, die Kenntniß des Bestehenden und Geltenden, seine Erfindung der Statistik sollte den Kreis der reellen Kenntnisse, nicht den der Ideen erweitern, dem Gedächtnisse eingeprägt werden, nicht lehren, wie man im Leben über das Leben urtheilen solle. Seine Weisheit ward, wie die der andern Göttinger Professoren, hauptsächlich Compendien vertraut. Büsching war nur eine vorüber-

gehende Erscheinung in Göttingen, auch schrieb er seine Erdbeschreibung und seine übrigen historischen und geographischen Schriften zwar mit dem lobenswerthen Fleiße und der Genauigkeit der vorigen Zeit; aber auch ganz im Style und Geschmack derselben, so daß hier von ihm die Rede nicht seyn kann. Gatterers Verdienste um die Fortschritte der deutschen allgemeinen Bildung beschränken sich auf seine geographischen Bemühungen, alle seine anderen Schriften, deren gelehrtes Verdienst zu würdigen hier nicht der Ort ist, gehören der ersten Hälfte des Jahrhunderts an und ihrer Art, Geschichte zu betrachten und zu behandeln. Geographie behandelte Gatterer mit Sinn und Geschmack und erleichterte nicht blos das Studium derselben, sondern paßte es dem Bedürfnisse des Lebens und sogar den von den Urhebern der neuern Erziehung gepredigten Grundsätzen vortrefflich an. Sein Verdienst von dieser Seite, auch in Rücksicht der von ihm seinen Zuhörern mitgetheilten Karten, die nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen sind, ist nie gebührend anerkannt worden.

Schlözer war Michaelis und Achenwalls Schüler, von seinem Geschmack und seiner classischen Bildung läßt sich daher wenig sagen; doch machte er in Deutschland Ausnahme und Aufsehen, weil er Statistik, Staatsrecht und Staatswissenschaft, wenn auch oft wunderlich und burschikos, doch nicht nach dem Schlendrian trieb, weil er der russischen Autokratie geneigter war, als der Deutschland beherrschenden Aristokratie. Auch die Manier, wie er im Gegensatz gegen Herder, den er schrecklich mitnahm, Universalgeschichte trieb, war in ihrer Art genial, da er in seinem prosaischen Trotz eben so weit ging, als Herder im poetischen. Sein Hauptverdienst um die Fortschritte Deutschlands zu einem freieren, von Servilität entfernten Leben erwarb er sich, wie wir erst unten anführen werden, durch sein Journal, welches ein Schrecken aller kleinen Despoten, Obscuranten und decretirenden Beamten ward. Als Forscher war er allerdings groß und nützlich; aber von den Urgeschichten des Nordens, denen er einen Quartband widmete, von seinen Ar-

beiten in Schweden und Rußland, von Russischen, Schwedischen, Litthauischen, Türkischen Geschichten, die er gelehrt behandelte, kann hier nicht die Rede seyn, wo nur von bildender Literatur und von Wirkungen aufs Volk, nicht auf die Gelehrten, gehandelt wird. Alle diese Geschichten, wodurch sich Schlözer eines Platzes in den sogenannten kaiserlichen oder königlichen Akademien, vielleicht auch eines Ordensbandes würdig machte, waren im Styl und im Geschmack der Mascov und Gebauer geschrieben, die ihm zunächst vorangingen, und deren andere Verdienste so groß sind, daß sie des Lobens der Philosophie und des Geschmacks leicht entbehren können.

Schlözer war schon 1764 Göttingischer Titularprofessor geworden; er hatte sich aber hernach in Petersburg aufgehalten und ward erst 1769 Lehrer an der Göttinger Universität. Da er Achenwall nicht beeinträchtigen wollte, und seine Vorträge über Geschichte von Nord- und von Südeuropa nur eigentlichen Gelehrten anziehend seyn konnten, so suchte er eine ganz neue Universitätswissenschaft, die Universalgeschichte, zu schaffen. Auf diese Weise kam Schlözer früher auf den Gedanken einer derben Philosophie der Geschichte der Menschheit, ehe Herder den einer luftigen ausführte. Er hielt nämlich Vorträge über das, was er, nach seiner Art das Universum zu betrachten, Universalhistorie nannte, schrieb auch ein Büchlein darüber, in welchem geistreiche Einfälle und sinnreiche Andeutungen mit den crassesten und derbsten Machtsprüchen abwechseln. Die Schlözerschen Vorlesungen und das Büchlein, welches er 1772 und 1775 unter dem Titel: Vorstellung der Universalhistorie, und in der dritten Ausgabe (1. Theil 1785. 2. Theil 1789) unter dem Titel: Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange herausgab, fielen in die Zeit, als Herder durch seine Ideen viel Aufsehen machte. Beide Männer und ihre Geschichten konnten recht gut neben einander der Nation nützen; ein Streit zwischen ihnen schien unmöglich, weil der eine die Geschichte von den Wolken aus, der andere vom Göttinger Standpunkte betrachtete. Sie

geriethen gleichwohl in furchtbaren Zwist, weil beide durchaus keinen Widerspruch vertragen konnten.

Beide Männer waren offenbar zu lebhaft, zu sehr von sich und von dem ihnen von ihren Anhängern gespendeten übermäßigen Rauchwerk eingenommen, um mit Ruhe und völliger Unpartheilichkeit die ganz verschiedenen Systeme und Ansichten der Naturforscher und Historiker über die Erde und ihre Bewohner, oder den relativen Werth der verschiedenen Religionen, Nationalitäten, Literaturen, zu würdigen und ein Gemälde aller Zeiten und Völker zu entwerfen, welches auch diejenigen befriedigen könne, die auf eine andere Weise als die beiden Universalhistoriker gebildet wären. Herder hatte weder große Naturstudien gemacht, noch Astronomie, Geognosie und ihre Hülfswissenschaften lange und gründlich studiert, gereifte, solide und verdaute historische Gelehrsamkeit besaß er ebenfalls nicht; er schrieb daher seine Weltgeschichte, wie er ein episches Gedicht würde geschrieben haben. Im Sturme seiner Bewegung achtet er weder auf das logische Gesetz der Verbindung der einzelnen Behauptungen, noch ist er stark an Gedächtniß oder an Kritik; Schlözer dagegen ist als Universalhistoriker so leidenschaftlich und heftig, als er stets im Leben war. Er ist ganz im Aeußern verloren, nur die Erscheinung, nur sinnliche Größe, keine intellectuelle oder contemplative Eigenschaften erkennt er an. Phantasie, Gefühl, wahre Seelengröße und Alles, was damit zusammenhängt, läßt er kaum als wesentliche Eigenschaften des Menschen gelten. Man ist versucht, zu lachen, wenn er, wie wir ihn (1796) zuweilen auch auf dem Katheder thun hörten, mit drolliger Heftigkeit die Rechte und Vortheile des äußern Lebens, oder, wie es jetzt heißt, die materiellen Interessen, denen es selbst unter den Wilden nicht an Vertheidigern mangelt, gegen geistliche und geistige Ansprüche vertheidigte. Die Welt des Griechenthums steht ihm daher gegen die neuere weit zurück, die geistige Größe der Griechen mit allen poetischen Eigenschaften ihrer Helden verschwindet aus seinen Augen vor der unzählbaren Menge der Mongolen und Tartaren, und Mil-

tiades wird ihm zum Dorfschulzen, verglichen mit den rohen Hordenführern und den Hunderttausenden, an deren Spitze ein Dschingiskhan und Tamerlan ficht. Die in den kleinen Staaten der Griechen zusammengedrängte, colossale, moralische Größe menschlicher Freiheitsäußerung bemerkt Schlözer nicht, weil sein Auge nur beim Anschauen der physischen Ausdehnung der großen asiatischen Despotien zu verweilen gewohnt ist. Dabei muß man jedoch eingestehen, daß Schlözer, wenn er auch in seiner dreisten Manier zu weit ging, doch eigentlich den Weg bahnte, der allein zu derjenigen Art Geschichte führen konnte, deren unsere Zeit bedarf. Er wendete nämlich die Grundsätze eines Voltaire und Bolingbroke auf unsere gelehrte Geschichte an; aber er verband mit ihrer Kritik das, was beiden mangelte, gelehrte Forschung, gründliche Kenntniß des Einzelnen und aller Hülfswissenschaften der Geschichte. Er entzog zuerst die alte Geschichte der tyrannischen Herrschaft der Theologen, weil er zum gründlichen Sprachkenner und Exegeten von Michaelis gebildet, die Jüdische Geschichte wie andere Geschichten behandeln lehrte.

Schlözer war freilich nicht ganz unbefangen, das bewies er durch seine Polemik während der holländischen Unruhen und durch seine Streitschrift für Ludwig Ernst von Braunschweig, wie durch seine Heftigkeit zu Gunsten König Georgs III und der englischen Aristokratie gegen die Nordamerikaner; allein sein Rechtsgefühl machte ihn doch sonst überall zum Vertheidiger der natürlichen Rechte und des gesunden Verstandes gegen Feudalrecht, veraltetes Urkundenrecht und hergebrachte irrige aber doch allgemein herrschende Meinungen. Schlözers sogenanntes Zeitungscollegium und seine Vorlesungen über Politik, welche freilich später eine etwas stark conservative Richtung nahmen, waren, besonders weil sie in Göttingen, wie es damals war, gehalten wurden, einzig in ihrer Art, da Schlözer jede Rechtsverletzung und jede Tyranney erfuhr und mit der ihm eignen Heftigkeit verfolgte. Was die Zeitungen nicht schreiben, was selbst sein Journal nicht aufnehmen durfte, verkündigte er einem

zahlreichen Kreise von Zuhörern, der freilich seit der Zeit der Revolution verschwand. Wir erkennen besonders in der Art Wirksamkeit, welche Schlözer neben einem Pütter, Meiners und Ihresgleichen in Göttingen hatte, den Geist seiner Zeit; das vereinigte Streben aller Classen und Stände und Confessionen Freiheit des Geistes und der bürgerlichen Bewegung zu erringen, die Bande des Mittelalters, der Feudalität und des siebenzehnten Jahrhunderts zu zerbrechen. Dies ist um so merkwürdiger bei Schlözer, da er gerade in den ersten fünfzehn Jahren seines Lehramts unglaublichen Zulauf hatte, und mit der ihm eignen Freimüthigkeit, Derbheit und Heftigkeit vor Leuten redete, die in unsern Zeiten mit Abscheu vor ihm zurückbeben würden, wenn er, was schwerlich der Fall sein möchte, überhaupt in dem Ton öffentlich reden dürfte.

Spittler, der besonders in den Jahren 1780—1795 in Göttingen glänzte, und dessen ohne alle Declamation oder Sophistik ungemein leichten und glänzenden mündlichen Vortrag der Verfasser dieser Geschichte um so mehr bewundert hat, je mehr Spittler in seiner Manier einzig dastand, begann seine Laufbahn als gelehrter Forscher und endigte sie als Minister des ärgsten Despoten Deutschlands; nur die Mitte seiner Laufbahn gehört daher hieher. Forschungen über Kirchengeschichte und canonisches Recht empfahlen Spittler zuerst als Gelehrten, als furchtbaren Feind aller der Betrügereien, Lügen und Fälschungen, wodurch herrschsüchtige Pfaffen im Mittelalter die Menschheit unter ihre Gewalt gebracht hatten, und zugleich als Kirchenhistoriker; er wandte sich aber bald zur politischen Geschichte. Seine erste gelehrte Dissertation bewies den Gelehrten, für welche sie allein bestimmt war, die völlige Nichtigkeit des päbstlichen Kirchenrechts und des byzantinischen Kirchenglaubens; schon sein Handbuch der Kirchengeschichte war aber, wie seine spätern Werke für den gebildeten Theil des Publicums bestimmt, welches damals im Geistlichen und Weltlichen seine alten gesetzlichen Rechte wieder zu erkämpfen strebte. Das Handbuch der Kirchengeschichte verkündigte nämlich ganz kurz

und populär das Resultat seiner Forschungen über das, was Schlözer Hildebrandismus des Mittelalters zu nennen pflegte. Mit andern Worten, Spittler bekämpft nicht etwa den Papismus allein, sondern den Pfaffengeist überhaupt, also auch den Fanatismus der protestantischen Geistlichen, welche ihre Gemeinden nöthigen wollen, an symbolische Bücher, statt an biblische zu glauben. Die Künste und Erdichtungen der Hierarchen aller Art zeigte Spittler dem großen Publicum faßlich und geschmackvoll in ihrer ganzen Blöße.

In der politischen Geschichte begann Spittler mit seiner Zeit und ihren Bedürfnissen fortschreitend gerade dort, wo Schlözer aufgehört hatte, der im Allgemeinen von einem unbedingten Freiheitsbedürfniß der menschlichen Natur nicht wissen wollte, sondern Alles auf physische Behaglichkeit und materiellen Wohlstand bezog. Schlözer konnte daher nach seiner Art, die Dinge zu betrachten, wobei es ganz allein auf gute Verwaltung, auf Ordnung, Polizei und Justiz ankam, gleichviel wer sie einrichtete und aufrecht hielt, mit gutem Gewissen Peter den Großen, Ludwig Ernst von Braunschweig und Lord North's Ministerium preisen, und Franklin, die holländischen Patrioten und Lafayette furchtbar schelten; das konnte Spittler nicht. Schlözer schenkte den vielen Millionen Chinesen, den zahlreichen Horden der Mongolen, Türken und Tataren, der rohen Gewalt der Russen, Litthauer, Cumanen mehr freundliche Sorge und Aufmerksamkeit, als den unruhigen, aller Polizei sich entziehenden Griechen und den nach seiner Meinung schändlich rebellirenden Nordamericanern, die er beide verachtete oder gar haßte. Spittler führte dagegen durch seine ganze Geschichte auf das Bedürfniß freier und constitutioneller Verfassungen. Seine Particulargeschichten deutscher Fürstenthümer zeigten dabei Spittler von seiner doppelten Seite, als Mann des Volks, der im Sinne Josephs und Friedrichs und vieler andern edlen Fürsten seiner Zeit, dem Volke Bedeutung im Staate geben wollte; auf der andern als feinen Diplomaten und Hofmann, als welchen ihn schon in Göttingen die äußern

Formen seiner Erscheinung bezeichneten, d. h. er zeigte sich als einen Mann, der schon das Ministerwerden im Auge hatte. Um dabei der Geschichte nichts zu vergeben, führte er sie überall nur bis zu dem Puncte, wo er hätte sagen müssen, was er nicht sagen wollte, oder falsch berichten, wir können daher auch seine Geschichte unbedingt als eine im Geiste der nach Freiheit strebenden europäischen Menschheit geschriebene betrachten, weil er zu der Zeit, als er aufhörte ein freier Mann zu seyn, auch die Schriftstellerei aufgab.

Sowohl seine Würtembergische als seine Braunschweig-Lüneburgische Geschichte sind nur bis zu dem Zeitpuncte fortgeführt, den er erlebt hatte, wo also ein Mann, wie er, die Geschichte hätte schreiben können, die unmittelbar im Leben brauchbar ist, weil der Geschichtschreiber zu gleicher Zeit Urkunde, Quelle und Bearbeiter derselben seyn kann, weil er schreibt, was er gesehen hat. Was er schreibt, das ist im Geiste seiner Zeit geschrieben, er zeigt darin factisch, wie die Bürger der deutschen Reichsländer es anzufangen haben, um sich ihrer Vorfahren würdig zu machen, und nach deren Beispiel für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger gegen die fürstlichen und aristokratischen Anmaßungen der Obrigkeit standhaft zu kämpfen, und sowohl den militärisch-juristischen Eingriffen der Fürsten und ihrer Beamten, als der Oligarchie einer privilegirten Art von Ständen Schranken zu setzen. Spittler zeigt ohne Declamation und ohne Demonstration, mit welcher Festigkeit und Ausdauer auch sogar noch im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die deutschen Bürger ihre Rechte vertheidigten, deren sie hernach nach Ludwigs und der preußischen Könige Vorgang, im achtzehnten militärisch beraubt wurden, als ihre servilen Seelen um Hofgunst buhlten und sie selbst, egoistisch jeder um äußern und um Privatgewinn besorgt, der gemeinen Sache vergaßen.

Bei der Abfassung des Handbuchs der europäischen Geschichte befolgt er denselben Plan und auch dieselbe von Napoleon empfohlene Klugheit, die jüngste Zeit nicht zu berühren

(d'éviter la proximité des tems), das zu thun überließ er seinem Fortsetzer Sartorius, den man, ohne daß er es andeutet, leicht unterscheidet, da er Spittler, leider nur in einer Eigenschaft, in der Eitelkeit, gleich war. Er deutet überall vorzugsweise den Fortschritt und die Rückschritte des Strebens nach politischer Freiheit mit sicherem Tact an und bemerkt, wo man bei der Verwaltung ganz allein an die Regierenden und Verwaltenden und wo man an das ganze Volk dachte. Diesen Ansichten folgt er selbst in dem Journale, das er mit einem Manne wie Meiners, den man einen Feind aller Freiheit und Humanität nennen würde, wenn er nicht als bloßer Büchermacher gar zu verächtlich wäre, unternommen hatte. Jedes Blatt von Spittlers Handbuche beweiset den richtigen Blick und die augenblickliche Auffassung des wesentlichen Puncts, worauf es in den einzelnen Perioden ankommt, woran es gerade dem Gelehrtesten oft am mehrsten mangelt. Man erkennt mit Staunen, wie ein großer Kopf mit angebornem Tact in den Quellen und Acten auch nur blätternd mit geübten Blick in einem Augenblicke das findet, was der bloße Gelehrte bei Jahre lang fortgesetztem Studium oft vergeblich sucht. Man begreift daher auch nicht, wie Sartorius es wagen konnte, als Spittler das Handbuch und die Geschichte aufgab, sich in einem und demselben Text so nahe an ihn zu drängen, daß nur der Kenner, aber dieser auch mit lautem Lachen, erkennt, wo Spittler aufhört und wo sein Doppelgänger zu reden anfängt.

Sehr großer Verlust für deutsche Geschichtschreibung war es, daß gerade um die Zeit, als Spittler durch sein Handbuch das Wesen aller Historie durch seine edle Sprache, seinen Ton, Tact, Kürze und Bündigkeit des Styls allen Deutschen zugänglich machte und die Gelehrten vom Wühlen in Quellen und Urkunden, aus dem Dunkel der Folianten und Quartanten ins Licht des Lebens rief, Dohm sich von der Geschichte ins praktische Leben zurückzog, um erst in seinem Alter zu ihr zurückzukehren. Ein Biedermann wie Dohm, erfüllt vom Geiste der schönsten Zeit Deutschlands, voll Liebe zur Freiheit und zum

Vaterlande, mit Staatsgeschäften ebenso bekannt, als mit Büchern, hätte, wenn er sich früher damit beschäftigt hätte, den Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit, die fast isolirt in unserer Literatur dastehen, noch eine ganz andere Bedeutung geben können, als sie haben und behalten werden. Wir erwähnen hier dieser Denkwürdigkeiten oder vielmehr seiner Staatsgeschichte von Preußen, Oesterreich, Deutschland und Rußland, bis auf Friedrichs II. Tod, welche freilich erst in unserm Jahrhundert erschienen ist, weil das Werk seines Geists und seines Inhalts wegen der Periode angehört, die wir hier behandeln. Die Geschichte, die er behandelt, ist nicht aus Büchern, sondern aus unmittelbarer Erfahrung geschöpft, sie geht mit der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft Hand in Hand, und wird diesen keineswegs, nach Art der Doctrinärs, untergeordnet. Die Erzählung ist natürlich, wie der Styl, ohne alle Sophistik, da das Werk für den Forscher und gebildeten Geschäftsmann bestimmt ist, die man nicht gleich dem Haufen der Leser durch Rhetorik täuschen kann. Dohm faßt natürlich die Dinge nur von dem Standpuncte aus, auf dem er als freisinniger deutscher Staats- und Geschäftsmann stand, und affectirt keine Genialität oder Philosophie; gerade dieses giebt aber seinem Buche unter den hunderten von gemachten und in der einen oder andern Art affectirten Büchern, an denen wir keinen Mangel haben, einen ausgezeichneten Werth. Dohms Buch ist bekanntlich das Einzige der Art, welches ein deutscher Staatsmann über öffentliche Angelegenheiten einfach und klar ohne andere Rücksichten als die eines Biedermanns geschrieben hat. Dohm zeigt sich zwar mit Recht als Bewunderer Friedrichs II; aber von alberner Vergötterung, von blinder Billigung Alles dessen, was Friedrich II. that und dachte, wird man keine Spur bei ihm finden, denn er glänzte seiner Zeit stets unter denen, welche ihren Zeitgenossen und den Nachkommen in jener Periode Freiheit des Geistes und eine freiere bürgerliche Verfassung zu erkämpfen suchten.

Dohms Lebensgang und seine staatswissenschaftlichen und historischen Schriften, die er bekannt machte, ehe er in Preußische Dienste trat, zeigen ihn uns als den einzigen Mann, der die Tüchtigkeit der alten Bildung und die Fähigkeit eines brauchbaren Geschäftsmanns mit dem eifrigen Streben verband, das erstorbene, in Pedanterei, Gelehrsamkeit, Schlendrian erstarrte deutsche Leben durchaus zu reformiren. Er ergriff als junger Mann Basedows Gedanken, die Erziehung der Jugend dem Bedürfniß der Zeit anzupassen, mit großem Eifer und war sogar eine Zeit lang bei Basedow in Dessau, bis er erkannte, daß Leute wie Basedow und Wolke weder andere als utopische Plane ausheckten könnten, noch auch, wenn sie andere Plane faßten, im Stande seyn würden, sie auszuführen. Unmittelbar hernach griff er zu F. H. Jacobi's großem Verdruß das von diesem und von der Mode damals überall begünstigte sogenannte physiokratische System der Staatswirthschaftslehre mit siegenden Gründen an, weil er, als Verkündiger der Lehre von einem neuen Leben und einer neuen Geschichte darin eine Stütze des alten fand. An der Anstalt in Cassel, welche der Landgraf, oder eigentlich der Herr von Schlieffen im Gegensatz gegen die Universitäten des Mittelalters, deren Hauptsache die sogenannten Brodfächer waren, gründen wollte, war er eine vorübergehende Erscheinung. Die Zwitteranstalt in Cassel zerfiel bald, oder, wie wir schon an einem andern Orte bemerkt haben, sie kam aus Mangel an Schülern so wenig zu Stande, als eine ähnliche unter dem Fürsten Primas zu Frankfurt am Main, an welcher der Verfasser dieser Geschichte zwei Jahre lang angestellt war.

In dem Jahre (1779), als einem der ausgezeichnetesten Männer Deutschlands, dem edeln und freiheitliebenden Georg Forster an dem sogenannten Carolinum in Cassel eine Zuflucht gegeben ward, wurde Dohm von dort nach Berlin berufen, und trat da seine diplomatische Laufbahn an, während der Schweizer Johannes Müller das historische Fach in Cassel mit unge-

heuern Ansprüchen und Anmaßungen übernahm. Dieser, immer nach Anderem strebend, als nach dem, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, ward bald darauf nach Mainz gerufen, um dem Kurfürsten mit seiner Feder zu dienen; er wandte sich also vom Lehren zum Schreiben, und traf in Mainz mit Sömmering und Forster, der indessen in Wilna gewesen war, wieder zusammen. Müller gründete dort hernach die Art von Glück, welches er sein ganzes Leben lang suchte, auf Vertheidigung der Hierarchie und Feudalaristokratie, während Forster durch den schönen Traum von Freiheit und Menschenrechten schändlich unterging.

In dieser Zeit war es, daß Müller eine ganz neue und eigne Art von Historiographie in Deutschland emporbrachte, die hernach jedermann als das Höchste pries. Er schrieb ein Werk, das zwar nur wenige verstanden und das nur stellenweise genossen werden konnte, in welchem auch die ungeheure Gelehrsamkeit und die Masse von Citaten mehrentheils ganz überflüssig verschwendet ist, welches aber gleichwohl als vollendetes Meisterwerk galt. Müllers Werk ward überall als Meisterwerk deutscher Geschichtschreibung anerkannt, und am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie in dem unsrigen, bis zur Lächerlichkeit gerade in seinen Mängeln nachgeahmt; wir können uns daher kurz darüber fassen, da eine Kritik desselben zu spät käme, und nicht hieher gehört. Eine Bemerkung dürfen wir nicht übergehen, weil sie dienen kann, dem Werke den Ruhm eines vollendeten Kunstwerks gegen Woltmanns Kritik zu sichern. Die Deutschen nämlich belohnten Müller mit Ruhm, mit Ehren, mit Orden, mit Geld für ein Werk, worin sehr künstlich die Schweizer, welche keine Deutsche seyn wollen, den alten Griechen gleich gestellt werden, und derselbe Mann, der das Lob der Freiheit und ihre Helden, einen Tell, einen Arnold von Winkelried, und wie sie weiter heißen, ausposaunte, war Höfling der Hierarchen von Mainz, als Protestant Apologet Pius VI., Schützling der Habsburger in Wien, als sie die Freiheit verfolgten, Diener der militärischen Mo-

narchie in Berlin und endlich gar eines Hidronymus Bonaparte in Cassel.

Da Niemand daran Anstoß genommen hat, so sieht man, wie sehr Müller seiner Zeit vorausgeeilt war, wie er schon im vorigen Jahrhunderte rein wissenschaftlich und künstlerisch ein objectives Werk schuf, dem weder in Rücksicht des Inhalts noch der Sprache das Geringste Subjective anklebte. Wir wollen daher nur im Vorbeigehen Einiges bemerken, was die Wirkung des Buchs nach Außen hin angeht. Müller bildete sich nämlich sonderbarer Weise für seine Schweizergeschichte einen ganz eignen Styl, der von dem, dessen er sich sonst bediente, ganz verschieden war, und eben so künstlich und mühsam ist als Jacobi's Styl, nur in einer andern Art, da Jacobi seiner akademisch modernen Philosophie auch seinen akademischen Styl anpaßte, wie Müller seiner romantisch-antiken Geschichte den alterthümelnden. Müllers Schweizergeschichte erlangte zuerst durch seine zahlreichen Freunde und Bekannten, zu denen gerade die bedeutendsten Männer im Staate und in der gelehrten Welt gehörten, denselben Ruf, den früher Klopstocks Messias auf ähnliche Art als Epos erlangte. Er gewann die Gelehrten durch die große Gelehrsamkeit und auch sogar durch den Luxus des Citirens einer Menge von Urkunden für Dinge, die ohne alle Urkunden geglaubt und bewiesen werden können, besonders aber dadurch, daß Einrichtungen, Sitten, Gesetze und Aristokratie des Mittelalters historisch in ein neues, sehr glänzendes Licht gestellt waren. Je weniger Personen es gab, die das Werk ganz lasen, und je glänzender und rednerischer die einzelnen Stücke waren, welche von sehr vielen wirklich gelesen wurden, je inniger man sich freute, daß Alles zur Ritterzeit noch viel schöner gewesen sey, als man es nur zu wünschen wagte, und daß dies Alles aus Chroniken und Urkunden documentarisch bewiesen werden könne, desto größer war Müllers Ruhm. Er ist von Woltmann, dem er emporgeholfen hatte, und der doch in der That nicht werth war, ihm die Schuhriemen zu lösen, auf seinem eignen Felde, das heißt als historischer Künstler, sehr hart angegriffen worden;

wir gehen darauf nicht ein, weil wir es nicht verstehen, sondern überlassen den Lesern, Woltmann über die Art historischer Kunst zu befragen, die Müller durch Beispiel und Woltmann durch seine Kritik empfiehlt. Wir haben hier nicht mit der Theorie der Geschichte, sondern mit der Wirksamkeit der Schriftsteller und mit ihren Wirkungen in ihrer Zeit und auf ihre Zeit zu thun. In dieser Beziehung war Müller und der sonderbare Einfall der Gelehrten, ihn bald als den Thucydides, bald als den Tacitus der Deutschen thöricht zu preisen, doppelt nachtheilig, weil der Ruhm, dessen er unter den Vornehmen und Gelehrten genoß, eine neue Generation von Schriftstellern um so mehr irre leitete, als erst die Romantiker, dann die Reaction gegen die falsche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts seine Manier und sogar seine Sprache in die Mode brachte.

Welche Dinge aber den Ruhm der Gelehrten verbreiten und den Einfluß ihrer Bücher begründen, kann man an Müller lernen. Er verdankte seinen Ruf im großen Publicum, in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, wo wir unter denen, mit denen wir über Müller sprachen, sehr wenige gefunden haben, die auch nur einzelne Stücke der Schweizergeschichte aufmerksam gelesen hatten, gerade den Arbeiten, die er selbst mit allem Rechte des Drucks nicht werth gehalten hatte. Dies sind seine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten; denn seiner Reisen der Päbste und seiner Schriften über den Fürstenbund wollen wir lieber gar nicht erwähnen. Was diese allgemeine Geschichte angeht, so sieht man auf den ersten Blick, daß die alte Geschichte auf den Effekt berechnete Vorlesungen für junge Herrn von Stande waren, worin unstreitig viel Geistreiches glänzend gesagt wird, die aber Woltmann oder einer Seinesgleichen so gut hätten schreiben und viel besser halten können, als Müller mit seinem widrigen Dialekt; gerade diese Vorlesungen haben in unserm Jahrhundert Müller ein großes Publicum verschafft. Wir dürfen hier aber von der allgemeinen Geschichte und von Müllers späterer historischer Wirksamkeit um

ſo weniger reden, als beides dem neunzehnten, nicht dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

§. 4.

Verhältniß der Schriftſteller zu den Regierungen. Journaliſtik. Staatswiſſenſchaft.

b.

Da im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht einmal der Schatten politiſcher Freiheit, öffentlicher mündlicher Verhandlungen und Freiheit der Preſſe, die doch jetzt hie und da vorhanden ſind, gefunden wurden, ſo wäre ohne den damals unter vielen Fürſten und unter den beſſern Miniſtern herrſchenden, ſeit Napoleons Zeit gänzlich verſchwundenen Eifer für Aufklärung des Volks und Abſchaffung der Mißbräuche in Deutſchland jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich geweſen. Politiſche Zeitungen waren ſo gut wie gar nicht vorhanden, denn was konnten die geduldeten und unter ſcharfer Cenſur gehaltenen in einem Lande berichten, wo weder die Gerichtsverhandlungen mündlich, noch öffentlich waren, wo der Bürger weder die Schrift ſeines Advokaten noch das Urtheil ſeines Richters verſtehen konnte, weil beide halb lateiniſch, halb kauderwelſch abgefaßt waren, und wo das Urtheil der Form wegen oft in einem einzigen Satze von zwei oder drei athemloſen Seiten gefaßt war. In einem Lande, wo ſelbſt die Feudalſtände in amtlichem und vornehmem Stillſchweigen und Geheimniß gehalten wurden? Wer hätte es auch nur wagen dürfen, einen von den winzigen Reichsgrafen oder hochgebornen Reichsbaronen, die in den Dörfern und Weilern ſouverän waren, oder einen der adligen oder bürgerlichen Bürgermeiſter, welche in den Städten polizeilich und juriſtiſch herrſchten, durch ein Wort der Wahrheit zu reizen? Nur durch die Begünſtigung der Regierungen, welche eine ähnliche Art der Literatur, als die war, wegen deren ſie die Franzoſen bewunderten, emporbringen wollten, konnten ſich Zeitſchriften unter uns eine Exiſtenz ſichern. Die Journaliſtik ging daher auch erſt ſpäter von den ſchönen Wiſſenſchaften zur

Politik über; obgleich schon Wieland zuweilen ein freieres Wort in seinen Mercur zuließ. Uebrigens zeichnet sich jene Zeit dadurch aus, daß die angesehensten und würdigsten Männer den Versuch machten, in unserm Lande, wo keine eigentliche Hauptstadt den Ton und den Geschmack leitet, wo sich so leicht ein Buchhändler, eine Universität, ein künstlich gehobenes Journal, eine Winkelresidenz, ein Speculant oder der Stifter einer Kameradschaft der Dictatur über Literatur und Politik bemächtigen kann, zu dieser leichtern Art Schriftstellerei herabließen. Ehe wir die Wirkung dieser Erscheinung an einigen Beispielen nachweisen, müssen wir einen Blick auf den Antheil werfen, den einige Fürsten und Minister an den Bemühungen der Gelehrten um Aufklärung und größere Freiheit der Presse nahmen.

In Berlin war sowohl die A. D. B. als die Berliner Monatschrift, so lange Friedrich lebte, ein Aergerniß aller Obscuranten, und Zedlitz, als Minister, gab Bahrdt eine Zuflucht und Eberhardt eine Professur zu Halle. In den kleinern deutschen Staaten, die Reichsstädte ausgenommen, begünstigte man schon des Kaisers und des Königs von Preußen wegen, aber auch, wie in Dessau und Baden, aus edlem inneren Triebe jeden Verbesserungsvorschlag. In Braunschweig schützte der Herzog selbst sowohl erst Lessing, als später Mauvillon gegen das fanatische Geschrei der theologischen und politischen Verfolger, so lange es die Umstände nur immer erlaubten, und mehr wird nur ein Phantast von Fürsten und Diplomaten fordern oder auch nur erwarten dürfen. In Weimar vereinigte erst die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Prinzessin von Braunschweig, hernach der junge Herzog eine Anzahl von Männern, welche mitten unter der Literatur der von dem sächsischen Hofadel begünstigten faden Tagesliteratur und der Witzelei eines Musäus und Kotzebue eine solidere Literatur gründeten. Göthe, Herder, Schiller mußten freilich dem Hofgeschmack der gnädigen Frauen und Herren, dem sich Wieland ganz anpaßte, oft huldigen; allein, alle vier wurden gerade dadurch nützlicher, als sie sonst gewesen wären, daß sie alle Classen und Stände an

die neue Literatur knüpften und die Pariser Waare durch bessere entbehrlich machten.

In Gotha ließ freilich die Herzogin zu Gunsten ihres Sohnes im siebenjährigen Kriege auf der einen Seite Pütter kommen, um dem künftigen Regenten Reichsgeschichte und Reichsprozeß zu lehren und auf der andern von Voltaire, der nicht das Geringste von deutscher Geschichte verstand, ein Buch darüber verfertigen; allein selbst dies Letztere bewies doch, daß sie dazu beitragen wollte, dem wüsten alten Treiben der gelehrten Forscher ein Ende zu machen. Auch die Correspondenz Grimms mit dem nachherigen Herzoge, die Lappalien, die er sich aus Paris von Grimm schreiben ließ, beweisen, so wie des Herzogs von Braunschweig an Marmontel verschwendete Complimente, und wie Mirabeaus Aufnahme in Braunschweig, daß die Regenten das Streben der Nation, der alten Bande entledigt zu werden, theilten, und das Fortschreiten begünstigten.

Wir haben oben angedeutet, wie Herzog Carl von Würtemberg auf militärische Weise die Fortschritte der neuen Bildung fördern wollte, deren Bedürfniß er wirklich empfand, während von Schlieffen den Landgrafen von Hessen-Cassel dahin brachte, daß er sich derselben thätig annahm, ohne daß er selbst den geringsten Sinn dafür hatte. Im finstern Münsterlande war der edle Fürstenberg als Minister ein eifriger Freund des Lichts, und nahm sich der aufstrebenden und verbessernden Gelehrten an. F. H. Jacobi und sogar der etwas übergeniale und oft cynische Heinse, der, obgleich Protestant, doch hernach Bibliothekar des Primas der deutschen katholischen Geistlichkeit wurde, standen mit ihm in naher Verbindung. Fürstenberg suchte, wie man aus den Journalen der Zeit, besonders aus Schlözers Staatsanzeigen urkundlich beweisen kann, sowohl in weltlichen als in geistlichen Dingen in seinem ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen Westphalen eine neue Ordnung zu begründen. Bei Carl Theodor waren freilich schon zu der Zeit, als er noch als Kurfürst von der Pfalz das schöne Land am Rhein, die Pfalz und

Berg allein beherrschte, Jesuiten, Adel und Mätressen eben so mächtig als späterhin, nachdem er auch Baiern geerbt hatte; aber er hatte dort, sowohl in Mannheim als in Düsseldorf andere Rathgeber, als hernach in München. Sein Minister von Hompesch und andere ihm ähnliche Männer suchten nicht allein am Niederrhein gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, sondern Hompesch eilte ihr sogar in Finanz- und Verwaltungssachen, wenn er freie Hand hatte, voraus. Unter Hompesch war auch F. H. Jacobi einige Zeit hindurch im Ministerium angestellt, um physiokratische Ideen auszuführen. In Mannheim wurden Musik, Schauspiel, bildende Künste auf eine solche Weise befördert, daß man wenigstens den guten Willen zeigte, deutsche dramatische Dichtung, statt der französischen, auf die Bühne zu bringen und selbst in der Oper dem Unsinn des Italienischen Getrillers, deutschen verständlichen und verständigen Gesang unterzuschieben. Zu dem Letztern ward bekanntlich auch Wieland aufgeboten, daß dieser aber den rechten Weg zur deutschen Oper einschlug, als er den Euripides travestirte, dürfen wir schon darum nicht behaupten, weil es bekanntlich Göthe als Jüngling burschikos verneint hat. Daß eine sogenannte Academie, d. h. eine eitle Anstalt errichtet ward, zum Reden halten und Abhandlungen schreiben, was seiner Zeit nützlich war, jetzt ganz überflüssig ist, würden wir eher einen Rückschritt zu Ludwigs XIV. und anderer, den Kaiser Augustus und die Medicis nachäffenden Fürsten Manier, als einen Fortschritt nennen, wenn sich nicht diese Academie große Verdienste um die deutsche Sprache und ihre Geschichte, nicht für Gelehrte allein, sondern für Gebildete überhaupt erworben hätte, wie aus ihren Schriften hervorgeht. Ein Ruhm und ein Fortschritt war es immer, daß während in Heidelberg und in Düsseldorf Controversprediger tobten, in Mannheim Wielands beide deutsche Opern mit großem Aufwande gegeben wurden, Iffland als Schauspieler und Schauspieldichter die neue Art zu denken und zu empfinden, dramatisirte und darstellte, und später Schiller

zuerst als genialer Kopf erkannt ward, obgleich er anfangs als Kraftgenie' auftrat und seine ersten Producte etwas wüst und überschwänglich waren.

In Erfurt hatte früher schon von Breidbach als Statthalter des Kurfürsten von Mainz aus einer obscuren Universität eine glänzende und aus einem Aufenthaltsorte der trägen und finstern Verfechter alter Mißbräuche einen Zufluchtsort der kühnen Verkündiger des neuen Lichts machen wollen. Wir haben schon oben bemerkt, daß er Wieland nur kurze Zeit hindurch dort zurückhalten konnte, und daß Bahrdt und Riedel und Ihresgleichen nicht gemacht waren, das neue Licht zu empfehlen. Dennoch ward dieses auch nach der Zeit im Kurfürstenthum Mainz, zu dem damals Erfurt gehörte, gehegt und mächtig gefördert. Die beiden Kurfürsten, welche vor Carl von Dalberg in Mainz regierten, so ungleich auch ihr Charakter wie ihr Leben und Wandel war, suchten doch beide den Ruhm der Theilnahme an dem in Deutschland herrschenden Streben nach Verbesserung. Der Coadjutor hatte in Erfurt seinen Sitz, und wenn auch seine Phantasie, wie sein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, wenn auch sein Verstand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, so hatte er doch für alles Große und Gute einen regen Sinn. Carl von Dalberg stand als Coadjutor in Erfurt unter den Deutschen in größerer Achtung als später zur Zeit Napoleons, wo man mit Recht glaubte, daß seine Bewunderung der Geistesgröße Napoleons zu weit gehe. In Erfurt hatte er den Ruhm eines Mäcenas und des Musageten der Deutschen, ward als edler und freisinniger Mann vergöttert, schloß sich an den Theil der Illuminaten an, welche die katholische Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollte und selbst seine Mängel und Schwächen hatten nichts Gemeines, sondern flossen aus einer Quelle mit seinen Tugenden. Uebrigens war unter den drei letzten Kurfürsten, welche alle drei mächtig dahin wirkten, daß in ihrem Staate der Geist des Mittelalters verbannt und ein

neuer und belebender herrschend werde, der Erste, nämlich Emmerich Joseph, der achtbarste und in jeder Rücksicht würdigste. Emmerich Joseph hatte in den siebenziger Jahren, als Basedow die Schulen, den Unterricht und die Lehrbücher des protestantischen Deutschlands reformiren wollte, und als der Abt Felbinger das Volksschulwesen in den österreichischen Staaten wesentlich verbesserte, auch seiner Seits den regsten und edelsten Eifer bewiesen, den Jesuiten Schranken gesetzt und ihre mechanischen Religionsübungen, ihren ärgerlichen Bilder- und Ceremoniendienst durch bessern Unterricht zu entfernen gesucht. Sein Nachfolger Carl Friedrich Joseph (von Erthal) wollte, wie wir schon vorher berichtet haben, die alte Universität Mainz zu neuem Glanze erheben, er vereinigte dort eine Anzahl berühmter, zum Theil protestantischer Professoren und nahm Johannes Müller erst zum Bibliothekar, dann zum Geheimschreiber. Er war freilich in moralischer und politischer Beziehung weit unter seinem Vorgänger, arbeitete aber für die Aufklärung seines Jahrhunderts wie dieser. Dies bewies er, als er sich so eifrig bemühte, durch die in Ems in Verbindung mit den andern Erzbischöfen festgesetzten Puncte, den Anmaßungen der päbstlichen Curie Schranken zu setzen.

In Cöln hatte ebenfalls schon der vorletzte Kurfürst durch Gründung der neuen Universität in Bonn einen Beweis seiner Theilnahme an dem in Deutschland neu erwachten Streben nach Wissenschaft und Bildung gegeben, sein Nachfolger suchte die neue Universität zu heben und auch sogar in das ewige Dunkel der Cölner Kirche schien wenigstens ein Lichtstrahl zu dringen. Das Geschrei gegen Licht und Aufklärung ward leider hernach vermehrt und den Feinden jeder Art von Freiheit ein neuer Vorwand gegeben, unbedingt beim Alten, als beim allein erhaltenden Princip der Staaten zu beharren, als Georg Forster in Mainz und Eulogius Schneider in Bonn von den Deutschen zu den Franzosen übergingen. Georg Forster ward getäuscht, wie wir alle, in denen die Vorstellung von Rechten der Mensch-

heit und vom Drucke der Socialverhältnisse auf gewisse Classen und Stände lebendig geworden war, durch Jugendträume getäuscht wurden; Eulogius Schneider bewies durch sein Betragen während der Schreckenszeit im Elsaß, daß er vom Fanatismus der Torquemada zu dem der Robespierre und Fouquier Tainville übergegangen sey. Der Erzbischof von Trier zeichnete sich durch Duldung gegen die sonst von den geistlichen Regierungen verfolgten Protestanten aus; der Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg schützte aufgeklärte Mönche gegen ihre fanatischen oder tyrannischen Aebte, wie Schades Beispiel beweiset.

Auf die Stimmung der Regierung und auf die gerade jetzt den Fortschritten der Freiheit im Denken, Handeln und Reden am heftigsten widerstrebenden Stände und Classen Deutschlands rechneten die Männer, welche in jener Zeit versuchten, durch Zeitschriften, die von Hand zu Hand gehen und mehr als Bücher auf den Augenblick und für eine schnelle und vorübergehende Wirkung berechnet seyn müssen, auf das gesammte Publicum zu wirken. Der allgemeinen deutschen Bibliothek, des deutschen Mercurs und der Göttinger Anzeigen haben wir an einer andern Stelle gedacht, der Berliner Monatschrift wollen wir nur aus der einzigen Ursache im Vorbeigehen erwähnen, weil sie beschuldigt ward, sie habe gegen jesuitische Umtriebe auf eine solche Weise Krieg geführt, daß sich die Redactoren zuweilen lächerlich gemacht und ähnliche Vorwürfe der Verketzerung anderer verdient hätten, wie die waren, die sie ihren Gegnern machten. Es war indessen doch ein Kampf der Meinungen, den sie anregten, wenn auch daraus ein Streit der Personen geworden war, und es war kein gebildeter Mann in Deutschland, der nicht entweder für oder gegen die damals sogenannten Jesuitenrieche Parthei nahm. Daß man damals Gedike, Biester und Nicolai mit Unrecht anklagte, sie erhöben ein ganz ungegründetes Geschrei, verwandelten die Träume ihrer Phantasie in wirkliche Erscheinungen und sähen überall Gespenster, lehrt die Er-

fahrung unserer Tage, wo jene Erscheinungen der Phantasie und nächtlicher Träume überall am hellen Tage herumwandeln und die Gespenster Fleisch und Bein und furchtbare Gewalt erlangt haben. Ueber die A. D. B. herrschte Nicolai zu unumschränkt, als daß wir ausführlich von ihrer Richtung reden dürften und den Göttinger Anzeigen kann keine eigentliche bestimmte Richtung oder Wirkung zugeschrieben werden, theils weil ihnen Heyne gleich einem Diplomaten vorstand, theils weil die ganz verschiedenen Göttinger Professoren alle daran arbeiteten. Auf welche Weise die elendesten Compilatoren unter diesen, mit geistreichen Männern und ihren mit Feuer, Seele und Sinn geschriebenen Werken umgehen durften, kann man am besten aus des armseligen Meiners Anzeige des genialen Buchs sehen, welches Georg Förster über seine Reise um die Welt schrieb. Man kann sich daraus überzeugen, daß eingebildete Pedanten damals eben so mächtig in Deutschland waren, als übermüthige Pfaffen, obgleich man staunt, daß so etwas unter dem Namen einer königlichen Societät der Wissenschaften in die Welt geschickt werden durfte. So ist es aber mit diesen sogenannten Academien!!

Was Wielands Mercur angeht, so können wir ihn ebenfalls nicht zu den Zeitschriften rechnen, welche auf Staat, Leben, Literatur in einer im Fortschreiten begriffenen Zeit, reformirend einwirkten, wovon wir hier ausschließend handeln. Wieland selbst nämlich sagt uns unverhohlen, welche Art Speculation er beim Mercur im Auge habe. Er schreibt nämlich, ganz allein auf die Weimarischen behutsamen und ängstlichen Hofleute und Beamten und auf die der andern kleinen Höfe Rücksicht nehmend, an Jacobi, der noch dazu sehr den Vornehmen spielte und den andern vornehmen Leuten also nicht leicht zu nahe kam, als dieser ihm den Schluß von Allwills Briefen zum Einrücken in den Mercur von 1776 einschickte, Folgendes: „In deinen letzten Allwills-Papieren werde ich mit deiner Erlaubniß einige garstige Stellen über den Dienst großer

Herrn wegstreichen. Gott weiß, wie Du mit dem Bewußtseyn deiner und meiner Verhältnisse so was hinschreiben und mir schicken kannst, daß ichs drucken lasse." Daraus geht nicht blos das geringe Maas moralischen Muths des Vielschreibers hervor, sondern man sieht auch, daß man von den angeführten Zeitschriften, besonders von Wielands Mercur keine freie und rücksichtslose Sprache, keine Art Tadel des Bestehenden je hoffen oder erwarten konnte.

Was kein anderer in Deutschland vermocht hatte, führte Schlözer aus, und das zwar im Hannöverschen Lande und trotz des Lärmens, das sich von allen Seiten gegen ihn erhob. Er schuf ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten, wenigstens diejenigen unter ihnen, die noch so viel Ehre und Schaam übrig hatten, daß sie erröthen oder erblassen konnten. Um eine Zeitschrift für Staatsverwaltung, Regierung und Zeitgeschichte zu unternehmen, war Schlözer durch seine ausgebreiteten Bekanntschaften in allen Gegenden, durch seine Fehler, wie durch seine guten Eigenschaften und vielseitigen Kenntnisse in einer Zeit, wie die Seinige war, am besten geeignet. Da er besonders deutsche Staaten im Auge hatte, so sieht man, wenn man die Aengstlichkeit bedenkt, womit Wieland jedes Wörtchen sogar in einem belletristischen Journal wägen und messen zu müssen glaubte, daß Schlözers Muth und sein eiserner Sinn dazu gehörte, um als Göttinger Professor an eine politische Zeitschrift auch nur zu denken. Der Augenblick, den Schlözer wählte, war übrigens sehr günstig. Die innern Streitigkeiten in England, der nordamericanische Krieg, regten die Gemüther in jener nach Befreiung von jeder Art Fessel strebenden Zeit ganz anders auf, als das, was man sonst in den Zeitungen zu lesen pflegte, und diese Zeitungen waren hinter dem, was sie seitdem trotz ihrer fortdauernden Unvollkommenheit geworden sind, sehr weit zurück.

Schlözer leitete sein großes Unternehmen, den Anfang zu machen, eine Art Oeffentlichkeit in Deutschland einzuführen und den Bedrückten Gelegenheit zu geben, ihre Klagen laut werden zu lassen, sehr behutsam ein. Er unternahm seine Zeitschrift scheinbar nur zu Gunsten der ganz orthodoxen, neulich erst von seinem Lehrer Achenwall emporgebrachten Wissenschaft der Statistik. Er gab nämlich zuerst um 1775 in fliegenden Blättern eine Sammlung ihm eingesendeter, mehrentheils statistischer Nachrichten aus verschiedenen Gegenden unter dem Titel Briefwechsel heraus, und erst im folgenden Jahre ward daraus ein eigentliches Journal unter dem Titel Neuer Briefwechsel. Dies Journal sollte regelmäßig in sechs Heften jährlich erscheinen. Es bestand freilich damals schon seit 1767 ein anderes politisch-statistisches Journal, nämlich Büschings Magazin, zu dem er um 1773 noch seine wöchentliche Nachrichten von Büchern und Landkarten hinzufügte; diese Journale berühren wir hier aber eben so wenig wie andere gleichzeitige oder frühere, weil sie entweder der eigentlichen Bücherwissenschaft der Deutschen oder auch der Manier angehören, in welcher die Geschichte im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts getrieben ward. Schlözers neuer Briefwechsel war dagegen unmittelbar dem Leben und der Verbesserung der fehlerhaften Leitung desselben gewidmet. Dreist ward übrigens Schlözer erst nach und nach, als selbst die Verwaltungen einsahen, wie vortheilhaft es sey, daß das, was von den Finanzkaminern und Kanzleien, in Cabinetten und im Beamtenzimmer im Dunkel des Geheimnisses bisher war versteckt worden, einmal am hellen Tage verkündigt werde.

Aus Besorgniß die hannöversche Aristokratie gleich anfangs rege zu machen, nahm sich übrigens Schlözer sehr in Acht, er mied daher, wie der Geschichtschreiber nach Napoleons Rath die Nähe der Zeiten meiden soll, die Nähe der Oerter. Seine Kritik, die durchaus freimüthig, aber sehr oft auch wunderlich und grillenhaft war, richtete sich zunächst gegen fremde Staaten

und Verwaltungen; die Richtung seiner ersten unbändigen Leidenschaftlichkeit war aber denen, welche in London die hannöverschen Angelegenheiten besorgten, in Rücksicht auf König Georgs III. Person und auf Lord Norths Ministerium sehr willkommen. Schlözer war wüthend gegen die Nordamericaner und zürnte über ihren Ungehorsam gegen das Parlament, als wenn er ein ächter Altengländer wäre. Er kämpfte gegen die Holländischen Patrioten und für Ludwig Ernst von Braunschweig, als wenn er und seine Vorfahren dem Hause Oranien angehört hätten. Dies veranlaßte auch in Deutschland zwischen Verfassern periodischer Schriften die ersten öffentlich geführten politischen Discussionen, wenn auch nur über Politik fremder Staaten. Büsching nämlich nahm besonders die americanische Sache anders, als Schlözer und es entstand zwischen beiden ein heftiger Streit.

Schon im zweiten Jahrgange von Schlözers neuem Briefwechsel findet man übrigens einige derjenigen Stücke, durch deren Bekanntmachung Schlözer von der Zeit an ein Schrecken aller väterlich waltenden Beamten und kleinen Despoten des feudalen Deutschlands ward. Alle die, welche in den Ritzen und Löchern unserer verfallenen Reichsburg im Dunkeln hausten, die Tyrannen in Mönchskutten, in Stiftern und Klöstern, die wohlweisen Beherrscher oder Magistrate der Reichsstädte, die hochgebornen Reichsritter, welche die Dörfer beherrschten, die durchlauchtigen fürstlichen Herrn, die im Dunkel kleiner Residenzen und leicht von den Thürmen derselben zu übersehender Länder mit königlichem Stolze ihr Wesen trieben, erhoben bald ihr vereinigtes Zetergeschrei. Ohne näher einzugehen, können wir durch Hindeutung auf zwei Aufsätze des Jahrgangs 1777 deutlich machen, wie die oben genannten Usurpatoren der Rechte des Volks und des Kaisers gereizt werden mußten, wenn Dinge ans Licht kamen, wodurch die Aufmerksamkeit des der Form nach noch bestehenden Reichs auf sie geweckt ward. Man findet nämlich dort im siebenten Hefte eine Notiz über die Concubinen der geistlichen

Herrn in Münster im Jahre 1740, und in eben dem Hefte genaue Nachricht von der ganz originellen Besetzung eines deutschen Hofgerichts, wo freilich der Name des Landes und der Personen nicht genannt wird; doch verbürgt Schlözer in einer beigefügten Erklärung die Wahrheit der Thatsache.

Im Jahrgange 1778 findet man schon, sowohl in den darin abgedruckten, Schlözer mitgetheilten, Aufsätzen, als in den kürzeren Correspondenznachrichten vortreffliche Winke über den Nachtheil, den Unterthanen und Regierungen dadurch erlitten, daß alle öffentlichen Angelegenheiten gleich den Geheimnissen der Mysterien nur in tiefer Stille getrieben wurden; dies gilt sowohl von den vielen kleinen und größeren Herrn als von den Städten. Dadurch ward dann freilich das Geschrei vermehrt; aber der Einfluß und der Absatz des neuen, in einer ganz neuen Weise redigirten Journals nahm in eben dem Maaße zu. Wie es übrigens damals, wie jetzt, mit der periodischen Presse von Deutschland stand, und welchen Ruhm Schlözer verdient, weil er in jener Zeit freimüthiger zu seyn wagte, als vielleicht gegenwärtig irgend jemand in seiner Lage rathsam finden möchte, sieht man daraus, daß er selbst erklärt, auch erweisliche Thatsachen dürfe er nur mit großer Vorsicht aufnehmen.

Wie wohlthätig übrigens auch der bloße Schatten einer freien und öffentlichen Rede über Staatsangelegenheiten in Deutschland schon nach wenigen Jahren geworden war, sieht man vorzüglich aus dem Jahrgange 1780. Man findet in diesem das Actenstück, dessen Mittheilung den Zürcher Rath, welcher seine bürgerliche Oligarchie bekanntlich weit härter übte, als der Berner seine adlige, so sehr erbitterte, daß er hernach den Pfarrer Waser wegen Entwendung anderer Urkunden, welche zwar strafbar, aber doch kein Todesverbrechen war, hinrichten ließ. Die Zürcher hatten seit der Zeit an Schlözer den furchtbarsten Feind, der allerdings gegen die Art Aristokratie, welche dort bestand, sehr erbittert war, wie er auch in seinem Kampfe mit Holländischen Patrioten bewies. In demselben Bande findet

man auch die juristische Vertheidigung Bahrdts, blos in Beziehung auf die Rechte protestantischer Reichsbürger gegen das verfassungswidrige Verfahren des kaiserlichen Reichshofraths, ferner Aufsätze über den innern Zustand deutscher geistlicher Staaten; über Prager Censur und Inquisition; über den Sächsischen Adel und über die Hessencasselsche Regierung; endlich über die innern Verhältnisse der Universität Gießen. Im folgenden Jahre erklärte sich Kaiser Joseph sehr vortheilhaft über den Krieg, den Schlözer fortdauernd mit den Jesuiten und Exjesuiten führte, und über seine Rügen geistlicher Mißbräuche, welche dagegen die kleinern geistlichen Fürsten heftig reizten. Der Bischof von Speier ward so erboßt über den Spott, der seine aus dem Mittelalter stammende Rechte, wie er es nannte, getroffen hatte, daß er sich erst vergeblich nach Hannover, dann 1782 geradezu nach London an König Georg III. selbst wandte. Als ihm auch der König höflich auswich, wandte er sich gegen das, was er Schlözers frevelhaftes Beginnen nannte, durch ein Rundschreiben an sämmtliche Deputirte am Reichstage, aber auch dieses ohne Erfolg.

Vom Jahre 1782 erhielt der Briefwechsel den Titel: Staatsanzeigen und gewann zugleich an Ausdehnung und Bedeutung. Die Staatsanzeigen wurden gewissermaßen ein Magazin von Nachrichten aus ganz Deutschland über alle einzelne Staaten und Städte, das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Jahrgänge von 1784—1786, es geht aber ganz besonders aus den unzähligen Klagen und Beschwerden der Regierungen über Schlözer hervor. Die Beschwerden betrafen keineswegs seine Bemerkungen, sondern man wollte das, was geschehen war und durchaus nicht geläugnet werden konnte, oder wie die Züricher Herren beschwerliche, dem Volke günstige Actenstücke, nicht bekannt gemacht haben. Das Letztere geschah in Rücksicht Baierns, als er die Acten eines schmählichen Criminalprozesses drucken ließ, und der Kurfürst klagte in Hannover; es geschah, als er einen Darmstädter Jagdetat bekannt machte, der zufällig gerade in

dem Augenblick nicht mehr geltend war, aber doch kurz vorher gegolten hatte. Uebrigens war freilich Schlözer als politischer Schriftsteller höchst einseitig und keineswegs durchaus unbestechlich, wenn man ihm gleich nicht ganz grob mit der Bestechung kommen durfte. Geld, eitle Ehre, ein Orden, ein hohes Lob vermochten oft soviel über ihn, daß er sich selbst zu täuschen suchte, um nicht lügen oder blos andere täuschen zu dürfen. Man bemerke nur, wie er in den polnischen und türkischen Händeln so ganz anders verfährt, als in den nordamericanischen und holländischen. Seine ganze Stellung und sein Verhältniß zu Rußland, wie das Buch, in dem er, wie er uns selbst sagt, für gutes Geld, den Ludwig Ernst zum Phocion machte, beweisen wenigstens, daß er sehr schwache Seiten hatte.

Gleichzeitig mit Schlözers neuem Briefwechsel (um 1776) entstand das deutsche Museum, welches der neuen Literatur auf ähnliche Weise bestimmt seyn sollte, wie Schlözers Staatsanzeigen der neuen Politik. Es ist unstreitig die beste Zeitschrift für das größere Publicum, welche je in Deutschland erschienen ist, denn, wenn auch die später in Jena und Weimar unter Göthes und Schillers Schutz erschienenen wichtigere Arbeiten ins Publicum brachten, so beweiset doch die jetzt gedruckte Correspondenz der Unternehmer, daß mehr Absichtlichkeit und buchhändlerische Speculation dabei war. In diesem Museum haben unsere bessern Prosaisten und auch einige Dichter die ersten Proben ihrer Arbeiten mitgetheilt, und diesen dadurch hernach eine weitere und leichtere Verbreitung verschafft. Die verschiednen Jahrgänge dieses Museums bilden daher gewissermaßen eine chronologische Uebersicht der Bemühungen der Männer, welche unsere Literatur und Sprache auf den Punct zu bringen suchten, auf dem sich die englische und französische schon seit einem halben Jahrhundert befanden. Die Unternehmung dieses Museums gehört zu Dohms Verdiensten um Deutschland und um die deutsche Literatur; er theilte die Leitung desselben mit Boie, der so für unsere Prosa auf ähnliche Weise thätig war, wie früher in Göttingen durch die Anstalt der jährlich er-

scheinenden Musenalmanache für die leichtere Poesie. Als Dohm hernach durch Staatsgeschäfte der Literatur auf einige Zeit entzogen ward, leitete Boie allein das Museum, welches für den Kenner immer noch seinen Werth hat, was von wenigen Zeitschriften gesagt werden kann, besonders da die bedeutenderen Aufsätze alle vermehrt und verbessert einzeln gedruckt sind.

Die innige Freundschaft, welche vom Strande der Ost- und Nordsee, bis zu den Gränzen Italiens alle die Männer, welche damals unsere Nation und ihre Literatur von der Barbarei und dem Despotismus der Pfaffen und Pedanten, von den elenden Cabalen, Kamaraderien, dem Handwerksgeist und der Gemeinheit der Universitäten befreien wollten, und ohne sich persönlich zu kennen im geheimen innigem Bunde standen, erleichterte Boie und Dohm das Unternehmen, nur Vorzügliches dem Publicum periodisch darzubieten. Beide Unternehmer genossen einer allgemeinen Achtung in Deutschland und verbanden mit einem gereinigten Geschmack und mit vielen und vielseitigen Kenntnissen einen richtigen praktischen Tact, der unter unsern Gelehrten viel seltener ist als die ersten beiden Eigenschaften. Dies gilt freilich, wie das bei Zeitschriften, auch besonders wegen der Natur des literarischen Treibens, nicht anders seyn kann, vorzugsweise nur von den ersten Jahrgängen, bei welchen Boie und Dohm gemeinschaftlich über die Aufnahme der Aufsätze wachten. Man sieht aus der Wahl, die sie trafen, deutlich, daß sie den Geschmack und den Verstand des großen lesenden Publicums bilden, es aber auch zugleich durch Abwechselung und genaues Anschmiegen an das Bedürfniß derer, die nur allein Unterhaltung in der Lectüre suchten, gewinnen wollten. Die Richtung, die Bildung, die Denkart der Verfasser der gesammelten Aufsätze ist daher verschieden, und oft gerade entgegengesetzt; aber in einem Punct, Moralität und Eifer für die geistige Wiedergeburt der Nation, für eine Entfernung von Rohheit und für ächte und gründliche Geistesbildung kommen alle überein.

Wenn wir das Register der einzelnen Aufsätze mittheilten, würde man sehen, daß nach einander Proben der Arbeiten von

Göthes Freund Lenz, der schon damals seine Genialität über die Schranken jeder Art Regel, nicht blos über die der pedantischen Regel hinaus trieb, mit philosophischen Aufsätzen von Feder, von Campe, von Lavater abwechseln. Neben Lichtenbergs geistreichen und witzigen Briefen aus England darf auch Zimmermann, damals ein beliebter Schriftsteller, ein Ding, das er Philosophie nennt, auskramen. Auch staatswissenschaftliche und staatswirthschaftliche oder statistische Gegenstände wurden darin, soweit sie dem großen Publicum durch Vortrag angenehm gemacht werden können, von Männern wie Dohm, Jacobi, J. G. Schlosser behandelt, und die belehrende Prosa wechselt ab mit Proben aus Gedichten von Bürger, von Claudius, von den Stolbergen, von Voß. Daß auch Meißner und Sprickmann und andere nicht gerade classische Schriftsteller später oft erscheinen, lag in der Natur des Journalwesens und einer einmal begonnenen Unternehmung, die nicht sogleich aufgegeben werden kann.

Die Göttinger Professoren sogar hielten es für nöthig, von der gegen sie erhobenen Beschwerde, daß sie, in ihre Katheder-weisheit verliebt, weder etwas von Fortschritten der Zeit, noch von Volksliteratur wissen wollten, an das große Publicum zu appelliren. Als das Resultat des Entschlusses der Göttinger Gelehrtenaristokratie auch ihrer Seits mit dem Publicum in Verbindung zu treten, betrachten wir das von Georg Forster und von Lichtenberg unternommene Göttingensche Magazin der Wissenschaften und der Literatur. Auch von dieser Zeitschrift gilt dasselbe, was wir vom deutschen Museum bemerkt haben, daß es auch jetzt noch, wo die mehrsten Aufsätze an andern Orten und zu andern Zeiten gedruckt sind, als eignes Werk Werth hat. Die sämmtlichen Göttinger vornehmen Professoren haben übrigens nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch Lichtenberg erklärt, daß das Magazin bestimmt sey, der neuen Ansicht des Lebens den Weg zu bahnen. Das Magazin sollte nämlich die Leser überzeugen, daß dieselben Männer, welche ihre Abneigung gegen die herrschende, abgeschmackte

Empfindsamkeit so stark äußerten, welche die tolle Genialität der Kraftgenies verspotteten, welche den Bombast der Lavater und Consorten bitter und mitunter hart verhöhnten, welche die Frömmelei der Schule Klopstocks nicht für Religionseifer anerkennen wollten, doch auf der anderen Seite für die wahren Verbesserungen, welche die Zeit fordert, eben so muthig zu kämpfen im Stande seyen, als Schlözer that. Das Magazin sollte übrigens nicht polemisch, nicht direct die Göttinger gegen den Vorwurf vertheidigen, daß sie aristokratisch nur eine privilegirte, nur eine Universitätsbildung, Wissenschaft genannt, ausschließlich fördern und treiben wollten, sondern die Aufsätze sollten zeigen, daß sie sich populariſiren könnten, sie sollten einzelne Stücke der Wissenschaft der Privilegirten dem ganzen Volke zugänglich machen.

Alle Göttinger Professoren, die sichs einigermaßen zutrauten, im Geiste ihrer Zeit, im Style und in der Sprache, welche in den letzten zwanzig Jahren sich gebildet hatten; ihre Wissenschaft unmittelbar dem gebildeten Publicum mittheilen zu können, lieferten Beiträge zu dieser dem Wimmern und Faseln und Liebeln und Frömmeln der Zeit eine verständige und dabei unterhaltende Belehrung entgegensetzenden Zeitschrift. Unter denen, die in dieser Absicht arbeiteten, durfte Lessings Freund, Reimarus, nicht fehlen, und er lieferte auch wirklich Beiträge. Daß das Magazin in der angegebenen Absicht unternommen wurde, geht nicht blos daraus hervor, daß man das Format des kleinsten Octavs wählte und nur dünne Hefte ausgab, sondern Lichtenberg erklärt sich darüber in der Vorrede zum zweiten Jahrgang bestimmt und ausdrücklich. Er sagt dort, die Herausgeber wollten dem deutschen Publicum eine Lectüre schaffen, die, ohne daß sie, wie die zahlreichen unterhaltenden Zeitschriften, fade wäre, unterhaltend und belehrend zugleich sey, ohne die Leser zu ermüden. Der Styl, so fährt er, den Mitarbeitern ihre Aufgabe leise andeutend, fort, soll zwar leicht, aber doch immer ernste Prosa, weder fades Gewinsel, noch leerer Bombast seyn.

Lichtenberg und Forster hielten in der That Wort, was bei denen, die dergleichen als Geldspeculation betrachten, wie selbst Wieland that, bekanntlich nicht oft der Fall zu seyn pflegt, und jene Männer, welche ein von Basedow und Campe erzogenes Geschlecht durch ihre Wissenschaftlichkeit hätten abschrecken können, ließen sich herab, durch die That zu zeigen, daß sie practisch tüchtiger und lehrend unterhaltender seyen, als die gerühmten Educationsräthe und die sentimentalen Bücherfabrikanten. Statt dies durch Aufzählung oder Prüfung der einzelnen Aufsätze zu beweisen, was uns zu weit führen würde, wollen wir noch einige Worte aus der vorher erwähnten Vorrede Lichtenbergs zum zweiten Jahrgange anführen und dann einiger, entweder wegen ihrer Verfasser oder wegen ihres Inhalts merkwürdiger Aufsätze im Vorbeigehen gedenken. Lichtenberg nämlich dankt dort für die gütige Aufnahme, welche seine als Opposition gegen das modische Faseln zu betrachtende Zeitschrift beim Publicum gefunden habe, und spricht sich bei der Gelegenheit über den Geist derselben in folgenden Worten aus: „Es gelte denjenigen Lesern, auf deren altdeutschen Ernst und altdeutschen Geist der silberne Mond so wenig vermocht habe, daß sie ein nicht empfindsames Journal zum Zeitvertreibe lesen," und eine u. s. w. Die Einrichtung, fügt er hinzu, wird in diesem Jahre größtentheils dieselbe bleiben, doch werden wir sie einigermaßen dahin abändern, daß wir die durchaus bleibende Absicht, zu belehren, mit so viel Veränderung im Aeußern zu verbinden suchen werden, als sie nur immer verträgt. Wir werden daher selbst Gedichte nicht mehr ausschließen; allein wie es sich wohl von selbst versteht, nur solche, die den Titel unseres Journals, welches Wissenschaft verspricht, wenigstens nicht ganz Lügen strafen."

Was die einzelnen Aufsätze und ihre Verfasser betrifft, so wird man auf den ersten Blick wahrnehmen, wie genau das Versprechen gehalten wird, dem Elenden und Faden der Journale jener Zeit etwas Gutes und Solides entgegen zu setzen; denn man wird keine Lückenbüßer darin antreffen. Daß ein

kurzer Aufsatz über Gradirwerke und einer über Hütten- und Bergwesen in der Pfalz aufgenommen sind, wird man wohl dem Physiker, der das Journal redigirt nicht als Aufnahme eines Lückenbüßers anrechnen wollen. Was die Hauptsache angeht, die Gelehrsamkeit und Universitätswissenschaft dem Volke durch Leichtigkeit der Form nahe zu bringen, um es von Marktschreiern, Ignoranten und Schwätzern, von Leuten, die Bücher auf den Kauf machen, wie Schuhe, zu entfernen; so erscheinen gleich im ersten Jahrgange nach und neben einander Feder, Erxleben, Blumenbach, Meister und mit ihnen zugleich der hernach mit Lichtenberg als einem Streiter für Heynes Sache tödtlich entzweite Voß. Da sich einmal die Göttinger Professoren zu dem Unternehmen, sich um ihre Wissenschaft durch Lichtenbergs Vermittelung dem deutschen Volke oder den sogenannten Ungelehrten näher zu bringen vereinigt hatten, konnte freilich der unleidliche, viel schreibende und wenig verdäuende Meiners nicht ausgeschlossen werden und in der That erscheint er im dritten Stück des ersten Jahrgangs. Auch Pütter schließt sich an seine Collegen dadurch an, daß er in einem sehr faßlichen und doch sehr gründlichen Aufsatz über die Rechtmäßigkeit der Zahlenlotterien seine armen deutschen Landsleute belehrt, wie schändlich viele unter ihnen von ihren Regierungen betrogen würden. Große und kleine deutsche Herrn, von ihren Plusmachern, die sich dabei gut standen, geleitet, hegten damals noch überall die Land und Leute, besonders die ärmeren Classen verderbende Speculation, vor welcher Pütter in dem Aufsatze warnt.

Lichtenberg selbst erläutert in dem dritten Stück durch einen in seiner Art meisterhaft witzigen Commentar, die zwei Blätter eines komischen Orbis Pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Schauspieler und Romanendichter, die er von Chodowiecki hatte stechen lassen. Im vierten Stücke findet man neben Reimarus philosophischem Aufsatze, und Blumenbachs für jedermann, nicht blos für Naturkundige, höchst anziehenden Bemerkungen über Federpolypen, Lichtenbergs ungemein geistreiche Fragen an Physiognomen. Im fünften Stück sucht sogar der

alte gelehrte J. D. Michaelis einen halb theologischen, halb historischen Gegenstand aus der Rüstkammer seiner Gelehrsamkeit durch Einkleidung und Form populär zu machen. Der Versuch war wenigstens zur Zeit des Fortschreitens und für dasselbe dankenswerth, obgleich die Sache selbst schwerlich jetzt die Mühe lohnen würde, wenn etwa unsere in dergleichen Dingen das Alte wieder hervorsuchende Zeit darauf zurück kommen sollte. Er trägt nämlich unter der Form eines Briefs an Schlözer seine Vorstellung von der Ordnung der Zeitrechnung von der Sündfluth bis auf Salomons Regierung populär vor. Blumenbach behandelt seinen Einfall, daß durch den von ihm erfundenen neuen Ausdruck, Bildungstrieb (Nisus formativus), etwas Wirkliches in der Naturwissenschaft gewonnen werden könne, so geistreich, daß der Leser die Ausführung und das gelegentlich Gesagte gern liest, wenn er auch nicht mit Blumenbach glaubt, daß sich eine unbekannte Sache durch eine andere eben so unbekannte erklären lasse.

Im sechsten Stück findet sich das Meisterwerk Lichtenbergs, das einem, unsern durchaus praktischen und materiellen Zeiten ganz unbegreiflichen, Empfindsamkeitsfieber der achtziger Jahre entgegengesetzte Sendschreiben des Mondes an die Erde. Auch Heyne beweist den Deutschen die unumgängliche Nothwendigkeit, den Unterricht an gelehrten Schulen von Zeit zu Zeit zu verbessern, dadurch, daß er den tiefsten Verfall desselben in einem Lande, wo alle Anstalten für Gelehrte ganz ungeheuer reich sind, handgreiflich macht. Dies ist nämlich der eigentliche Zweck von Heynes Abhandlung über die Schulbücher, die in Eton, der berühmtesten Gelehrtenschule in England, gebraucht wurden. Auch Kästners Aufsatz hängt ganz genau mit dem Zweck des Magazins und mit dem Streben der Zeit, sich von alten Banden frei zu machen, zusammen. Georg Forsters Aufsätze über O-Tahiti, wo er vom Elysium träumte und über Büffons Epochen der Natur gehören zu den merkwürdigsten Stücken der prosaischen Literatur jener Zeit, obgleich kalte und erfahrne Männer seinem kühnen Fluge wohl so wenig zu folgen geneigt

seyn möchten, als er im Grunde mit dem enthusiastisch von ihm gepriesenen Büffon übereinstimmt.

Girtanner erscheint freilich ebenfalls im ersten Hefte des zweiten Jahrgangs, aber der war seiner Zeit eben so unvermeidlich und so unzertrennlich von den Göttinger Professoren, als der zu ihnen gehörende Meiners. In einem ganz andern Sinn, als Girtanners Fabricate, abgefaßt, sind die Aufsätze im zweiten und vierten Stück dieses zweiten Jahrgangs, welche den von der Zürcherschen Krämeraristokratie gerichtlich gemordeten Pfarrer Waser betreffen. Diesen Aufsätzen war schon einer über Wasers letztes Verhör und über seinen rührenden letzten Abschied von seinen Söhnen, welche sich noch im Kindesalter befanden, vorausgegangen. Ein W. G. Becker nämlich hatte gerade die Rolle eines sentimental frömmelnden Sophisten ziemlich geschickt zu Gunsten der blutigen Zürcher Rathsherrn gespielt, was damals in Deutschland von einem Deutschen noch sehr auffiel, jetzt unmöglich mehr auffallen könnte, sondern wahrscheinlich als Verdienst sehr geehrt würde. Dies geschah in einem langen, an den sentimentalen Gleim gerichteten Briefe, in welchem, wie das jetzt alle Tage geschieht, der persönliche Charakter des Mannes, an dem das durch die Zeit zum Unrecht gewordene Recht ausgeübt war, benutzt ward, um die Leute zu entschuldigen, welche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts handelten, wie man im Mittelalter zu handeln pflegte. Da Waser nicht wegen des Actenstücks, welches er Schlözer mitgetheilt hatte, sondern wegen anderer entwendeten Urkunden hingerichtet war, suchte Becker geltend zu machen, daß er ein heftiger, boshafter, im Gebrauch der Mittel zu seinen Zwecken keineswegs bedenklicher Mann gewesen sey. Er wollte, wie solche Schleicher pflegen, um die heftig gegen die Zürcher Aristokratie erbitterte öffentliche Meinung von der Hauptsache abzuleiten, das Persönliche vorschieben. Diese Hauptsache war nicht sowohl Wasers Charakter oder seine Schuld, als vielmehr daß alle sich gegen das Mittelalter heftig sträubenden Deutschen wußten, daß es im heiligen, römischen Reiche viele Städte mit

einer ähnlichen Verfassung gebe, wie die Zürcher war, und daß man wage, in den erleuchteten und sentimentalen Zeiten der achtziger Jahren einen Staat Republik zu nennen, wo eine Gerechtigkeitspflege gelte, nach welcher der unglückliche Waser mit einem Schein Rechtens hatte aufs Schaffot gebracht werden können.

Diese Hauptsache ist es, die Schlözer gegen den Verbündeten der Klopstockschen, Bodmerschen, Gleimschen Zartheit in diesem Magazin gesunder und gebildeter Verständigkeit hervorhebt, nachdem er sich schon in seinen Staatsanzeigen wiederholt über die Wasersche Angelegenheit erklärt hatte. Er theilt dem Magazin einen Aufsatz mit, der unstreitig zu dem Vortrefflichsten gehört, was er überhaupt geschrieben hat, ein Aufsatz, der in einem Ton und in einer Manier geschrieben ist, worin in unsern Tagen kein hannöverscher Professor, wir wollen nicht sagen schreiben wird, sondern schreiben darf. Dieser Aufsatz steht im vierten Stück neben Kästners Aufsatz, dessen Tendenz wir vorher im Vorbeigehen berührten, und worin er zeigt, wie es in Deutschland hergeht. In diesem merkwürdigen Aufsatze zeigt Kästner scharf und treffend bei Gelegenheit von Keplers Güter- oder vielmehr Armuths-Inventarium, wie Deutschland mit seinen größten Männern umgeht, wenn sie nicht entweder eine Brodwissenschaft lehren oder treiben, oder nicht in irgend einer Residenz oder am Hofe zu irgend etwas, was es auch sey, zu gebrauchen sind. Was Schlözers gegen Beckers elende Sophistereien gerichteten Aufsatz betrifft; so führt er die Ueberschrift: Vorläufige zerstreute Anmerkungen zu Herrn Beckers Schreiben über Wasern und dessen Prozeß. Seine Absicht und den Inhalt seines Aufsatzes deutet aber Schlözer ganz vortrefflich durch das Motto an:

Vergiftet war sein deutscher Sinn
Von Oligarchenluft.

Wir würden noch einen Aufsatz über deutsche Literatur im fünften Stück zu denen rechnen können, welche im Geiste der

neuen und erfreulichen Richtung jener Zeit geschrieben waren. Der Titel Göttingensches Magazin und Heynes große Bedeutung als Universitäts-Diplomat und Politicus für Göttingens Ruhm trieb aber Lichtenberg, sich in den Streit, den Voß mit Heyne hatte, auf eine solche Weise zu mischen, daß die Stellung der Theilnehmer am Magazin gegen die Urheber der neuen Literatur Deutschlands verändert ward. Lichtenberg ließ nämlich am Ende des dritten Stücks des Magazins dieses Jahrs eine bittere Verspottung einer allerdings unbedeutenden Zänkerei, welche Voß angefangen hatte, abdrucken. Dies war die Untersuchung über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands.

Gelegentlich müssen wir, blos Spittlers wegen, denn Meiners ist überall nur als Compilator und Fabrikant anzusehen, noch eines andern Göttingenschen Magazins erwähnen, obgleich der Anfang desselben über das Jahr hinausgeht, bis zu welchem wir diese Uebersicht der Literatur dieses Mal fortführen wollen. Das Göttingensche historische Magazin von Meiners und Spittler begann nämlich erst um 1787. Gleich der erste Band des Magazins beweiset, wie vortrefflich Spittler die Belehrungen, welche die damals beginnenden Vorspiele der Revolution in Frankreich allen blindlings am Mittelalter klebenden Staaten des Continents hätten geben sollen, wenigstens für Deutschland zu benutzen verstand. Er zeigt gerade in diesem Magazin am besten, wie er mit seiner Kenntniß der allgemeinen Geschichte ein genaues Studium deutscher Particulargeschichten in Beziehung auf Verwaltung, Verfassung, Regierung verband, und wie sehr es zu bedauern war, daß er schon im folgenden Jahrzehnt sich selbst und dem Vaterlande untreu ward. Jeder Beitrag zur deutschen oder auch zur europäischen Geschichte, der durch Spittler einen Platz in diesem Magazin erhält, wirft ein neues Licht auf irgend einen wichtigen Punct der innern Geschichte oder auf irgend einen vernachlässigten oder übersehenen Theil der äußern Verhältnisse. Eine Aufzählung und eine Angabe des Inhalts der von Spittler gelieferten Artikel würde

dies erläutern und beweisen, wenn nicht das Magazin über die hier gezogene Gränze hinausreichte. Wie passend, wie sehr der Zeit und den Bedürfnissen und Foderungen der des Alten überdrüssigen gebildeten Deutschen angemessen, wie durchaus planmäßig die Spittlerschen Beiträge waren, sieht man am besten, wenn man sie mit den von Meiners eingerückten geschmacklosen Compilationen und Abhandlungen vergleicht. Man wird schon allein daran sehen, daß Meiners Aufsätze ohne allen gesunden Verstand und ohne edlen Sinn unverschämt und trotzig absprechend sind.

Was Spittler durch seine Aufsätze in diesem Magazin auf seine Weise wirklich und vortrefflich für das gesammte Vaterland leistete, hatte schon seit 1784 C. F. von Moser durch sein Patriotisches Archiv zu leisten versucht. Moser, so gut seine Absichten waren, konnte schon aus dem Grunde das nicht leisten, was er wünschte und was die Zeit foderte, weil die Form seiner Religiosität mehr dem fünfzehnten, als dem achtzehnten Jahrhundert und also auch den Formen des äußern Lebens jener Zeit, nicht denen der Seinigen angehörte. Er mußte daher mit einem Jung-Stilling, Hamann, Claudius und andern das Alte festhalten und inconsequent seyn, da er doch in anderer Beziehung Neues verlangte und mit den Männern, die in Norddeutschland auf Reform der mit den alten Formen verbundenen Mißbräuche drangen, auf einerlei Wege war. Daraus erklärt sich auch das sonderbare Gemisch vortrefflicher urkundlicher Nachrichten, besonders auch über die pfälzische Geschichte, kühner und in Deutschland ganz unerhört dreister Bemerkungen über Höfe und Beamten, über Gerichte und Kanzleien, über Mätressen, Finanzen und Regierung der deutschen Fürsten, abwechselnd mit erbaulichen Discursen und mit Geschichten, die eher in ein Erbauungsbuch gehörten, als in ein patriotisches Archiv.

Daß indessen C. F. von Moser, wenn auch von einer andern Seite her und auf eine ganz andere Weise denselben Zweck durch sein Journal zu erreichen suchte, den sich Schlözer und Spittler bei dem Ihrigen vorgesetzt hatten, läßt sich leicht er-

kennen, wenn man die beiden ersten Jahrgänge von 1784 und 1785 etwas genauer betrachtet. Er hat weniger als die Unternehmer der norddeutschen Journale Statistik, diplomatische Verhältnisse und Staatswissenschaft im weitesten Sinne vor Augen, er schreibt nicht eigentlich im Geiste seiner Zeit, da sein Styl, seine Sprache, seine Manier altväterisch sind, allein er will doch auf seine Weise reformiren und alte Ehrlichkeit und Biederkeit zurückführen. Durch seine Laufbahn als Geschäftsführer und sogar als Minister kleiner deutschen Despoten, war er in die Labyrinthe des Diensts um Lohn und Brod eingeführt, diesen bekämpft er in dem Archive durch historische Lehre, er widerlegt das herrschende Vorurtheil, daß jeder in einem besondern deutschen Staate Angestellte, jeder besoldete Beamte weder dem Volke als Bürger, noch der gesammten Nation als Patriot, sondern ganz allein seinem gebietenden Herrn angehöre.

In der letzten Beziehung ist das Archiv besonders darum merkwürdig, weil daraus hervorgeht, wie weit man in Deutschland selbst zur Zeit der ersten französischen Nationalversammlung noch von der Ahndung des wahren Verhältnisses der Staatsbürger zu ihrer Obrigkeit entfernt war. Wir behalten unseres Zwecks wegen diesen Punkt fest im Auge, Moser schadete aber unstreitig seinem Zwecke selbst durch die langen frommen, oder doch wenig anziehenden Artikel, die er aufnahm. Unter diese zählen wir die gleich vorn herein mitgetheilte lange Geschichte des Bet-Erüsts, Herzogs von Gotha. Moser hatte übrigens ganz richtig bemerkt und macht es, freilich vergeblich, im Archiv handgreiflich, daß der Mangel an wahrem Patriotismus und an edlem, moralischen Muthe gegen innere Feinde und Tyrannen unter den Deutschen mit der Beschaffenheit ihrer Universitäten und ihrer Gelehrsamkeit, mit dem Zunftgeist oder der Ruhmsucht und Gemeinheit der Professoren, mit dem ausschließenden Treiben der Brodfächer und der Verwandlung gelehrter Studien in Gedächtnißwerk und Handwerk zusammenhänge. Er erklärt daher selbst, sein Zweck bei seinem Unternehmen sey be-

sonders durch Actenstücke, durch Geschichten, durch seine eignen Bemerkungen, die Deutschen aufmerksam zu machen, wie noch immer in Deutschland ein allgemeiner Grundsatz gelte, der weder mit der Vernunft und Moral, noch mit der Geschichte zu vereinigen sey. Man halte dafür, jeder Angestellte und Staatsbeamte sey unbedingt Diener des regierenden Herrn und als solcher verbunden, jeden Einfall und jede Laune desselben als Gesetz zu erkennen: diesem wolle er entgegen arbeiten. Er giebt daher auch zu verstehen, daß er nicht wie Schlözer blos die Zeitgeschichte im Auge habe, sondern historische und politische Belehrung der Nation überhaupt und die Benutzung einzelner Geschichten auch aus der früheren Zeit zu diesem Zweck. Er drückt sich in dieser Beziehung in der Einleitung in seinem wunderlichen Styl folgendermaßen aus:

„Meine Absicht geht auf wirkliche Belehrung, Besserung und Erbauung, ich suche Korn und nicht Stroh, und ohne Blumen zu verachten, gilt es mir besonders um Früchte. Blos historische, blos statistische Nachrichten sind also nicht unter meinen Wünschen und meinem Sammlen begriffen, noch weniger solche Anecdoten und Personalien, die nur in die Schand-Chronik des Jahrhunderts gehören. Ein anderes ist ein Arzt und Anatom, ein anderes ein Scharfrichter und Büttel." Wie dies Moser zu bewirken hoffte, wird man besonders aus der Abtheilung jedes Bandes sehen, die er Cabinetsstücke überschrieben hat. Wie er es anfängt, wollen wir an zwei Männern zeigen, durch deren Schilderung er zwei für unsere Zeiten, wo wir die Gattung Staats- und Religionssophisten zu hunderten entstehen sehen, sehr brauchbare Charakteristiken giebt. Er schildert dort zwei jener Menschen, wie die, welche auch in unsern Tagen Geschichte, Recht und Religion auf eine solche Weise zu wenden und vorzutragen wissen, wie es den Zwecken derer dient, für welche sie schreiben. Im zweiten Bande zeichnet er einen liberalen und einen servilen oder einen absolutistischen Sophisten; in der Person des Baierischen Juristen Ickstadt und des damals (um 1785) als Gegner des Despotismus und Vertheidiger Würtembergischer

Rechte vom Herzoge von Würtemberg auf die Festung gesetzten Schubart. Die Sache wird von ihm recht fein durch Iselins Worte in dem Lichte gezeigt, aus welchem er wünscht, daß seine deutschen Landsleute dergleichen Sophisten und in der Manier der Advocaten schreibende Biographen und Historiker, an denen wir Ueberfluß haben, betrachten sollen. Der Würtembergische Märtyrer von 1785, Schubart, hatte nämlich 1776 ein Leben des bekannten Baierischen Publicisten Ickstadt geschrieben, der für Kaiser Karl VII. die Vertheidigung der Baierischen Rechte an Oesterreich herausgegeben hatte, in der Biographie war natürlich Ickstadt weidlich gerühmt; diesen Punct hebt Moser in Beziehung auf beide Männer hervor.

Um die Art Schriftstellerei und die Gattung Schriftsteller zu bezeichnen, die schwarz weiß machten, sagt er, wolle er eine Stelle aus Iselins Recension des erwähnten Buchs anführen, worin seine Ansicht von dergleichen publicistischen Schriften ausgesprochen sey. „Wenn dieser Gelehrte, heißt es dort, statt in Baierische Dienste zu treten, am Wiener Hofe seine Versorgung gefunden hätte, so hätte nothwendig für ihn Unrecht heißen müssen, was er als Recht vertheidigt hat. Sollte wohl ein traurigeres Schicksal für einen Mann von Verstande seyn, als sich blos als ein Werkzeug des Eigennutzes und Eigensinns der Großen anzusehen? Wie sehr entehrt dieses nicht die Gelehrsamkeit!! Welche erniedrigende Sache ist es nicht, kein anderes Maas von Recht und Gerechtigkeit zu haben, als den Vortheil seines Fürsten? O Jüngling, Jüngling, der du dich der Rechtsgelehrsamkeit widmest, wirf eher alle Bücher ins Feuer, und geh' und werde ein ehrlicher Schuster und Schneider, als ein Deductionenschreiber für den, der dich am besten bezahlt!"

In einem andern Artikel des Bandes, No. 26, wird unter der Aufschrift Hofpublicisten das Verhältniß eines Archivs, welches nicht von einem Neuerer, sondern von einem Rechtsgelehrten, Staatsmann, kurz, von einem mit dem Leben und den Geschäften bekannten Mann alten Schlags unternommen

ward, zu den Verhältnissen von Mosers Zeit und zu den Beamten des gewöhnlichen Schlags angegeben. Wir führen die Stelle an, weil Moser darin die sogenannten conservativen Brodjuristen so trefflich bezeichnet. „Die Hofpublicisten," heißt es dort, „welche gern unsere deutschen Reichsstände zu unabhängigen und unumschränkten Herrn machen und sie von den von ihren Vorfahren oder auch von ihnen selbst eingegangenen Landes-Verträgen, Reversalien u. s. w. losmachen möchten, pflegen ihren Hauptgrund dahin zu setzen, daß die deutschen Regenten alle nur ersinnlichen Regierungs-Rechte von uralten Zeiten hergebracht hätten, sich auch deren zum Nachtheil ihrer Regierungs-Nachfolger nicht begeben könnten. Die Unterthanen werden von ihnen nicht anders angesehen, als die Unterthanen orientalischer Regenten, deren Leib, Leben, Hab und Gut alle Augenblick zum Dienst ihres despotischen Landesherrn dastehen muß."

Wie schwer es sey, Deutsche, die im elterlichen Hause, von ihren Obern, von rohen, platten und gemeinen, blos für Geld arbeitenden Professoren gebildet, unter ganz gemeinen nur von Kneipe, Duell und Anstellung redenden, jede Idee verlachenden Kameraden aufgewachsen sind, zum Patriotismus zu leiten und ihnen freie Gedanken, Gefühl der Unabhängigkeit einzuflößen, lernen wir ebenfalls aus diesem Archiv, nicht etwa von einem Phantasten, sondern von einem durchaus praktischen, historisch und juristisch gelehrten Geschäftsmann. Er erzählt uns nämlich das, was ihm selbst, wegen seiner Freimüthigkeit und seines Eifers für ein allen gleiches Recht ein angesehener Beamter sagte, in dem wir die personificirte handwerksmäßige Routine des deutschen Beamtenwesens erblicken. Wir wollen dem Leser überlassen, das ganze 1781 gehaltene, von Moser wörtlich aufgezeichnete Gespräch bei ihm nachzulesen, nur die Anfangsworte wollen wir hersetzen, um zu zeigen, wie unsinnig es den Beamten des achtzehnten Jahrhunderts vorkam, wenn sich jemand einfallen ließ, gegen seinen eigenen Vortheil, vielleicht sogar

mit Gefahr, für Rechte des Volks, oder eines Theils desselben nur zu reden oder zu schreiben, geschweige denn zu handeln.

Moser führt diesen Repräsentanten des Beamtenstandes seiner Zeit in den ersten Zeilen des erwähnten Zwiegesprächs folgendermaßen redend ein: „Sie werden das just so lange treiben, bis es ihnen geht, wie es ihrem Herrn Vater ergangen ist." Darauf antwortet er: „Das würde viel Ehre für mich seyn." Der Andere erwiedert: „Nun so höre ich denn zum ersten Male, daß jemand eine Ehre darin gesucht hätte, zwischen viet Wände eingesperrt zu werden." Moser antwortet mit Recht: „Hinzugesetzt, mein Herr, um der guten Sache willen u. s. w.

Das Patriotische Archiv ist außerdem in Beziehung auf die darin gedruckten Particularnachrichten über neuere pfälzische und andere Geschichten anziehend, weil wir, wegen der Geheimnißkrämerei der Höfe und Behörden und der Servilität der sogenannten Historiographen der hohen Herrschaften, nur über eine einzige Seite des Lebens authentische Nachrichten haben, weshalb der Historiker gewöhnlich nur Haupt- und Staatsactionen schreiben und nicht tief ins Leben eindringen kann. Wir haben Mangel an Denkschriften; die französische Geschichte leidet dagegen an Ueberfluß daran. Sie kennt nur Anecdoten, und eben so oft erdichtete als wahrhaftige und zuverlässige Denkwürdigkeiten. Das, was hier Moser mittheilt, sind Beschreibungen einzelner Auftritte, oder Darstellungen gewisser Charaktere und Handlungen von einem individuellen und zuweilen ganz beschränkten Standpunkte aus betrachtet. Gerade dadurch werden sie als bloße Materialien für einen Historiker, der sich sein Lebensprincip und seine Lebensansicht schon gebildet hat, desto brauchbarer.

Zu diesen Stücken zählen wir, um Beispiele zu geben, das oben angeführte Regentenleben eines mit Moser geistesverwandten Fürsten, des Herzogs Ernst von Gotha. Dahin zählen wir ferner: Leben und Ende des 1735 verstorbenen Herzogs Alexan-

der von Würtemberg, den Prozeß des Ministers von Goerne und von Münchhausens und Aehnliches.

Um dieselbe Zeit, als Mosers patriotisches Archiv neben Schlözers Staatsanzeigen einen ähnlichen Zweck wie diese auf verschiedenem Wege erreichen sollte, entwarf von Göckingk, ausgezeichnet als eins der edelsten Glieder der Ritterschaft, als Patriot und als Dichter, den Plan eines ganz ausschließend deutschen Angelegenheiten gewidmeten Journals, dem er den Titel gab: Journal von und für Deutschland. Auch er wollte reformiren helfen und die deutsche Nation dadurch aus dem Schlummer wecken, daß er eine Art monatlicher Zeitungen nach englischem Muster einzuführen suchte, welche über das deutsche Leben und Treiben die Nachrichten enthalten sollten, welche man in den elenden politischen und Hofzeitungen vergeblich suchte. Das Journal hatte durchaus nichts, weder mit schriftstellerischer noch buchhändlerischer Speculation zu thun, es sollte, anstatt daß die elenden politischen Zeitungen der Zeit nur sogenannte Staats- und Hofgeschichten im Style und in der Manier der Hoflakaien vortrugen, auf eine freiere und unterhaltende Weise die innere Geschichte der verschiedenen deutschen Provinzen berichten. Als Muster, sagt Göckingk selbst, habe er sich das damals von Urban sehr gut redigirte Gentleman's Magazine gewählt.

Göckingk mußte gleich anfangs erfahren, wie schwierig es auch für den angesehensten und achtbarsten Mann in Deutschland sey, irgend eine Art Oeffentlichkeit zu vermitteln, wäre es auch nur durch Mittheilung von Actenstücken und Nachrichten von dem, was in irgend einem Winkel öffentlich vorgefallen sey, was aber irgend ein in dem Winkel bedeutender Mann oder Beamter nicht gern weiter gesagt haben wolle. Er vereinigte sich schon nach einem halben Jahre mit einem von gleichem Eifer für die Reformation der noch tief im Mittelalter steckenden Länder und Städtchen gewisser Provinzen Deutschlands beseelten, angesehenen und geachteten Manne zur gemeinschaftlichen Herausgabe, hatte aber gleichwohl so viel Verdruß

von dem kühnen Unternehmen, daß er schon 1785 ganz zurücktrat, und es seinem Freunde überließ, es fortzusetzen. Dieser, mit dem Herrn von Göckingk vereinigte Freund war der Domcapitular und Präsident von Bibra zu Fulda, der dann seit 1785 das Journal von und für Deutschland, soviel er nur immer konnte, freimüthig im Geiste des ersten Unternehmers fortsetzte. Wenn wir daher anführen, was Göckingk von seiner Absicht bei der Einrichtung des Journals sagt, glauben wir auf die kürzeste Weise zugleich den Inhalt und Geist desselben und den Zustand und die Verhältnisse Deutschlands, worauf es sich bezog, bezeichnet zu haben. Dies ist aber der einzige Grund, warum wir desselben hier in der documentarischen Geschichte der innern und geistigen Verhältnisse Deutschlands erwähnen. Man wird aus Göckingks Worten sehen, daß seine Absicht, gerade Persönliches vors Publicum zu bringen, und nach der Weise, wie das in England ist, dasjenige, was vor kein Tribunal gebracht werden, also nicht juristisch bewiesen oder gerichtet werden kann, vor das Gericht des unbefangenen Menschenverstandes zu bringen, ganz vortrefflich war, zugleich aber, daß der Ausführung große Hindernisse im Wege ständen. Wie hätte damals, als unzählige Staaten und Herrn aller Art sich über dem Gesetze glaubten, möglich seyn können, was jetzt nicht geschehen kann, wo deren nur zwei und dreißig sind?

Göckingk sagt in seiner Ankündigung, er unternähme sein Journal besonders aus dem Grunde, weil unter der großen Zahl von Journalen auch nicht eins sey, wodurch zunächst die verschiedenen, durch besondere Regenten, Regierungen, Gesetze von einander ganz abgesonderten großen und kleinen Staaten Deutschlands in kleinen Vorfällen u. s. w. mit einander bekannter würden, wenigstens würde dieser Zweck durch andere Journale nur unvollkommen erreicht. Noch bis auf diese Stunde, das sind seine Worte, getraut sich fast kein Zeitungsschreiber von einer merkwürdigen Privatperson seinen Blättern einen Artikel einzurücken, wenn der Mann nicht wenigstens ein Reichsbaron oder einer der ersten Bedienten des Staats ist (man

sieht, in dieser Rücksicht haben wir so bedeutende Fortschritte gemacht, daß wir ganz nahe am entgegengesetzten Extrem sind), und dennoch ist eine Nachricht vom Fabrikanten Degenhard unendlich interessanter, als die Beschreibung von Hofschmäusen, Jagden und Bällen. Aber an das Eine sind die Leser gewöhnt, an das Andere nicht. Die Schwierigkeit, die, wie wir oben bemerkten, bei den deutschen kleinstädtischen Verhältnissen, und bei der Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche Leuten, die in diesen erwachsen sind, eigen zu seyn pflegt, einem die Personen nahe berührenden Unternehmen im Wege seyn mußte, hatte v. Göckingk übrigens nicht übersehen, denn er sagt:

„Es käme ihm vor, als wenn die deutschen Schriftsteller auf den individuellen Menschen zu wenig merkten, und dennoch seyen Nachrichten, welche diesen angingen, wegen des Eindrucks, den sie aufs Herz machten, die nützlichsten. Es solle deshalb auch besonders das Individuum, nicht die Gesellschaft, der Hauptgegenstand des neuen Journals seyn. Die mehrsten Rubriken dieses Journals, welches der erste Herausgeber anfangs nur auf ein Jahr zu liefern versprach, da er, als ein sehr reicher Mann, nicht nur keinen Vortheil davon erwartete, sondern den größten Theil der Kosten aus seinem Beutel zahlte, waren übrigens sehr unverfänglich. Göckingk eröffnet es jedoch mit einem Artikel, den er, wenn er unter tausenden von Artikeln hätte wählen dürfen, nicht besser hätte wählen können. Man trifft nämlich eine Anzahl von Briefen am Anfange aller drei ersten Monatshefte des Journals, welche auf eine höchst merkwürdige Weise den lächerlichen Stolz der deutschen Reichsritterschaft, den närrischen Hochmuth der kleinen, mehrentheils ganz neugebackenen Fürsten, und den Ton, den beide Classen anzunehmen im Stande waren [31]), bezeichnen. Es wird darin

31) Von dieser Seite hat von Göckingk die Sache aufgefaßt, und wir glauben die Beziehung der Briefe auf ihre Zeit und auf die Menschen jener Zeit nicht besser andeuten zu können, als wenn wir die Worte abschreiben, welche Göckingk den Briefen vorausschickt. „Die Höfe und der Adel, sagt er, haben einigen Streitigkeiten der Gelehrten bisher mit eben dem Vergnügen

zugleich ein originelles Individuum von Siegfried von Lindenbergs Art und Gattung dem Publicum vorgeführt. Das Individuum, dessen Briefe wir bezeichnet haben, war derselbe Kurkölnische Geheimerath Freiherr von Münster-Landegge, der später den im ersten Theile dieser Geschichte erwähnten Streit mit dem Grafen von der Lippe hatte.

Der Freiherr von Münster-Landegge war nämlich mit der Tochter einer Gräfin, welche zugleich aus gräflichem Geschlecht war, vermählt, glaubte durch diese seine Schwiegermutter (der gebornen und vermählten Gräfin) mit den ersten Familien und unter diesen auch mit dem Könige von Sardinien und mit den Fürsten von Hohenlohe verwandt zu seyn, und meldete ihnen daher den auf seinem Gute Landegge erfolgten Tod seiner Schwiegermutter. Darauf ließ der König von Sardinien höflich antworten, nahm es mit der Verwandtschaft nicht so genau, sondern erfreute den Baron durch die Anrede, mein Vetter (mon cousin), mit dem bekanntlich auch die französische Kanzlei nicht sparsam war; wie erbittert ward daher der eingebildete und heftige Reichs-

zugesehen, womit der Hof und die Edlen in Madrid den Stiergefechten beiwohnen. Das steht ihnen nun vielleicht eben nicht zu verdenken; allein, daß viele unter ihnen den Wahn zu haben scheinen, als stritten sich blos die Gelehrten mit der Feder auf die Art, als es geschehen ist, darüber muß man sich billig wundern; denn ihr Gedächtniß muß ihnen einen schlimmen Streich gespielt haben. Freilich werden die Streitschriften der Großen und des Adels nicht immer gleich gedruckt, wie es aus einer vieljährigen Gewohnheit unter den Gelehrten geschieht; allein sie sind demohngeachtet bekannt genug. Sie interessiren aber nur einen kleinen Theil des Publicums, weil sie selten oder nie mit der Literatur etwas zu thun haben und die Partheien selten oder nie außer ihrer Provinz bekannt sind. Dann sucht er ausführlich die Gelehrten wegen ihrer Streitigkeiten und wegen ihrer heftigen Streitschriften zu rechtfertigen, und schließt endlich — — — Ich weiß kein besseres Mittel, das Vorurtheil und den bösen Leumund, worin in diesem Stücke die deutschen Gelehrten bei den Großen und bei dem Adel stehen, etwas zu schwächen, als wenn ich ein halbes Dutzend Beispiele gebe, daß gerade zu der Zeit, als sie so viel Antheil an einigen Streitigkeiten deutscher Gelehrten nahmen, mitten unter ihnen dergleichen vorgefallen sind. Der folgende Briefwechsel zwischen einem deutschen Prinzen und einem deutschen Baron, der zu Genf und an mehreren Orten in Abschrift herumging, mag den Anfang machen.

baron, als die kleinen, seit 1744 aus Grafen Fürsten gewordenen Herrn von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst, deren spannengroßes Gebiet erst Franz I. um 1754 zum fürstlichen gemacht hatte, Brief und Verwandtschaft ablehnten? Sie lehnten durch ein Schreiben ihrer sogenannten gemeinschaftlichen Regierung die Zudringlichkeit des Barons gröblich ab, erklärten, daß sie von der Vetterschaft nichts wissen wollten, höchst indignirt seyen, daß man sie Hochgeborne Reichsfürsten und nicht durchlauchtig hochgeboren (denn Ew. Durchlaucht gebührte ihnen nicht) genannt habe, und geriethen darüber mit dem Baron, der sie herausforderte, in einen burlesken Streit. Das Schreiben der Hohenlohe'schen Regierung theilen wir unten aus derselben Ursache mit, warum es Göckingk abdrucken ließ, damit man sehe, wie es mit dem Beamtenstande beschaffen war, der dergleichen Meisterstücke abschickte [32]) und mit den armen Unterthanen solcher Siegfrieds, die mehr von ihnen zu besorgen hatten, als der Freiherr von Münster-Landegge. Dieser war so heftig erbost, daß er ein förmliches Cartel ausgehen ließ, oder vielmehr ganz wie ein Ritter des Mittelalters, weil der Fürst von Schillingsfürst zu alt war, dem von Bartenstein den Handschuh vor die Füße warf. Es ist schwer zu sagen, ob die Herausforderung des Barons [33]), oder die Antwort des Fürsten von Bartenstein

32) Das Aktenstück No. 2, Januar, S. 7 ist überschrieben: „Schreiben der Regierung der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst an den Baron von Münster-Landegge. Von dem Chur-Cölnischen Herrn geheimden Rath und Kammerhern, Freiherrn von Münster-Landegge seynd d. d. Landegge bei Münster den 18. März a. c. an Serenissimorum nostrorum zu H. und W. Hochfürstliche Durchlauchtigkeiten, zwei Notificationsschreiben unter ganz befremdeten und ungewöhnlichen Titulatur, Courtoisie und Offert eingelaufen. Obschon nun Serenissimi sothane in aller Rücksicht unschickliche Zuschriften aus besonderm Menagement nicht remittiren, so haben Höchstdieselben sich jedoch dergleichen Correspondenzen verbitten lassen wollen. Welches man auf erhaltenen gnädigsten special Befehl dem Herrn geheimden Rath ohnverhalten sollen.

33) In welchem Tone die folgende Correspondenz mit den Fürsten geführt ward, geht schon aus den ersten Zeilen von No. 3. hervor. — — Erlauben

lächerlicher und für diese Art von Rangstolz charakteristischer ist. Der Fürst schreibt unter andern: Er wolle den Baron lieber erst belehren, als gleich den Rath des Fürsten von Schillingsfürst befolgen, daß sie nämlich beide gemeinschaftlich ohne weitere Umstände ernsthaftere Maßregeln nehmen sollten, deren Folgen ihm nothwendig sehr verdrüßlich hätten seyn müssen. „Lernen Sie also, fährt er fort, mein Herr, daß zwischen dem hohen und niedern Adel jederzeit ein sehr großer Unterschied stattgefunden hat, ein Unterschied, der bis auf diesen Tag von dem ganzen Reiche und seinem Oberhaupte selbst bei jeder Gelegenheit anerkannt wird. Lernen Sie, daß, wenn gleich ein guter, alter Adel, von welcher Art er auch sey, alle Achtung verdient, doch der Rang eines regierenden Fürsten und Reichsstandes ungleich höher, edler ist und gar keine Gleichstellung mit geringeren Classen zuläßt. Lernen Sie, daß der Rang eines Fürsten oder Reichsstandes seine Ehre über jede Beleidigung hinaus und in Sicherheit setzt, die ein anderer als seines gleichen ihm anthun könnte; wäre er auch hundertmal ein Edelmann, hätte er auch noch so sehr ein Recht sich zu beschweren." Da der Brief durchaus in diesem Ton abgefaßt ist und alle folgende Briefe des Barons in einem ähnlichen den Rang der Ritterschaft zu behaupten suchten, so sieht man, wie gelegen der Briefwechsel den Unternehmern des Journals kommen mußte, um Vorstellungen lächerlich zu machen, welche jene Zeit für veraltet hielt und die Unserige wieder neu machen will.

Im übrigen ist die Verbindung von Zeitung, Wochen- oder vielmehr Monatsblatt für das ganze Reich mit einem Journal, welches gemeinnützige Abhandlungen enthält, sonderbar, aber doch nicht gerade widersprechend, und wenn Proben von Bürgers Uebersetzung einer Ilias in Hexametern, nachdem er es

Sie mir, das Gesetz, worin Sie mir alle weitere Correspondenz verbieten, und welches 6 Fuß weit von dem Thron, vor dem es gesprochen worden, ohne Zweifel sehr respectabel ist, außer dem kleinen Zirkel aber, den ihm die Natur anweiset, sehr lustig ist, noch einmal zu übertreten u. s. w.

in Jamben versucht hatte, eingerückt werden, so war das nur ein Dienst, den ein Dichter dem andern erzeigte. Ganz neu war es bei der damaligen Reichseinrichtung und den bestehenden Reichsgerichten, daß ein Gegenstand, der den Englischen Zeitungen ein besonderes Interesse für den Forscher des häuslichen und bürgerlichen Lebens giebt, und für welchen jetzt mehrere besondere Zeitungen in Frankreich eingerichtet sind, in diesem Journale zum ersten Male nicht blos den Juristen und Publicisten, sondern dem großen Publicum mitgetheilt ward. Dies waren die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg, merkwürdige Prozesse beim Reichshofrath in Wien und beim Reichskammergericht in Wetzlar. Man sieht, daß schon damals der Unterschied zwischen unserem Volke und den Völkern, welche öffentliche Verhandlungen und öffentliche Gerichte haben, gefühlt ward, und daß zwei dem angesehensten Adel angehörende Männer den Versuch machten, auch die Deutschen in den Stand zu setzen, ihre Rechte und Gesetze im Leben und aus den gerichtlichen Händeln kennen zu lernen.

Der rasche Gang der französischen Revolution hatte hernach auf dem rechten Rheinufer bis zur Zeit des französischen Kaiserreichs eine hemmende und störende Wirkung. Es verbreitete sich eine conservative Angst über Fürsten, Adel, Privilegirte und über die tongebenden Gelehrten, die in Deutschland immer den Regierungen voraus zu eilen suchen, während sie in London und Paris wenigstens warten, bis man sie zu gewinnen sucht, was dann freilich auch nie ausbleibt. Die beiden Hauptorgane der Oeffentlichkeit in politischen Dingen, Schlözers Staatsanzeigen und das Journal von und für Deutschland konnten daher auch dem Einfluß der Bewegung, welche in eben dem Maße in Deutschland rückwärts, als in Frankreich vorwärts ging, nicht widerstehen. Um die Zeit, als auf dem linken Rheinufer die französische Freiheit mit Jubel begrüßt ward, mußte jedes Organ der deutschen Volksfreiheit vor dem Toben der Feudalität verstummen; sowohl Schlözers Staatsanzeigen, als das Journal von und für Deutschland hörten auf. Schlözer hatte übrigens

Ton und Manier ſchon längſt geändert, das wird man aus den Heften des Jahrs 1793 ſehen, welche lauter ganz unverfängliche Artikel enthalten. Der Aufſatz, an dem die Staatsanzeigen eigentlich ſcheiterten, ging die Politik gar nicht an, ſondern betraf eine perſönliche Angelegenheit Schlözers, wobei er ſich der übermäßigen Heftigkeit ſeines leidenſchaftlichen Charakters überließ.

Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der Nordamericaniſchen Provinzen von England bis 1788.

Erſtes Capitel.

Zeiten des Nordamericaniſchen Kriegs bis auf des jüngeren Pitt Miniſterium, um 1784.

§. 1.

England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität.

Während das Schickſal des Kriegs auf dem feſten Lande von America durch den unglücklichen Ausgang der Unternehmungen der Engländer in den ſüdlichen Provinzen der vereinigten Staaten unwiderruflich entſchieden ward, dauerten die innern Unruhen in England ſelbſt fort, weil das Miniſterium North die öffentliche Meinung gegen ſich hatte. Was den Krieg ſelbſt angeht, ſo kann man nicht läugnen, daß nicht blos die Mehrheit der Parlamentsglieder, ſondern alle Engländer alten Schlags durchaus für Zwangsmaßregeln gegen die Americaner oder für den Krieg geſtimmt waren, weil ſie die Americaner als Rebellen betrachteten. Daß gleichwohl die Minderzahl, welche den

Americanern nicht abgeneigt war und zu welcher damals gerade die besten Köpfe der Nation und die ausgezeichnetsten Männer jener Zeit gehörten, nach und nach Einfluß im Volke erhielt, muß man allein daraus erklären, daß der Uebermuth und der Stolz der nur an Sieg und Gewinn gewöhnten Engländer in diesem Kriege so sehr viele Demüthigungen erfahren mußte.

Im Jahre 1776 erhielten die Minister, als sie darauf antrugen, mit deutschen Miethlingen einen Krieg in America zu führen und zugleich eine bedeutende Geldverschwendung für die königliche Familie und für verschiedene deutsche Fürsten, deren Truppen man nöthig hatte, in Vorschlag brachten, solche Mehrheit der Stimmen im Parlament, daß die Opposition ihr eine Zeitlang ganz das Feld räumte. Als durch Widerspruch nichts auszurichten war, wollte man wenigstens die Aufmerksamkeit des Volks dadurch rege machen, daß die bedeutendsten Stimmen der Krone bei fast leerem Hause und ohne längere Debatten zugestanden wurden. In dieser Zeit erschien Lord Chatham vergeblich, leidend und auf zwei Krücken gestützt, im Oberhause, um dort seine Beredtsamkeit gegen das Ministerium zu richten und weder Rockinghams Verwandtschaft und Bekanntschaft unter den Pairs, noch die rednerischen Gaben eines Fox und Burke im Hause der Gemeinen konnten den damals auch von Burke vertheidigten Rechten der Vernunft gegen Verjährung Gewicht verschaffen.

Die Minister glaubten so sicher auf die Abneigung aller derer, die in England Bedeutung haben, rechnen zu können, daß sie sich sogar heraus nahmen, eine Sprache zu führen, die man sonst nur von den Fürsten des Continents, von der Berner und Venetianer Aristokratie gewohnt war [34]). Die

34) So daring and desperate, läßt der Minister den König sagen, is the spirit of the American leaders, whose object has only been dominion and power, that the have now openly renounced all allegiance to the crown, and all political connection with this country, they have rejected, with circumstances of indignity and insult, the

Miniſter erklären in Beziehung auf America und auf die dort verkündigten Lehren und Grundſätze, daß es den Engländern, die ſich beim Alten wohl befänden, zukomme, auch bei andern das Alte aufrecht zu erhalten, oder nach den Worten, die ſie dem Könige in den Mund legen, daß ihre Sache die der ſämmtlichen alten Regierungen ſey. Sie laſſen ihn nämlich ſagen: Daß, wenn man dulde, daß das, was ſie Verrath der Americaner nennen, Wurzel faſſe, aus dieſer Wurzel nothwendig viel Uebel für das ganze in Europa herrſchende Regierungsſyſtem entſprießen müſſe. Das Miniſterium benutzte daher auch den Augenblick, als die engliſchen Angelegenheiten in America gut ſtanden, als der Angriff auf Canada mißlungen war, als Waſhington aus Philadelphia gedrängt ward und Bourgoyne von den Seen her gegen Neuyork vordrang, für des Königs Privatangelegenheiten. Sie foderten neue Summen für das königliche Haus, obgleich ſich das engliſche Volk ſchon längſt darüber beſchwerte, daß das Miniſterium North und der König ſich auf Unkoſten des Volks ſtets unter einander gefällig wären. Jedermann ſah, daß dieſer Augenblick der allerunpaſſendſte ſey, die Civilliſte zu erhöhen, und dennoch gewährte das Parlament im April 1777 nicht blos ſieben und eine halbe Million Gulden vorgeblicher Schulden eines Königs, der nebſt ſeiner Gemahlin mehr einer übertriebenen Sparſamkeit, als irgend einer Verſchwendung angeklagt ward, ſondern erhöhte noch dazu die jährliche Einnahme der Krone von einer Summe von etwa neun Millionen Gulden auf zehn. Dies war ſelbſt den genauen Freunden des Miniſteriums, zu denen der Sprecher des Unterhauſes gehörte, ſo anſtößig, daß der Letztere, als er den im Unterhauſe, welches allein über Geldſachen zu entſcheiden hat, gefaßten Beſchluß der Sitte gemäß dem Oberhauſe überbrachte, den König in ſeiner bei der Gelegenheit gehaltenen Rede recht empfindlich

means of conciliation held out to them and have presumed to set up their rebellious confederacies as independent states.

an die Unſchicklichkeit erinnerte, ſich unter ſolchen Umſtänden Geld von der Nation zu erbitten [35]).

Ein Miniſterium in England, welches ſeines Anhangs unter den großen Familien ſo ſicher iſt, wie das Miniſterium North war, kann ganz ruhig ſeinen Weg gehen, wenn es nur conſequent bleibt, und dies war es allerdings, als es gleich hernach dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel eine ganz unverſchämte Geldforderung gewährte. Zuerſt erhielt er noch eine halbe Million Werbgelder, von denen im Subſidientractat von 1775 gar nicht die Rede war, weil man die Gelder, die man 1755 unter dieſem Namen gezahlt hatte, dieſes Mal auf eine andere Weiſe vergütete. Außer dieſer Summe, die ihm offenbar nur als Geſchenk gewährt ward, zahlte man ihm noch eine halbe Million Gulden für die Spitäler im ſiebenjährigen Kriege, obgleich ein früheres Parlament dieſe Foderung am Ende des ſiebenjährigen Kriegs als durchaus unbegründet verworfen hatte. Schon im April des folgenden Jahrs (1778) ward das königliche Haus aufs neue reichlich bedacht, es wurden nämlich gerade in dem Augenblicke, als der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war, für die jüngeren königlichen Kinder und für die des Herzogs von Gloceſter bedeutende Summen vom Parlamente aus dem Beutel des Volks gewährt.

Das Parlament hatte im November 1777 ſeine Sitzungen wieder eröffnet und ſchon im December mußte Lord North, dem bei der Gelegenheit jene Thräne entfloß, die man ſeine eiſerne Thräne genannt hat, die Capitulation bei Saratoga dem Parlament bekannt machen und den Schein annehmen, als

35) In a time, ſagte er, of public distress, full of difficulty and danger, their constituents labouring under burdens almost to heavy to be borne, your faithful commons, postponing all other business, have not only granted to your majesty a large present supply, but also a very great additional revenue, great beyond example, great beyond your majesty's highest expence; but all this, Sire, they have done in the well grounded confidence, that you will apply wisely what they have granted liberaly.

wenn er eine Aussöhnung suchen wolle. Lord Chatham im Oberhause, Fox, Burke, der Oberst Barre im Unterhause machten solchen Eindruck auf die Gemüther durch ihre Beredtsamkeit, daß zu aller Erstaunen im Anfange des folgenden Jahrs (1778) der Minister, von dem jedermann wußte, daß ihm die Americaner nie trauen würden, eine Aussöhnungsbill ins Parlament brachte. Die Bill fand von Seiten der Opposition zwar Hohn, aber keinen Widerstand, es ward eine Gesandtschaft zur Friedensvermittelung nach America geschickt, aber, wie Fox vorausgesagt hatte, höhnisch zurückgewiesen, weil der Kunstgriff, die zwischen Frankreich und America angeknüpften Verbindungen dadurch zu stören, doch gar zu grob war. Uebrigens war, als die englischen Abgeordneten ankamen, der Bund der Americaner mit Frankreich schon abgeschlossen, das englische Ministerium war auch längst davon unterrichtet, suchte aber diesen neuen Schlag dem Parlamente so lange als möglich zu verbergen. Es wurden daher in England für den Krieg, den Frankreich schon seit zwei Jahren rüstete, keine Anstalten getroffen, bis Frankreich selbst das Signal gab.

Der französische Minister in London übergab nämlich am 13. März 1778 eine Note, worin er nicht allein den von Frankreich mit der neuen Republik geschlossenen Bund anzeigte, sondern auch foderte, daß man von Seiten Englands dem freien Verkehr zwischen Frankreich und America kein Hinderniß entgegensetze. Diese Note ward am 17. März dem Parlament mitgetheilt, der Minister aus Paris abgerufen und jetzt endlich Anstalten zum Kriege getroffen. Für die ganze europäische Geschichte sind die seit Nov. 1777 gehaltenen Parlamentsreden in Beziehung auf die neuen politischen Grundsätze unstreitig wichtiger als die ersten Kriegsereignisse, denn jene Reden wurden in Frankreich und in ganz Europa aufs geflissentlichste verbreitet, und wenn auch der Herzog von Newcastle und der Marquis von Rockingham im Oberhause für ein Partheiinteresse redeten, so that das doch der Graf von Chatham ebensowenig als Fox, Burke, Barre und andere im Unterhause. Lord Cha-

tham besonders griff die Minister mit einer ganz schrankenlosen Heftigkeit an, starb aber schon im Mai 1778, nachdem er im April nach einer heftigen Anstrengung seines schon lange durch Krankheit zerrütteten Körpers im Parlament selbst zusammengesunken war [36]).

Die Franzosen hatten, was sonst selten der Fall war, ihre Vorbereitungsanstalten zu einem Seekriege viel besser getroffen, als die Engländer, denn ihre Flotte in Brest war stark genug, es mit der Englischen aufzunehmen, als diese an der Küste von Bretagne erschien. Die Toulouer Flotte der Franzosen war unter d'Estaing damals längst nach America gesegelt und war dort der Englischen unter Byron zuvorgekommen. Admiral Keppel übernahm höchst ungern das Commando der gegen Brest bestimmten englischen Schiffe. Er hatte damals schon vierzig Jahr rühmlich zur See gedient, er erhielt den Oberbefehl, weil der König selbst es sehr wünschte, traute aber einem Ministerium nicht, welches die Stellen nur mit seinen Freunden, Anhängern, Verwandten zu besetzen pflegte, und ihm nicht besonders gewogen war. Sonderbar war es wenigstens,

36) Er starb erst am 11. Mai auf seinem Landhause Hayes in Kent, die Scene im Parlament am 7. April war aber zu merkwürdig, als daß wir nicht hier die Worte eines Augenzeugen, des Lord Camden, anführen sollten: Er sagt: I saw him in the prince's chamber before he went into the house, and conversed a little with him: but such was the feeble state of his body and indeed the distempered agitation of his mind, that i did forebode his strength would certainly fail him before he had finished his speech. The earl spoke, but was not like himself. His speech faultered, his sentences broken, and his mind not master of itself. His words were shreds of unconnected eloquence and flashes of the same fire, that he, Prometheus like, had stolen from heaven, and were then returning to the place from whence they were taken. He fell back upon his seat, and was to all appearance in the pangs of death. This threw the whole house into confusion. Many crowded about the earl. Even those who might have felt a secret pleasure in the accident, yet put on the appearance of distress — — except only the earl of Mansfield, who sat still, almost as much unmoved as the senseless body itself.

daß man, um mit kleinlicher List die Verantwortung eines Seegefechts allein auf Keppel zu schieben, ihm, als er im Juni 1778 auslief, nicht einmal bestimmten Befehl gab, Feindseligkeiten anzufangen, obgleich Frankreich schon seit dem 18. März Beschlag auf die englischen Schiffe gelegt hatte und die Engländer hernach auf die französischen. Keppel mußte indessen doch am 17. Juni durch ein Gefecht mit der Fregatte Belle Poule den Krieg beginnen, konnte sich aber der Fregatte nicht bemächtigen, nahm jedoch einige kleinere Kriegsfahrzeuge. Als Keppel die Stärke der feindlichen Flotte erfuhr, fand er nicht rathsam, mit seinen zwanzig Kriegsschiffen und drei Fregatten eine Flotte von zwei und dreißig Schiffen und zehn bis zwölf Fregatten anzugreifen, sondern segelte nach Portsmouth zurück, um Verstärkung zu holen.

Unter den damaligen Umständen machte es einen für den Admiral und für die Regierung sehr ungünstigen Eindruck, daß er, ohne die Feinde angegriffen zu haben, zurückkam, und daß sich auch sogar die Belle Poule ihm entzogen hatte, und auf den Strand gelaufen war. Das Ministerium gab deutlich zu verstehen, daß es die Schuld auf den Admiral schieben wolle. Dieser war indessen schnell mit Verstärkung wieder ausgelaufen und traf am 23. Juli die von den französischen Admiralen d'Orvilliers und Gnichen geführte französische Flotte bei Ouessant, unweit der Sorlinguischen Inseln. Beide Flotten waren ungefähr von gleicher Stärke, die Franzosen wollten aber einem Treffen ausweichen und wurden erst am 27. dazu gezwungen. Beide Flotten wurden in der Schlacht beschädigt, beide kehrten, ohne daß sich eine des Siegs rühmen konnte, in ihre Häfen zurück, beide Nationen erhoben heftige und laute Klagen über ihre Admiräle; in England klagte sogar der Zweite im Commando den Ersten, und dieser jenen der Nachlässigkeit an.

Der laute Unwille der Franzosen über den Ausgang des Treffens bei Ouessant hatte in Beziehung auf die Revolution

dadurch wichtige Folgen, daß der nachherige Herzog von Orleans, damals Herzog von Chartres, den Hof beschuldigte, er habe ihn diesem Unwillen aufgeopfert. Dieser damals noch sehr junge, schöne, gränzenlos ausschweifende Prinz, der von genialen Wüstlingen umgeben, schon damals unter dem gemeinen Haufen seine Belustigung suchte, und eben deßhalb unter dem Volke sehr beliebt war, stand besonders bei der Königin wegen seines Cynismus und seiner Orgien in geringer Gunst, und die Königin ward leider! in alle Dinge gemischt. Man beschuldigte ihn, ob mit Recht oder mit Unrecht, lassen wir unentschieden, er richte durch sein wüstes Leben alle die jungen vornehmen Herrn zu Grunde, die stets um ihn wären und keine Constitution, wie die Seinige war, von der Natur erhalten hätten. Unter den Opfern, welche dieser nachherige Philippe Egalité seinem wilden Leben sollte gebracht haben, war auch sein Schwager, der ein und zwanzigjährige Prinz von Lamballe, der bei seinem Tode erst sechzehn Monate mit der durch Schönheit und Liebenswürdigkeit berühmten Marie Therese Louise von Savoyen Carignan vermählt war. Diese Prinzessin war die genauste Freundin der Königin, sie war als solche gleich der Polignac vom ganzen Hofe beneidet und ward wahrscheinlich deshalb zur Zeit der Erstürmung der Tuilerien so grausam gemordet.

Der Tod des Prinzen von Lamballe ward boshafter Weise dem Herzoge von Chartres als indirecte Mordthat zugeschrieben, weil dieser schon damals unbeschreiblich geldgierige und schmutzig geizige Prinz mit der Schwester desselben, der Tochter des Herzogs von Penthièvres, vermählt war und, nach dem Tode seines Schwagers, des Herzogs von Penthièvres ganzes unermeßliches Vermögen erbte, wodurch sein Haus das reichste in ganz Europa ward. Mit dem Vermögen seines Schwiegervaters wollte der Herzog von Chartres auch die Würde eines Großadmirals von Frankreich erben, welche dieser bekleidete, er trat deßhalb der Form wegen in den Seedienst, durchlief, wie Prinzen pflegen, mehrentheils in Paris verweilend, alle

Grade, und sollte jetzt auch einem Treffen beiwohnen. Als daher d'Orvilliers auslaufen sollte, reisete er, von Genossen seiner lockern Pariser Bande begleitet, schnell von Paris ab, damit man ihn in den Zeitungen als einen der Befehlshaber im Treffen nennen könne, und die Flotte wurde in drei Geschwader getheilt, von denen er eins commandiren sollte. Das Erste führten d'Orvilliers und Guichen, das Zweite der Graf Düchauffault und der Herr von Rochechouart; das Dritte commandirte, dem Namen nach, der Düc de Chartres, eigentlich aber der Herr von Grasse und der Admiral la Motte Piquet, der vorgeblich nur Capitän des Kriegsschiffs Saint Esprit war, auf dem sich der Prinz befand. Gerade dieses Schiff kam zum hitzigen Gefecht, weil d'Orvilliers seine Schlachtordnung ändern und das dritte Geschwader zum ersten machen mußte. Die lustigen Pariser Genossen des Herzogs zeigten im Gefecht lächerliche Angst und man beschuldigte den Herzog, daß auch er Feigheit bewiesen habe, wenigstens fand das Gerücht allgemeinen Glauben, daß man d'Orvilliers Signale absichtlich mißverstanden habe, um ihn nach Brest zurückbringen zu können. Der Düc de Chartres ward dann tödtlich mit der Königin entzweit, weil man es ihr zuschrieb, daß der Graf von Artois, der damals zum engeren Kreise der Königin gehörte, die Stelle des Großadmirals erhielt und daß er, nicht gerade zu seiner Ehre, dadurch vom Seedienst entfernt ward, daß man die ganz neue Stelle eines Generaloberst der Husaren für ihn erschuf.

Auch als hernach die französische Flotte im October wieder ausgelaufen war, konnte sie Keppel nicht zum entscheidenden Treffen bringen, das englische Ministerium suchte daher die Schuld des unentschiedenen Kampfs bei Ouessant auf die Befehlshaber zu schieben und diese beschuldigten einer den Andern. Sir Hugh Palliser hatte bei Ouessant, als Admiral der blauen Flagge, das dritte Geschwader von Keppels Flotte commandirt, er war selbst einer der Lords der Admiralität unter dem Grafen von Sandwich, er hatte die Dreistigkeit, Keppel förmlich anzuklagen. Die Klage ward angenommen und die Admiralität stellte

Keppel im Januar 1779 förmlich vor ein Kriegsgericht. Dieſer Prozeß machte die Admiralität und das ganze Miniſterium der Nation und den Seeoffizieren aufs neue recht gehäſſig. Keppel ward aufs ehrenvollſte losgeſprochen; Hugh Palliſer dagegen, auf Keppels Anzeige des Tadels würdig gefunden, ſah ſich einige Zeit darauf genöthigt, alle ſeine Stellen niederzulegen. Die Stimmung war damals, weil man auch Schläge des Schickſals der Regierung Schuld gab, ſo feindlich gegen dieſelbe, daß ſich zwölf Admirale gemeinſchaftlich über das Miniſterium beſchwerten.

Zu den Unglücksfällen, welche die Engländer aus Verdruß, daß ſie nicht, wie ſie gewohnt waren, überall und in allen Meeren gleich nach dem Ausbruche des Kriegs entſcheidende Vortheile erhielt, dem Könige und dem Miniſterium zuſchrieben, gehört zunächſt, daß d'Eſtaing eher an den Küſten von Rhodisland erſchien, als Byron ihm folgen konnte. Wir rechnen ferner dahin, daß Hotham in Nordamerica verweilen mußte, weil Byrons Flotte durch Wind und Wetter zerſtreut ward, ſo daß, bis Byron ſeine Schiffe ausgebeſſert und wieder vereinigt hatte, Hotham mit ſeinen Schiffen in Nordamerica gegen d'Eſtaing zurückbleiben mußte. In der Zeit entriß der Marquis von Bouillé, damals Statthalter von Martinique, den Engländern die Inſel Dominica. Den Verluſt von Dominica rächte hernach Hotham, als er endlich im December 1778 d'Eſtaing nach Weſtindien folgen konnte durch die Eroberung von St. Lucia. Weder der tapfere Widerſtand und die ehrenvollen Gefechte des Admiral Barrington, welcher hernach St. Lucia gegen den Angriff der franzöſiſchen Flotte unter d'Eſtaing vertheidigte, noch die Nachricht, daß die franzöſiſch-oſtindiſche Flotte von der Küſte Coromandel gänzlich vertrieben und Pondichery erobert ſey, konnte die angeſehenſten Seeoffiziere mit ihrer Admiralität ausſöhnen. Die vorzüglichſten Admiräle weigerten ſich, ſo lange Lord Sandwich das Seeweſen leite, einen Oberbefehl zu übernehmen, und d'Eſtaing führte die im vorigen Bande erwähnte Expedition nach Georgien glücklich aus, nach-

dem er vorher die Inseln Sct. Vincent und Grenada erobert hatte. Er büßte freilich den erworbenen Ruhm durch die tolle Unternehmung auf Savannah wieder ein; allein im Jahr 1779 erhielt England an Spanien einen neuen Feind, der besonders dadurch furchtbar wurde, daß König Carl III. die spanische Seemacht fast zu gleicher Stärke mit der französischen gebracht hatte.

Carl III. von Spanien dachte ganz anders von Nordamerica und von republikanischen Ideen als Ludwig XVI., seine Minister und sein Hof, welche Franklin bezauberte und Lafayette fortriß. Carl und sein Minister Florida Blanca erklärten anfangs ganz laut, daß sie der Verbindung mit England in Bezug auf America schon des monarchischen Princips wegen treu bleiben wollten. Selbst als die Franzosen sich durch einen förmlichen Tractat mit der neuen Republik verbunden hatten, wollte Carl III. von derselben nicht reden hören und schickte den vom Congreß an ihn abgeordneten Collegen Franklins von Burgos aus zurück, ohne ihn nur nach Madrid zu lassen. Der König von Spanien wollte noch im März 1778 an einem Bunde mit America und an feindseligen Maßregeln gegen England nicht Theil nehmen; das geht aus seiner Antwort vom zwei und zwanzigsten März auf zwei eigenhändige Briefe König Ludwig XVI. deutlich hervor [37]); die Franzosen und seine eignen Minister wußten aber seine persönliche Schwäche gut zu benutzen. Man machte ihn glauben, es sey hier seine Sache den Vermittler zu machen, so wenig er, wegen des Familienvertrags mit Frankreich, dazu geeignet war, und er schickte ausdrücklich, um diese Vermittelung anzubieten, einen Gesandten nach England, wo man aber Vorschläge that, von denen auf den ersten Blick einleuchtete, daß sie Frankreich nicht eingehen könne. Seit diesem Augenblicke war Carl für den von seinen Ministern längst vor-

37) König Ludwigs Briefe, den einen vom 8. Januar, den andern vom 10. März 1778, nebst Carls III. Antwort findet man bei Flassan Vol. VII. p. 177 sqq.

bereiteten Krieg gewonnen, dies erklärte er dem französischen Ministerium am 13. April 1779; erst am 26. Juni übergab aber der Marquis von Almodavar das Manifest, worin den Engländern vorgeworfen ward, daß sie die Philippinen und sogar Cadix hätten überfallen wollen. Gleich hernach folgte die Kriegserklärung.

Kein Augenblick im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts war für die englische Seeherrschaft gefährlicher als dieser, da sowohl in Ferrol als in Cadix eine zahlreiche spanische Flotte lag, welche sich mit d'Orvilliers Flotte verbinden sollte, sobald diese von Brest ausgelaufen seyn würde. Schon im Mai hatten die Franzosen die Insel Jersey zu erobern versucht, und wenn gleich der Admiral Arbuthnot diese rettete, so ward doch die Abfahrt der Flotte, welche Vorräthe und Verstärkung von Clintons Heer nach America bringen sollte, dadurch so sehr verzögert, daß sie erst im August ihre Bestimmung erreichte. Die Franzosen hatten damals schon im Juni den Entwurf gemacht, nach der Verbindung der französischen und spanischen Flotte, die Engländer an ihren eigenen Küsten anzugreifen und eine Landung zu versuchen. Sowohl die Franzosen, als die Engländer gestehen, daß bei der Zerstreuung der englischen Flotten die Gefahr Englands sehr groß war und daß größere Uebel nur dadurch abgewendet wurden, daß d'Orvilliers von der eigentlichen Lage der Dinge nicht genau unterrichtet gewesen zu seyn scheint, und nicht die Art Kühnheit besaß, welche Vieles wagt, um Alles zu gewinnen. Der Admiral Hardy lag zwar vor Brest, doch ward er der französischen Flotte nicht gewahr, als d'Orvilliers auslief und dieser konnte sich ungehindert mit der spanischen Flotte vereinigen. Die vereinigte Flotte, zwischen sechzig und siebenzig Kriegsschiffe stark, erschien am Ende Juni im Canal, oder in dem engen Meere zwischen England und Frankreich. Diese Flotte war dem Admiral Hardy, der sich mit acht und dreißig Schiffen im mittelländischen Meere befand, vorbeigesegelt, ohne daß dieser sie wahrgenommen hätte.

Die vereinigte Flotte erschien am fünfzehnten August vor Plymouth und man glaubte allgemein, daß die unschätzbaren Werfte und Arsenale der Engländer an ihren Küsten verloren wären; zu ihrem Glücke war aber der spanische Admiral mit dem französischen über das, was zu thun sey, nicht ganz einig. Die Spanier wollten sogleich landen, d'Orvilliers erst die englische Flotte aufsuchen und angreifen; darüber geschah am Ende gar nichts. Man hielt freilich einen für die auf ihre Seemacht stolzen Engländer demüthigenden Zug an ihrer südlichen Küste entlang, man nahm ihnen ein Kriegsschiff von vier und sechzig Kanonen, ließ aber indessen den Admiral Hardy mit seiner Flotte sich in eine Enge legen, von wo aus er die Küste vertheidigen und wo die Feinde ihn nicht angreifen konnten. Wir werden unten sehen, daß die Engländer im folgenden Jahre endlich zur See glücklicher waren, dagegen wäre in diesem folgenden Jahre ihre Hauptstadt beinahe der Raub eines Pöbels geworden, den ein verrückter Fanatiker in Bewegung gebracht hatte. Die Engländer und Schotten erregten diesen Aufstand, weil sie noch weit mehr hinter der Zeit zurück waren, als König Georg III. und seine Minister; die Irländer nöthigten dagegen in demselben Jahre durch einen angedrohten bewaffneten Aufstand König und Minister, auch gegen ihren Willen mit der Zeit fortzuschreiten. Die englische Regierung hatte theils wegen des Kriegs in Amerika, theils wegen der angedrohten Landung in Irland, die Milizen dieses Landes, welches damals noch seine eigne besondere Regierung und sein eignes Parlament hatte, bewaffnen müssen, dies nutzten die bisher ganz unterdrückten Irländer, um durch Drohungen das zu erlangen, was man ihnen bisher, so billig auch ihre Forderungen waren, versagt hatte.

Die Unruhen in England und Schottland hatten keinen politischen Grund, sie wurden von dem verrückten Bruder des Herzogs von Gordon geleitet und bewiesen recht deutlich, wohin der Fanatismus führen kann, weil sie gerade gegen den einzigen ausgezeichneten Beweis der Duldung und Milde gerichtet

waren, den das damalige zu jeder Unterdrückung zu gebrauchende Parlament gegeben hatte. Lord George Saville that nämlich am Ende der Parlamentssitzungen des Jahrs 1778 den Vorschlag zu einem Gesetze, wodurch gewisse ganz grausame und unduldsame Verfügungen eines im 10. Jahr König Wilhelms des Dritten erlassenen Gesetzes (An act for preventing the further growth of popery), wenn auch nicht abgeschafft, doch gemildert werden sollten. Lord Saville sagte in seiner Rede ausdrücklich, daß er durch sein Gesetz die Ehre des Protestantismus retten wolle, da erst durch Annahme seines Vorschlags der Grundsatz der Reformation, daß jede religiöse Verfolgung ungerecht sey, werde geltend gemacht werden. Die Strafbestimmungen, fügte er hinzu, deren Aufhebung er verlange [38]), entehrten nicht blos die Religion, sondern die Menschlichkeit; denn sie seyen gewissermaßen darauf berechnet, alle Bande der Gesellschaft zu lösen, die Quellen des häuslichen Glücks zu vergiften, und jeden Grundsatz von Ehre zu vernichten. Rede und Vorschlag wurden von allen Mitgliedern des Parlaments den ministeriellen und ihren Gegnern übereinstimmend gebilligt, und nicht blos im Unterhause ward das neue Gesetz einstimmig angenommen, sondern auch im Oberhause nicht einmal von den Bischöfen mißbilligt. Schon damals fürchtete man aber den schottischen Pietismus und Fanatismus und ließ daher die Abschaffung der gehässigen Artikel des fanatischen Gesetzes nur für England und Irland, nicht für Schottland gelten. In der nächsten Sitzung wollte man das Gesetz auch auf Schottland ausdehnen, dagegen sollte nach dem Willen der pietistischen Kirk

38) Diese Bestimmungen sind: 1) ein papistischer Priester oder ein Jesuit, der kirchliche Verrichtungen seiner Kirche auf Englischem Boden verrichtet, ist eines Todesverbrechens schuldig (guilty of felony); 2) eine Besitzung (estate) fällt dem nächsten protestantischen Erben anheim, wenn der römisch-katholische Besitzer auswärts erzogen wird; 3) der Sohn oder nächste Anverwandte des Besitzers eines Guts oder einer Herrschaft darf, wenn er Protestant ist, seines Vaters Erbe bei dessen Lebzeit in Besitz nehmen; kein Papist hat ein Recht, durch Kauf Eigenthum auf rechtsgültige Weise zu erwerben. *.

die ſchottiſche Geiſtlichkeit Einſprache thun, ſie dachte aber billig genug, ſich nicht als Werkzeug gebrauchen zu laſſen; die Fanatiker regten alſo die Hefe des alten Puritanismus, oder was wir Pietismus nennen, in dem zu trübem Schwärmen und Nebeln ſeit Fingals Zeit ſehr geneigten ſchottiſchen Volke auf.

Die Scenen, welche vorfielen, als Carl I. die engliſche Liturgie, Hierarchie und Ornat in Schottland einführen wollte, ſchienen ſich damals zu erneuen, und man ſchrie wie um 1640 von Dorf zu Dorf die Signalworte des Aufſtands: kein Pabſtthum (no popery). Erſt in Schottland, hernach auch in England, wurden Aſſociationen gebildet, in Glasgow und in Edinburgh wurden häufige und ſehr zahlreiche öffentliche Verſammlungen gehalten, und in dieſen Volksverſammlungen die Verbindlichkeit eingegangen, die alten Strafverordnungen gegen die Katholiken aufrecht zu halten. Die Glasgower und Edinburgher Volksverſammlung wählte den einzigen angeſehenen Mann, der ſich zu dieſen Dingen gebrauchen ließ, und zugleich Mitglied des Unterhauſes war, den Lord George Gordon, zu ihrem Präſidenten. Dieſer, der auch in England überall ähnliche Verbindungen ſtiftete, dieſe alle unter einander und mit den ſchottiſchen in Verbindung brachte, und auch im Parlament beſtändig auf die Aſſociationen pochte, glich ſchon damals durch Aufzug, Kleidung und Betragen einem Verrückten. Als ſolcher erſcheint er auch in ſeinem Benehmen im Parlament, welches übergroße Geduld mit dieſem Sprößlinge ſeiner Ariſtokratie hatte. Er that die wunderlichſten Vorſchläge, er ſtörte alle Berathſchlagungen durch lächerliche Einfälle und Ausfälle, klagte unaufhörlich über das Pabſtthum, welches über Großbritannien hereinzubrechen drohe und erlaubte ſich ganz unerhörte Derbheiten und Beſchuldigungen gegen die Miniſter, um das gemeine Volk in Wuth zu bringen. Dies geſchah damals beſonders in dem Augenblicke, als Alles unzufrieden war, als die franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotten an den engliſchen Küſten erſchienen, als die amerikaniſchen Kaper viele Schiffe wegnahmen und die Schotten ſich waffnen wollten, um die landenden Feinde abzu-

halten [39]). Ein ſolcher Mann paßte vortrefflich zum Führer einer ganz blinden Maſſe.

Auf Gordons Betrieb unterzeichneten hundert und zwanzig tauſend Schotten eine Bittſchrift ans Parlament, um Aufhebung des auf Lord Savilles Vorſchlag gegebenen Geſetzes, Gordon weigerte ſich aber, dieſe Bittſchrift zu übergeben, wenn nicht zwanzig tauſend Mann ihm durch ihre Gegenwart Gewicht gäben. Einrichtungen zur Ausführung dieſes tollen Plans wurden darauf ſogleich getroffen, Bänder und Abzeichen vertheilt, und um Alles zu ordnen häufige Verſammlungen auf den St. Georgsfeldern bei London gehalten. Das Miniſterium ward nicht mit Unrecht beſchuldigt, es wolle die Sache abſichtlich bis zum Aeußerſten kommen laſſen, um die äußerſten Mittel gebrauchen zu können, weil es nicht vor der Uebergabe der Bittſchrift Anſtalten zur Sicherheit des Parlaments traf, wie in unſern Tagen gegen die Chartiſten geſchehen iſt. Dies hätte um ſo eher geſchehen müſſen, da in Edinburgh ſchon im Kleinen verſucht war, was hernach in London im Großen geſchah. Man hatte dort mehrere kleine katholiſche Kapellen zerſtört, und an Perſonen und Eigenthum der Katholiken Gewaltthätigkeiten geübt.

In London war eine ähnliche Aſſociation wie in Edinburgh und Glasgow gebildet: auch dieſe Aſſociation wählte Lord Gordon zu ihrem Präſidenten und dieſer drohte im Parlamente, daß er auf den Tag der Uebergabe der Bittſchrift fünfzig bis ſechzig tauſend Menſchen nach London entbieten wolle. Dies

39) Die Engliſche Schiffahrt und die Schottiſchen und Irländiſchen Küſten litten damals ſehr viel durch amerikaniſche Kaper und Paul Jones hatte Dumfriesſhire hart mitgenommen, weshalb die Einwohner durch den Herzog von Queensburry um die Erlaubniß eingekommen waren, ſich bewaffnen zu dürfen, darauf hatte der Kriegsſecretär unartig geantwortet. Lord George Gordon las erſt den Brief des Kriegsſecretärs an den Herzog im Parlament vor, dann rief er ihm zu: And you, Charles Jenkinson, how durst you write such a letter? Robert Bruce would not have dared to write such an one; and yet the secretary of an elector of Hannover has had the presumption to do it! and the great earl Douglas of Scotland is not to be intrusted with arms!

geschah auch wirklich, ohne daß nur die Friedensrichter wären berufen, oder von ihnen irgend eine Anstalt getroffen worden.

Der von Gordon festgesetzte Tag war der 2te Juni 1780, und die ganze Ordnung des Zugs der vielen tausende, die sich auf den Sct. Georgsfeldern versammelten, von dort zum Parlamentshause ziehen, und die Zustimmung zu der von ihrem Präsidenten übergebenen Bittschrift erzwingen sollten, war nicht allein lange vorher festgesetzt, sondern auch bekannt gemacht worden. Lord Gordons Associationen bildeten vier durch blaue Bänder bezeichnete Haufen, drei aus den Quartieren von London; der Vierte bestand blos aus Schotten. Der Zug der Haufen war so eingerichtet, daß die Menschenmassen von allen Seiten herbei wogten und das Parlament, welches versammelt war, förmlich einschlossen und abschnitten. Alle Plätze und Straßen waren völlig besetzt und alte Leute versicherten, daß der Lärm und die Menschenmasse größer und furchtbarer sey, als bei dem gefährlichsten Aufstande seit den Zeiten der Stuarts. Dies war der Aufstand um 1733, als Robert Walpole den ersten Vorschlag zur Einführung jener Accise machte, welche jetzt den Armen nöthigt, zum Vortheil des Reichen mit schmaler Kost vorlieb zu nehmen.

An der Spitze von funfzig bis sechzigtausend Mann zog Lord Gordon mit der Bittschrift heran und ließ sie hinter sich her in den Saal tragen, und nur mit Mühe hielten die Thürsteher die Menge ab, ihm die Treppen herauf in den Sitzungssaal zu folgen. Der untere Vorplatz (lobby) war aber ganz mit Menschen gefüllt. Mehrere Stunden hindurch konnte das Parlament nicht berathschlagen, weil es gefangen und bedroht war, bis endlich die erst während des Lärms berufenen Friedensrichter anlangten. Auch nachdem diese angekommen waren, dauerte das Toben fort und das Parlament weigerte sich, sogleich über die Bittschrift zu berathschlagen, wie Gordon im Namen des Volks, das er von Zeit zu Zeit von der Treppe aus anredete, forderte. Als das Parlament standhaft blieb und mit hundert und zwei und neunzig gegen sechzig Stimmen er-

klärte, daß es die Bittschrift in dem Augenblicke nicht in Betrachtung ziehen wolle, rief Gordon dem versammelten Pöbel zu: Dem schottischen Volke sey nicht eher zu helfen, bis es alle papistische Kapellen niedergerissen hätte. Dies war ein Losungsspruch des förmlichen, gewaltsamen Aufstands.

Noch an demselben Tage, den 2ten Juni, wurden die Kapellen des baierischen und des sardinischen Ministers zerstört, ohne daß die durch die Friedensrichter aufgeforderten Soldaten es hindern konnten. Schon am 2. waren die Pairs und die Glieder des Unterhauses bedroht, mit Koth geworfen und zum Theil so mißhandelt worden, daß drei Pairs nur mit Mühe gerettet wurden; am folgenden Tage war für die wenigen, die sich einzufinden wagen würden, keine Sicherheit zu hoffen, das Unterhaus vertagte sich daher bis zum sechsten. Das Oberhaus hatte sich unter dem tobenden Lärm in ganz London, wo die Läden geschlossen waren und jedes Geschäft stillstand, am 3ten wieder versammelt und eine Addresse an den König gerichtet, welche freilich, wenn die Minister wagen sollten, darnach zu handeln, der Auctorität des Unterhauses bedurfte. Die Pairs ersuchten in dieser Addresse den König, einen unmittelbaren Befehl zu erlassen, um Urheber, Anstifter, Werkzeuge der am vorigen Tage verübten Gewaltthätigkeiten nachdrücklich zu bestrafen. So fern das Oberparlament erstes Gericht des Reichs ist, konnte es den Beschluß zwar fassen, aber es konnte nicht dem Könige das Recht geben, zu diesem Zwecke die nöthigen in der Constitution nicht begründeten Maßregeln zu ergreifen.

Der dritte Juni war verhältnißmäßig ruhig vorüber gegangen, am 4. aber, der auf den Sonntag fiel, begann die Zerstörung mit vermehrter Wuth. Die Kapellen sowohl als die Häuser der vornehmsten Katholiken in der Nähe von Moorfields wurden vernichtet, jedes Eigenthum in der Stadt bedroht. Am fünften ward Lord Savilles Haus und die einiger seiner Freunde geschleift und London war in der Macht des Pöbels, als wenn die Stadt vom Feinde genommen wäre. Am sechsten hatten

zwar zweihundert Mitglieder des Unterhauſes den Muth, ſich unter drohender Todesgefahr in die auf dieſen Tag feſtgeſetzte Sitzung zu begeben; allein jetzt war ſchon das Militär im Gefecht mit dem Pöbel, und umgeben von Soldaten, eingeſchloſſen vom Pöbel, konnte man keine gültige Beſchlüſſe faſſen. Man verordnete zwar Einiges, aber auch dieſes war für den Augenblick nicht einmal ausführbar, und man trennte ſich, weil man erfuhr, es werde in der ganzen Stadt auf Tod und Leben gekämpft und brenne an allen Ecken.

Das Volk hatte damals das Criminalgefängniß für die ärgſten Verbrecher (Newgate) geſtürmt und in Feuer geſetzt; es hatte über dreihundert ſchwere Verbrecher und auch die gefangenen Schuldner befreit, und des Oberrichters Lord Mansfields Palaſt dem Boden gleich gemacht, er ſelbſt hatte nur mit Mühe ſein Leben gerettet. Das Gefängniß von Clerkenwell war ebenfalls geſtürmt und ſehr viele Privathäuſer zerſtört worden. Am ſiebenten und achten ward Tumult und Zerſtörung noch ärger, die Menge der Tobenden größer und die ganze Stadt und ihr Wohlſtand ſchien mit dem Untergange bedroht. Auch die noch übrigen Gefängniſſe, Kingsbench, Bridewell, Fleet, wurden geſtürmt, die zwei Letztern genommen und die ganze Menge der Verbrecher ergoß ſich boshaft, Unheil ſtiftend und plündernd über die Stadt, ſo daß es an ſechs und dreiſig Stellen zu gleicher Zeit brannte. Die Herrn Longdale führten einen großen Handel mit geiſtigen Getränken und hatten ſehr große Niederlagen und ein durch ſeine Ausdehnung berühmtes Laboratorium; auch dieſes ward geſtürmt, die Stürmenden durch Trunkenheit zur höchſten Raſerei gebracht und durch die ſich über die Straßen ergießenden geiſtigen Getränke die Flammen vermehrt.

In dieſer Noth, als auch die Bank, die Vorrathshäuſer und Kaſſen bedroht waren, wagten die Friedensrichter nicht, auf ihre eigne Gefahr, an allen Stellen und ganz im Allgemeinen dem Militär Befehl zum Feuern und Einhauen zu geben, weil voraus zu ſehen war, daß Hunderte umkommen würden, es ward alſo der geheime Rath (d. h. alle, die jemals

die höchſten Aemter bekleidet haben) zuſammenberufen, damit ſich der König mit einem Beſchluſſe der miniſteriellen und anti-miniſteriellen Mitglieder deſſelben gegen den Vorwurf der Willkühr ſchütze. Man war lange zweifelhaft, ob der König das Recht habe, Kriegsgeſetz zu proclamiren und militäriſch verfahren zu laſſen, endlich aber erklärte der Staatsanwalt Wedderburne, daß es nach engliſchen Geſetzen ſo gut als nach dem Naturgeſetz Rechtens ſey, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der König zeigte bei dieſer Gelegenheit, wie immer, Ruhe, Faſſung und viel moraliſchen Muth. Er ließ ſich das Rechtsgutachten des Staatsanwalts ſchriftlich übergeben, übernahm, darauf ſich ſtützend, die perſönliche Verantwortlichkeit und unterzeichnete allein, ohne Miniſter, den Befehl, überall Gewalt mit Gewalt zu bändigen. Ein furchtbares Blutbad in der ſeit ſechs Tagen brennenden Stadt war die Folge des Befehls, und es war ein großes Glück für England, daß man ſich durchaus auf die Truppen verlaſſen konnte, weshalb man auch dem Miniſterium Schuld gab, daß es Unruhen immer abſichtlich ſo weit kommen laſſe, bis es dieſe gebrauchen dürfe.

Am großen Stadthauſe (Mansion house) und an der Bank war eine Art Schlacht. Der Haufe ſtürmte mit großem Verluſt an Menſchen wiederholt beide Gebäude, der Sturm ward wiederholt durch furchtbares Feuern der Soldaten zurückgetrieben. Beim Kingsbench und an der Black Friars Brücke ward ebenfalls, wie beim Sturm einer Feſtung gekämpft, doch fielen die mehrſten Menſchen beim wiederholten heftigen Stürmen auf die Bank. Wie viele gefallen, wie viele Leichname bei der Brücke in die Themſe geworfen wurden, iſt nicht bekannt geworden; doch waren es gewiß über tauſend. So wenig wir ſonſt Wraxall als Auctorität gebrauchen möchten, ſo müſſen wir doch hier, wo er als Augenzeuge ſchreibt, die Leſer auf ſeine Beſchreibung der Scenen vom 7. bis 10. Juni verweiſen [40]).

40) Wraxall historical memoirs of my own time. Vol. 1. pag. 324—356. Die folgenden Worte S. 324—26 werden die Ausführlichkeit

Das Unterhaus, das ſich auf den 11. vertagt gehabt hatte, ſo daß in der letzten Woche kein anderes obrigkeitliches Anſehn, als das königliche und militäriſche mehr übrig war, konnte auch noch an dieſem Tage keine Berathſchlagungen halten, da das proclamirte Martialgeſetz fortdauerte. Man konnte unter den Waffen keine friedlichen Sitzungen halten, ſo daß beide Häuſer die Ihrigen erſt am 19. wieder eröffneten. Seit dem zehnten glich die Stadt und ihre rauchenden Trümmer einer mit Sturm eroberten Feſtung. Alle Gewerbe ſtanden ſtill, Häuſer und Gewölbe waren geſchloſſen, die Brücken, die Bank, die öffentlichen Gebäude, die Straßen und Plätze waren mit Soldaten beſetzt; überall rauchende Trümmer und alles ſtille und leer, wie in einer Landſtadt. Die Eigenthümlichkeit des engliſchen Gerichtsweſens zeigt ſich auch bei dieſer Gelegenheit, wie bei andern auf eine ſolche Weiſe, daß man es, wie man Luſt hat, entweder ſehr mangelhaft, oder ſehr vollkommen finden, und Beides mit guten Gründen rechtfertigen kann.

Lord Gordon nämlich, Anſtifter und Urheber des ganzen Unfugs, ward zwar verhaftet und unter einer ſtärkern militäriſchen Bedeckung als man je einem Gefangenen gegeben, in den Tower gebracht; ein Fehler in der Form ſeiner Anklage machte aber, daß er aller Strafe entging. Man klagte ihn nämlich des Hochverraths an und die geſetzliche Definition dieſes beſondern Verbrechens war auf ſeinen Fall nicht anwendbar, er mußte daher in Freiheit geſetzt werden, während die von ihm

unſerer Schilderung dieſer Scenen rechtfertigen. „Er ſagt: In 1780 the flames were originally kindled, as well as rendered far more destructive by a populace of the lowest and vilest description, who carried with them, wherever they moved the materials of universal ruin. It was only in their blood, by the interposition of an overwhelming military force, that the convulsion became finally arrested and that London after being desolated by fire, was rescued from plunder, bankruptcy and subversion. Even the French revolution, which, from July 1789 down to April 1814 etc. etc. — — yet did not produce in the capital of France any similar outrages.

irre geleiteten Fanatiker mit dem Leben büßten. Er machte übrigens der tollen Streiche noch mehr in seinem Leben, weil er als Mann von Familie nicht ins Armen- oder ins Irrenhaus gerathen konnte, da er eine Pension von seinem Bruder hatte. Er trat zum Judenthum über und ließ sich in Birmingham beschneiden, endigte aber sein Leben im Gefängniß von Newgate, als er um 1789 wegen eines Pasquills auf die unglückliche Königin von Frankreich war zur Haft verurtheilt worden.

In diesem Unglücksjahre der Stadt London war übrigens das Glück den Engländern zur See günstiger als vorher. Was zunächst Westindien angeht, so waren sowohl die Franzosen als die Engländer mit den Befehlshabern ihrer Flotten in den Gewässern jener Gegenden im Jahre 1779 unzufrieden gewesen und ersetzten sie im Jahre 1780 durch andere. D'Estaing ward, als er nach Europa zurückkam, nicht mehr gebraucht, weil er sich beim Angriff auf Savannah in Georgien und auch bei andern Gelegenheiten sehr übereilt und unverständig zeigte; die Engländer waren mit Lord Byron unzufrieden, weil er statt seine in Westindien erfochtenen Vortheile zu verfolgen, eine Kauffarthei-Flotte nach Europa geleitet hatte. Das englische Ministerium, mit allen alten Admirälen gespannt, war daher höchlich erfreut, als der tüchtigste Admiral, der sich aber durch Aufwand und Spielen zu Grunde gerichtet hatte und durch Schulden in Paris zurückgehalten wurde, seine Dienste anbot. Admiral Rodney war in jeder Hinsicht tüchtiger Seemann, aber er hatte auch alle Fehler der Helden, er prahlte gern, er verspielte, was er hatte und was er borgen konnte, und seine Liebschaften kosteten viel Geld, er bedurfte daher der Prisengelder ebensosehr, als das Ministerium seiner Dienste. Die Franzosen erzählen, was man aber bei Lacretelle lesen muß, weil sich die ächt französische Bravade in einfachem Deutsch nicht gut ausnimmt, er habe bei Marschall Biron gespeiset und diesen durch die Prahlerei geärgert, daß er, wenn ihn nicht seine Schulden in Paris hielten, Spanier und Franzosen schlagen werde; da habe ihm

Biron Geld zur Bezahlung der Schulden geliehen und er sey abgereiset [41]).

Wie es sich nun auch mit dieser französischen Anecdote und mit den Redensarten verhalten mag, Rodney reisete nach England, und erhielt den Oberbefehl der nach Westindien bestimmten Flotte, welche, zwanzig Segel stark, im Januar 1780 auslief. Da schon damals Gibraltar mit einer Belagerung bedroht ward, so hatte Rodney den Auftrag, zuerst Vorräthe und Verstärkungen in diese Festung zu bringen, von dort aber sogleich nach Westindien überzugehen. Dabei ward er vom Schicksal ganz besonders begünstigt. Zuerst traf es sich, daß die vereinigte französische und spanische Flotte, welche, vierzig Schiffe stark, in Brest lag, nicht segelfertig war, als Rodney ausfuhr, obgleich Aranda ausdrücklich von Paris nach Brest gereiset war, um das Auslaufen zu betreiben; dann fanden die spanischen Befehlshaber, deren Schiffe Gibraltar blokirten und die, deren Schiffe in den Gallicischen Häfen lagen, daß sie, auch vereinigt, der englischen Flotte unter Rodney nicht gewachsen seyen. Dieser traf außerdem durch Zufall unterwegs eine bedeutende Flotte von Transportschiffen, welche Vorräthe und Munition von San Sebastian nach Cadix bringen sollte. Er nahm alle diese Schiffe und Vorräthe nebst dem Linienschiff von 64 Kanonen, welches sie geleitete. Die zwei spanischen Geschwader, welche vereinigt Rodney hatten angreifen sollen, wurden hernach durch Unwetter getrennt und so beschädigt, daß das Eine in Carthagena, das Andere in Cadix mußte ausgebessert

41) Für die Leser, die Lacretelle nicht zur Hand haben, wollen wir wenigstens den prächtigen Schluß der schönen Geschichte herſetzen. Vol. V. p. 212. Le maréchal de Biron tira une vengeance noble mais indiscrète de cette insulte faite à sa patrie: peu de jours après il acquitta les dettes de Rodney. Partez, Monsieur, lui dit-il; essayez de réaliser vos promesses; les Français ne veulent pas se prévaloir de l'obstacle, qui vous empêchait de les accomplir; c'est par leur bravour qu'ils mettent leurs ennemis hors de combat.

werden. Als hernach Don Juan von Langara mit seinem Theil der Flotte aus Carthagena auslief, traf er bei Cap Sct. Vincent auf die ihm doppelt überlegene englische Flotte, lieferte ihr ein Treffen, in welchem die Spanier zwar mit bewunderungswürdiger Tapferkeit fochten, aber gleichwohl unterlagen. Don Juan ward nach tapferer Gegenwehr selbst gefangen, alle seine Schiffe genommen oder vernichtet; nur vier entkamen, von denen zwei sehr beschädigt waren.

Nach diesem Siege segelte Rodney erst nach Gibraltar, erfüllte dort alles, was ihm aufgetragen war, schickte alle von ihm erbeuteten Schiffe und einen Theil seiner Flotte nach England, und Digby, der sie commandirte, nahm unterwegs noch ein Schiff von 64 Kanonen. Mit den übrigen gelangte Rodney im März nach Santa Lucia und fand eine an Zahl überlegene französische Flotte unter Guichen vor, der in Verbindung mit den Spaniern Jamaica und Florida angreifen sollte. Die Spanier schickten damals den Admiral Solano mit zwölf Kriegsschiffen, einer ganzen Flotte von Transportschiffen und eilftausend Mann Landungstruppen nach den Antillen, und Guichen suchte einem Treffen auf jede Weise auszuweichen, bis er sich mit den Spaniern vereinigt habe. Dies veranlaßte in den Monaten April und Mai einen Wettstreit zwischen Guichen und Rodney, der in der Geschichte des Seewesens und der Kunst, den Seekrieg zu führen, sehr merkwürdig ist. Rodney nämlich ward zunächst gepriesen, weil er es dahin zu bringen wußte, daß die Franzosen noch ehe sich Solano mit ihnen vereinigt hatte, am siebenzehnten April dem Gefecht nicht ausweichen konnten, und Guichen ward in ganz Europa berühmt, weil er mit gleichen Kräften einer englischen Flotte von einem Admiral commandirt, wie Rodney war, ein Treffen lieferte, ohne eine Niederlage zu erleiden. Rodney klägte bei der Gelegenheit laut über das englische Ministerium, über die Admiralität und ihren Präsidenten Lord Sandwich. Auch über den tapfern Hyde Parker, der unter ihm commandirte, und wie er hernach bewies, eben so unzufrieden mit dem Ministerium war, als er,

beklagte er sich. Er lobte in seinem Bericht von dem Treffen mit den Franzosen auch nicht einen Einzigen seiner Offiziere. Er, wie Hyde Parker, sagten ganz laut, das Ministerium richte die Marine zu Grunde; denn es befördere nicht die verdienten Offiziere, sondern die ministeriell gesinnten oder die, welche ihm durch ihren Einfluß oder durch ihre Verwandtschaft nützlich werden könnten.

Am funfzehnten und am neunzehnten Mai brachte zwar Rodney die französische Flotte zu neuen Gefechten und man rühmte sich eines am neunzehnten erfochtenen Siegs; der Schaden aber, den die Engländer ihren Feinden zugefügt hatten, war sehr unbedeutend. Während dieser Zeit näherte sich Solano der Insel Martinique, immer in den Engen zwischen den Inseln den Engländern entschlüpfend, indessen Rodney in der Bay von Carlisle auf Barbados lag, und Guichen in Martinique auf eine Gelegenheit harrte, sich mit den Spaniern zu vereinigen. Als Rodney aufs neue gegen Solano unter Segel ging, war dieser so glücklich, ihm auszuweichen, und in einen Hafen einer der kleinen Inseln einzulaufen, wo sich hernach Guichen mit ihm verband, ohne daß Rodney im Stande war, es zu verhindern. Da Solano ein bedeutendes Landheer an Bord hatte, welches gegen Jamaica bestimmt war, und ohne Geleit der Französischen Flotte dahin nicht gelangen konnte, so hatten die Franzosen und Spanier ihren Zweck erreicht, die Engländer den Ihrigen verfehlt.

Die Vereinigung der Englischen und Französischen Flotte erfolgte oberhalb Dominica, und die vereinigte, jetzt sechs und dreißig Schiffe starke Flotte war Rodney so sehr überlegen, daß er sich nach Sancta Lucia zog; die Insel Jamaica ward aber gleichwohl von den Feinden nicht angegriffen. Das Clima, schlechte Verpflegung, ansteckende Krankheiten richteten nämlich unter den Seeleuten und den vielen Soldaten, welche sich auf den Schiffen befanden, größere Niederlagen an, als eine blutige Schlacht hätte thun können, und Guichen, nachdem er die Spanische Flotte nach St. Domingo geleitet hatte, fand rath-

sam, schon im Juli nach Europa zurückzukehren. Rodney folgte den Franzosen; seine Landsleute hatten aber in dem Jahre, ohne geschlagen zu werden, an Geld und an Kauffarteischiffen großen Verlust erlitten. Der Verlust der Englischen Seehandlung war sogar größer, als jemals in einer Zeit von wenigen Monaten in irgend einem andern Kriege vorher oder auch nachher. Das Geschrei gegen die Regierung ward dadurch sehr vermehrt; ob man gleich eingestehen muß, daß der Verlust eher ein Schlag des Schicksals, als eine Schuld der Englischen Minister war.

Während nämlich die Franzosen mit den Engländern an ihren eignen Küsten und in den westindischen und ostindischen Meeren kämpften, lief Ludwig von Cordova mit einer Spanischen Flotte aus, um eine große Englische Flotte wegzunehmen, welche Alles am Bord hatte, was man zur Kriegsrüstung in Ostindien und Westindien gebrauchte, und zugleich alle nöthigen Vorräthe zur Verpflegung. Die beiden nach Westindien und nach Ostindien bestimmten Flotten segelten bis an den Ort, wo ihr Weg sich trennte, vereinigt und unter derselben Bedeckung. Ludwig von Cordova war so glücklich, sie vor ihrer Trennung einzuholen und wegzunehmen. Er nahm am 9. August 1780 fünf und funfzig Schiffe, auf denen sich 2865 Personen befanden, und brachte sie nach Cadix. Fast zu derselben Zeit nahmen die Americaner 14 Schiffe von der Englischen nach Canada bestimmten sogenannten Quebec-Flotte.

§. 2.

Bewaffnete Neutralität und Krieg mit Holland.

Im Jahre 1781 waren die Engländer mit der Gefahr bedroht, daß sich die sämmtlichen neutralen Mächte von Europa endlich einmal gegen ihre usurpirte Herrschaft zur See verbinden und Rußland dabei an die Spitze stellen würden; es blieb indessen bei diplomatischen Schritten, und wir würden der Sache nicht erwähnen, wenn nicht das Neutralitätsproject den Krieg zwischen Holland und England herbeigeführt, und nicht Kaiser Paul in Verbindung mit Bonaparte im Anfange unseres Jahrhunderts den

Entwurf, den Catharina II. den Engländern zu Gefallen vereitelt hatte, wieder hervorgesucht hätte. Die Gefahr, welche den Engländern plötzlich von Rußland aus drohte, kam ganz unerwartet, da der Englische Minister zu Petersburg ein sehr genauer Freund der Kaiserin war, und diese selbst glaubte, daß die bewaffnete Neutralität, von der ihr Panin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so lange geredet hatte, den Engländern sehr lieb seyn werde. Panin wußte recht gut, welche Bewandtniß es mit einer Behauptung der neutralen Schiffahrt während eines Seekriegs habe, die Kaiserin wußte es nicht.

Was das Verhältniß der Englischen Regierung zur Russischen angeht, so hatten die Englischen Minister, ehe sie Deutsche Truppen in Sold nahmen, sogar den Plan gehabt, zwanzigtausend Mann Russen nach America zu schicken, und waren hernach über eine nähere Verbindung in Unterhandlung getreten. Diese Unterhandlungen leitete der Englische Minister Harris, der als Unterhändler mit der Französischen republicanischen Regierung später unter dem Namen Lord Malmsbury als Diplomat glänzte. Dieser hatte Catharina's ganzes Vertrauen, und nach einer sehr guten Quelle.[42]) waren die Unterhandlungen über eine ganz besondere engere Verbindung zwischen Rußland und England schon weit vorgeschritten, als Panin der Kaiserin von einem Project redete, dessen Ausführung, wie er behauptete, das Ansehn, die Größe und den Glanz der Kaiserin auf den höchsten Punct heben und auch den Engländern, wie allen andern Mächten Europa's vortheilhaft seyn werde. Den Vorwand, der Kaiserin sein Project vorzulegen, nahm er vom Unwillen der

42) Dohm ist unstreitig über die bewaffnete Neutralität die beste Quelle, seine Nachrichten stehen in seinen Denkwürdigkeiten im 2ten Theil, S. 104 u. f. Damit muß man verbinden, was Coxe aus den Papieren der Englischen Staatsmänner urkundlich, wenn gleich etwas breit und unkritisch, zusammmenstellt, in seinen Memoirs of the kings of Spain etc. etc. Vol. III. Chapter LXXIII. p. 438 sqq. der Ausgabe von 1813 in 4. Die Actenstücke selbst muß man bei Martens: Recueil des traités etc. etc. 2ten und 4ten Theile nachlesen.

Kaiserin über die Spanier, wegen einer Gewaltthätigkeit her, welche sich diese gegen Russen erlaubt hatten, die den Engländern in Gibraltar hatten Lebensmittel zuführen wollen, die Kaiserin konnte daher nicht ahnden, daß das ihr vorgelegte Project, welches sie billigte, weil sie die Verhältnisse nicht genau kannte, den Engländern tödtlich zuwider seyn werde. Die Entstehung der Idee eines Widerstands aller neutralen Mächte gegen das Englische Seerecht, welches ein tyrannisches Unrecht ist, soll ursprünglich in Spanien entstanden seyn, der Unwille der Kaiserin über Spanien gab aber Panin Gelegenheit, ihr den Plan der Ausführung dieser Idee vorzulegen.

Die Spanier nämlich hatten damals schon längst den Hafen von Gibraltar für blokirt erklärt, und zwar lange vorher, ehe nur Anstalten zu einer Belagerung getroffen waren, sie hatten daher den Stolz der Kaiserin dadurch gekränkt, daß sie zwei russische Getreideschiffe, welche trotz der Blokade in den Hafen einlaufen wollten, wegnahmen. Harris bestärkte die Kaiserin in diesem ihrem Unwillen über Verletzung neutraler Schiffahrt, hütete sich aber wohl, ihr zu sagen, daß diese bei andern Mächten nur als eine Ausnahme gestattet werde, bei den Engländern aber als System und als Recht gelte. Die Kaiserin ließ darauf zu seiner großen Freude funfzehn Kriegsschiffe zur Beschützung ihrer Flagge in Kronstadt ausrüsten. Diesen Augenblick bezeichnete ihr alsdann Graf Panin als den günstigsten, um sich als Schützerin aller kleineren Seemächte geltend zu machen, und er erhielt den Auftrag, einen Entwurf auszuarbeiten, wovon er jedoch zuerst den Spaniern einen Wink gab. Panin gründete seinen Entwurf auf einen schon früher von Spanien ausgegangenen und den Franzosen mitgetheilten Plan, weshalb auch Florida Blanca, dessen Bericht man bei Coxe in seiner Geschichte des Spanischen Zweigs des Hauses Bourbon nach Englischen Gesandtschaftspapieren findet, seine Zustimmung sehr bereitwillig gab.

Der Englische Gesandte kannte zwar den wörtlichen Inhalt der Erklärung, welche Panin aufsetzen sollte, nicht, wohl aber

der Kaiserin Neigung für England und die Rüstungen in Kronstadt, und traute auf die Versicherung der Kaiserin, daß sie nächstens eine den Engländern sehr vortheilhafte Bestimmung über Neutralität zur See werde ausgehen lassen. Wie sehr ward Harris überrascht, als das Actenstück darüber am 26. Februar 1780 erschien und dem von den Engländern bisher geübten Gewaltrecht ganz und durchaus entgegengesetzt war!! Panins Antrag ging nämlich dahin, die sämmtlichen neutralen Mächte aufzufodern, in einen Bund mit Rußland zu treten, um, wenn es seyn müßte, das in einem Manifeste von Rußland aufgestellte und von den kriegführenden Mächten anzuerkennende Seerecht mit den Waffen zu behaupten. Die wesentlichen Puncte des zufolge der Russischen Erklärung zu behauptenden Rechts der Neutralen sind folgende fünf:

1) Neutrale Schiffe dürfen an den Küsten der kriegführenden Mächte von Hafen zu Hafen Handel treiben.
2) Ein neutrales Schiff macht auch die Waare neutral, die es geladen hat, außer, wenn diese Waare eigentliche Contrebande ist.
3) Contrebande im engern Verstande sind nur Waffen und Kriegsbedürfnisse.
4) Nur alsdann kann ein Hafen für blokirt angesehen werden, wenn er so eingeschlossen ist, daß man ohne Gefahr nicht einlaufen kann.
5) Kein Urtheil eines Prisengerichts wird als gültig erkannt, bei dem diese Grundsätze nicht berücksichtigt sind.

Durch die Bekanntmachung dieser Artikel und durch die Aufforderung, sich darüber zu erklären, ward Harris in große Verlegenheit gesetzt, denn das Englische Ministerium gerieth in die Alternative, entweder seine Art zu handeln öffentlich zu bekennen, oder auch mit den neutralen Seemächten in Streit zu gerathen, weil Spanien und Frankreich die von den Russen aufgestellten Grundsätze sogleich anerkannten und gelten ließen. Die Engländer wichen daher vorerst nur aus, sie suchten Zeit zu gewinnen, und verschoben ihre bestimmte Erklärung, weil

Harris recht gut wußte, daß auch die Kaiserin keineswegs wünsche, mit England in ernsten Streit zu gerathen, obgleich alle neutrale Mächte pomphaft eingeladen wurden, der von Rußland verkündigten Neutralität, der ein vereinigtes Geschwader Nachdruck geben sollte, beizutreten. Von der Handlung, Rhederei und dem ganzen Seewesen der übrigen Mächte hatte England wenig zu besorgen; Holland allein war durch Flotte und durch Capitalien im Stande, die ganze Englische Handlung, die es ehemals gehabt hatte, wieder an sich zu bringen, wenn es auf die von Rußland verkündigte Weise in seinem neutralen Handel wäre geschützt worden. Englische Cabalen und Englands Einfluß am Hofe des Erbstatthalters, auf dessen Gemahlin und auf den Braunschweigschen Prinzen, der ihn leitete, bewirkte aber ein Zögern und Zaudern der Holländischen Regierung, welches den Beitritt Hollands zum Neutralitätsbunde so lange verzögerte, bis man einen Vorwand zum Bruche mit Holland gefunden hatte, wodurch die Republik aufhörte, eine neutrale Macht zu seyn.

Daß der Vorwurf, den die Holländer in diesem Falle, wie in andern, ihrer damaligen Regierung machten, daß sie aus Abneigung gegen die in Amsterdam und auch in vielen Provinzen immer mächtiger werdende altrepublikanische Parthei sich zu ängstlich an England anschließe, nicht ganz ungegründet war, kann man daraus sehen, daß Holland schon im April zur Unterzeichnung der Acte aufgefordert ward und sich erst im November dazu entschloß. König Gustav III. von Schweden trat schon im Juli der Neutralitätsverbindung bei; Dänemark zögerte, weil Bernstorf, der die Angelegenheiten dieses Reichs leitete, aus vielen Ursachen gern der Zumuthung ausgewichen wäre, doch gab er den Umständen nach, und die drei nordischen Mächte schlossen außerdem unter sich noch eine besondere Verbindung. Diese Mächte versprachen sich nämlich unter einander, sämmtlich ihre Flotten auszurüsten, die in der oben angeführten Erklärung aufgestellten Grundsätze jetzt und in der Folge zu behaupten, keine Kaper, von welcher Nation sie auch seyn

möchten, durch den Sund in die Ostsee zu lassen, und nicht zu dulden, daß auf dieser See Feindseligkeiten ausgeübt würden. Die Verzögerung des Beitritts der Niederlande zum Neutralitätsbündnisse hängt mit der Geschichte der nachherigen Holländischen Revolution so enge zusammen, daß wir bei dieser Gelegenheit auf die Verhältnisse und die Geschichte der Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande seit dem Aachner Frieden einen Blick werfen müssen.

Georgs II. Tochter Anna hatte nach dem Frieden von Aachen die Erbstatthalterschaft bis an ihren Tod um 1759 geführt, von dieser Zeit an blieb Ludwig Ernst von Braunschweig, der ihr schon seit dem Jahre 1748 zur Seite gestanden, als Vormund des, nach seines Vaters Tode, geborenen Wilhelms V. an der Spitze des Kriegswesens zu Wasser und zu Lande, weil er Vormund des jungen Prinzen war. Die Geschäfte der Statthalterschaft fielen an die Staaten der einzelnen Provinzen. Dadurch erhielt die aristokratisch-republicanische, in Holland die patriotische Parthei genannt, ein sehr bedeutendes neues Gewicht, besonders in Holland, wo Amsterdam, alle andere Städte an Einfluß in den Provinzialständen und auch in den Generalstaaten übertraf. In Amsterdam lebte theils die sogenannte alte Löwensteinsche, dem Hause Oranien entgegengesetzte Parthei, fort, theils sah man dort, wie in den andern Städten mit Betrübniß Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Seemacht von Holland an England übergehen und schrieb der Regierung zu, was Folge der Umstände war. Man war besonders mit dem braunschweigischen Prinzen und mit seiner Vorliebe für England unzufrieden, und klagte mit vollem Rechte darüber, daß er den künftigen Erbstatthalter der Republik gerade so schlecht erziehen lasse, als man deutsche zur Regierung bestimmte Prinzen zu erziehen pflegt, ja daß er ihn nicht einmal militärisch und höfisch dressire, was man doch in Deutschland noch allenfalls zu thun pflegt.

Schon vor dem Tode der Wittwe Wilhelms IV. war zwischen den Staaten und dem Herzog Ludwig Ernst mancherlei

Zwist; seit 1759 hörte der Streit gar nicht auf. Die Engländer benutzten nämlich, so lange Anna lebte, das Verhältniß dieser Prinzessin zum Könige von England und die Vernachlässigung des holländischen See-Kriegswesens, besonders der Flotte, welches theils durch Anna's Vertrauen auf die Freundschaft Englands, theils durch den ewigen Streit mit einzelnen Staaten, veranlaßt ward, um Hollands Handel zu beschränken und ihre eigne Herrschaft zur See überall geltend zu machen. Sie verletzten selbst die ausdrücklichen Verträge, welche die neutrale Schiffahrt der Niederländer anerkannten, auf eine brutale Weise, sobald der siebenjährige Krieg in America zwischen ihnen und den Franzosen begonnen hatte. Sie erklärten jeden Handel mit dem französischen Westindien für unerlaubt, Schiffbauholz und andere Schiffsmaterialien für Contrebande und nahmen in dem einzigen Jahre 1756 sechs und fünfzig holländische Schiffe, weil sie das von den Engländern ganz willkührlich aufgestellte Recht verletzt hätten. Im Jahre 1758 stellte die holländische Kaufmannschaft den Generalstaaten vor, daß sie in der kurzen Zeit des Kriegs zwischen England und Frankreich schon über zwölf Millionen Gulden verloren hätte.

Der Schein war dabei offenbar gegen die holländische Regierung, welche den Klagen der Handelsleute nicht mit Nachdruck abzuhelfen suchte, weil die Engländer nicht blos das Naturrecht, sondern die positiven Bestimmungen des Utrechter Friedens verletzten, nach denen auch sogar feindliches Eigenthum durch die neutrale Flagge gedeckt werden sollte. Der Herzog Ludwig Ernst hätte allerdings bessere Rüstungen machen und energischer handeln sollen. Dies schien um so mehr die Pflicht eines Generalcapitäns und Generaladmirals, als es sehr oft zu förmlichen Seegefechten kam, wenn die holländischen Kriegsschiffe, welche die Kauffahrer geleiteten, mit den englischen Kapern oder Kriegsschiffen zusammentrafen. Man rechnete, daß bis zum Pariser Frieden in jedem Jahre wenigstens ein Dutzend holländische Schiffe in England nach dem einseitigen englischen Gesetze für gute Prisen erklärt wurden.

Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs, oder vielmehr schon seit dem Tode der Prinzessin Anna (1759) ward der innere Zwist in den Niederlanden durch die Persönlichkeit des Herzogs und durch seinen antirepublicanischen Charakter sehr verbittert. Der Herzog war eingebildet und herrschsüchtig, er vermehrte die natürliche Unfähigkeit des Prinzen durch die Art der Erziehung, die er ihm geben ließ, und machte ihn durch einen förmlichen Vertrag von sich abhängig. Er war nicht im Stande, die Urkunde, welche er sich von seinem Mündel ausstellen ließ, als er volljährig geworden war, der Kenntniß seiner zahlreichen Feinde gänzlich zu entziehen, wenn gleich ihr wörtlicher Inhalt erst ganz spät ans Licht kam. Als nämlich der Prinz 1766 volljährig geworden war, hatte er in den Generalstaaten sowohl, als in den Staaten der einzelnen Provinzen eine mächtige Parthei gegen sich; die Magistrate der einzelnen mächtigen Städte waren unter Ludwig Ernsts Verwaltung fast durchaus antioranisch geworden, der junge Prinz glaubte sich daher ohne den Herzog nicht helfen zu können und ward in dieser Meinung von Preußen und England bestärkt. Dies war die Veranlassung zu dem auf des Herzogs Verlangen gewagten ganz gesetzwidrigen Schritt, daß er, um diesen zurückzuhalten, sich selbst und seinen freien Staat einem fremden Prinzen unterwarf. Er stellte nämlich eine Urkunde aus (Acte van Consulentschap), worin er sich verbindlich machte, in jeder Staatsangelegenheit dem Rathe seines vormahligen Vormunds zu folgen. Von dieser Acte wußte blos der Rathspensionär (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), der englische Gesandte und zwei Häupter der Oranischen Parthey, die Andern ahndeten nur, daß ein Contract vorhanden seyn möge, nahmen aber die ganze Sache für eine Conspiration gegen die Aristokraten oder Patrioten und arbeiteten unaufhörlich der statthalterischen Regierung entgegen.

Es erfolgte unter diesen Umständen, was in freien Staaten unvermeidlich, wenn sich zwei fast gleich mächtige Partheien gegenüber stehen; auch die billigsten und weisesten Vorschläge

des Herzogs fanden Widerstand in den einzelnen Staaten, wo die Aristokratie übermächtig war, während der gemeine Haufe überall blindlings dem Prinzen anhing. Schon um 1767 wollte der Herzog dem gänzlichen Verfall der Seemacht vorbeugen und konnte nicht durchdringen; er wollte um 1769, um 1770 und 1771 Land- und Seemacht wenigstens so weit vermehren, als durchaus erforderlich war, um nur das Bestehende zu erhalten und die Garnisonen in den Barrièreplätzen Belgiens zu verstärken; er scheiterte aber jedesmal an dem Krämergeist, der Partheiung und Kleinlichkeit der Staaten. Um 1773, als man sah, daß sowohl Spanien als Frankreich nicht blos zur See große Rüstungen machten, sondern eine ganz neue furchtbare, der englischen an Zahl der Linienschiffe gleiche Marine schufen, wollte die Provinz Holland zwar endlich die Seemacht verstärkt wissen, widersetzte sich aber dennoch dem Vorschlage der statthalterischen Regierung, Land- und Seemacht zugleich zu einer solchen Stärke an Zahl und Organisation zu bringen, daß die Republik bei den damals schon ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen England und America ihre Neutralität geltend machen könne. Man gab nichtsdestoweniger den Verfall der Land- und Seemacht ganz allein der statthalterischen Regierung Schuld. obgleich die Generalstaaten im Jahre 1776 den einzelnen Provinzen offen und rund heraus anzeigten, daß die vereinigten Staaten weder Land- noch Seemacht hätten, die sie einem Feinde entgegensetzen dürften.

Weil die Engländer wußten, daß die Niederländer durchaus nicht im Stande wären, weder eine Seemacht, noch eine Landmacht aufzustellen, oder auch nur unter sich über eine energische Maßregel einig zu werden, weil immer die Oranische Parthei den Patrioten und diese jener nicht traute, so erlaubten sie sich, nicht blos den Holzhandel zu stören, der nach dem Völkerrecht frei seyn sollte, sondern auch die ausdrücklichen Verträge mit Holland zu verletzen. Trotz der den Holländern in dem durch den Utrechter Frieden bestätigten Freundschaftsvertrage von 1674 zugestandenen Vorzugsrechten vor andern Na-

tionen machten sie ihr Durchsuchungsrecht mit Gewalt und mit den Waffen mitten im Frieden geltend.

Man sah übrigens deutlich, daß bei der sonderbaren Verfassung der Niederlande, wo Städte, wie Amsterdam und andere, und einzelne Provinzen in vielen Puncten von den Generalstaaten ganz unabhängig waren, auch in Rücksicht der Americaner und Engländer ein verschiedenes System befolgt ward. Die Regierung und ihr Anhang, der besonders aus einigen Provinzen, wie Seeland und Geldern, wo der Prinz große Güter hatte, und aus der Holländischen Ritterschaft bestand, waren den Engländern günstig, die Holländischen Städte dagegen, und besonders Amsterdam, waren zu einer Verbindung mit Frankreich und zur Begünstigung der Nordamericaner geneigt. Der Prinz war seit 1767 mit einer Nichte des Königs Friedrich II., mit der Schwester seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm II., vermählt, die sich bald auch in die öffentlichen Angelegenheiten mischte, weil der Prinz selbst phlegmatisch, träge und unbeholfen war, und wie es schien, sich offenbar an England lehnte. Die Generalstaaten empfanden ihren Einfluß, es handelten daher die Stadt- und Provinzialregierungen um so öfter im Widerspruch mit der allgemeinen Landesregierung. Auf diese Weise konnten die Engländer mit einem Schein Rechtens klagen, daß die Provinz Holland den berühmten Freibeuter Paul Jones im Texel zugelassen habe, daß man die niederländische Insel St. Eustathius in Westindien zum förmlichen Stapelplatze des Handels der Nordamericaner mache, daß eine Englische Fregatte fast unter den Kanonen der Insel genommen sey und daß Englische Prisen dort verkauft würden [43]). Gesandter Eng-

43) Man wird aus Franklins Briefen sehen, daß, während Franklin in Paris war, seine officielle Correspondenz über St. Eustathius und Holland ging, sobald der Krieg zwischen Frankreich und England erklärt war. Das ganze Benehmen und das Verhältniß der Holländer zu andern Mächten giebt Franklin in einem Briefe vom 13. Jun. 1780 in wenigen Worten sehr richtig an. Works Vol. VIII. p. 471. Holland, offended by fresh insults from England, is arming vigorously. That nation has *madly* brought

lands war schon damals derselbe Joseph Yorke, der hernach die Prinzessin in allen ihren Preußischen Hofgrillen bestärkte, und ihr gebieterisches und stolzes Benehmen durch seine Cabalen unterstützte, dieser bewirkte dann freilich, daß der Erbstatthalter den Herrn de Graf, welcher Gouverneur von St. Eustathius war, zurückrufen ließ; dieser führte aber seine Sache so gut, daß er gerechtfertigt und auf die Insel zurückgeschickt wurde.

Zur Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs war bei dem innigen und freundschaftlichen Verhältniß zwischen den Niederlanden und England, welches gerade damals von dem Prätendenten aus dem Hause Stuart ernstlich bedroht wurde, ein Artikel festgesetzt worden, daß, im Fall Schottland oder England mit einer Landung des Feindes bedroht würden, der Erbstatthalter seine Schottischen Garden zur Vertheidigung des bedrohten Königs von Großbritannien leihen solle. Diesen Artikel wollten die Engländer geltend machen, als die Spanier und Franzosen ihre Küsten bedrohten, die Holländer willigten aber nicht in ein Begehren, welches der Prinz gern gewährt hätte, sie bewiesen leicht, daß in jenem Artikel nur von dem Fall die Rede gewesen, wenn die Hannöversche Dynastie bedroht sey. Dies erbitterte die Engländer doppelt, weil besonders der dirigirende Minister oder sogenannte Pensionarius der Provinz Holland und die beiden Bürgermeister von Amsterdam, welche Stadt in Beziehung auf Handel und auswärtige Verhältnisse mehr galt, als das ganze übrige Land, ganz erklärte Republikaner und Freunde der Franzosen waren. Die Amsterdamer waren daher in genauer Verbindung mit den Amerikanern, so übel auch sonst der demokratische Franklin auf die bürgerlich aristokratischen Holländer zu sprechen seyn mag, sie begünstigten auch die Anleihen, welche die Amerikaner unter französischer Bürgschaft machten. Die Engländer neckten dann die Holländer

itself into the greatest distress, and has not a friend in the world. Das ist dasselbe, was Jugurtha beim Scheiden von Rom sagt: O civitatem venalem si emtorem invenerit!!

auf mancherlei Weise, sie vernichteten ihren Holzhandel, weil das Holz zum Bau von Kriegsschiffen gebraucht werden kann, sie hinderten mit Gewalt ihren Verkehr mit den französischen westindischen Colonien. Die Holländer, um den Franzosen gefällig zu seyn, untersagten dagegen ihren Landsleuten die Fahrt nach Gibraltar, damit die Engländer nicht durch holländische Zufuhr versorgt würden.

Während es das Ansehn hatte, als wenn England mit der Provinz Holland und der Stadt Amsterdam in stiller Fehde, mit der Regierung des Erbstatthalters und mit den Generalstaaten aber im besten Einverständnisse sey, ereignete sich ein Vorfall, der auch das gute Verhältniß zwischen dem Erbstatthalter und den Britten nothwendig stören mußte, wenn auch gleich die Holländer wegen des schlechten Zustands ihrer Flotte und ihres Heers nicht daran denken konnten, einen Krieg anzufangen. Gerade um die Zeit nämlich, als in Rußland der Plan einer Neutralität, welche durch die vereinigte Seemacht aller nicht in Krieg begriffenen Mächte geschützt werden sollte, zur Reife kam, geleitete der Holländische Contreadmiral (Schout by Nacht) Bylandt mit drei Kriegsschiffen und einigen Fregatten eine holländische, ins mittelländische Meer bestimmte Handelsflotte. Zu dieser Flotte gesellten sich, ohne daß ihnen jedoch Bylandt seinen Schutz zusagte, einige mit Bauholz beladene Schiffe, welche die Engländer als solche betrachteten und aufsuchten, weil sie dem Feinde Kriegsmaterialien zuführten. Der englische Capitän Fielding hatte Befehl, mit einem kleinen Geschwader die unter Bylandts Geleit segelnde Handlungsflotte, die er im Januar 1780 einholte, zu durchsuchen und die mit Schiffsbedürfnissen und mit Schiffsbauholz beladenen Schiffe wegzunehmen. Bylandt weigerte sich mit Recht, das Durchsuchen zu erlauben, er gab erst nach, als die Engländer, die ihm weit überlegen waren, wirklich feuerten, dann senkte er seine Flagge, als wenn er im Kriege genommen worden, und folgte dem englischen Geschwader mit seinem ganzen Convoy, als wenn der Krieg von ihnen erklärt und begonnen worden, in

den Hafen, den er nicht eher verlassen wollte, bis seine Obern ihm, als einem Kriegsgefangenen, ihren Willen kundgethan hätten.

Ueber diesen Vorfall entstand ein heftiger diplomatischer Streit, ein Wechsel von Schriften und Gegenschriften voll bitterer Beschwerden und Vorwürfe beider Theile, bis die Engländer, die gern des Tractats von 1674 und der ihrem Seerechte entgegenstehenden Artikel des Utrechter Friedens längst entledigt gewesen wären, trotzig erklärten: daß, wenn nicht die Holländer innerhalb einer Frist von drei Wochen alles das erfüllt hätten, was sie von ihnen forderten, sie sich nicht ferner durch die besondern Verträge gebunden halten würden. Als hernach über diese Forderungen in den Generalstaaten berathen ward, waren alle Provinzen außer Seeland gegen die Bewilligung und man erwartete schon damals eine Kriegserklärung; doch fanden dieß die Engländer vorerst noch nicht rathsam. Das englische Ministerium wollte Zeit gewinnen; es wollte nicht gleich noch einen dritten Krieg beginnen; es wollte die kleinlich sparsamen und ängstlichen Staaten abhalten, den Vorschlag ihres Statthalters wegen Rüstungen unmittelbar anzunehmen, oder auch die statthalterische Parthei abhalten, den angebotenen Neutralitätsbund mit Rußland schnell einzugehen, es ließ daher Fortdauer des Friedens hoffen, während es in der That feindselig handelte. Die englische Regierung löste nämlich erst durch eine Erklärung an die Generalstaaten den Bund mit den Niederländern, vermöge dessen sie seit 1674 auf besondere Vortheile Ansprüche hatten, förmlich auf, und erließ dann eine dieser Erklärung angepaßte Proclamation an die Britten.

In der Erklärung an die Generalstaaten heißt es: „Die vereinigten sieben niederländischen Provinzen hätten den seit einem Jahrhundert zwischen den beiden Nationen bestandenen engen und besondern Freundschaftsbund dadurch gebrochen, daß sie die gegen den feindlichen Einfall erbetene Hülfe nicht geleistet hätten; England werde also künftig die Niederländer nur als eine Nation ansehen, die durch kein besonderes Band an England

geknüpft, sondern neutral sey, wie die andern nicht im Kriege begriffenen Nationen auch. Dies ist ungefähr der sehr ins Kurze gezogene Inhalt der langen und ausführlichen diplomatischen Erklärung, welche am 17. April 1780 der Proclamation vorausgeschickt ward. In dieser heißt es dann: „Die Bewohner der sieben vereinigten Provinzen sollten fortan nur angesehen und behandelt werden, wie jede andere fremde Nation, welcher England durch keinen besondern Tractat irgend ein Vorrecht vor andern eingeräumt hätte. Es werde daher hiedurch im Namen des Königs verkündigt und auf seinen Befehl ausgerufen, daß bis auf weitern Befehl alle Begünstigung der Niederländer angehenden Bestimmungen der Verträge, welche jemals mit den Generalstaaten abgeschlossen worden, aufgehoben bleiben sollten. Insonderheit gelte dies von allen den Begünstigungen, welche den Holländern in den Schiffahrtsverträgen vom 11. December 1674 zugestanden worden.

Die Niederländer betrachteten mit Recht diese einseitige Aufhebung eines seit hundert Jahren bestehenden Seerechts als eine Brutalität, die weniger aus politischer Feindschaft als aus Handelseifersucht geübt sey, um den niederländischen Handel gänzlich niederzudrücken und die vereinigten Provinzen der Vortheile ihrer Neutralität zu berauben; sie beschlossen jetzt endlich, sich zu rüsten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich aber wieder, daß jeder große Gedanke den Krämerseelen fern sey, daß ihre Großen seit dem westphälischen Frieden entartet und ihre Reichen ohne republicanischen Sinn seyen; sie wollten auch nicht einmal zahlen, als ihre Regierung, die sie doch so heftig anklagten, nur das Billige und Nothwendige forderte, was aber ohne Geld freilich nicht auszuführen war. Die Regierung forderte nämlich die Staaten auf, ihr die Mittel zu geben, um das Landheer auf funfzig bis sechzigtausend Mann zu bringen und die Flotte durch funfzig bis sechzig neu zu erbauende Kriegsschiffe zu verstärken; darüber begann dann eine lange Berathung und viel Gezänk. Nach langem Streiten und Zanken, nach

vielem Mäkeln und Feilschen ward die Forderung des Landheers ganz abgelehnt und nur die Erbauung von 32 Schiffen bewilligt. Die Parthei der Patrioten war also im Vertrauen auf die Franzosen eben so langsam und träge, als die des Hauses Oranien im Vertrauen auf England. Die Regierung, das heißt der Herzog Ludwig Ernst und die Prinzessin Friederike Wilhelmine machten nämlich zu derselben Zeit das große Versehen, daß sie, statt die von Rußland angetragene Verbindung sogleich anzunehmen, aus Rücksicht auf England neun Monate lang zögerten. Da unter den neutralen Mächten nur Holland allein die Meere mit seinen Schiffen hätte bedecken können, so wäre durch den schleunigen Beitritt des einzigen Hollands England mehr in Verlegenheit gekommen, als durch die ganze übrige bewaffnete Neutralität.

Uebrigens war an dem verzögerten Beitritt der Niederländer zu der von Rußland proclamirten Verbindung nicht die Regierung allein Schuld, sondern die Formen der verwickelten Föderativ-Verfassung, die zusammengesetzte Verwaltung und Regierung, die natürliche Langsamkeit und Bedachtsamkeit der Holländer im Berathen und Beschließen hatten Antheil daran. Erst am zwanzigsten November 1780 beschlossen die Niederländer der bewaffneten Neutralität beizutreten; die Engländer hatten daher Zeit genug, der Kaiserin von Rußland einen scheinbaren Vorwand zu geben, die Annahme der holländischen Unterschrift ihres Tractats zu verweigern, wodurch dieser den Engländern ziemlich unschädlich gemacht ward. Der Vorwand der Kaiserin, die Holländer abzuweisen, war, daß sie zwar in dem Augenblick, als sie sich im November für den Beitritt zur bewaffneten Neutralität erklärt hätten, noch eine neutrale Macht gewesen seyen, aber nicht mehr, als diese ihre Erklärung am 24ten Dezember 1780 in Petersburg angekommen. Dafür hatten die Engländer nämlich gesorgt, sie hatten schon am 20. Dezember der Republik den Krieg erklärt und Harris hatte schon im November der Kaiserin einen Wink gegeben, daß dieses geschehen

werde. Die Engländer benutzten, um ihrem diplomatischen Kunstgriff den Anschein des Rechts zu geben, die Unterhandlungen über Handelsverbindung, welche die Provinz Holland und besonders die Stadt Amsterdam einseitig mit dem americanischen Congreß begonnen hatte.

Nach der sonderbaren Verfassung der aus verbündeten, von der allgemeinen Regierung in den mehrsten Dingen ganz unabhängigen Provinzen bestehenden Republik konnte eine Provinz oder eine Stadt besondere Verträge mit fremden Staaten verabreden, ohne der allgemeinen Regierung darüber Mittheilungen zu machen; dies hatte die Stadt Amsterdam schon seit 1778 gethan. Die Verbindung mit der neuen demokratischen Republik ward durch das Amsterdamer Handlungshaus Neufville angeknüpft, welches, wie wir aus Franklins Briefen sehen, auch diesem Gesandten der Republik allerlei Anträge gemacht hatte, denen er schon darum nicht traute, weil er sich ganz unbedingt an Frankreich halten wollte. Die Bürgermeister und besonders der Pensionarius der Stadt Amsterdam waren für eine innige Verbindung mit Frankreich, ihre Bewegungen und Correspondenzen wurden daher von England ganz genau beobachtet und es konnte ihnen nicht entgehen, daß die holländischen Kaufleute den englischen die Vortheile des Handels mit Nordamerica zu entziehen suchten. Die Unterhandlungen wurden schon im Jahre 1777 begonnen und die Sache so lebhaft betrieben, daß schon 1778, wie die Franzosen einen Bund mit der neuen Republik gemacht hatten, auch der Pensionarius wegen eines Handelsvertrags mit dem Congreß einig ward. Da die ganze Republik der Niederlande damals noch mit den Engländern in gutem Verhältniß war, so wurde freilich dem verabredeten Tractat die Clausel beigefügt, daß er nicht eher vollzogen werden und gültig seyn solle, als bis die Unabhängigkeit der Nordamericaner von Seiten Englands anerkannt sey; aber eine so offenbare List konnte niemand täuschen.

Die Leute, welche diese Sache betrieben, machten sich damals verächtlich und das Wappen der Republik, welches an-

deutet, daß nur Einigkeit und Uneigennützigkeit eine aus verbündeten Provinzen bestehende Republik fortdauernd erhalten kann, lächerlich. Die Unterhandlung der Amsterdamer mit Franklins Collegen Lee war nicht allein mit der Verfassung der Republik nicht wohl zu vereinigen, sondern Amsterdam, vom schmutzigen Krämersinn beseelet, wollte sich auch Vortheile für seine Schiffahrt gewähren lassen, welche andern Holländern nicht zu Theil werden sollten. Wir sehen daher aus Franklins Correspondenz, daß sich die andern Städte ganz eilig bei ihm meldeten, ob sie nicht auch dergleichen besondere Tractate mit America schließen könnten. Als Alles in Ordnung gebracht war, übertrug der Congreß den förmlichen Abschluß des Tractats mit der Stadt Amsterdam einem seiner ehemaligen Präsidenten (Laurens), seine Abreise verzögerte sich aber im Jahre 1779 und fiel im Jahre 1780 in eine Zeit, wo die bei ihm gefundenen Papiere den Engländern den Vorwand zum Kriege mit den Niederländern geben konnten, den sie damals ängstlich suchten.

Im September des Jahrs 1780 nahmen nämlich die Engländer das Schiff, auf welchem sich Laurens befand, an der Küste von Newfoundland, und es gelang ihnen, seine Papiere, die er zerrissen und über Bord geworfen hatte, wieder aufzufischen, so daß er und seine Depeschen am 8. October nach England gebracht wurden.

Mit Laurens verfuhr man in England sehr hart, denn seine Haft im Tower war sehr streng; den Holländern begegnete man aber unfreundlich, schon ehe man die Papiere über die Unterhandlungen der Stadt Amsterdam in Händen hatte. Der englische Gesandte im Haag, derselbe Joseph Yorke, der beim Herzoge und bei der Prinzessin so viel gält, hatte in der Angelegenheit des Statthalters von St. Eustathius ein in so unpassenden und groben Ausdrücken abgefaßtes Memorial eingereicht, daß die Generalstaaten es ihm unbeantwortet zurückschickten und auf seine Abberufung beim englischen Ministerium antrugen. Dieses willigte in ihr Verlangen nicht, sondern ließ ihn im Haag und bediente sich seiner auch in der Sache des

Vertrags mit America, um eine Genugthuung wegen des Schritts der Amsterdamer zu fordern, von der man vorher wußte, daß sie nicht geleistet werden könne. Das englische Ministerium theilte nämlich der erbstatthalterischen Regierung und den Generalstaaten die Papiere mit, die bei Laurens gefunden waren. Diese forderten Rechenschaft von der Provinz Holland und von der Stadt Amsterdam und gaben beiden, als sie sich darauf beriefen, daß ihr Schritt durch die Verfassung gerechtfertigt werde, öffentlich ihre Mißbilligung zu erkennen. Da die Engländer absichtlich Streit suchten und wahrscheinlich schon damals mit der russischen Kaiserin persönlich, wenn auch nicht mit Panin, wegen der Holländer einig waren, so befriedigten sie sich damit nicht, sondern ihr übermüthiger Gesandter forderte in einer insolenten, drohenden Note, der Pensionarius von Holland und die Bürgermeister von Amsterdam sollten förmlich bestraft werden. Das konnte schon der Verfassung der Republik wegen nicht geschehen und die Engländer, an Formen abergläubig gebunden, wußten dies am besten; sie erklärten nichtsdestoweniger am 20. Dezember den vereinigten Niederlanden den Krieg.

Da die Holländer, als sie sich am 24. Dez. zum Beitritt meldeten, wegen der am 20. erfolgten Kriegserklärung der Engländer nicht mehr neutral gewesen waren, so konnte man sich hernach entschuldigen, wenn man sich ihrer nicht annahm. Es verlor also der unter dem pomphaften Schutz der russischen Kaiserin verkündigte Neutralitätsbund den größten Theil seiner Bedeutung. Die Kaiserin genoß indessen darum nicht weniger fortdaurend des Ruhms an der Spitze eines Bundes zu stehen, der die Schwachen gegen die Starken schützen sollte. Daß es nur allein auf den Ruhm der Verbindung unter ihrem Panier von der Kaiserin abgesehen sey, erfuhr König Gustav III., als er darauf antrug, daß man von den Engländern, statt des Stillschweigens eine förmliche Anerkennung der aufgestellten Grundsätze fordern sollte. Das wollte Catharina nicht, sie suchte den Engländern gefällig zu seyn, ob sie gleich des Glanzes wegen fortfuhr, auch sogar die Mächte, die weder Kriegsschiffe noch

bedeutende Seehandlung oder Rhederei hatten, zum Beitritt zur bewaffneten Neutralität einzuladen. Preußen war schon am 8. Mai 1781 beigetreten, der Kaiser trat am 9. October bei; später auch Neapel und Portugal.

Die Holländer ernteten im Jahre 1781 die Früchte ihres Zwiespalts, ihrer engherzigen Politik, ihrer ängstlichen Doppelsinnigkeit und ihres Geizes, der sie abhielt, ihrer Gesammtregierung zu rechter Zeit die Mittel zu geben, beim Ausbruche eines Kriegs mit Nachdruck handeln zu können. Die Franzosen dagegen nennen mit Recht dieses Jahr die glänzendste Periode ihrer Geschichte, weil sie ohne Rücksicht auf eignen Vortheil Geld und Blut für fremde Freiheit opferten. Das Edle und Uneigennützige der französischen Handlungsweise gegen die Americaner und Niederländer verdient als Ausnahme und selbst als Irrthum um so mehr gepriesen zu werden, je mehr die Politik Großmuth im Verkehr der Staaten mißbilligt, je weniger sie Nutzen bringt, wie sich aus dem Beispiel Englands, welches seinen besondern Vortheil nie aus den Augen läßt, deutlich ergiebt. Die Engländer nämlich verfuhren damals gleich Seeräubern mit ihren ältesten Freunden und Bundesgenossen, den Niederländern; die Franzosen dagegen, von dem Enthusiasmus ihrer Schriftsteller, ihres guten Königs, eines Lafayette und seiner begeisterten Ritterschaft fortgerissen, stürzten sich um der Americaner willen, ohne sich irgend etwas dafür zu bedingen, in große Schulden, sie halfen, ohne noch durch einen Bund mit den Niederländern verknüpft zu seyn, diesen wieder zu ihrem Gut und gaben ihnen zurück, was die Engländer geraubt hatten.

Was die Engländer angeht, so blieben sie auch beim Ausbruche des Kriegs mit Holland einer Sitte getreu, die man ihnen im achtzehnten Jahrhundert bei jedem Kriege als eine schändliche und eine civilisirte Nation entehrende Hinterlist vorgeworfen hatte, sie gaben nämlich lange vor der Kriegserklärung Befehle und Erlaubniß das Eigenthum ihrer Gegner wegzunehmen, damit die Capitäns der Kriegsschiffe und Eigenthü-

mer der Freibeuter gleich im Augenblicke des Ausbruchs des Kriegs bedeutenden Fang thäten. Ehe daher noch die englische Kriegserklärung im Haag ankam, waren schon auf allen Meeren die Nichts ahndenden Handlungsschiffe der Holländer aufgebracht, so daß vom zwanzigsten Dezember, an welchem Tage die Kriegserklärung erlassen ward, bis Ende Januar 1781 schon zweihundert holländische Schiffe genommen waren, deren Werth man auf fünfzehn Millionen Gulden anschlug. In Westindien benahm sich der englische Seeheld Rodney gegen die Holländer auf eine ähnliche Weise, wie sich ihr Statthalter Warren Hastings in Ostindien am Ganges betragen hatte, und wie sich jener Clive betrug, dem sie ewige Dankbarkeit zollen und schuldig sind, weil er sie zu Herren des Landes machte, aus welchem sie das Opium ziehen, das sie in China verkaufen.

Das englische Ministerium hatte längst den Plan gefaßt, durch den Ueberfall der Insel Sct. Eustathius den Stapelplatz des Handels der Americaner und die Niederlage der Waaren der Holländer zu vernichten, es ward daher gleich am Tage der Kriegserklärung eine schnell segelnde Fregatte an Rodney abgefertigt, welche ihm den Befehl überbrachte, den lange entworfenen Plan gegen die Insel sogleich auszuführen. Als Rodney die Botschaft erhielt, lag er bei Barbadoes und schiffte, als wenn er die Franzosen aufsuchen wollte, nach Martinique, erschien aber am 3. Februar 1781 plötzlich bei Sct. Eustathius, wo man auch nicht einmal einen nahen Ausbruch eines Kriegs ahndete, wo also auch durchaus keine Anstalten zur Vertheidigung von der elenden holländischen Regierung, welche Ludwig Ernst leitete, getroffen waren. Man versuchte auch nicht einmal Widerstand zu thun, sondern die Insel, die einem ungeheuern Magazin glich, ward sogleich übergeben. Zweihundert und fünfzig Schiffe und eine Fregatte lagen im Hafen und wurden dort genommen, sechzig andere suchten sich unter der Bedeckung eines Kriegsschiffs durch die Flucht zu retten, Rodney segelte ihnen nach und nahm die Handelsschiffe und das Kriegsschiff, welches sie geleitete.

Da die Insel nicht mit Sturm genommen, sondern durch Capitulation übergeben war, so hätte das Privateigenthum unverletzt bleiben sollen; Rodney aber und sein Genosse Vaughan, der Befehlshaber der Landtruppen, verfuhren nicht als Anführer der Heere eines europäischen Volks, sondern wie Räuber. Man muß jedoch zur Ehre der englischen Nation bemerken, daß, so wie sich bedeutende Stimmen gegen Clive und Warren Hastings erhoben, so auch gegen Rodney bei aller lauten Bewunderung für seine Verdienste als Admiral, ein lautes Geschrei des Unwillens in England erhoben ward, und daß sein Betragen allgemeinen Abscheu erregte. Er übte nämlich in Verbindung mit seinem Collegen Vaughan, dieselbe Art von Erpressung, um sich und die Seinigen zu bereichern, welche Bonaparte, seine Marschälle und Generale in unserm Jahrhundert ausübten, was freilich die, welche es nicht selbst erlebt haben, jetzt weder wissen noch glauben wollen, weil es die Heldenpoesie zerstört. Auch auf St. Eustathius ward die unerhörteste Härte und grausamste Erpressung gegen das Eigenthum wie gegen die Personen reicher Privatleute ausgeübt, Geld, Waaren, Schiffe, jede Art der Habe ward ohne weiteres den Einwohnern weggenommen und sehr viele mußten, ihres Eigenthums beraubt, die Insel gänzlich räumen. Engländer, Franzosen, Dänen speculirten auf den Raub und eilten zu kaufen, wie Raubvögel, an den Ort, wo ein Thier gefallen ist; denn Rodney und sein College, um nur schnell baar Geld zu erhalten, verschleuderten das auf dreißig bis vierzig Millionen angeschlagene, von ihnen eingezogene Staats- und Privateigenthum um den vierten Theil des Werths.

Bei diesem Raubsystem litten die englischen Kaufleute selbst am meisten, da diese besonders den neutralen Markt benutzt hatten. Diese brittischen Kaufleute in Westindien, die ihr Eigenthum den Holländern auf St. Eustathius anvertraut hatten, und die grausam verjagten Einwohner, die sich auf den englischen Inseln verbreiteten, weckten Ankläger und sogar mächtige Redner im Parlament gegen die beiden Räuber. Burke erhob sich damals im Parlamente fast eben so heftig gegen Rodney und

Vaughan, als ſpäter gegen Warren Haſtings, der engliſche Admiral und General machten es aber wie Bonaparte und ſeine Marſchälle. Sie ſteckten das Geld ein, prangten davon, und lachten der philanthropiſchen Reden und Klagen. Wir wollen unter dem Text die Antwort beifügen, welche Rodney ſeinem Landsmanne, dem brittiſchen Generalfiscal auf St. Chriſtoph gab, als dieſer ihm im Namen der von ihm beraubten Engländer ein Memorial überreichte; man wird daraus ſehen, daß Rodney auf St. Euſtathius und die Marſchälle Soult und Augereau in Spanien völlig dieſelbe Sprache führten [44]).

Die holländiſchen Beſitzungen auf der Küſte des feſten Landes, deren Hauptort Surinam war, nämlich Demerary, Paramaribo und Eſſequebo, welche ſich ohne Aufforderung ergaben, verdankten es der allgemeinen Stimme, die ſich gegen Rodneys Benehmen auf Sct. Euſtathius erhoben hatte, daß ſie mit großer

44) Der Brittiſche Generalfiscal (sollicitor general) von St. Chriſtoph, Glanville ſagt in ſeiner an Rodney und Vaughan gerichteten Vorſtellung gegen ihr ganz widerrechtliches Betragen unter andern: That if by the fate of war the British Westindia islands should fall into the hands of an enraged enemy, the conduct of St. Eustatia would be a pretext for them to retaliate; that the conquerors of all civilized countries had avoided the invasion of private property; that the generosity of the enemy had been very conspicuous; and even in the case of Grenada, which had been taken by storm, the rights of individuals had been held sacred; that Eustatia was a free port, and the rich and various commodities found there were far from being the sole property of the Dutch; that a great proportion of it belonged to British subjects; and that previous to the declaration of war, the trade to Eustatia was strictly legal and the officers of his majesty's customs cleared out vessels from all the ports of Great Britain and Ireland for this island. And not merely the legality, but the propriety of this trade was confirmed by the conduct of his majesty's naval officers in those seas; for if the kings ennemies were supplied by the trade of his subjects to Eustatia they were also supplied through the same channel, by the sale of the prizes captured by his majesty's ships of war. Darauf gab Rodney den eines Barbaroſſa oder Mehemet Ali würdigen Beſcheid: That he had not as yet leisure to peruse the memorial, but that the island of Eustatia was Dutch, every thing in it was Dutch, every thing was under the protection of the Dutch flag, and as Dutch it should be treated.

Schonung behandelt wurden. Seit diesem Augenblick verschwanden übrigens die sieben vereinigten Provinzen völlig aus der Reihe der Staaten, welche irgend ein Gewicht in Europa hatten, sie wurden von fremder Gunst abhängig, weil sie auch in Ostindien bedrängt wurden, nachdem sie alle westindischen Besitzungen ohne Gegenwehr aufgegeben hatten. In Ostindien wurde ihnen eine Niederlassung, eine Festung, eine Insel nach der andern, entrissen, ihre Schiffe durften sich nirgends mehr zeigen, ihre Kriegsflotte war unbrauchbar und selbst der Handel nach der Ostsee konnte nicht mehr geführt werden, weil die Engländer die niederländischen Häfen bewachten.

In eben dem Maße als die holländische Seemacht sich als ganz nichtig zeigte, weil der Erbstatthalter und der Vormund, den er selbst sich gesetzt hatte, beständig nur die Landmacht, die Staaten nur die Seemacht vermehren wollten, worüber denn Beides unterblieb, schien sich in dieser Zeit die französische Flotte in allen Meeren mit der englischen messen zu können. In Westindien befand sich Rodney nebst drei andern Admirälen, die Franzosen wagten nichtsdestoweniger einen Versuch, nicht blos den Engländern wieder zu entreißen, was sie den Holländern abgenommen hatten, sondern auch die englischen Inseln zu erobern. De Grasse lief am 22. März 1781 mit einer der stärksten Flotten, welche Frankreich je ausgesendet hat (25 Linienschiffe und der Sagittaire von 64 Kanonen), von Brest aus, begleitet von einer Flotte von zwei bis dreihundert Transportschiffen, welche mit allen möglichen Kriegsbedürfnissen, auch mit schwerer Artillerie befrachtet waren, und sechstausend Mann Landtruppen an Bord hatten. Rodney schickte den Admiral Hood de Grasse entgegen mit dem Befehl, die Flotte anzugreifen, diese wich aber jedem Treffen aus, um erst die Truppen auf Martinique ans Land zu setzen. Am 28. April wich sie der Schlacht glücklich aus, am 29. kam es zwar zum Treffen, aber die Franzosen litten nur unbedeutenden Schaden, und die Engländer fanden hernach nicht rathsam, ein neues Treffen zu beginnen.

Die Truppen, welche de Graſſe aus Frankreich gebracht hatte, wurden hernach auf Martinique ausgeſchifft; man behauptete aber, was wir unentſchieden laſſen, de Graſſe ſey nicht fähig geweſen, große Flotten und Unternehmungen zur See tüchtig zu leiten; dagegen erwarb ſich der Statthalter von Martinique, der Marquis von Bouillé, bei den Landungen großen Ruhm. Er verſuchte zuerſt im Mai eine Landung auf St. Lucia, entſagte aber dieſem Unternehmen und eroberte dagegen Tabago am 2. Juni in demſelben Augenblick, als die engliſche Flotte der Inſel zu Hülfe erſchien. Gleich darauf ſegelte de Graſſe an die Küſte von Nordamerica, wo er, wie im vorigen Bande erzählt iſt, im günſtigſten Augenblick anlangte, und ſeinen Landsleuten und den Nordamericanern gegen Lord Cornwallis weſentliche Dienſte leiſtete. Dies geſchah im Monat October, im November unternahm der Marquis Bouillé einen Zug gegen Sct. Euſtathius, der ihm und ſeiner Nation durch den Contraſt ſeines Betragens mit dem der engliſchen Befehlshaber, als dieſe dieſelbe Inſel eroberten, mehr Ehre machte, als der glänzendſte Sieg im Felde, weil er und die Seinigen ſich bei der Gelegenheit gleich Rittern, nicht aber gleich Räubern tapfer bewieſen.

Rodney hatte ſich für ſeine Perſon der Geſundheit wegen nach England begeben müſſen, die von ihm zurückgelaſſene Beſatzung der holländiſchen Inſel überließ ſich der Sicherheit und dem Wohlleben, das erfuhr Bouillé und beſchloß, es zu benuzzen, und die Engländer ließen ſich auf eine ganz unbegreifliche Weiſe überraſchen. Er landete am 26. November einige hundert Mann an einem etwas außer dem Angeſichte liegenden Platze, ohne daß die Engländer weder ſeine Schaluppen wahrnahmen, noch die gelandeten Soldaten erblickten, bis dieſe in der Stadt waren. Jeder Widerſtand war dann um ſo mehr vergeblich, als die Garniſon nicht verſammelt war und als der Commandant Cockburne ſich überraſchen ließ und ſogleich gefangen wurde. Auf dieſe Weiſe ward die Inſel von den Franzoſen wieder genommen, ohne daß ſie auch nur einen einzigen

Mann verloren; siebenhundert Engländer, welche die Besatzung ausmachten, wurden gefangen. Bouillé war edel genug, die ungeheure Beute, welche gemacht ward, weil die Güter, die man den Einwohnern abgenommen hatte, größtentheils noch nicht fortgeschafft waren, anzuwenden, um die Beraubten so viel als möglich zu entschädigen und im Gegensatz zu Rodney und Vaughan ließ er dem englischen Commandanten und den Offizieren sogar die Summen, die sie als Privateigenthum in Anspruch nahmen [45]). Er machte zugleich bekannt, daß er die Insel nur so lange in Besitz behalten werde, bis eine hinreichende Zahl holländischer Truppen gesendet sey, denen er sie übergeben könne. Der Theil der Beute, den Rodney auf zwanzig Schiffe geladen und nach Europa geschickt hatte, ward den Engländern ebenfalls größtentheils entrissen, weil der tapfere La Mothe Piquet, der das Linienschiff Hannibal commandirte, viele der Schiffe kurz vorher weggenommen hatte.

Im Anfange des folgenden Jahrs (1782) wurden auch die niederländischen Colonien Surinam, Demerary und Essequebo durch die Waffen der Franzosen wieder von den Engländern befreit, weil die Holländer weder Kriegsschiffe noch Truppen nach Westindien schicken konnten; dagegen machten die Spanier auch in diesem Jahre erstaunliche Anstrengungen. Die französische Flotte unter de Grasse war von ihrer Reise nach Nordamerica sogleich zurückgekommen, verweilte aber einige Zeit hindurch auf Martinique, um die Schiffe auszubessern und die Mannschaft zu erquicken; dann suchte sie die in einem Hafen der Insel Barbadoes liegende englische Flotte auf und erschien endlich bei Sct. Christoph, im Januar 1782. De Grasse hatte damals zwei und dreißig Linienschiffe, an Bord derselben war eine Armee von achttausend Mann unter dem Marquis Bouillé

45) Die ganze Sache war so auffallend und Cockburnes Gefangennehmung, wie die schnelle Einnahme der Citadelle so unerklärlich, daß diese Zahlungen hernach sehr zum Nachtheil des Obersten gedeutet wurden.

mit einer Artillerie, welche hinreichend gewesen wäre, die bedeutendste Festung zu beschießen, obgleich von keiner eigentlichen Festung die Rede war, sondern nur von der Einnahme eines stark befestigten Hügels (Brimstonehill), den der General Prescott sehr tapfer vertheidigte. Auch bei dieser Gelegenheit zeigten übrigens die Engländer ihre Ueberlegenheit überall, wo es auf Geschicklichkeit, Gewandtheit und Erfahrung zur See ankam, denn in diesen Vorzügen, wie in mechanischen Künsten und Regsamkeit und Ausdauer, kann sich kein anderes Volk mit ihnen vergleichen. De Grasse nämlich lag im Hafen der Insel, er ließ sich vom Admiral Hood aus demselben herauslocken und war hernach nicht im Stande, zu verhindern, daß sich Hoods Flotte mit großer Geschicklichkeit zwischen seiner Flotte und der Insel durchschob und in den Hafen einlief. De Grasse versuchte hernach vergebens, seine vorige Stelle wieder einzunehmen und die Engländer wieder zu vertreiben, sein Angriff ward drei Mal zurückgeschlagen.

Bouillé war zu Lande glücklicher als de Grasse zur See, denn er nahm gleich nach seiner Landung acht vierundzwanzigpfündige Kanonen, sechstausend Kugeln, zwei metallene Mörser und fünfzehnhundert Bomben, welche von den Engländern zwar ausgeschifft, aber noch nicht auf den Hügel gebracht waren. Er begann hernach eine förmliche Belagerung nach der Regel des Kriegswesens und beschoß einen Platz, der nur etwa zweihundert Ruthen im Umfange hatte, aus dreiundzwanzig schweren Kanonen und eben so viel Mörsern, so daß Admiral Hood bald einsah, daß sich der General Prescott, den er ans Land gesetzt hatte, unmöglich werde behaupten können. Hood verließ den Hafen und Prescott mußte am 13. Februar 1782 capituliren. Auch die Inseln Nevis und Montserat wurden von den Franzosen erobert. Rodneys Rückkehr am 19. Februar 1782 änderte aber die Lage der Dinge in Westindien gänzlich. Die Engländer erhielten im americanischen Inselmeere das Uebergewicht wieder, nachdem ihnen vorher von den

Spaniern auch Penſacola in Weſtflorida, welches ſie im Pariſer Frieden den Engländern abgetreten hatten, entriſſen war.

Die Holländer ſchoben damals die Schuld des Verluſts, den ſie in Oſtindien erlitten und den ſchlechten Zuſtand ihrer Schiffe ganz allein auf ihre Regierung und auf deren Begünſtigung der Engländer. Der Unwille gegen den Herzog von Braunſchweig, der als Fremder alle Schuld tragen mußte, ward hernach vermehrt, als die tapfern Befehlshaber der Flotte, welche am Eingange der Oſtſee mit den Engländern kämpfte, ſich laut über ihre ſchlechten Schiffe, ſowie über die Beförderung der Offiziere nach Gunſt und nicht nach Verdienſt, beklagten. Der Handel nach Oſt- und Weſtindien war faſt ganz vernichtet, ſogar in die Oſtſee mußte man unter fremder Flagge fahren, ſo daß im Jahre 1780 zweitauſend und achtundfünfzig, im Jahre 1782 nur ſechs holländiſche Schiffe durch den Sund gingen. In derſelben Zeit wurde die oſtindiſche Geſellſchaft, welcher Holland ſeine Blüthe verdankte, faſt völlig zu Grunde gerichtet, die Beſitzungen an der Weſtküſte von Afrika wurden verloren, die Rettung der Inſel Ceylon, und des Vorgebirgs der guten Hoffnung verdankte man ganz allein dem franzöſiſchen Admiral Süffrein, der in den öſtlichen Meeren Ruhm erwarb, während de Graſſe in Weſtindien den engliſchen Admirälen unterlag.

Der Zwieſpalt in den Niederlanden, der ſich in den letzten Kriegsjahren offenbarte, war ein Vorſpiel der Revolution im Innern, welche gleich nach dem Frieden ausbrach, und fremde Staaten behandelten die Niederländer gleichgültig oder verächtlich, weil ſie ohnmächtig waren; nur die Franzoſen allein thaten Alles, was ſie konnten, um die republikaniſche Parthei enge an Frankreich zu knüpfen. Catharina erwiederte den Beitritt zur bewaffneten Neutralität nur durch Vermittelung und Verwendung für Holland, alſo durch Worte, vom Handeln für ſie wollte ſie um ſo weniger wiſſen, als ſie im vertrauten Geſpräch ihrer eignen bewaffneten Neutralität, der ſie keinen Nachdruck geben wollte, durch die Benennung bewaffnete Nul-

lität ſpottete [46]). Man führte nicht blos in den holländiſchen Zeitungen Beſchwerden über den Zuſammenhang des Erbſtatthalter'ſchen Hofes mit England, ſondern auch die Staaten von Holland, oder vielmehr ihr leitender Miniſter und beſonders die beiden Bürgermeiſter von Amſterdam brachten gegründete und ungegründete Beſchuldigungen vor. Man war fortdauernd in offener, jede entſcheidende Maßregel ſtörender Fehde. Der Miniſter der Generalſtaaten, oder wie man ihn nannte, der Rathspenſionarius, van Bleiswyk, ſpielte, um nichts Schlimmeres zu ſagen, zwiſchen der Regierung und den Amſterdamern den Neutralen.

Der Streit der Patrioten und der Freunde des Prinzen, der vor der Kriegserklärung begonnen hatte, dauerte nach dem Anfange deſſelben mit gleicher Heftigkeit fort. Vor dem Kriege wollten die Staaten, man ſolle ſich mit Frankreich verbinden; die erbſtatthalteriſche Regierung dagegen wollte es mit England nicht verderben. Der Erbſtatthalter forderte Geld für die Landarmee, die Staaten wollten ſtatt deſſen Schiffe bauen; der Erbſtatthalter ließ den Bau derſelben ſchlaff und ſchläfrig betreiben. Nach dem Ausbruche des Kriegs kam es zur förmlichen Spaltung. Die Stadt Amſterdam trug endlich im Mai 1781 darauf an, daß eine Unterſuchung von den Generalſtaaten angeordnet werde, um ans Licht zu bringen, warum die Seerüſtungen ſo ſchlecht betrieben würden. Man ging ſo weit, daß man das Mißtrauen in den Prinzen und ganz beſonders in Herzog Ludwig Ernſt, von dem der Prinz ſagte, daß er ihn, trotz alles Schreiens, noch immer wie ſeinen Vater ehre, öffentlich kund gab. Man verlangte endlich, die Generalſtaaten ſollten dem Erbſtatthalter, der offenbar engliſch geſinnt ſey, einen Ausſchuß zur Seite ſetzen. Dieſer Ausſchuß ſollte mit den nordiſchen Mächten wegen der bewaffneten Neutralität und mit Frankreich wegen einer engern Verbindung

46) Die Actenſtücke kann der, welcher dergleichen brauchen will, hinter dem Annual-Regiſter von 1781 in extenso finden.

unterhandeln. Der Vorschlag ward zwar nicht angenommen, beide Bürgermeister von Amsterdam, Rendorp und Temminck, erklärten aber dem Prinzen in einer geheimen Audienz in Gegenwart des Pensionarius der Provinz Holland (Visscher) förmlich und offiziell, daß ihnen sein ganzes Benehmen verdächtig bleiben werde, so lange der Herzog von Braunschweig um ihn sey.

Diese Erklärung war nicht blos heftige Aeußerung der beiden Bürgermeister, sondern sie ward im Namen der Stadt Amsterdam und der Provinz Holland gegeben, deren Minister Visscher deshalb der Audienz beiwohnte. Der Herzog fühlte sich tief gekränkt, und übergab den Generalstaaten ein Memorial, worin er sich darüber in heftigen Ausdrücken beschwerte, und aus dem wir in der Note eine Stelle mittheilen wollen [47]).

Seit diesem Augenblick standen sich die beiden Partheien, die Oranische und die patriotische, in offner Feindschaft gegenüber. England und die Prinzessin schürten aber unaufhörlich

47) Dies Memorial (nebst dem Prozeß des George Gordon und andern Actenstücken) findet man ebenfalls hinter dem Jahrgange 1781 des Annual Register, und wir wollen hier nur die Stelle anführen, worin der Herzog die stärksten Aeußerungen der Bürgermeister über seine Person und über seinen Zwist mit dem Rathspensionarius zusammenfaßt: „Sie fühlten, sagten sie, sich nothgedrungen, Sr. Durchlaucht zu erklären, daß nach der allgemeinen Meinung der Herr Herzog für die erste Ursache des elenden und mangelhaften Vertheidigungsstandes, worin das Land sich befindet, aller Versäumniß, die dabei vorwalte, und aller verkehrten Maßregeln, die seit geraumer Zeit genommen worden, nebst allen unglücklichen Folgen, welche daraus hergeflossen, gehalten werde, und daß man Sr. Durchlaucht versichern könne, daß der Haß und die Abneigung der Nation gegen die Person und das Ministerium des Herzogs aufs Höchste gekommen sey, daß daraus die schlimmsten und unangenehmsten Begebenheiten für die allgemeine Wohlfahrt und Ruhe zu befürchten.“ Weiter unten sagten sie ferner: „Es sey zwar fern von ihnen, diesen Herrn dessen zu beschuldigen, was ihm öffentlich Schuld gegeben werde, oder den Verdacht einer weit gehenden und unerlaubten Ergebenheit gegen den englischen Hof oder der Untreue und Corruption als gegründet anzusehen; daß sie das Vertrauen haben, daß ein Herr von so hoher Geburt und Rang zu dergleichen Niederträchtigkeit unfähig sey, daß sie aber der Meinung seyen, daß die schlimme Denkungsart, die unglücklicher Weise in Ansehung desselben herrschend geworden und ein allgemeines Mißtrauen erweckt habe, ihn zum Dienste des Landes und Sr. Durchlaucht unnütz und schädlich gemacht habe.“

das Feuer der Zwietracht, und die Seeschlacht bei Doggersbank gab den Patrioten einen erwünschten Vorwand zu neuer Beschwerde. Es wurde nämlich im Jahre 1782 endlich ein kleines Kriegsgeschwader ausgerüstet, welches unter dem Admiral Cornelius Zoutmann und dem Commodore Kinsbergen eine Handelsflotte von zwei und siebenzig Schiffen in die Ostsee geleiten sollte. Die Ausrüstung ward so langsam betrieben, daß erst nach drei Monaten die Schiffe auslaufen konnten und auch dann noch im schlechten Stande waren.

Eine englische Flotte unter Hyde Parker lag bei Helsingör, um die Holländer anzugreifen, ehe sie den Sund erreichten, und segelte ihnen ins Kattegat entgegen, wo beide Flotten in der Nähe einer Sandbank, die Doggersbank genannt, am 5. August auf einander trafen. Das Treffen zwischen den Holländern, bei denen sich ein americanisches Kriegsschiff von ungewöhnlicher Länge und Bauart befand, war das heftigste, das in dem ganzen Kriege zur See geliefert ward. Die Holländer siegten zwar nicht, sie wurden aber durch den Ausgang neu belebt, denn in allen Städten und Zeitungen aller sieben Provinzen jubelte man, daß die Zeiten der Opdam und der de Ruyter doch nicht ganz vorüber seyen. Die Schiffe hatten den Kampf nicht eher begonnen, als bis sie sich auf die Weite eines Pistolenschusses genähert hatten, dann dauerte das Feuern aber drei Stunden lang mit unerhörter und mörderischer Heftigkeit und Ausdauer von beiden Seiten fort, bis beide Flotten außer Stande waren, das Gefecht fortzusetzen. Sie mußten beide den Hafen suchen, weil sie nicht mehr im Stande waren, die See zu halten. Der einzige Vortheil, dessen sich die Engländer etwa rühmen konnten, bestand darin, daß die holländischen Handelsschiffe mit den Kriegsschiffen zugleich in den Texel zurückkehren mußten, und daß das Linienschiff Holland, ehe es den Hafen erreichte, unterging. Die drei tapfern Befehlshaber, Cornelius Zoutmann, Kinsbergen, van Braam, wurden hernach in Holland vom Volke geehrt und gepriesen, als wenn sie den glänzendsten Sieg erfochten hätten, und auch die Regierung

bemühte ſich, die vom Volke vergötterten Helden auf jede Weiſe auszuzeichnen; ſie beſchwerten ſich aber gleichwohl, daß ihre Ausrüſtung ſchlecht geweſen ſey, wie ihre Schiffe. Es waren allerdings die Verhaltungsbefehle der erbſtatthalteriſchen Regierung an die unmittelbar von ihr allein abhängenden Befehlshaber zur See und zu Lande ſehr zweideutig. Mit welcher Wuth übrigens bei der Doggersbank war geſtritten worden, kann man daraus ſchließen, daß manches engliſche Schiff dort über 2500 Schüſſe gethan hatte.

Hyde Parker, der in England mit eben dem Triumph empfangen ward, als Cornelius Zoutmann in Holland, war eben ſo unzufrieden mit der engliſchen Regierung und Admiralität, als dieſer mit der holländiſchen. Da man nämlich Parkers Unzufriedenheit kannte, weil er ſich laut beklagte, ſowohl über die Schiffe, mit denen er ausgeſendet worden, als über die Beförderungen im Seedienſte, wobei das Miniſterium nur auf politiſchen Einfluß und auf Familienverbindung Rückſicht nahm, ſo bewegte man den König, ihm eine ganz auffallende und auszeichnende Aufmerkſamkeit zu beweiſen. König Georg III. war nicht wie ſein Sohn Georg IV. geboren und gemacht, um den Glanz der Ritterſchaft und die Majeſtät des Königthums in ſeiner Perſon und ſeiner Bewegung bei feierlichen Gelegenheiten zu repräſentiren; dafür war er denn freilich auch nicht ſo tief moraliſch verdorben, als ſein Sohn; er zeigte ſich daher nicht gern öffentlich als König. In ſeiner Familie, in der Kirche, bei ſeinen Ackerbaugeſchäften, bei ſeinen aſtronomiſchen Spielereien war er für Herſchel eine Art Gottheit und führte Lichtenberg, den er in Entzücken ſetzte, ſelbſt herum und zeigte ihm Alles, in Staatsangelegenheiten figurirte er nur, wenn er durchaus mußte; er machte aber für Hyde Parker eine Ausnahme. Er ſelbſt, begleitet vom Prinzen von Wales, reiſte an den Ort, wo Parker mit ſeinen Schiffen lag[48]; er beſuchte ihn

48) Die Scene, die in ihrer Art einzig in der engliſchen Geſchichte iſt, wie des Lordmayor Backford Rede an den König bei der feierlichen Audienz,

auf seinem Admiralschiff, fand ihn aber nicht auf die Weise durch die große Ehre beglückt, wie sonst Befehlshaber zu Lande und zur See über dergleichen erfreut zu seyn pflegen. Der alte Seemann lehnte alle Beweise der königlichen Gunst sehr barsch ab, und beklagte sich ganz laut und öffentlich über die Admiralität.

§. 3.

Englische Geschichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Ministerien bis auf Pitts India-Bill um 1784.

Die Ereignisse in Nordamerica und besonders Lord Cornwallis Capitulation in Yorktown, die Unternehmungen des Marquis Bouillé in Westindien, die Vertheidigung der holländischen Besitzungen im Osten durch den französischen Admiral Suffrein ward der englischen Admiralität Schuld gegeben, alle tüchtige Seeofficiere waren unzufrieden: Man klagte besonders über die Unfähigkeit des ersten Lords der Admiralität und des Staatssecretärs für die americanischen Angelegenheiten. Es schien daher, als sich 1781 das neue Parlament wieder versammelte, eine Auflösung des Ministeriums unvermeidlich. Selbst Lord North, so dreist und eisern er war, erkannte, daß er einige seiner Collegen werde aufgeben müssen, wenn er noch ferner auf den Beistand des Königs, der hernach auch sogar im letzten Augenblick nicht von ihm wich, vertrauend, sein System durchsetzen wollte. Ein Mann, der so außerordentlich viel Talent hatte, die Maschine zu leiten, welche man englische Regierung nennt, erkannte aber schon 1781, daß es sehr schwer seyn werde, neue Federn und Räder zu finden, wenn er nicht die ganze

fiel auf dem Admiralschiff Fortitude vor. Dies Schiff, wie die übrigen, lag an der Mündung des Flusses Nore, um nebst den übrigen ausgebessert zu werden, der König fuhr daher die Themse herauf, um den Admiral auf seinem Schiffe zu besuchen. Der alte Seemann beantwortete die Artigkeiten mit den Worten: „Er wünsche Seiner Majestät bessere Schiffe und jüngere Seeleute, er sey für den Dienst zu alt.“ Er nahm unmittelbar hernach seinen Abschied.

Maschine einem andern Maschinisten übergebe und selbst abtrete Dies zeigten schon die letzten stürmischen Sitzungen des Parlaments von 1780; besonders die Allerletzte.

Dies Parlament, dessen letzte Sitzungen so sehr drohend und stürmisch waren, ward im September 1780 entlassen, und man mußte Alles aufbieten, um zu bewirken, daß die Wahlen für das neue Parlament, welches sich im October versammeln sollte, nur nicht ganz zum Nachtheile des Ministeriums ausfielen. Zu den Mitteln, welche Lord North und seine Collegen gebrauchten, gehörte auch eins, dessen man sich in unsern Tagen auch in Frankreich bedient hat, man machte die Wohlhabenden um ihr Eigenthum besorgt, und verbreitete, daß zur Zeit der Plünderung in London Wilkes auf seinem Posten gewesen sey, Fox aber sich verkleidet herumgetrieben und die Menge aufgehetzt habe. Da sich kein Beweis führen ließ, war die Verbreitung eines solchen Gerüchts schmählig. Auch die Gefahr des Staats und die der Küsten, welche eine Art militärischer Ordnung nöthig machte, wurde benützt, um die Gegner des Ministeriums von den Wahlen zu entfernen. Jeder Volksbeamte mußte auf seinem Posten seyn, weil Gefahr dröhe, hunderte konnte man militärisch festhalten, weil sie der damals aufgebotenen Miliz angehörten. Die beiden Männer, welche durch Einfluß und Vermögen, durch Clientel und Verwandtschaft dem Ministerium längst entgegengesetzt waren, Rockingham und Shelburne, von denen besonders der Erste liberale Gesinnungen äußerte und liberale Männer ins Unterhaus zu bringen suchte, fanden gleichwohl in dem neuen Parlamente nicht blos ihre alten durch Beredsamkeit ausgezeichneten Freunde wieder, sondern es kamen zwei neue hinzu.

Die beiden Männer, welche in dem neuen Parlament die Opposition gegen Lord North verstärkten und von dieser Zeit an für England und dadurch für Europa Bedeutung erhielten, waren Sheridan und der jüngere Sohn des Grafen von Chatham, William Pitt, von denen der Eine in unserm Jahrhundert, nachdem er eine Reihe von Jahren als Redner und Dich-

ter geglänzt hatte, in seinem nicht unverschuldeten Elende, der Andere als Schützer des aristokratischen und monarchischen Europa im vollen Genuß der königlichen Macht, die er seit 1784 erlangt hatte, gestorben ist. Beide erschienen schon gleich im Jahre 1781 unter verschiedenen Fahnen. Sheridan schloß sich an Rockinghams Freunde, besonders an Fox, an und war heftig wie dieser; Pitt scheute es, sich in einer Clientel zu befinden, er suchte für seine Engländer nicht Freiheit und Sparsamkeit und stilles Bürgerglück, sondern Reichthum, Herrschaft, Macht, Glanz und also Aristokratie. Pitt näherte sich zwar Shelburne, aber er diente ihm nicht; er schonte auch den König, den Fox mißhandelte, denn auf des Königs Namen wollte er seine und seiner Freunde Herrschaft gründen, und er hat seinen Zweck erreicht.

Beide, Sheridan und Pitt, traten im Februar 1781 zum ersten Male als Redner auf; aber mit einem ganz verschiedenen Erfolge, weil Pitt, zum Diplomaten und schlauen Staatsmann geboren und gebildet, obgleich erst zwei und zwanzig Jahre alt, den rechten Gegenstand zu wählen wußte, wie den rechten Augenblick; Sheridan aber nicht. Der Letztere ward freilich schon damals als Mann von Talent erkannt; aber die Schlauen sahen auch sogleich ein, daß er nur ein gutes Sprachrohr sey, wie man sie gebrauchen kann, wo das Volk und selbst die Kammern des Dunsts der Rede gebrauchen, um sich und das Volk bei langweiligen Berathungen zu unterhalten und zu täuschen. Er nahm einerlei Richtung mit Fox und glänzte durch Witz, der dann freilich, wie das zu gehen pflegt, gar zu oft in Witzelei ausartete. Sheridan war daher sehr brauchbar, um durch sein flackerndes Licht den oft dunkeln Bombast von Burkes Reden zu erhellen. Pitt erscheint gleich anfangs als vorsichtiger Staatsmann und Geschäftsmann, der sich bald für, bald gegen den Hof erklärt, dessen er nicht entbehren kann, durch Ideen aber nie im Praktischen irre geleitet wird, also für König Georg der rechte Mann ist. Sheridan paßt dagegen zwar für König Georg III. nicht; er war aber wie geboren zum Gesellschafter

des wüsten Prinzen von Wales, an den er sich auch später anschloß. Sheridan war Belletrist, er schrieb Dramen, er hat als Dramatiker, als Schriftsteller, als gewandter und einnehmender Redner, als witziger Gesellschafter Ruhm und Ansehn gehabt, hätte sich auch wohl vielleicht behaupten können, wenn er durch Neigung zum Trunke nicht zuletzt zu tief gesunken wäre; aber Staatsmann oder Diplomat war er nie. Pitt war durchaus praktisch, hatte dabei gerade soviel Rechtlichkeit und Gewissen als ein Staatsmann und Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts haben darf, und kein Quentchen mehr; seine Beredsamkeit war ganz seinem Charakter angemessen.

Beide, Sheridan und Pitt, kamen auf dem Wege ins Parlament, auf welchem damals die großen Familien vermöge ihres jetzt durch Abschaffung der sogenannten verfallenen Flecken (rotten boroughs) etwas geschwächten Einflusses auf die Wahlen, Talente ins Parlament brachten, die sie für sich benutzen wollten. Erst als Pitt dirigirender Minister ward, machte er sich frei von der Abhängigkeit der Familie, die ihn ins Parlament gebracht hatte. Sir James Lowther gab damals dem englischen Volke mehrere Mitglieder der Versammlung, von welcher seine Regierung und seine Gesetzgebung abhing, das heißt, er konnte für mehrere sogenannte verfallene Flecken Parlamentsdeputirten ernennen und brachte auch den jungen Pitt für den Flecken Appleby ins Unterhaus. Pitt konnte daher auch nicht sogleich bei der Eröffnung des Parlaments erscheinen, weil Sir James erst abwarten wollte, ob er nicht den Flecken für Einen aus der Familie Lowther gebrauchen müßte, wenn dieser etwa an einem andern nicht ganz verfaulten Orte durchfallen sollte.

Fox hatte gleich in den ersten Sitzungen des neuen Parlaments, im November 1780, eine lange Rede darüber gehalten, daß auf königlichen Befehl, zur Zeit des Gordonschen Tumults, die Truppen gegen das Volk gebraucht waren, er hatte aber wenig Gehör gefunden; Sheridan machte deßhalb einen großen Fehler, als er, um sich liberal zu zeigen, gerade diesen Gegenstand für seine erste Rede wählte. Diese erste im Februar 1781

gehaltene Rede wurde daher mit Recht nur als eine schöne Declamation angesehen, die den, der sie gehalten hatte, als Rhetor oder Schauspieler, nicht aber als Staatsmann empfehlen könne. Ganz anders Pitt. Dieser schloß sich nämlich an Burke an, der damals das Volk mit Vorschlägen von Reformen, Abschaffung von Sinecuren, Verminderung der blos um die Protection der Minister und ihre Clienten zu vermehren geschaffenen Stellen köderte und narrte. Weder Burke, noch Pitt, der ihn secundirte, hatten die Absicht, in dieser Rücksicht auch nur das Geringste ernstlich zu ändern, das haben beide hernach in ihrem ganzen übrigen Leben durch die That bewiesen; das wußte aber damals niemand; der Gegenstand war daher nach Art der Diplomaten und Deductionsschreiber sehr gut gewählt. Burke hatte nämlich schon in den ersten Sitzungen des neuen Parlaments (Ende 1780) mit großem Eifer gegen unerhörte Mißbräuche bei der sogenannten Civilliste, welche auch sogar Lord North nicht läugnen konnte, geeifert. Er hatte schon damals auf die Abschaffung der bisherigen unverantwortlichen Verwendung öffentlicher Gelder und auf eine bessere Einrichtung der Civilliste angetragen; diesen Vorschlag erneute er im Februar 1781 als Pitt ins Parlament getreten war und dieser unterstützte ihn. Jedermann war erstaunt, als ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren gleich in der ersten Rede mehr praktische und solide, als glänzende und blendende Fähigkeiten zu zeigen suchte. Man bewunderte seine Ruhe, Besonnenheit, Würde, Mäßigung, die Kraft einer nur an den Verstand gerichteten, jeden fremden Schmuck verschmähenden Rede. Vorzüglich ward in jener entscheidenden Zeit, wo man den Sturz des Ministeriums schon ahndete, die Antwort bewundert, welche Pitt gab, als Lord Nugent in seiner Antwort auf Burkes Rede die Vergeudung der Gelder, die er nicht leugnen konnte, durch die vornehme Bemerkung entschuldigte, daß, wenn man sie abschaffe, die ganze Ersparniß armselige zwei Millionen Gulden betragen werde, eine Summe, die in Vergleichung mit der ganzen jährlichen Ausgabe höchst unbedeutend sey. Da wir in dem

jungen Mann bei ſeinem erſten Auftreten nur den Miniſter betrachten, der bis in unſer Jahrhundert Ideal diplomatiſcher und politiſcher Weisheit geblieben iſt, ſo bemerken wir beſonders die Stelle ſeiner Rede, worin er gegen Lord Nugent, die Volksrechte vertheidigend und die Civilliſte befehdend, dies gleichwohl auf eine ſolche Weiſe thut, daß er ſpäterhin das Entgegengeſetzte von dem thun konnte, was er hier redet [49]), ohne dadurch auffallend mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu kommen, wie Burke.

In den Herbſtſitzungen des Jahrs 1781 ſchloſſen ſich ſchon an Pitt eine bedeutende Anzahl von denjenigen an, die Burke ganz unpraktiſch und rhetoriſch und For revolutionär fanden, Männer, welche das Miniſterium zwar ſtürzen, aber am Beſtehenden nicht gern das Geringſte ändern wollten. Man ſpürt an Pitts Reden, wie er, obgleich mit Burke und For dieſelbe Sache verfechtend, vorſichtig die Perſon des Königs ſchont und andeutet, wie geneigt er ſey, gleich den andern Tories, die Ariſtokratie der Reichen mit dem Glanze und der Majeſtät des Königthums zu überdecken und zu beſchützen. Er ſpricht deshalb als Mitglied der Oppoſition ganz anders als ſein Vater, der nicht aus Klugheit, als Staatsmann und Diplomat, ſon-

(49 Pitt ſagt: What is the conclusion to be left to deduce? The calamities of the present crisis are to great to be benefited by oeconomy? Our expences are so enormous, that it is useless to give ourselves any concern about them; we have spent and are spending so much, that it is foolish to think of saving any thing. Such is the language which the opponents of this bill have virtually employed. It has also been said, that the civil list was an irresumable parliamentary grant and it has been compared to a private freehold. The weakness of such arguments is their best refutation. The civil list revenue is granted to his majesty not for his private use, but for the support of the executive government of the state. His majesty in fact, is the trustee of the public, subject to parliamentary revision. The parliament made the grant, and undoubtedly has a right to resume it, when the pressure of the times renderes such resumption necessary Upon the whole, I consider the present bill as essential to the being and independence of this country etc.

dern aus dem Herzen gegen Lord North eiferte, und als Burke, der damals für Freiheit und Recht polternde Reden fabrizirte, wie zehn Jahre hernach für Hierarchie, Feudalität und Erhaltung aller Mißbräuche. Zwei Tage vor der Eröffnung dieser Herbstsitzung, welche auf den 27. November angesetzt war, kam die Nachricht von der Capitulation des englischen Heers unter Lord Cornwallis in Yorktown nach London, und gleich im Dezember sehen wir Lord North sich bemühen, einiger seiner Collegen mit Manier entledigt zu werden, und einer der auf ihren Vortheil so ungemein schlauen Schotten, der hernach Pitts unveränderlicher Anhänger blieb, zeigt eine Ahndung, daß auf das Ministerium, das ihn bis dahin versorgt hat, nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen seyn möge.

Dieser Schotte war der damalige Lord Advocat von Schottland, Dundas, der in den indischen Angelegenheiten unter Pitt eine sehr bedeutende Rolle gespielt und als Lord Melville eine für seinen Charakter und für den der herrschenden englischen Aristokratie sehr schimpfliche Celebrität erlangt hat. Dieser war es, der schon im December von der Ministerialbank aus andeutete, daß eine Veränderung der Mitglieder des Ministeriums nöthig sey, um mit America und Holland unterhandeln zu können, und zugleich auf Pitt, als auf den Mann hinwies, der kalte Klugheit und Talent genug besitze, um zugleich dem Könige gefallen zu können und dem Volke nützlich zu seyn. Dundas erkennt in seiner Rede Pitt als ein frühreifes politisches Genie an; er rühmt, daß er die Talente seines Vaters ererbt habe, und glänzende Rednergaben zeige. An den Lord Advocat von Schottland schloß sich schon in der Mitte Dezembers ein anderes Mitglied des Ministeriums, der Kriegszahlmeister Rigby, an, und beide befragten den leitenden Minister öffentlich im Parlament, ob es wahr sey, daß er und Lord George Germaine nicht mehr einerlei Meinung wären? Er gab zwar auf diese Frage keine bejahende Antwort, verließ aber sonderbarer Weise seinen Sitz, ohne eine gegeben zu haben: der bisherige

Leiter der americanischen Angelegenheiten fand daher gleich im Januar 1782 seine Stellung unhaltbar.

Als Lord George Germaine im Januar seine Stelle aufgab, ward er unter dem Titel Viscount Sackville zum Pair erhoben; der neue Pair und die zurückbleibenden Mitglieder von Lord North's Ministerium, wie der König selbst, erlitten aber auch bei dieser Gelegenheit eine Kränkung. Eine nicht unbedeutende Anzahl der Pairs, in deren Gesellschaft Lord Sackville im Oberhause sitzen sollte, trugen zuerst darauf an, daß er, der als Generaloffizier im siebenjährigen Kriege wegen seines Betragens im Felde von einem Kriegsgerichte verurtheilt worden, für unwürdig erklärt werde, unter ihnen zu sitzen. Als dies nicht durchging, legten sie wenigstens eine förmliche Protestation gegen seine Erhebung zur Pairswürde ins Protocoll nieder [50]). Lord North war aber nicht der Mann, der sich einschüchtern, oder aus seinem spaßhaften Phlegma bringen ließ, welches ihn in den Stand setzte, mit nie erröthender Stirn, ächt praktisch zu seyn und jeden Grundsatz, der nicht Vortheil bringt, zu verspotten. Er fand freilich niemand von großer Bedeutung, der in diesem Augenblick mit ihm in sein vom Sturm bedrohtes Schiff hätte treten wollen, doch übernahm Ellis, der schon einmal im Ministerium gewesen war, den Platz, den Lord George Germaine nicht hatte behaupten können. Die zwei verschiedenen Arten von Personen, welche unter Rockingham und unter Shelburne zwei verschiedene Arten von Opposition bildeten, waren damals endlich gegen das Ministerium vereinigt, und griffen, um es Stückweise zu zertrümmern, im Februar Lord Sandwich an. Schon am 23. Januar hatte Fox den Vorschlag gethan, das Parlament möge sich zu einem Ausschusse bilden, der die Geschäftsführung des Grafen Sandwich genau

50) Weil ihn das Kriegsgericht wegen seines Betragens in der Schlacht bei Minden unwürdig erklärt habe, ferner im brittischen Heere zu dienen, so sey seine Promotion zur Pärschaft: A measure fatal to the interests of the crown, insulting to the memory of the late sovereign, and highly derogatory to the dignity of that house.

prüfen könne. Lord North und der Admiral Mulgrave nahmen zwar durch Reden ihren Collegen in Schutz; sie widersetzten sich aber dem Vorschlage selbst nicht. Als die Untersuchung im Februar wirklich vorgenommen ward, hielt Fox eine seiner merkwürdigsten Reden. Er geht darin die Geschichte des Seekriegs und der ganzen Verwaltung des englischen Seewesens von 1777 — 1781 genau und prüfend durch, um den Antrag zu begründen, mit welchem er schließt: Das Parlament möge erklären, das Resultat der von seinen im Ausschusse vereinigten Mitgliedern angestellten Untersuchung sey: daß im Jahre 1781 grobe Fehler (gross mismanagement) bei der Verwaltung des Seewesens von Großbritannien begangen worden. Schon dieser erste, das Ministerium schwer anklagende Vorschlag ward mit der schwachen Mehrheit von zwei und zwanzig Stimmen (205 gegen 183) abgelehnt, dies veranlaßte, nachdem Dundas und Rigby schon 1780 den Anfang gemacht hatten, auch die übrigen sogenannten Schiffbruch ahndenden Ratten des Ministeriums, nicht zu säumen, ihnen zu folgen. Die Ueberzeugung, daß das Ministerium, sich auf diese Weise auflöse, bewog Fox, denselben Antrag, den er in dem einen Ausschuß bildenden Parlamente gethan hatte, zu wiederholen, als es wieder in der gewöhnlichen Form unter seinem gewöhnlichen Präsidenten, dem Sprecher, über diese Angelegenheit berathschlagte.

Es entstand ein harter Kampf im Parlamente als Fox am zwanzigsten Februar den Antrag machte, den Grafen Sandwich einer schändlich schlechten Verwaltung des brittischen Seewesens schuldig zu erklären, und es war kaum eine Freisprechung zu nennen, daß der Antrag in einer Versammlung, wo vierhundert und drei und funfzig Parlamentsglieder anwesend waren, mit einer Mehrheit von blos neunzehn Stimmen abgelehnt ward. Jetzt suchte Lord North seinen Collegen durch freundliches Zureden zu bewegen, den Streit aufzugeben und eine Pension und den Hosenbandorden anzunehmen; das war aber vergeblich, er harrte aus. Kaum acht und vierzig Stun-

den nach dem Ende des letzten Streits im Parlament über die Sache des Präsidenten der Admiralität that dann General Conway den Vorschlag: „den König zu bitten, allen weiteren Versuchen, America mit Gewalt zu bezwingen, zu entsagen.“ Als dieser Antrag in einer Versammlung von dreihundert und neunzig Mitgliedern nur mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt ward, war vorauszusehen, daß er bald aufs neue werde vorgebracht werden. Dies geschah am Ende Februar und das Ministerium ward mit neunzehn Stimmen überstimmt. Auch dies schreckte Lord North nicht, da er auf den Eigensinn des Königs, auf seine Verbindungen und Künste vertraute. Die Opposition bot darauf erlaubte und unerlaubte Mittel, nicht sowohl mehr gegen den Minister auf, als gegen den König selbst, den man im Hintergrunde wahrnahm.

Dieser Kampf und die folgenden sind von ganz anderer Wichtigkeit, als die gewöhnlichen Zänkereien der Partheien um das Ministerium und um die Vertheilung der Vortheile des Regierens; es galt dieses Mal nicht einem bloßen Ministerwechsel, sondern einer Abschaffung der seit Georgs III. Regierungsantritt stets erneuten Beschwerde über den persönlichen Einfluß des Königs und seiner Creaturen. Es sollte eine Art Revolution erfolgen; der König sollte von den Geschäften gewissermaßen ganz entfernt und genöthigt werden, nicht blos in den Geschäften, sondern in seiner persönlichen Umgebung und im Innern seines Hauses nur solche Leute zu dulden, die ihm persönlich nicht angenehm waren; das Parlament begann daher einen förmlichen Krieg. Auf die Bitte des Parlaments, dem americanischen Krieg ein Ende zu machen, ließ Lord North den König eine freundliche, aber ausweichende Antwort geben; darauf antwortete aber das Parlament sogleich durch eine drohende Erklärung gegen die Minister [51]). Von dem Augenblick an er-

51) Der König hatte geantwortet: That in pursuance of the advice of the house of commons he would assuredly take such measures as should appear to him conducive to the restoration of harmony

kannte wahrscheinlich Lord North, daß, nachdem schon so viele Mitglieder der untergehenden Sonne den Rücken gewendet, um von der aufgehenden gewärmt zu werden, die Behauptung des Ministeriums unmöglich seyn werde, und setzte den Kampf nur fort, um den König nicht allein zu lassen. Dieser urtheilte mit Recht, daß, wenn sein Minister nur bis Ende März bei ihm ausharre, wo die Ferien begännen, selbst Fox nicht wagen würde, mitten im Kriege unter drohenden Umständen auf eine Verweigerung des Budget anzutragen. Hätte also Lord North bis zum acht und zwanzigsten März ausgehalten, so wären sechs Monat gewonnen gewesen, das wußten die Häupter der Opposition sehr gut, und ruhten daher auch keinen einzigen Tag, sondern wurden immer heftiger und heftiger.

Der heftige Antrag am 8. März war kaum mit einer Mehrheit von 10 Stimmen abgelehnt, als man am fünfzehnten einen zweiten that, wo die Mehrheit nur neun Stimmen betrug. Man nahm dann, um diese Mehrheit in Schrecken zu setzen, seine Zuflucht zu einem Mittel, dessen man sich zur Zeit Carls III. in Straffords Prozeß mit Glück bedient hatte. Man ließ nämlich Listen im Lande vertheilen und anschlagen, worin die Namen der einzelnen Abstimmenden bei jedem einzelnen Vorschlage, die ministeriellen roth, die andern schwarz gedruckt waren, um sie dem Haß und der Verfolgung des Volks preiszugeben. Am achtzehnten hatte ein Parlamentsglied (John Reus) darauf angetragen: das Parlament solle eine öffentliche Erklärung ausgehen lassen, daß das Ministerium wegen des erlittenen Verlusts und der von ihm auf das Land gebrachten Schuldenlast das Vertrauen des Parlaments ganz verloren habe. Der Vorschlag ward mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt, der Graf von Surrey kündigte aber an, daß er ihn am 19. er-

between Great Britain and her revolted colonies. Der Beschluß des Hauses gegen die Minister vom 4. März lautet: That the house will consider as ennemies to his majesty and the country all those who should advise a prosecution of offensive war on the continent of North America.

neuen wolle. Ganz London war in gespannter Erwartung auf die Debatten dieses Tags, als Lord North vor dem Lärmen, der ihm in den folgenden zehn Tagen noch bevorstand, zurückwich. Er erschien am 20. in dem Anzuge, in dem er eben vom Könige kam, mit seiner gewöhnlichen Fassung, Ruhe und Spaßhaftigkeit im gedrängt vollen Parlamente und erklärte zu aller Erstaunen, was keiner erwartet hatte: Es sey unnöthig, die am neunzehnten angekündigte Debatte anzustellen, weil er so eben seine Entlassung eingereicht habe, und einige Tage nöthig seyen, um ein neues Ministerium einzurichten.

Der König war dies Mal der, welcher am mehrsten litt, weil er die Sache der Minister zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht hatte und sich mit Leuten umgeben mußte, die ihm nicht angenehm, zum Theil sogar tödtlich verhaßt waren, wie z. B. Fox, oder vielmehr Rockingham und seine ganze Clientel. König Georg war daher auch heftig über Lord North erbittert, von dem er verrathen zu seyn glaubte, weil er nicht ausgehalten hatte. Der König hatte unter den damaligen Umständen gewünscht, wenigstens Shelburne nebst allen denen, die sich an diesen schlossen, ins Cabinet nehmen zu können, da unter diesen Lord Chathams Sohn nebst allen denen war, die einst Lord Chathams Parthei gebildet hatten, Shelburne fühlte sich aber nicht mächtig genug, ohne Rockingham das Ruder übernehmen zu können. Der König, mitten im Kriege verlassen, mußte sich ein sonderbar gemischtes Ministerium und sogar tiefe Kränkung bei der Einrichtung seiner Hofhaltung gefallen lassen. Man findet unten in der Note die Namen der Personen, welche vom März bis Juni das Cabinet ausmachten [51]; wir bemerken dabei, daß die Stellen zwischen Shel-

52) Rockingham, erster Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan, Staatssecretärs, Lord Camden, Präsident des geheimen Raths, der Herzog von Grafton, Siegelbewahrer, Lord John Cavendish, Kanzler des Schatzkammergerichts, Admiral Keppel, erster Lord der Admiralität, General Conway, Oberbefehlshaber der Truppen (Commander in chief of the Forces), der Herzog von Richmond, General-Feldzeugmeister (Master General of

burnes und Rockinghams Anhängern, welche sich bis dahin zum Theil zu ganz entgegengesetzten Grundsätzen bekannt hatten, getheilt wurden. Die eigentliche Regierung bestand aus eilf Personen, statt daß vorher nur neun das Cabinet ausmachten. Daß Sheridan neben Fox Staatssecretär wurde, mußte dem Könige höchst widrig seyn, und Burke, der damals durch republicanische Rhetorik glänzte, als Kriegszahlmeister war ihm ebenfalls nicht angenehm. Rockingham war erster Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan theilten das Staatssecretariat auf die Weise, daß der Eine die inneren, der Andere die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nur Lord Thurlow behauptete seinen Platz als Kanzler, es fehlte aber wenig, daß sich nicht die beiden Häupter des Ministeriums aus Eifersucht über eine dem Einen vom Könige gewährte Gunst sogleich entzweit hätten. Der König gewährte nämlich einem Herrn Dunning, dem er vorher schon immer gewogen gewesen war, auf Shelburne's Bitte, die Würde eines Baronet, dies nahm Rockingham so übel, daß er darauf bestand, daß der Monarch sogleich und bei einer Gelegenheit, wo man sonst dergleichen Promotionen nicht vorzunehmen pflegte, auch einem Manne, den er empfohlen hatte, dieselbe Würde ertheile. Pitt war daher auch in diesem Ministerium an keinen Platz zu bringen, der seinen gerechten Ansprüchen einigermaßen anpassend gewesen wäre. Am härtesten war es unstreitig, daß Rockinghams republikanischer Anhang den König, der als Hausvater und als liebenswürdiger Privatmann alle Achtung verdiente, durch die gänzliche Veränderung seiner täglichen Gesellschaft seines Hofes und seines Hauswesens, gewissermaßen absichtlich kränkte [53]).

the Ordonances) Lord Thurlow, Kanzler, Dunning, den der König Shelburne zu Gefallen, zum Baron von Ashburton machte, war Kanzler des Herzogthums Lancaster.

53) Wir wollen, ohne uns weiter auf die Hofgeschichte und auf die Aufzählung der Namen der Hofbeamten einzulassen, nur ein Paar Stellen anführen, deren neue Besetzung dem Könige besonders empfindlich seyn mußte. Es war der Graf von Hertford funfzehn Jahr lang als Oberkammerherr um

Das neue Ministerium mußte dann freilich sogleich das Versprechen, welches seine Mitglieder, so lange sie in der Opposition waren, so oft gethan hatten, erfüllen, es mußte den Holländern und den Amerikanern entgegenkommen; obgleich beide, so lange ihnen nur ein besonderer Friede angetragen ward, sich unmöglich in Unterhandlungen einlassen konnten, deren Beginn allein schon sie von ihren alten Freunden getrennt und in die Arme ihrer bittersten Feinde und Nebenbuhler geworfen hätte. Den Holländern ließ freilich Fox durch die Vermittelung des russischen Ministers in London vortheilhaftere Vorschläge thun, als später gethan wurden; denn er bot ihnen an, die Tractate von 1674 zu erneuern; aber die republikanische oder patriotische Parthei war damals in den Niederlanden schon überwiegend und hoffte zu viel von Frankreich, dem Holland übrigens auch die Rettung von Ceylon und vom Vorgebirge der guten Hoffnung verdankte, um plötzlich abzufallen. Was die Amerikaner angeht, so hatte das Ministerium zuerst öffentlich im Parlamente erklärt, daß es bereit sey, die Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen von Amerika anzuerkennen, und hatte dann den Admiral Digby und Sir Guy Carleton nach Amerika herüber geschickt, weil man glaubte, daß diese des Zutrauens der Republikaner genössen, sie fanden aber um so weniger Gehör, als das Kriegsglück die Engländer zwar in diesem Jahre in Westindien begünstigte, ihnen aber sonst an vielen Stellen entgegen war.

den König gewesen, er mußte jetzt die Stelle einem andern überlassen. Man drang ihm denselben Grafen von Essingham, der 1780 bei dem Aufstande in London, wo Fox nur eine verdächtige Rolle gespielt hatte, eine gräßliche spielte, zum Schatzmeister des königlichen Haushalts auf. Der alte Lord Bateman sogar, ein Mann von 70 Jahren, der dem Könige besonders angenehm war, durfte das Titularamt eines Master of the Buck hounds nicht behalten. Auch Gibbon, der, beiläufig gesagt, sich hatte gebrauchen lassen, das Manifest gegen Spanien zu verfertigen, verlor damals seine Sinecure; denn Burke beschränkte freilich seine Reformbill, so sehr er immer konnte, durfte aber doch des Scheins wegen nicht den ganzen Antrag zurückziehen.

In Westindien war Rodneys Triumph und der Engländer Jubel, von welchem das neue Ministerium die Frucht erntete, ohne die Saat gestreut zu haben, um so größer, als vor der Rückkehr des Admirals das Ansehn der englischen Seemacht in jenen Gewässern ganz gesunken gewesen war. Als Rodney am 19. Februar 1782 mit einer Verstärkung von Schiffen aus Europa zurückkehrte und das Commando der ganzen Flotte wieder übernahm, waren alle englischen Besitzungen und Eroberungen, außer Antigua, Barbados und Jamaica verloren und die spanische und französische Flotte sollte vereinigt eine Landung auf Jamaica unterstützen, um den Engländern auch diese ihre Hauptbesitzung zu entreißen. Die Vereinigung der beiden Flotten war damals noch nicht erfolgt und die französische Flotte für sich allein war, wenn gleich die Engländer das Gegentheil behaupten, der englischen an Zahl der Schiffe nicht gewachsen, sie suchte daher vor ihrer Vereinigung mit den Spaniern einem Treffen auszuweichen. Nach der Vereinigung würde die Zahl der spanischen und französischen Schiffe auf sechzig angewachsen seyn. Die französische Flotte war übrigens nicht blos zu stark bemannt, was man überhaupt damals französischen Kriegsschiffen vorzuwerfen pflegte, sondern sie hatte noch außerdem sechstausend Mann Landtruppen zum Angriff auf Jamaica an Bord, so daß ihr Verlust an Menschen bei einem Treffen ungewöhnlich groß werden mußte. Was die Bemannung der französischen Kriegsschiffe angeht, so waren sie in der Regel größer als die englischen, sie erforderten daher auch eine stärkere Bemannung. Ihre Bauart ward bekanntlich noch im Anfange dieses Jahrhunderts den englischen Schiffbaumeistern als Muster empfohlen. Die Ville de Paris, de Grasses Admiralschiff, galt allgemein als das größte und schönste Linienschiff, welches je in England oder Frankreich erbaut worden. Es hatte 120 Kanonen und 1300 Mann an Bord, die andern Linienschiffe wenigstens 900.

Die französische Flotte bildete drei Geschwader unter de Grasse, Vaudreuil, Bougainville, sie suchte zwischen den In-

seln hindurch in deren Engen und an den Küsten derselben seit dem Ende des Monats März sich der englischen Flotte zu entziehen und sich auf dieselbe Weise, wie sich vorher de Grasse mit Solano vereinigt gehabt hatte, mit der großen spanischen Flotte zu verbinden. Die englische Flotte unter Rodney, Hood, Drake war dies Mal glücklicher, als sie im vorigen Jahre gewesen war, sie zwang die französische Flotte schon am 9. April zu einem Gefechte, in der Nähe der Insel Dominica. Dies erste Treffen war den Franzosen rühmlich, weil sie sich ohne Schiffe zu verlieren, herauszogen; doch ward die Zahl ihrer Schiffe dadurch vermindert, daß sie zwei derselben, welche in dem Treffen stark beschädigt waren, zurückschicken mußten, um sie ausbessern zu lassen; auch die Uebrigen hatten so viel gelitten, daß sie nicht mehr mit den englischen gleichen Lauf halten konnten. Das Letztere gab dann auch Rodney Gelegenheit, sie zu zwingen, unter ungünstigern Umständen als vorher ein zweites Treffen zu liefern. Die französische Flotte war nämlich der englischen schon völlig aus dem Gesichte gekommen und Rodney war im Begriff, die Verfolgung derselben aufzugeben, als sich de Grasse genöthigt sah, um zwei der größeren, stark beschädigten Schiffe nicht hinter sich lassen zu müssen, umzukehren, so daß er am 12. einem Treffen nicht ausweichen konnte. Beide Flotten bildeten ihre Schlachtordnung in dem freien Meerraum zwischen Dominica und Maria Galante und das dort gelieferte Treffen ward in der Geschichte der Taktik der Seekriege durch ein berühmtes und seitdem oft versuchtes Mannöver Rodneys vor andern merkwürdig. Dies Mannöver nennt man ein Durchschneiden der feindlichen Linie und Rodney schnitt zum Erstaunen der Franzosen diese ihre Linie dadurch in zwei Theile, daß er am dritten oder vierten Schiffe, von der Mitte gerechnet, mit seinen Schiffen glücklich durchfuhr.

Das Treffen dauerte von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends und endigte mit einem furchtbaren Verlust der Franzosen, obgleich Vaudreuil und Bougainville mit ihren Geschwadern sich glücklich retteten. De Grasse selbst gab Beweise

von Heldenmuth und Ausdauer, welche auch vom Feinde bewundert wurden. Er vertheidigte nicht allein, als seine Linie durchschnitten war und die Ville de Paris von zwei feindlichen Schiffen angegriffen wurde, das Schiff, bis die ganze Mannschaft getödtet oder verwundet war, sondern ließ sich erst gefangen nehmen, als er sich nur noch allein mit zwei Mann auf dem Verdeck befand. Erst dann ward die Ville de Paris mit noch fünf andern Linienschiffen genommen, ein anderes Schiff war während des Treffens gesunken und der Cäsar flog in die Luft, als das Gefecht kaum beendigt war. Der Verlust an Menschen, den die Engländer erlitten, war unbedeutend, die Franzosen dagegen verloren, weil ihre Schiffe überfüllt waren, siebentausend Mann und konnten vorerst an eine Landung auf Jamaica nicht denken. Das für Jamaica bestimmte schwere Geschütz und die Vorräthe von Munition fielen in die Gewalt der Engländer, nebst den zur Bezahlung der Truppen bestimmten Geldern und der Ville de Paris.

Das Schicksal des vorigen englischen Ministeriums verfolgte aber auch das neue und zwar selbst in der Mitte seines Triumphs. Die Wegnahme der feindlichen Linienschiffe brachte nämlich den Engländern eher Verlust als Gewinn [54]) und Rodneys Sieg war kaum ein Ersatz für den Verlust von Minorca, der haupt-

54) Auf dem Cäsar befanden sich, als er in die Luft flog, außer 400 Gefangenen ein englischer Schiffslieutenant und funfzig Matrosen. Von der Ville de Paris, welche im September unterging, erfuhr man nicht einmal, wo sie geblieben sey. Der Glorieux verschwand am 17. und 18. September mit der ganzen englischen Bemannung, der Centaur scheiterte und ging unter, ebenso der Hector, der Ramillies brannte auf der See ganz ab, und der Verlust der den Franzosen abgenommenen Schiffe ward im August noch durch den Verlust des schönsten Schiffs der englischen Flotte vermehrt. Dies Schiff war der Royal George von 108 Kanonen, welches ganz ausgerüstet im Hafen von Portsmouth lag und einer Ausbesserung wegen auf die Seite gelegt und vielleicht ein wenig zu stark geneigt war. Alles war fertig, es befanden sich ein Paarhundert Weiber, um Abschied zu nehmen, an Bord und 900—1000 Mann nebst dem wackern Admiral Kempenfeld. Um zehn Uhr Morgens, während der Admiral in seiner Cajüte mit Schreiben beschäftigt war, erhob

sächlich der Nachlässigkeit des vorigen Ministeriums zugeschrieben ward. Die Spanier suchten Gibraltar und Minorca, die beiden im spanischen Erbfolgekriege auf ihrem Gebiete gegründeten englischen Niederlagen des Contrebande-Handels auf spanischen Küsten und zugleich Bollwerke des See- und Landkriegs der Engländer, wieder zu erobern, sie hatten deshalb Gibraltar schon seit 1779 zu Wasser und Lande enge eingeschlossen. Außer den andern Anstalten, welche sie seit Juli 1779 von der Landseite her gegen Gibraltar gemacht hatten, befestigten sie auch für ihr Heer ein Lager bei St. Roches, und waren im Stande, den Hafen zu blokiren, weil die englischen Küsten bedroht waren und die englischen Flotten sich in den ostindischen und westindischen Meeren befanden. Es ward daher Rodneys erste Fahrt in diesem Kriege besonders dadurch wichtig für England, daß er, ohne sich lange aufzuhalten, der bedrohten Festung die Truppen, deren sie zur Verstärkung der Besatzung bedurfte, die Lebensmittel und die Kriegsvorräthe für eine lange Belagerung zuführte. Das Uebrige that hernach der Commandant Elliot, der sich nicht sowohl durch Ausdauer des Duldens, wegen deren man sonst die Vertheidiger von Festungen zu preisen pflegt, als durch seine Geschicklichkeit in Vernichtung der colossalen Anstalten des Angriffs berühmt machte.

Während hernach die ganze Aufmerksamkeit auf Gibraltar gerichtet war, sann Carl III. von Spanien in seinem Cabinet auf eine Unternehmung gegen Minorca, wobei er französische Ingenieurs zu Rathe zog und von französischen Truppen unterstützt ward. Coxe, der seine Geschichte Spaniens unter Carl III. aus Papieren englischer Staatsmänner, aus ihren Gesandtschaftsberichten und Mittheilungen, kurz aus allem dem Gerede und Geschreibe der Diplomaten zusammengesetzt hat, worauf wir nur

sich ein ganz kleiner Windstoß, und das Schiff sank so schnell, daß nur dreihundert Menschen gerettet wurden, die sich gerade auf dem Verdecke befanden. Der Strudel, den das sinkende ungeheure Schiff verursachte, war so stark, daß ein Proviantschiff mit hinabgerissen ward.

dann einige Bedeutung legen, wann sich in den Thatsachen ein deutlicher Erfolg oder Zusammenhang des Redens und Denkens mit der Handlung ergiebt, bringt das Unternehmen mit einem Projekt des englischen Ministeriums in Verbindung. Wenn es aber auch wahr seyn sollte, daß die englischen Minister die Kaiserin Catharina und Potemkin durch ein lächerliches Projekt von Abtretung zu täuschen gedacht, so verdiente dies doch keiner historischen Erwähnung, weil es ein diplomatisches Luftgespinnst war, wie deren alle Tage hundert gemacht werden. Ausgemacht gewiß dagegen und aus den Thatsachen selbst hervorgehend ist, daß König Carl III., ohne sein Ministerium zu befragen und ohne anfänglich auch nur den französischen Hof davon zu unterrichten, um 1781 den Entschluß faßte, als er in zwei Jahren wenig Fortschritte gegen Gibraltar machte, plötzlich Minorca anzugreifen, welches eine schwache Besatzung hatte und schlecht versorgt war. Der Herzog von Crillon, der dem französischen Heer und französischen Militärschulen seine Militärbildung verdankte, aber schon seit dem siebenjährigen Kriege in spanischen Kriegsdiensten war, sollte das Landheer anführen und den Angriff leiten, die vereinigte spanische und französische Flotte aber sollten die Unternehmung gegen die englische Seemacht beschützen. Es waren nämlich damals wegen der Belagerung von Gibraltar unter Guichen und Don Juan de Cordova acht und vierzig spanische und französische Linienschiffe vereinigt, welche den Engländern an Zahl überlegen waren. Unter dem Schutz der Flotte wurden achttausend Mann Spanier von dem Belagerungsheer vor Gibraltar eingeschifft und ohne daß weder Frankreich noch England etwas von dem Plane geahndet hatten, am Ende Julius 1781 durch die Meerenge nach Minorca gebracht. Die Landung ward durch den Beistand der Minorcaner, welche mit Spanien wieder vereinigt zu werden hofften, erleichtert. Sogar Citadella, Fort Fornella und einige andere Posten in der Nähe des Hauptorts Port Mahon wurden ohne Schwierigkeit erobert, schon in der Mitte August fiel ein bedeutendes Arsenal und ein Magazin in die Gewalt der Spanier und die

ganze Besatzung mußte sich in das Fort San Phelipe ziehen. Dies Fort vereitelte ganz allein die Hoffnung der Spanier, die Insel ohne eine förmliche Belagerung in wenigen Wochen zu nehmen, weil es einen tüchtigen Commandanten hatte, fest war, und Port Mahon beherrschte.

Crillon hatte gehofft, den englischen Befehlshaber Murray, einen Mann aus einer der angesehensten schottischen Familien, entweder zu überraschen oder durch eine Million Livres zu bestechen; er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als beides fehlschlug, weil man auf eine förmliche Belagerung nicht gefaßt war und eine bloße Einschließung sich sehr in die Länge ziehen, und den Erfolg zweifelhaft machen konnte. Die Spanier sahen schon im September ein, daß ihre eigne Ausrüstung zur Einnahme des Forts nicht hinreichen werde und wandten sich an Frankreich um Beistand. Man sandte ihnen unter dem Baron von Falkenhayn viertausend Mann guter Truppen und alle Vorräthe und schweres Geschütz, welches zu einer förmlichen Belagerung erforderlich war. Als im October das frische Heer, die Kanonen und Kriegsvorräthe ankamen, hatte schon das Entbehren frischer und grüner Nahrungsmittel unter den Engländern und den Hannoveranern, welche zwei Drittheile der Besatzung ausmachten, furchtbare Verheerung angerichtet. Durch Genuß des gesalzenen und gedörrten Fleisches und der trocknen Gemüse waren die erwähnten zwei Drittheile durch Scorbut dienstunfähig und unter dem dritten Drittheile befanden sich vierhundert Invaliden. Je schwächer die Engländer waren, um desto mehr ward eine kühne und glückliche Unternehmung in ganz Europa gepriesen und auch von den Feinden anerkannt, welche Murray noch im November mit seiner Hand voll Leuten, die noch dazu krank und ausgemergelt waren, gegen das Hauptquartier der Belagerer ausführte. Der Herzog von Crillon hatte nämlich sein Hauptquartier am Cap Mola und ward dort von der Hand voll Engländer des Forts so plötzlich überfallen daß er nicht allein sein Heer von diesem Posten ganz wegziehen mußte, sondern ihn auch geraume Zeit hindurch nicht wieder

einnehmen konnte. Die Belagerungsarmee bestand aus sechzehntausend Mann, hatte hundert und neun Stück schweres Geschütz und sechs und dreißig Mörser, die Besatzung war durch Scorbut fast ganz dienstunfähig gemacht und ein Pulvermagazin gesprengt, nichts desto weniger mußte man die Belagerung ganz nach der Regel fortsetzen. Im Januar 1782 war man endlich mit den Arbeiten dieser Belagerung so weit fortgeschritten, daß man das Feuer aus hundert und fünfzig Stücken eröffnen konnte. Die Engländer vertheidigten sich trotz des zerstörenden und mörderischen Feuers der Belagerer aufs standhafteste, was um so mehr bewundert ward, als Commandant und Vicecommandant gewissermaßen in offnem Zwist waren. Als endlich auch der für so sehr viele Kranke ganz unentbehrliche Vorrath von Arzneimitteln durch eine Bombe zerstört ward, mußte man am 5. Februar an eine Capitulation denken. Die Tausende der Belagerer mit ihrer ungeheuern Menge von Geschütz wurden ganz beschämt, als die Paar hundert Leute von elendem Aussehen, die sich sieben Monate lang gewehrt hatten, der Capitulation gemäß aus dem Thore des Forts zogen [55]).

Die Insel Minorca war seit achtzig Jahren in den Händen der Engländer gewesen, die Hoffnung des Königs von Spanien, endlich auch Gibraltar nehmen zu können, erwachte daher mit neuer Stärke, obgleich er seit drei Jahren Kosten und Mühe ganz vergeblich auf die Belagerung dieses Felsens verschwendet hatte. Der Bericht über die Anstalten zu dieser Belagerung und über den Aufwand, den man dafür machte, lautet fast, wie eine orientalische Geschichte. Im Jahre 1782 wollte man mit der französischen und spanischen Flotte auch die niederländische

55) Die Garnison erhielt alle militärischen Ehren und durfte nach England zurückkehren. Es waren sechshundert alte abgelebte Soldaten, hundert und zwanzig königliche Artilleristen, zweihundert Matrosen, zwanzig Corsicaner, fünf und zwanzig Griechen, Türken, Mauren, Juden u. s. w. Am Abend vor der Capitulation gebrauchte man zur Besetzung der nöthigsten Posten 415 Mann, hatte aber, um sie abzulösen, nur 245 Mann, also 170 weniger, als nöthig waren.

zum Behuf dieſer Belagerung vereinigen, und die Regierung des Erbſtatthalters lud neue, ſchwere Beſchuldigungen auf ſich, weil dies durch ihre Schuld nicht zu Stande kam. Es zeigte ſich nämlich bei dieſer Gelegenheit aufs neue, daß das Intereſſe des Erbſtatthalters und ſeiner Familie ein ganz anderes ſey, als das der Ariſtokratie des Landes, ſoweit dieſe nicht innig mit Oranien verbunden war. Das Eine erforderte, ſich an England zu halten, das Andere, ſich innig mit Frankreich zu verbinden. Es hatten daher die Generalſtaaten und die Regierungen der einzelnen Provinzen ſich ſeit Frühjahr 1782 immer enger an die nordamericaniſche Republik, an Spanien und Frankreich angeſchloſſen, die Regierung, oder vielmehr Ernſt Ludwig, Herzog von Braunſchweig, im Namen des Prinzen als Oberadmiral und Generalcapitän, unterhandelte insgeheim mit dem neuen engliſchen Miniſterium, welches damals einen Frieden anbieten ließ, den die Generalſtaaten verſchmähten. Als man daher im Herbſte 1782 das holländiſche Geſchwader, welches die franzöſiſche Flotte verſtärken und dann in Verbindung mit der ſpaniſchen bei Gibraltar gebraucht werden ſollte, in Breſt erwartete, erklärte zum Erſtaunen der ganzen niederländiſchen Nation der Erbſtatthalter und Erbadmiral, in Uebereinſtimmung mit den durchaus oraniſch geſinnten Befehlshabern, im September 1782, daß es für dies Jahr zu ſpät ſey, große Kriegsſchiffe nach Breſt abgehen zu laſſen.

Dadurch ward dann auf der einen Seite der Plan eines Angriffs auf Gibraltar, wobei mit ungeheurer Uebermacht die engliſche Flotte abgehalten oder vernichtet werden ſollte, vereitelt; auf der andern aber die Unzufriedenheit in den ſieben Provinzen und die Gährung ſo vermehrt, daß man ſchon damals einen Ausbruch von Unruhen fürchtete. Die Verabredung wegen der Vereinigung der ſämmtlichen Flotten war eine Folge des veränderten Plans der Belagerung von Gibraltar, worauf damals die Erwartung und Aufmerkſamkeit von ganz Europa geſpannt waren, weil Frankreich und Spanien ihre ganze Macht zur Eroberung, England zur Vertheidigung der

1704 ohne Widerstand eingenommenen Felsenburg aufboten. Diese Belagerung war seit Juli 1779 nur von der Landseite her anhaltend betrieben worden, und der General Elliot war seiner Sache so sicher, daß er immer die Spanier ihre Batterien errichten und sehr bedeutende Summen auf Errichtung und Einrichtung derselben verwenden ließ und hernach, wenn Alles fertig war, mit seiner vortrefflichen Artillerie die Batterien in einem Tage zusammenschießen ließ. Von der Seeseite her ging es den Spaniern noch schlimmer, sie waren nicht einmal im Stande die englischen Kriegsschiffe, Panther und Experiment, welche den Hafen vertheidigten, zu verbrennen, obgleich Brander gebaut und eingerichtet und Don Barcellos Flotte zur Beschützung der Unternehmung gegen den Hafen beordert war. Die Brander wurden aber ungeschickt geleitet und Don Barcellos Flotte bei dem Unternehmen sehr übel zugerichtet.

Wir haben schon oben erwähnt, daß nach diesen vereitelten Versuchen von der Seeseite aus die Engländer nicht konnten abgehalten werden, die Festung mit allem Nöthigen reichlich zu versehen, so daß sie um 1781 viel besser versorgt und besetzt war, als um 1779 vor der Einschließung. Die Besatzung war nach und nach bis auf siebentausend Mann vermehrt und bestand aus lauter auserlesenen, kräftigen Leuten, auch hatte man die geschicktesten und geübtesten Artilleristen dahin geschickt. Seit dem einem Feldzuge ähnlichen merkwürdigen Ausfalle, den die Besatzung mit dem glänzendsten Erfolge gegen die Spanier, welche die Stadt von der Landseite angriffen, unter Elliots eigner Anführung und unter dem General Roß am 27. November 1781 ausgeführt hatte, gab man die Hoffnung, allein von dieser Seite her die Festung zu nehmen, aufs neue auf, und versuchte ganz neue Mittel von der Seeseite her anzuwenden. Zu der Zeit nämlich, als Elliot und Roß den merkwürdigen Ausfall thaten, hatten die Spanier sich mit der Vorstellung getäuscht, daß sie auf der Landseite eine vierte Parallele zu Stande gebracht hätten, welche dem Feuer der Feinde trotzen werde, und nahe genug sey, um dem Geschütze Wirkung geben zu können.

Sie war in der That bis auf tausend Ruthen von der Festung fortgeführt, als plötzlich die ganze Garnison in drei Colonnen ausrückte und die Spanier überraschte. Die Kanonen wurden vernagelt, die Werke zerstört, gesprengt, verbrannt und innerhalb einer Stunde die Arbeiten mehrere Monate vernichtet.

Um die Zeit, als die mehrere Monate hindurch genährte Hoffnung, der Festung von der Landseite beizukommen, vereitelt war, ließ sich der König von Spanien, der die Expedition gegen Minorca angegeben und gleich der Belagerung von Gibraltar als persönliche Angelegenheit angesehen und betrieben hatte, auf den ganz abentheuerlichen Plan einer Beschießung von der Seeseite ein, der nur mit Xerres Zug gegen die Griechen, oder doch mit seinem Brückenbau, verglichen werden kann und eben so verderbliche Folgen hatte, als der Letztere. Der französische Ingenieur, mit dem Carl III. selbst den Plan sogenannter schwimmender Batterien verabredete und welcher den Bau angab und leitete, war und blieb als einer der geschicktesten Männer seines Fachs bekannt, gleichwohl fällt jedem, der weder vom Seewesen noch vom Belagerungskrieg das Geringste versteht, die Abentheuerlichkeit sogleich ins Auge. Es war nämlich der Rathgeber des Königs von Spanien derselbe Ritter d'Arçon, der später in der Schreckenszeit Carnot zur Seite stand, als er die bewunderten Instructionen für die erobernden Armeen der französischen Republik entwarf. Er starb 1800 unter Bonapartes Consulat als Divisionsgeneral, als Inspector der Festungen und Mitglied des Instituts, wie man die Academie damals nannte. Der Plan dieses Ingenieurs, den König Carl III. billigte, ging dahin, die Festung von dem Hafen aus zu beschießen und zu diesem Zweck den Hafen mit ungeheuern schwimmenden hölzernen Bauwerken anzufüllen, worauf man das schwere Geschütz und die Mörser den Werken nahe bringen könne. Den zu dieser Absicht auf Unterlagen von Schiffen gebauten, sehr zusammengesetzten, hölzernen, schwerfälligen Gebäuden gab man den Namen schwimmende Batterien.

Es wurden zu dieser Absicht zehn Schiffe von 6 bis zu 1100 Tonnen entmastet, um den mit einer erstaunlichen Masse von Baumstämmen auf ihnen zu erbauenden Batterien zur Unterlage zu dienen und die Belagerer in den Stand zu setzen, sie von einem Orte zum andern zu bringen. Man berechnete die Masse soliden Holzes, welche zum Bau dieser Batterien selbst gebraucht ward, auf 200,000 Cubicfuß. Der untere feste Boden ward oben durch ein elastisches Dach von Ankerseilen, die mit nassen Häuten bedeckt waren, geschützt, welches abhängig war, damit die von oben geschossenen Kugeln herabrollten, die durch ein festes Dach durchgeschlagen hätten. Korkholz und nasser Sand sollten künstlich im Innern vertheilt und, von Zeit zu Zeit durch eingepumptes Wasser neu genetzt, hindern, daß die etwa eindringenden glühenden Kugeln das trockene Holz anzündeten. Auf diese Weise wurden diese sogenannten schwimmenden Batterien zu unbehülflichen hölzernen Kastellen, welche, trotz der Schiffe, worauf sie ruhten, nicht leicht bewegt oder gewendet werden konnten. Auf diesen schwimmenden Bollwerken waren 142 Stück schweren Geschützes für jedes Einzelne zum unmittelbaren Gebrauch, und außerdem die Hälfte für den Nothfall und für jedes Stück sechs Artilleristen.

Das Beschießen der Werke aus der ungeheuern Menge des schweren Geschützes dieser schwimmenden Batterien sollte von dem Feuer von vierzig mit schwerer Artillerie versehenen Kanonenboten unterstützt werden, und ebensoviel Bombenbote mit Mörsern von zwölf Zoll und fünf Bombardier-Galioten sollten zum eigentlichen Bombardement gebraucht werden. Man zählte zwölfhundert Stücke schweren Geschützes, welche herbeigeschafft waren, und 83,000 Fässer Pulver. Der Angriff sollte übrigens zugleich von den auf der Landseite wieder aufgebauten Batterien und vom Hafen aus von den schwimmenden Batterien beginnen, und die Letztern von der vereinigten französischen und spanischen Flotte unterstützt werden. Diese Flotte bestand aus funfzig Linienschiffen und sie war bestimmt, es mit der englischen Flotte aufzunehmen, oder vielmehr, diese vom Hafen ein-

fernt zu halten, da man wußte, daß sie Verstärkungen, Vorräthe und Munition für die Festung am Bord hatte. Außerdem waren über dreihundert große Boote und Alles, was die Spanier in allen ihren Häfen an Fregatten und kleineren Schiffen zusammentreiben konnten, für den Augenblick des Angriffs an der Meerenge vereinigt.

Ganz Europa harrte mit gespannter Erwartung auf den Ausgang des Unternehmens gegen einen bloßen und vereinzelten Felsen, der von der Landseite nicht weniger furchtbar angegriffen werden sollte, als von der See aus. Es lagen nämlich hinter den Landbatterien vierzigtausend Spanier, zu denen ein Hülfsheer von zwölftausend Mann Franzosen stieß. Aus allen Gegenden Europas, besonders aus Frankreich, Spanien und Italien strömte die vornehme Welt zusammen, um dem Schauspiele der Eröffnung des Feuers vor Gibraltar beizuwohnen. Auch Ludwigs **XVI.** Brüder vermehrten ihren losen Aufwand und ihre Schulden durch die in der kostspieligen Begleitung ihrer leichtfertigen Umgebung unternommene Reise ins Lager von St. Roches.

Eine sehr üble Vorbedeutung für den Ausgang des abentheuerlichen Unternehmens und für den Erfolg der colossalen Vorbereitungen war, daß, während König Carl **III.** und d'Arçon, welche zwar Theorie des Kriegswesens, aber auch nicht die geringste praktische Erfahrung hatten, an dem Ausgange gar nicht zweifelten, die beiden Feldherrn, die zu Lande und zur See gedient und Erfahrungen erworben hatten, Crillon und der Admiral Bonaventura Moreno, auch nicht das geringste Zutrauen zu den großartigen Anstalten zeigten. Die ungeheuern Holzmassen waren in der Bay von Aldschesiras gebaut und die Engländer lachten im Stillen der im Cabinet ohne alle nautische Erfahrung berechneten Unternehmung, welche ihnen eine sichere Beute bereitete.

Der Angriff ward auch dieses Mal wieder von der Landseite begonnen, und endigte, wie er noch jedes Mal geendigt hatte, sobald man das Feuer eröffnet hatte. Das einem Erd-

beben gleich die Erde erschütternde Feuer begann erst am 13. September; Elliot dagegen richtete vom fünften bis zum achten September das Seinige auf die neu errichteten Batterien am Lande. Auf dieselbe Weise, wie hernach Elliot durch glühende Kugeln und Bomben die schwimmenden Batterien vernichtete, schoß er in den drei Tagen alle die Werke völlig zusammen, welche die Feinde in neun Monaten an der Landspitze errichtet hatten. Die Spanier bauten indessen sogleich eine neue Batterie von 64 Kanonen und warfen bis zum 13. September, an welchem Tage auch das Feuer von der See aus eröffnet ward, 6300 Kugeln und 1080 Bomben in die Stadt, welche Elliot auf gleiche Weise erwiederte. Uebrigens setzte Elliot, als am 16. die schwimmenden Batterien aus dem Hafen von Aldschesiras schwerfällig an den Fuß des Felsens gebracht waren und das betäubende Schießen begann, sein Hauptvertrauen auf die glühenden Kugeln, deren er nach einer vorher mit großer Einsicht gemachten Einrichtung in einem einzigen Tage viertausend auf die unten liegenden hölzernen Bauwerke herabschleuderte.

Die Einrichtung der Dächer der Batterien schien einige Stunden lang die gewünschte Wirkung zu thun und selbst die Bomben rollten von den durch die Taue elastischen nassen Fellen herunter; aber sobald eine einzige glühende Kugel tiefer in das größte der Schiffe eindrang, zeigte sich, daß die Einrichtung der Lagen von Korkholz und nassem Sande auf keine Weise die Entstehung einer Entzündung verhindern könne. Sobald es einmal an verschiedenen Stellen rauchte, verlor hernach die Bemannung die Besinnung. Schon um ein Uhr in der Nacht des vierzehnten Septembers standen die beiden größern Batterien, bald auch einige andere in Flammen, und Capitän Curtis benutzte sogleich den günstigen Augenblick, um mit seinen Kanonenboten zu erscheinen. Er commandirte zwölf englische Kanonenboote, von denen jedes einen Achtzehn- oder Vierundzwanzigpfünder führte, diese schickte er jetzt in die Bay, um die spanischen Kanonenboote zu vernichten, welche den Batterien hätten

Hülfe leisten können und sollen. Die Kanonenbote flohen und überließen die Batterien ihrem Schicksal. Acht der ungeheuern Schiffe verbrannten oder flogen in die Luft, unter ihnen war das Admiralschiff; eins fiel in die Gewalt der Engländer und das zehnte verbrannten diese, weil sie es nicht fortbringen konnten. [56])

Einen Theil der Mannschaft, welche sich auf den Batterien befand, retteten die Spanier, etwa vierhundert Menschen wurden von den Engländern aus dem Wasser gerettet, doch kamen über fünzehnhundert auf die elendeste Weise ums Leben. Die unermeßlichen Kosten der Belagerung waren auf diese Weise für Spanien gänzlich verloren und hatten nur gedient, um dem englischen General Elliot und dem Generallieutenant Boyd einen unsterblichen Ruhm zu verschaffen. Den Ruhm der Vertheidiger der Festung theilte hernach der Admiral Howe, als er von der See aus das vollendete, was sie zu Lande begonnen hatten. Er beschimpfte die spanische und französische Flotte, die ihn nicht anzugreifen wagten, wie die Vertheidiger von Gibraltar die vereinigte Landmacht beschämt hatten. Admiral Howe lief mit einer Flotte von vier und dreißig Linienschiffen in demselben Augenblick von Spithead aus, als zwischen den Belagerten und den Belagerern ein so heftiges und anhaltendes Artilleriefeuer unterhalten werden mußte, daß Elliot fast alle Vorräthe seiner Munition erschöpfte und soviel Leute verlor, daß er einer Verstärkung bedurfte. Howe hatte Auftrag, ihn mit den Nöthigen zu versorgen und führte diesen Auftrag trotz der

56) Es waren die zu schwimmenden Batterien eingerichteten Schiffe folgende: 1) Pastora, 211 Stück und 10 Reserve, 760 Mann, Contreadmiral Moreno; 2) Talla Piedra, 21 St, 10 Ref., 760 Mann, Prinz von Nassau; 3) Paula Prima, 21 St., 10 R., 760 M.. Don Cajetan Langara; 4) El. Rosario, 19 St., 10 R., 700 M., Don Franzesco Xavier Munoz; 5) San Christoval, 18 St., 10 R., 650 M., Federico Gravina; 6) Principe Carlos, 11 St., 4 Ref., 400 M., Antonio Basurta; 7) San Juan, 9 St., 4 R., 340 M., Josef Angelos; 8) Paula Secunda, 9 St., 4 R., Pablo de Cosa; 9) Santa Anna, 7 St., 4 R., 300 M.; 10) Los Dolores, 6 St., 6 R., 250 M.

feindlichen Flotte von 64 Segeln, unter denen 42 Linienschiffe waren, glücklich aus. Howe griff zwar die feindliche Uebermacht nicht gerade tollkühn an, aber er erschien in ihrer Nähe, er bot die Gelegenheit, ihn anzugreifen, und legte sich in der Nähe der Bay, wo er seine Vorräthe und Truppen ausschiffen wollte, auf solche Weise, daß er die achtzehn Transportschiffe, die er in den Hafen schickte, mit seiner Flotte deckte. Er schiffte außer andern Vorräthen zwei Regimenter aus, und lieferte der Festung von den Vorräthen seiner Flotte funfzehnhundert Fässer Pulver, ohne daß man ihn anzugreifen wagte. Ein Zeitgenosse dieser Ereignisse, dem wir sonst nicht gerade viel Urtheil zutrauen (Wraxall) urtheilt über diese That so verständig, daß wir sein Urtheil unten beifügen wollen [57]).

§. 4.

Kampf zwischen Fox und Pitt bis 1784.

Als die im Vorhergehenden erwähnten Kriegsereignisse erfolgten, befand sich der König von England an seinem eignen Hofe in der größten Bedrängniß, ein neues Ministerium war seit Juli 1782 eingerichtet, aber es gerieth mitten im Glück in größere Verlegenheit, als Lord North und seine Collegen, während das Schicksal fortdauernd ihnen entgegen war. Das gemischte Ministerium nämlich, welches im März 1782 war eingerichtet worden und theils aus liberalen Mitgliedern bestand, welche Rockingham hereinbrachte, theils aus solchen, welche so

57) Without engaging he defied the combined fleets, offered battle, but did not seek it; effected every object of the expedition by relieving Gibraltar and then retreated; followed indeed by the enemy, but not attacked. They made, it is true, a show of fighting, but never ventured to come to close action. And with such contempt did Lord Howe treat the cannonade commenced by the van composed of French ships under La Motte Piquet, that having ordered all his men on board the Victory to lye down flat on the deck, in order that their lives might not be needlessly exposed, he disdained to return a single shot against such cautious or timid opponents.

wenig als möglich vom alten Wege abweichen wollten, und von Shelburne abhingen, war gleich im Anfange unsicher und schwankend, weil damals der König seinen persönlichen Einfluß noch nicht aufgeben wollte, und Leute, wie Fox, Sheridan, Burke und andere durchaus nicht leiden konnte; es lösete sich aber schneller auf, als man erwartet hatte, weil Rockingham schon am 1. Juli in seinem zwei und funfzigsten Jahre starb. Da sich Shelburne nach dem Tode seines Collegen mit dessen scheinbar revolutionären Freunden nicht mehr vereinigen konnte, so wagte er, was er vorher nicht gewagt hatte, aus seinen eignen Anhängern ein Ministerium zu bilden. Dies Ministerium war von zwei Seiten gedrängt; auf der Einen vom Anhange des Ministers, der den nordamericanischen Krieg angefangen hatte, auf der Andern von Fox und seinem Anhange, der scheinbar republikanische Grundsätze vertheidigte. Shelburne hatte daher einen sehr schweren Stand. Schon von dem Augenblick an, als Fox, Burke, Sheridan und die anderen Freunde Rockinghams im Juli aus dem Ministerium austraten und Opposition bildeten, war der drei und zwanzig Jahre alte, jüngere Pitt, mit dem schon seit Dezember 1781 Dundas innig verbunden war, derjenige, welcher die Sache des neuen Ministeriums im Unterhause, wo der entscheidende Kampf war, verfechten mußte. Pitt hatte hinter und um sich Lord Chathams ganzen Anhang, der von der Zeit an ihm stets treu blieb, weil er alles aufrecht hielt, was der Aristokratie theuer und werth war, Pfründen, Sinecuren, verfallene Flecken mit eingerechnet. Nicht Shelburne, sondern Pitt als Kanzler der Schatzkammer war daher eigentlich Hauptperson des im Juli errichteten dritten Ministeriums des Jahrs 1782, neben ihm stand Dundas, der unter Lord North Generaladvocat von Schottland gewesen war, als Schatzmeister der Flotte, und ward durch seine genaue Bekanntschaft mit den indischen Angelegenheiten ganz unentbehrlich für Pitt. Schon das vorige Ministerium hatte die Nothwendigkeit eingesehen dem Kriege ein Ende zu machen. Fox hatte sich deshalb

besonders an Holländer und Nordamerikaner gewendet. Shelburne wandte sich an Frankreich.

Fox, als Staatssecretär, hatte mit Franklin, der sich in Paris befand, längst einen Briefwechsel angeknüpft, er hatte im April Lord Temples Bruder, Greville, also einen Mann aus einer Familie, in welcher der Republicanismus erblich war, in Oswalds Begleitung nach Paris geschickt und zu Unterhandlungen mit Vergennes und Franklin bevollmächtigt, auch hatte der Congreß noch neben Franklin, Jay, Adams, Laurens Vollmacht zur Friedensunterhandlung gegeben. Wir sehen gleichwohl aus Franklins jetzt vollständig gedruckter Correspondenz, daß Franklin eigentlich allein die ganze Unterhandlung leitete und dabei die Franzosen hinterging, ohne daß man ihm jedoch irgend einen gerechten Vorwurf machen konnte; so ehrlich schlau benahm er sich. Franklin brachte es nämlich dahin, daß er in Paris allein unterhandeln, also die Forderungen der Amerikaner, bei denen gar keine Schwierigkeit Statt fand, von den schwierigen Unterhandlungen in Versailles trennen und gleichlaufend mit denjenigen führen durfte, in welchen Vergennes für Spanien und Holland auf Puncte bestand, welche England nicht einräumen wollte. Die Unterhandlungen in Paris und Versailles wurden vom April bis zum Juni nicht einmal im eigentlichen Sinne in Gang gebracht, obgleich Fox wiederholt erklärt hatte, daß, wenn auch die förmliche Anerkennung der nordamericanischen Republik erst eine Folge des Friedens seyn könne, England doch kein Bedenken trage, mit derselben, als einem unabhängigen Staate, zu unterhandeln. Die Zögerung, welche zum Theil von dem Zwiespalt im englischen Ministerium, zum Theil von dem geringen Einfluß herrührte, den die liberale Parthei, deren Repräsentant Fox war, auf König und Nation hatte, erklärt John Adams in einem Briefe an Franklin kurz und rchaus richtig, wir fügen deshalb seine Worte unten bei [58]).

58) John Adams, der damals im Haag war, schreibt (Franklin, Works Vol. IX. p. 232) am 13. Juni 1782 an Franklin: "The discovery, that

Sobald Shelburne die Leitung des Miniſteriums übernommen hatte, bot ſich der König willig zu Allem, was man von ihm foderte, um des Kriegs entledigt zu werden und des Parlaments weniger zu bedürfen. Schon gleich im Juli erhielt Fitzherbert, der unter dem Namen Lord St. Helens ſpäter bekannter geworden iſt, den Auftrag, wegen der Präliminarien mit den europäiſchen Mächten in Verſailles zu unterhandeln, Oswald allein ward beauftragt, wegen Nordamerica mit Franklin in Paris übereinzukommen. Franklin hätte gern den Abſchluß der Präliminarien aus Dankbarkeit gegen Frankreich und aus Rechtlichkeit verzögert, bis England auch mit Frankreich in Verſailles einig geworden ſey, er ward aber von Jay und Adams überſtimmt und dieſe unterzeichneten, ohne Vergennes, dem Amerika Alles verdankte, auch nur zu fragen. Das engliſche Miniſterium gab nämlich nicht blos über die Unabhängigkeit von Nordamerika, ſondern auch über das Gebiet jenſeits der blauen Berge, wo jetzt die blühendſten Provinzen und Städte ſind, über Häfen, Inſeln, Fiſcherei nach; es foderte ſogar, um nur Amerika ſchnell von ſeinen Verbündeten zu trennen, nicht einmal eine genaue Beſtimmung der Gränzen im Norden, weshalb darüber noch bis vor wenigen Jahren heftiger Streit war. Nach dem in Amerika geltenden Grundſatz, daß der größte Reichthum und äußere Vortheil auch das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens iſt und ſeyn ſoll, hatten daher die amerikaniſchen Advokaten Jay und John Adams gegen Franklin im Sinne

Mr. Grevilles power (ſeine Vollmacht) was only to treat with France, does not surprise me at all. The British ministry are too divided among themselves, and have too formidable an opposition against them in the king and the old ministers, and are possessed of too little of confidence of the nation, to have courage, to make concessions of any sort, especially since the news of their successes in the West and East Indies. What their vanity will end in, God only knows; for my own part, I cannot see a probability, that they will ever make a peace until their finances are ruined, and such distresses brought upon them, as will work up their parties into a civil war.

ihrer Landsleute ganz Recht. Die amerikanischen Rabulisten erfanden dabei ein Wort, um die Bedingung des Tractats mit Frankreich, nicht eher Präliminarien zu unterzeichnen, bis Frankreich das Gleiche gethan habe, zu umgehen. Sie nannten das, worüber sie einig wurden, Provisional-Artikel. Die Engländer wußten die Eifersucht der Amerikaner zu erregen, und diese spornte Franklins Collegen, ihn zu überstimmen und den Abschluß zu übereilen. Franklins neuster Lebensbeschreiber hat deutlich ausgesprochen, was Franklin in seinen Briefen nur leise andeutet, daß er die kaufmännisch-juristische Undankbarkeit, welche die Herren Jay und John Adams gegen Frankreich bewiesen, keineswegs billigte [59]). Vergennes war daher mit Recht gekränkt und fand sich sehr überrascht, als ihm die amerikanischen Bevollmächtigten, ohne ihm nur die geringste Nachricht von dem Erfolge ihrer Unterhandlungen gegeben zu haben, meldeten, daß sie am 30. November 1782 die sogenannten Provisional-Artikel unterzeichnet hätten.

59) Sparks, Works of B. Franklin Vol. I. pag. 489. The most remarkable circumstance attending the treaty of peace remains to be noticed. The American envoys not only negotiated it without consulting the court of France, but signed it without their knowledge, notwithstanding they were pointedly instructed by congress „to make the most candid and confidential communications upon all subjects to the ministers of our generous ally, the king of France, and to undertake nothing in the negotiations for peace or truce without their knowledge and concurrence," and notwithstanding the pledge in the treaty of alliance „that neither of the two parties should conclude either truce or peace with Great Britain, without the formal consent of the other first obtained." It is true, that the treaty was only provisional and was not to be ratified until France had likewise concluded a treaty, but this reservation did not alter the nature of the act. When the American treaty was signed, it was not known to the commissioners what progress had been made by the French in their negotiation, or whether it was likely to be completed, or the war to continue. There was also a separate article, which was not intended to be communicated to the French at all, concerning the southern boundary of the United States, in case West Florida should be given up to the British in their treaty with Spain.

Durch die Unterzeichnung dieser Provisional-Artikel hatte sich die neue Republik der Sache nach schon ganz von ihren Verbündeten getrennt, es war daher blos eine jener Fictionen der Form wegen, welche alle Tage in den englischen Gerichten vorkommen und niemand täuschen, wenn es hieß, die Unterzeichnung der Pariser Präliminar-Artikel werde erst in Versailles erfolgen, wenn auch die Engländer und Franzosen über die Ihrigen einig geworden seyen. Die Uebereinkunft über die vorläufigen Punkte des Friedens zwischen England und Frankreich ward besonders dadurch verzögert, daß König Georg III. und seine Minister während des Kriegs, den König Carl von Spanien durch einen Wink wegen Abtretung oder Vertauschung von Gibraltar zu einem besonderen Frieden zu bewegen versucht hatten. Dies war des Königs Lieblingsgedanke, er wollte ihm auch, als die Belagerung scheiterte, nicht entsagen, er bot daher den Engländern an, ihnen gegen Gibraltar sehr bedeutende spanische Besitzungen in andern Gegenden abzutreten; aber das englische Volk verlangte eben so leidenschaftlich, daß der Felsen englisch bleibe, als Carl forderte, daß er wieder mit Spanien vereinigt werde. Das bloße Gerücht von der Möglichkeit einer Abtretung von Gibraltar erregte eine solche Bewegung in ganz England, gab der Opposition solche Stärke und veranlaßte so heftige Reden im Parlamente, daß die Minister diese Reden nur durch Geschwindschreiber durften nachschreiben und den französischen Ministern mittheilen lassen, um diese und endlich auch den König von Spanien oder wenigstens seine Minister zu überzeugen, daß man an eine solche Bedingung nimmer denken dürfe, wenn man wolle, daß der Friede, den man schließe, vom Parlamente gebilligt werde.

Wenn in Holland Einigkeit gewesen wäre, wenn die unzufriedenen Patrioten das Beispiel der Amerikaner hätten befolgen und jetzt wenigstens der Regierung ihres Erbstatthalters volles Vertrauen schenken wollen; so hätten sie viel bessere Bedingungen erhalten können, als sie hernach, gewissermaßen auch von den Franzosen verlassen, erhalten haben; aber der Unwille

der Staaten der Provinz Holland gegen England und gegen ihre eigne Regierung war zu groß. Die Staaten von Holland waren durchaus französisch gesinnt, sie trauten auf Vergennes, weil er ein ehrlicher Mann war, da bekanntlich sonst in seiner Sphäre Ehrlichkeit sich nur selten mit der nöthigen diplomatischen Klugheit verbinden läßt, weshalb Franklin auch seinen Collegen ihren juristischen Kniff gegen Männer, wie Vergennes und Ludwig XVI., übel nahm. Vergennes opferte in der That, um Spanien nicht zu beleidigen und doch den hartnäckigen König Carl zum Frieden zu bewegen, Vortheile auf, die Frankreich hätte erhalten können, wenn es nur für sich hätte sorgen dürfen. Dies hebt besonders Franklin hervor, der am 14. Dezember 1782 dem Congreß die Artikel meldet, über welche man an diesem Tage vorläufig übereingekommen war, welche aber den Hauptinhalt der hernach am 10. Januar 1783 unterzeichneten Präliminarien ausmachten [60]).

Spanien hatte Florida und die Bahama-Inseln erobert, es hätte anfangs die Letztern herausgeben sollen, um Anderes behalten zu dürfen, die Engländer hatten aber die Inseln in der

60) Er schreibt am 14. Dezember (Works Vol. IX. p. 442): I have this day learned, that the principal preliminaries between France and England are agreed on, to wit;

1) France is to enjoy the right of fishing and drying on all the west coast of Newfoundland, down to cape Ray. Miquelon and St. Pierre are to be restored and may be fortified.
2) Senegal remains to France, and Goree to be restored the Gambia entirely to England.
3) All the places taken from France in the East Indies to be restored, with a certain quantity of territory round them.
4) In the West Indies, Grenada and the Grenadines, St. Christopher's, Nevis and Montferrat, to be restored to England; St. Lucia to France.

Es wurde an dem, was Franklin hinzufügte, noch Manches geändert, und Frankreich durfte auch Tabago behalten. Die einzelnen Bedingungen anzuführen, gehört nicht zu unserm Zweck, außerdem findet man bei Lacretelle hist. de France pendant le 18. siècle. Vol. V. p. 324 die Friedensschlüsse in extenso.

letzten Zeit wieder erobert, man überließ nichtsdestoweniger, weil sowohl das französische als das englische Ministerium den Frieden weit sehnlicher wünschten und seiner viel mehr bedurften, als der König von Spanien, dem Letztern beide Florida's und die Insel Minorca. Auch Frankreich erlangte einige Vortheile. Es erhielt die Inseln St. Pierre und Miquelet nebst dem Rechte des Fischfangs bei Terre Neuve auf demselben Fuße zurück, wie es im Utrechter Frieden festgesetzt war. Es mußte freilich die eroberten Inseln in Westindien wieder herausgeben, erhielt aber dafür die Niederlassungen auf der Westküste von Afrika und Pondichery zurück. Wir werden freilich weiter unten zeigen, daß in Ostindien dadurch, daß Vergennes die Namen Vilnour und Valdaour verwechselte, ein bedeutendes Gebiet für Frankreich verloren ging. In Westindien behielt Frankreich die Insel Tabago. Der wichtigste Punkt für seine Ehre war, daß die lästige Aufsicht, welche die Engländer nach den frühern Tractaten über Dünkirchen führen durften, endlich ganz aufhörte. Frankreich ward des englischen Aufsehers in einer Stadt seines Gebiets entledigt, es durfte den Hafen derselben wieder eröffnen und die Stadt wieder befestigen. Holland allein ward im Frieden, wie vorher im Kriege, von Freunden und Feinden als ein Verbündeter oder Gegner betrachtet, den man weder als Freund zu achten im Stande sey, noch als Feind zu fürchten brauche. Man gewährte zwar auch den Holländern Waffenstillstand, ward aber mit ihnen über die eigentlichen Bedingungen des Friedens erst einig, als endlich am dritten September 1783 der förmliche Friede abgeschlossen war, dem die in den ersten Monaten des Jahrs unterzeichneten Präliminarien zu Grunde gelegt wurden. Zu dieser Verzögerung des förmlichen Friedensabschlusses trugen die Stürme, die sich im englischen Parlament wegen der Präliminarien erhoben hatten und die Veränderung des Ministeriums nicht wenig bei.

Die Präliminarien verkündeten dem englischen Volke, welches sogar mit den durchaus vortheilhaften Bedingungen des Pariser Friedens um 1763 unzufrieden gewesen war, weil es

auch durch die bedeutenden Abtretungen von Seiten Frankreichs und Spaniens nicht befriedigt ward, den ehrenvollsten Frieden, den Frankreich seit einem Jahrhundert mit England, und umgekehrt, den nachtheiligsten, den dieses Reich mit jenem geschlossen hatte, das war mehr als der brittische Stolz ertragen konnte. Man erhob sich von allen Seiten nicht blos gegen das Ministerium, das die Nation verrathen haben sollte, sondern ganz besonders auch gegen den König, der durchaus dem Kriege ein Ende habe machen wollen. Jetzt endlich erhob sich Lord North, der bis dahin sich ruhig verhalten hatte, im Parlamente mit gleicher Heftigkeit, als Fox und sein Anhang gegen die Präliminarien und Lord Keppel legte seine Stelle als erster Lord der Admiralität nieder, weil er sie mißbilligte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich in England, wie jetzt in Frankreich, daß eine constitutionelle Regierung zuweilen für die öffentliche Sittlichkeit und für Behauptung eines Grundsatzes der Treue und Rechtlichkeit im öffentlichen Leben verderblicher wirken könne, als eine despotische, wo nie das ganze Volk von dem unterrichtet wird, was seine Vorsteher Schändliches treiben. Es machten nämlich die beiden Partheien, welche Jahre lang unversöhnlichen Krieg geführt, deren Führer sich einer den andern einen schamlosen Despoten und einen gottlosen Demokraten gescholten hatten, gegen einen rechtlichen und nach der Art seines Volks zwar blind, aber doch treu gläubigen König einen Bund, um ihm ihre Führer, welche er als Treulose verabscheute, zu Ministern aufzudringen.

Weder Fox noch Lord North waren jeder für sich im Stande, ein Ministerium und ein Parlament gegen Shelburne und Pitt zusammenzubringen, sie schämten sich daher nicht, ohne alle Rücksicht darauf, daß sie hundert Mal erklärt hatten, daß der Grundsatz ihres Lebens und ihrer Verwaltung sich verhalte, wie Tugend zum Laster oder wie Wahrheit zur Lüge, eine innige Verbindung einzugehen, über welche alle rechtlichen Leute tief betrübt waren. Diese Verbindung nennt man das Coalitions-Ministerium Englands. Bei dieser Gelegenheit

sah man auch, wie wenig die ehrlichen Leute in der Politik gehört werden dürfen. Das Ministerium Shelburne mußte weichen und die beiden Häupter der Gegner desselben durften wie zwei Mächte über die Theilung der Beute desselben unterhandeln. Shelburne wollte anfangs mit Fox unterhandeln, damit wenigstens Lord North nicht zur Schande der mit ihm jetzt verbündeten demokratischen Opposition wieder ins Ministerium komme; aber Fox war genial diplomatisch genug, um über dergleichen bürgerliche Bedenklichkeiten hinaus zu seyn, er wollte nicht mit Shelburne im Ministerium seyn; auch wäre außerdem die Sache an Pitt gescheitert, der von dergleichen Tractaten nicht hören wollte.

Die Unterhandlung über die sogenannte Coalition und über die Theilung der dadurch zu erobernden, vom englischen Volke bezahlten Stellen und Pensionen und Sinecuren, und über ihre Vertheilung zwischen Freunden und Verwandten von Lord Hollands Sohn, dem Redner und wahrhaft großen Staatsmann Fox und dem Urheber des nordamerikanischen Kriegs, Lord North, ward durch zwei Bevollmächtigte (den nachherigen Grafen von Guilford und den Obersten Fitzherbert) mehrere Tage hindurch, ohne daß der König nur befragt worden wäre, ganz öffentlich geführt, und am 16. und 17. Februar 1782 mit beispielloser Dreistigkeit im Parlamente verkündigt. Um den Zweck zu erreichen und das Ministerium Shelburne zur Niederlegung der Stellen zu zwingen, wollte man eigentlich den Präliminarien die Zustimmung des Parlaments versagen, dies konnte aber nicht geschehen, weil das Oberhaus seine Zustimmung gegeben hatte. Das Ministerium konnte sich gleichwohl nicht behaupten, die Coalition nahm vielmehr mit großer Keckheit von der Regierung im Parlamente Besitz, ehe sie noch im Cabinet einen Sitz hatte.

Lord North erklärte mit seiner gewohnten Dreistigkeit, er und sein Verbündeter wollten den durch die Präliminarien vorbereiteten Frieden nicht stören, sie wollten auch das Ministerium nicht zur Verantwortung ziehen, oder eine Abänderung

der zugeſtandenen Punkte fordern; ſondern, wie er ganz naiv zu verſtehen giebt, nur Alles mißbilligen, damit das Miniſterium weichen müſſe. Damit erklärte ſich Fox ganz einverſtanden und wir wollen ſeine eignen Worte unten anführen, um zu zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit, mit welcher genialen Verhöhnung deſſen, was man im gemeinen Leben Wahrheit und Treue der innern Ueberzeugung nennt, er ſich über ſeine Verbindung mit dem Manne ausſpricht, den er ſechzehn Jahre lang als Urheber des Kriegs, als Unterdrücker der Freiheit und Feind des Vaterlandes verfolgt hatte [61]). Das Miniſterium gab, ſchon dem Könige zu Gefallen, und weil es die Mehrheit

61) Da der Verfaſſer an dieſer Stelle wieder ſeine ſubjective Anſicht abſichtlich, wie an vielen Stellen hart und ſcharf geltend macht, ſo wollte er eigentlich hier ein Mißverſtändniß berichtigen und bei andern verhüten, welches ein Engländer, der ſonſt ſein Werk höher ſetzt, als er ſelbſt, in der engliſchen Zeitſchrift Athenaeum, Octobre 1842. p. 871, col. b, begangen hat. In einem Briefe aus München nennt dieſer dort das, was er in Beziehung auf Lord Byron von der engliſchen Ariſtokratie geſagt hat, ein gross and absurd blunder. Er wollte ſich darüber erklären, hört aber, daß auch ſeine Landsleute, ohne Rückſicht auf die Worte der Vorrede, daß er keine objective Geſchichte ſchreibe, und daß er, der nur für Verſtändige ſchreibe, ſein Urtheil nur ſo weit geltend wiſſen wolle, als die Thatſache ausweiſe, ſich gegen ihn auf allgemeines Urtheil oder auf Meinung Einzelner als Auctorität berufen. Was iſt da zu thun? Schweigen iſt das Beſte, den, der uns nicht verſtehen will, belehren wir nie, der Verf. ſollte faſt glauben, daß man in Deutſchland das scribo et doceo ad salvandam animam, im Lohndienſt vergeſſen hat. Was nun Fox Unverſchämtheit angeht, ſo ſagt er, wie Thiers: I have been accused of having formed an union with the noble lord (North) whose principles I have opposed for several years of my life, but the grounds of our opposition are removed and I do not conceive it to be honorable, to keep up animosities for ever. I am happy at all times to have a proper opportunity to bury my resentments and it is the wish of my heart that my friendships should never die. The American war was the source of my disagreement with the noble lord and that cause of enmity being now no more, it is wise and fit to put an end to the ill-will, the animosity, the feuds, and the rancor, which it engendered. It is a satisfaction to me to apply the appellation of *friend* to the noble lord; I have found him honorable as an adversary, and have no doubt of his openess and sincerity as a friend.

im Oberhause für sich hatte, nicht sogleich nach, da selbst im Unterhause die Coalition nur eine Mehrheit von wenigen Stimmen zählte. Der Kampf ward vom sechzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Februar ohne Entscheidung fortgesetzt, an dem letztern Tage aber legte Shelburne, dem man allgemein vorwarf, er habe als Minister ein schändliches Spiel mit Staatspapieren getrieben, seine Stelle plötzlich nieder. Wäre er rein vom Schmutz der Geldspeculationen gewesen, wie Pitt hernach war, so hätte er sich, wie man damals allgemein glaubte, gegen die verachtete und verhaßte Coalition zweier unmoralischen Gegner behaupten können; obgleich diese durchgesetzt hatten, daß das Unterhaus die Erklärung erließ: „daß die Abtretungen, welche Großbritannien seinen Feinden durch den Provisionaltractat und durch die Präliminarartikel bewilligt habe, bedeutender wären, als diese Feinde in Rücksicht der gegenwärtigen Lage ihrer Angelegenheiten und der gegenseitigen Stärke hätten erwarten dürfen." Uebrigens ist der Vorwurf, den man Shelburne machte, nie eigentlich erwiesen worden, obgleich Pitt, der noch fünf Wochen lang nach seinem Austritt dem Könige als Kanzler der Schatzkammer zur Seite blieb, um ihm den bittern Kelch, die Männer der Coalition um sich zu dulden, zu ersparen, Shelburne später nicht wieder im Cabinet dulden wollte.

Der König zögerte und zauderte, Pitts Leitung der Geschäfte war nur eine Nothhülfe, die mehrsten Geschäfte standen in den fünf Wochen ganz still und doch konnte der König sich nicht entschließen, sich und das Volk in die Hände einer gewissenlosen Oligarchie zu geben, die alle Vortheile und Aemter, ohne ihn zu fragen, getheilt hatte, ehe nur das vorige Ministerium entlassen war. Der König ließ nicht allein das Ministerium während der fünf Wochen von Pitts Interimsverwaltung ganz ohne Haupt, sondern er drohte sogar in einem Augenblick, als durch die Unsicherheit des Cabinets alle Geschäfte in Stocken geriethen, auf einige Monate nach Hannover zu gehen und England sich selbst zu überlassen.

Schon seit Mitte März bestürmte das Unterhaus den König mit wiederholten und dringenden Vorstellungen wegen Bestellung eines neuen Ministeriums, doch verschmähte die Coalition mit großer Insolenz jeden Mann, der dem Könige zu Gefallen im Cabinet oder auch nur am Hofe zugelassen werden sollte und jede, auch noch so kleine Aenderung an der verabredeten neuen Einrichtung der Verwaltung. Als gegen Ende März auch Pitt seine Stelle aufgab und in den acht Tagen von seinem Austritt bis zur Entschließung des Königs vom 2. April, sich den Umständen zu fügen, die ganze englische Staatsmaschine in Stocken gerathen war, gehorchte endlich der König der harten Nothwendigkeit und ließ den Herzog von Portland rufen, den die gegen den König und gegen das Volk verbündete oligarchische Bande zu ihrem Haupte erkohren hatte, oder vielmehr, dem sie die Ehre der Repräsentation überlassen wollte. Der Herzog ward erster Lord der Schatzkammer, die ganze Cabinetsoligarchie bestand nur aus sieben Mitgliedern, statt daß das letzte Cabinet aus eilf Personen und das vorige aus neun bestanden hatte.

Fox ward wieder Staatssecretär für die auswärtigen, Lord North für die innern Angelegenheiten, Lord Keppel erhielt die Stelle eines ersten Lords der Admiralität wieder. Burke und Sheridan gehörten zwar zum eigentlichen Cabinet nicht, doch wurden sie mit Stellen bedacht, die ihren Bedürfnissen und Wünschen angemessen waren, so daß auch sie für ihre Reden im Parlament bezahlt wurden. Burke ward wieder Zahlmeister und Sheridan Secretär der Schatzkammer. Die eigentliche Regierung während der Zeit des Coalitionsministeriums war in Fox Händen, die Hofämter, Ehrenstellen und Auszeichnungen ertheilte zufolge der Uebereinkunft Lord North; es mußte daher nothwendig die Abneigung des Königs gegen Alles, was die Minister vorschlugen, fortdauern. Diese Abneigung des Königs, verbunden mit der Opposition, die von William Pitt und Dundas ausging, hemmte die Thätigkeit des Ministeriums, dem sonst das unter Lord Norths Leitung ge-

wählte Parlament gänzlich angehörte, weil sich jetzt die vormaligen liberalen Mitglieder mit den absolutistischen vereinigt hatten. Alle Mühe, die Abneigung des Königs zu überwinden, war vergeblich. Er gab den Ministern Audienzen, empfing aber alle Glieder des Cabinets stets mit steifer Förmlichkeit, feierlich und kalt; er ließ sich von ihnen die nöthigen Maßregeln angeben oder vielmehr vorschreiben, fügte sich ihrem Rathe, unterzeichnete die vorgelegten Papiere, bewies aber nie das geringste Vertrauen, sondern ließ ihnen deutlich merken, daß, wenn er auch ihre Talente und ihre Fähigkeit im Geschäfte anerkenne; er sie doch als Menschen tief verachte.

Als Fox am Könige und folglich an der Dauer seines Ministeriums verzweifelte, kam er auf den unseligen Gedanken, die Coalition in eine Oligarchie zu verwandeln, welche Parlamente machen und sich ohne den König sollte behaupten können. Dies sollte dadurch geschehen, daß die ostindische Gesellschaft und alle ihre ungeheuern Besitzungen in Ostindien, nebst dem Haupthandelsinteresse der ganzen Nation unbedingt von der Herrschaft des gegenwärtigen Ministeriums und von der Fortdauer desselben Parlaments abhängig gemacht würde. Der Zustand der privilegirten ostindischen Handelsgesellschaft und das Verfahren ihrer von den Eigenthümern der Actien erwählten Directoren, Beamten u. s. w. hatte schon vorher eine Einmischung des Ministeriums und des Parlaments in die ostindischen Angelegenheiten nothwendig gemacht. Je ausgedehnter das Kaiserthum der Gesellschaft in Indien, je größer der Handel ward, desto mehr Geld hatte das englische Volk hergeben müssen, wenn nicht durch die schlechte Verwaltung Stillstand oder Bankerott erfolgen sollte. Man mußte daher die ganze Einrichtung der Gesellschaft ändern, um die Millionen unterjochter Indier der Regierung habsüchtiger Kaufleute zu entziehen und sie als Unterthanen des brittischen Reichs zu behandeln. Die Einrichtung der Gesellschaft, vermöge deren jede Actie von fünfhundert Pfund zu einer Stimme, also hunderttausend Pfund zu zweihundert Stimmen in einer Gesellschaft, welche man die

der Eigenthümer nannte, berechtigte, brachte die Regierung eines Gebiets, das schon damals größer als Deutschland war, an wenige reiche Engländer. Die Eigenthümer wählten nämlich Directoren, welche nur ihnen allein Rechenschaft ablegten. Diese Einrichtung zeigte sich schon vor dem siebenjährigen Kriege als durchaus mangelhaft, weil schon seit dem Erbfolgekriege die Gesellschaft fortdauernd, vermöge des Parlaments zur Staatskasse Zuflucht nehmen mußte; nach dem siebenjährigen Kriege ward sie völlig unhaltbar.

Seit dem siebenjährigen Kriege oder vielmehr seit den grausamen, treulosen und räuberischen Unternehmungen des aus einem Handlungsgesellen zum Staatsmann und Helden gewordenen Lord Clive, der alle Eigenschaften eines großen asiatischen Diplomaten mit den Talenten eines ausgezeichneten europäischen Generals verband, war ein großer Theil von Indien von den Truppen der ostindischen Gesellschaft besetzt, ihre Directoren konnten aber unmöglich in Asien Könige, in Europa Kaufleute seyn, ohne daß England die verderblichsten Folgen fühlte. Diese wurden schon unter Clive und durch ihn fühlbar und erregten den tiefen Unwillen des unverdorbenen Theils der Nation, der auch in unsern Tagen dort noch größer ist, als unter andern entsittlichten Völkern Europa's. Die Regierung Indiens von London aus war unmöglich, so lange die Directoren von der englischen Staatsregierung ganz unabhängig und die oberen Beamten in Indien selbst nur den Directoren Rechenschaft ablegten, deren Creaturen oder Instrumente sie waren. Die obersten Beamten, Statthalter auf der Küste von Coromandel und in den Provinzen am Ganges hatten sich daher auch seit dem Pariser Frieden alle ohne Ausnahme auf eine niedrige und empörende Weise gegen die Fürsten und Einwohner des eroberten Landes betragen. Während also die ostindische Gesellschaft ihre Statthalter wegen ihrer Verdienste und Talente belohnte, ehrte, beschenkte, riefen die Repräsentanten der englischen Nation sie zur gerichtlichen Verantwortung, weil sie den englischen Namen durch öffentliche Verbrechen beschimpft hatten. Rumbold, der

auf der Küste von Coromandel despotisch grausam und unterdrückend habsüchtig Gesetz und Moral verachtet hatte, entging der Anklage durchs Unterhaus vor dem Oberhause nur durch seinen zur gelegenen Zeit für ihn erfolgten Tod; Clive und sein Nachfolger Warren Hastings (ebenfalls ein Mann von Talent und Kraft, aber ebenfalls ohne Grundsätze) wurden unter großem Lärm zu ganz verschiedenen Zeiten wirklich als Verbrecher angeklagt.

Die Handlung der Gesellschaft sogar ward von den Londoner Directoren, so lange sie niemand überwachte, so schlecht besorgt, daß das Parlament, um einem Bankerott vorzubeugen, der den englischen Credit würde vernichtet, und unzählige Menschen in den Abgrund gezogen haben, mehrere Mal mit Millionen zu Hülfe kommen mußte. Die Nation, welche bezahlen mußte, hatte daher unstreitig ein Recht, sich um die Verwaltung der Finanzangelegenheiten der von ihr unterstützten Privatgesellschaft und zugleich um die Art der Verwaltung der mit englischen Truppen eroberten Provinzen zu bekümmern. Dies war um 1773 geschehen, als Lord North an der Spitze des Ministeriums stand. Lord Clive ward damals im Parlamente mit aller der Heftigkeit angeklagt, welche Burke später auch gegen Warren Hastings zu beweisen Gelegenheit hatte. Dies war zu einer Zeit, als die ostindische Gesellschaft ein Anleihen von 440,000 Pfund vom Parlamente suchte und diese Summe auch wirklich erhielt. Lord North brachte damals einen Gesetzesvorschlag ins Parlament, wodurch er die indischen Angelegenheiten einer Oberaufsicht des Ministeriums unterwarf und dadurch die Protection der Minister, worauf ihre Macht über das Parlament und auf die Wahl desselben besonders beruht, ungemein vermehrte. Dieses erste Staatsgesetz in den Angelegenheiten der ostindischen Gesellschaft ist unter dem Namen der Regulationsbill bekannt [62]).

62) Wir führen die Bill unter dem Titel an, unter dem sie bekannt ist und citirt werden muß, der ausführliche Titel lautet: A bill for establishing certain regulations for the better management of the affairs of the East India company, as well in India as in Europe.

Durch das Regulationsgesetz ward festgesetzt, daß künftig die Directoren auf je vier Jahre sollten gewählt werden, daß das Stimmrecht in der Versammlung der Eigenthümer an den Besitz der Summe von 1000 Pfund an Actien sollte geknüpft werden, statt daß vorher schon der Besitz von 500 Pfund ein Stimmrecht gab. Es sollte ferner diesem Gesetze zufolge in Calcutta ein neuer Obergerichtshof errichtet werden, bestehend aus einem Oberrichter und drei Richtern, welche die Krone zu ernennen habe. Endlich sollte künftig in Bengalen ein Generalgouvernement bestehen, dem die andern Präsidentschaften untergeordnet wurden. Der bestehende Rath und der gegenwärtige Statthalter, hieß es darin, sollten zwar bestätigt werden, doch wurden ihnen andere Personen von Seiten der Regierung beigeordnet. In der Folge sollte niemand mehr von der ostindischen Gesellschaft allein, ohne Befragung und Einwilligung des englischen Ministeriums zu den höheren Stellen ernannt werden. Bei dieser Gelegenheit ward auch ausgesprochen, daß Clive wegen seines Betragens zur Rechenschaft gezogen werden solle und daß künftig jede Erwerbung von Land und Gebiet, welche im Namen der Gesellschaft gemacht werde, Eigenthum des brittischen Staats seyn solle. Dies Gesetz half aber dem Hauptübel, der schlechten Verwaltung, nicht ab, und die Gesellschaft fuhr auf der einen Seite, trotz des Regulativs, fort, Eroberungen für ihre Rechnung zu machen, und auf der andern dauerten unter Warren Hastings, dem ersten Generalgouverneur, die Geldverlegenheiten fort. Der nachher so furchtbar angeklagte und durch Burkes im Oberhause gehaltene Reden, als Unmensch und Tyrann gebrandmarkte Warren Hastings wird übrigens von vielen Schriftstellern wegen seiner Einrichtungen und seiner Verwaltung ebensosehr gepriesen, als von andern gescholten. Die Untersuchungen darüber gehören theils in dieses ausschließend den europäischen Geschichten gewidmete Werk nicht, theils fiel Warren Hastings Prozeß in eine viel spätere Zeit, als die, deren Geschichte dieser Band umfaßt.

Schon zur Zeit des vorletzten Ministeriums, also noch unter Lord North, war durch die Klagen über die Regierung der Kaufleute und ihrer Beamten in Indien, noch mehr durch die schlechte Verwaltung der Einnahme und des Handels und wegen des stets aufs neue drohenden Bankerotts die Ueberzeugung allgemein geworden, daß durch die Regulationsbill wenig oder nichts gewonnen sey, daß vielmehr das Parlament ernstlich durchgreifen, eine Radicalreform der Gesellschaft und ihrer Verwaltung vornehmen, und ganz besonders die Regierung der im siebenjährigen Kriege und nachher erworbenen Provinzen den Kaufleuten ganz entziehen müsse. Den Kaufleuten war nämlich sowohl Rumbold als Warren Hastings ein vortrefflicher Mann. Beide hatten ja von den Maratten und durch die Besiegung des furchtbaren Hyder Ali im Carnatik viel Geld und viel Land gewonnen; allein die politischen Verbrechen dieser Männer hatten nur sie und die Begünstigten bereichert, den Finanzen der Gesellschaft hatten die auf ihre Kosten erworbenen unermeßlichen Reichthümer mehr geschadet als genützt, sie mußte aufs neue die Staatskasse in Anspruch nehmen. Da das Privilegium (charter) der ostindischen Gesellschaft immer nur auf bestimmte Jahre ertheilt ward, so wollte man schon im Jahre 1780 den Ablauf des Termins im Anfange des folgenden Jahrs (1781) zu einer Veränderung benutzen, doch verlängerte man hernach das Privilegium noch auf eine kurze Zeit und setzte blos einstweilen zwei Ausschüsse nieder, um die indischen Angelegenheiten genau zu untersuchen. In diesen Ausschüssen war schon unter Lord North der damalige Generaladvocat von Schottland, Dundas, eine Hauptperson, und auf Antrag der Ausschüsse wurden im Laufe der Jahre 1781 und 1782 allerlei Reformen der Gesellschaft und Abänderungen der Maßregeln der Directoren beschlossen. Diesen Beschlüssen ward auf eine ganz auffallende Weise durchaus nicht Folge geleistet. Rumbold sollte einem Parlamentsbeschluß gemäß vor Gericht gestellt werden; das geschah nicht, und er starb, ohne daß seine Vergehungen gerügt waren. Warren Hastings sollte ebenfalls zurückberufen und angeklagt

werden; die Directoren kehrten sich aber an den Parlamentsbeschluß nicht, sie bestätigten ihn im Amte und er setzte seine, eines asiatischen Despoten würdige, Regierung noch Jahre lang fort. Die Ursache dieser Verachtung der Verordnungen des Parlaments war, daß niemand mehr über die Ausführung der Beschlüsse wachen konnte, seitdem der eine Ausschuß, der zur bessern Einrichtung von Recht und Gericht in Indien und zur Untersuchung der Ursachen des Kriegs im Carnatic bestellt war, sich aufgelöset hatte. Der andere zur neuen Organisation bestellte Ausschuß dauerte fort, brachte aber den von ihm gebilligten, von Dundas entworfenen Reformationsvorschlag erst ans Parlament, als sich schon alle Umstände geändert hatten.

Der von Dundas ausgearbeitete Bericht kam nämlich erst 1783 ans Parlament, als der Verfasser desselben schon neben Pitt in der Opposition seinen Platz genommen hatte. Der Vorschlag, der in diesem Bericht enthalten war, wurde daher verworfen, und Fox versprach eine Totalreform vorzuschlagen. Pitt und seine Freunde stimmten übrigens mit ihren Gegnern darin überein, daß man den Uebeln der Verwaltung und der Regierung der indischen Besitzungen nur dadurch dauerhaft abhelfen könne, daß man die ostindische Gesellschaft unter die Vormundschaft der brittischen Regierung bringe. Fox schlug zu diesem Zwecke im November 1783 zwei Gesetze vor, welche seine Absicht, das Ministerium und sogar das Parlament ganz vom Könige und auch vom Volke unabhängig zu machen und fortdauernd unter dem Einfluß der Coalition zu erhalten, so schlau unter der Form der Verbesserung der Einrichtung einer Handelsgesellschaft versteckte, daß sehr wenige Staatsmänner den eigentlichen Sinn der Vorschläge errieten, den der König nicht einmal ahndete. Das Eine der vorgeschlagenen Gesetze enthielt nämlich die weisesten, gerechtesten, mildesten und vortrefflichsten Bestimmungen über Verwaltung von Gericht, Regierung und Recht in Indien, wodurch allen bisherigen Beschwerden über englische Brutalität und Bedrückung der Indier abgeholfen wer-

den sollte. Das Andere enthielt die Einrichtung der Gesellschaft selbst. Das Eine hat mit der Geschichte, die wir hier behandeln, nichts zu thun, so wichtig die Kenntniß desselben auch in andern Beziehungen ist, das andere mit dem Ersten unzertrennlich Verbundene, führte dagegen den Sturz des Coalitionsministeriums herbei. Es unterwarf nämlich nicht blos die Compagnie der Aufsicht des Ministeriums, was jedermann wünschte, sondern es richtete die neue Ordnung der Gesellschaft so ein, daß dadurch die Auflösung des Ministeriums dem Könige unmöglich werden mußte.

Das Monopol der Gesellschaft, welches erst in unsern Tagen aufgehoben worden ist, sollte nach Fox Vorschlag fortdauern, auch war nichts darüber bestimmt, ob die Territorialrechte der Gesellschaft oder der Krone zukämen; dagegen sollte den Directoren und den sogenannten Eigenthümern oder Besitzern von tausend Pfund an Actien, von denen die Directoren gewählt wurden, die ganze Verwaltung, sowohl des Handels als der Regierungsangelegenheiten der von der Gesellschaft besetzten und eroberten Provinzen entzogen werden. Diese Verwaltung, die Ernennung der Beamten und Angestellten, das Recht des Kriegs und des Friedens ward durch die Art, wie die Commissarien, denen Alles dieses überlassen werden sollte, bestellt und mit der Landesregierung und dem Parlament in Verbindung gebracht wurden, dem Ministerium überlassen. Fox wollte die Geschäfte der Leitung an sieben Mitglieder der in England durch Landbesitz oder Geldreichthum angesehensten englischen Familien, die Ausführung der von diesen gegebenen Verordnungen oder gemachten Einrichtungen neun Directoren der Handelsgesellschaft überlassen. Wie er den ministeriellen Theil der englischen Aristokratie ans Ministerium und dadurch dieses ans Parlament, oder vielmehr an den Einfluß jener sieben auf die Wahlen knüpfen wollte, wird man schon aus den Namen der sieben vornehmen Herren sehen, welche er vorschlug. Es waren: Der Graf Fitzwilliam, der Viscount Lewisham, der Erbgraf Montague, der älteste Sohn des Lord North (August), die Baro-

nets Elliot und Fletcher und der Junker Robert Gregory. Diese Männer waren aus denselben Familien, welche auch das Ministerium erobert hatten, und zwar gerade in eben dem Verhältniß gewählt, in welchem die Coalition das erstürmte Ministerium unter sich getheilt hatte.

Fox versteckte übrigens, wenn er auch, als er die Namen der Commissarien nannte, ganz offen zeigen mußte, daß man die Herrschaft des Ministeriums viel weiter ausbreiten wollte, als bisher geschehen war, die Absicht, dessen Herrschaft auf sehr lange Zeit zu befestigen, durch allerlei künstliche Kreuz- und Querbestimmungen. Es ward nämlich, was bloße Täuschung war, in dem Vorschlage nur fürs Erste die Ernennung der Commissarien dem Parlament, d. h. dem Ministerium, unter dessen Einfluß dieses gewählt war, überlassen, in der Folge sollten sie von den Actionärs gewählt werden. Den Actionärs war aber dadurch das Schwert über den Nacken gehängt, daß die ganze Verfügung nur auf kurze Zeit gelten sollte. Um nämlich dem Geschrei, daß die Minister einen Eingriff ins Eigenthum thäten, entgegen zu gehen, ward vorgeschlagen, daß die Parlamentsacte, wodurch der ostindischen Gesellschaft ihr Privilegium entzogen ward, nur auf vier Jahre gültig seyn solle; auf diese Weise behielt man die Actionärs in der Hand. Durch diese Bestimmung fesselte man zugleich das folgende Parlament an die Coalition. Da nämlich erst nach vier Jahren über die Fortdauer der ganzen Maßregel ein Beschluß gefaßt werden sollte, so fiel die Wahl eines neuen Parlaments in diese Zeit, und alle, die ein Interesse bei dem einmal Eingerichteten hatten, waren genöthigt, alles aufzubieten, das Parlament nach dem Willen der Minister zusammenzusetzen [63]).

63) Man wird in Pitts Reden näher und bestimmter das entwickelt finden, was wir nur im Allgemeinen angegeben haben: Fox wolle König, Parlament und Volk einer Parthei aufopfern. Er wolle die bestehende schmähliche Coalition von Liberalen und Oligärchen zu einer solchen Größe erheben, daß kein Wechsel, keine veränderte Verbindung der Umstände sie stürzen, oder auch nur ihr Ansehn schwächen könne.

Die Absicht der India-Bill entging niemanden; aber König Georg, der nur eine Zeitung las und auch dabei zuweilen einschlief, zu dem niemand gelassen wurde (so steif hielt er auf Etikette), der nicht durch Herkommen dazu berechtigt war, ahndete nichts, obgleich er das aus Pitts und seiner Freunde Parlamentsreden leicht hätte lernen können, daß er durch diesen Vorschlag ein Untergebener seiner eignen Minister werden solle, denn er hatte ihn nur gebilligt, weil er nicht im Stande war, die verborgene Absicht desselben zu entdecken. Die Bill ward mit einer bei so wichtigen Dingen unerhörten Eile im Unterhause drei Mal hinter einander verlesen und jedes Mal mit einer Mehrheit von hundert und vierzehn Stimmen angenommen, so daß sie schon am 9. December ans Oberhaus gebracht werden konnte. Auch hier nahmen sich bei der ersten Lesung am 9. Lord Temple und der Herzog von Richmond als Gegner der Coalition und Lord Thurlow als Freund des Königs der in ihren Grundlagen bedrohten Constitution vergebens an, das Gesetz erhielt die Zustimmung der Pairs, obgleich Lord Temple, der vom Herzog von Richmond unterstützt ward, den Ministern schändlichen Volks- und Königsverrath vorwarf [64]). Auch Lord Thurlow, der als Mitglied des geheimen Raths vorher dem Könige den ersten an ihn gelangten Wink über die eigentliche Absicht der beiden Vorschläge, der von seinen Ministern bestellten Commission gegeben hatte, suchte in seiner heftigen Rede dagegen alle, die irgend mit dem ostindischen Handel etwas zu thun hatten, gegen die vom Unterhause beschlossene Maßregel aufzuregen [65]). Alles war vergeblich, die Bill ging nicht blos am 9.

64) Er sagte wörtlich: That he was happy to embrace the first opportunity of entering his protest against so *infamous* a bill — — against a stretch of power so truly alarming, and that went near to seize upon the most inestimable part of our constitution — *our chartered rights.*

65) Er sagte: Die Bill wäre eine entsetzliche Verletzung alles Privateigenthums, ein Unternehmen, das jedem Engländer durch die Seele ginge und das sich durch nichts als durch die dringendste Nothwendigkeit entschuldigen

Dezember, sondern auch bei der zweiten Lesung am 15. mit sieben und achtzig gegen neun und siebenzig Stimmen durch, und das Ministerium hielt seine Sache für gewonnen, weil die dritte Lesung nach dem Ausgang der beiden andern bloße Form schien.

Zwischen der ersten und zweiten Lesung der Bill hatte indessen am 11. Graf Temple dem Könige endlich über die wahre Absicht der mit soviel Eile durch beide Häuser getriebenen Bill die Augen geöffnet und ihn in einer bis dahin nie vorgekommenen Sache auch zu einem ganz unerhörten Schritt gebracht. Der König nämlich, im Schrecken über die ihm bevorstehende Beschränkung der freien Wahl seiner Minister, bat den Grafen den gefährlichen und nach den Grundsätzen der englischen Constitution unerlaubten Schritt zu thun, seine (des Königs) persönlichen Freunde zu beschwören, dem verhaßten Vorschlage bei der dritten Abstimmung ihre Stimmen zu versagen. Um Glauben zu finden, hatte Lord Temple dazu einer Vollmacht nöthig. Der König schrieb deshalb ein Billet, welches er dem Grafen in geheimer Audienz zustellte, worin er durch seinen Namenszug bescheinigte: „daß er dem Grafen Temple erlaube, den Freunden des Königs unter den Pairs zu sagen, daß jeder von ihnen, der für die India-Bill seiner Minister stimme, nicht nur sein Freund nicht seyn könne, sondern auch als sein Feind von ihm werde betrachtet werden. Wenn diese Worte nicht stark genug seyn sollten, so möge Lord Temple solche Worte gebrauchen, welche stärker oder dem Zwecke angemessener wären.“

Die Bischöfe und alle die, welche mit dem Hofe in näherer Verbindung standen oder den König persönlich und als Privat-

ließe. Diese Nothwendigkeit müßte durch Beweise vor den Schranken des Hauses dargethan werden, nicht durch Berichte eines Ausschusses des Unterhauses, denen er so viel Glauben schenkte, als dem Leben des Robinson Crusoe.

mann achteten, wollten ihn nicht offenbar und persönlich beleidigen, wenn sie auch politisch nicht mit ihm auf einem Wege waren, sie mußten schicklicher Weise also bei der dritten Lesung am 17. auf den ausdrücklichen Willen des Königs Rücksicht nehmen, auch sein ältester Sohn, der Prinz von Wales, der am 15. eine der acht Stimmen der Mehrheit für die Minister abgegeben hatte, konnte dem ausdrücklichen Befehl seines Vaters nicht widerstreben, er blieb weg. Dadurch ward die Verwerfung der Bill bei der dritten Lesung entschieden [66]) und der König gerieth mit seinen eignen Ministern in offnen Krieg, ohne daß irgend eine Möglichkeit zu seyn schien, daß er ohne sie regieren könne. Oberhaus und Unterhaus geriethen in förmlichen Krieg, die Minister und ihre Freunde wütheten ärger und gröber in ihren Reden im Parlament gegen den König und die Pairs als je vorher Wilkes, oder der Verfasser von Junius Briefen oder der demokratische Lordmayor, oder auch der über Schicklichkeit und Wahl der Ausdrücke niemals ängstlich besorgte Gemeinderath von London gethan hatten. Ein Mitglied des Parlaments überbot immer das Andere durch Heftigkeit der Anträge und beleidigende Reden.

Ein ministerielles Parlamentsglied, Baker, den man zu den leichten Truppen dieses Kriegs zählen muß, trug zuerst darauf an, daß das Parlament erklären sollte, daß Lord Temple durch Vorzeigung des königlichen Billets im Oberhause ein schweres Staatsverbrechen begangen habe, und dieser Vorschlag ward angenommen [67]). Nach ihm trat Fox auf, und hielt eine Rede, wie sie um 1792 schwerlich einer der Girondisten in der fran-

66) Wer das Einzelne und die Namen derer, die am 17. ihre Stimmen gegen die Bill gaben oder geben ließen (by proxy), nachdem sie am 9. und 15. dafür gestimmt hatten, wissen will; der lese Wraxall Vol. II. pag. 458—60.

67) That to report the opinion or pretended opinion of the King upon any bill or other proceeding, depending in either house of parliament, with a view to influence the vote of the member, was a *high crime and misdemeanor*.

zösischen legislativen Versammlung gehalten hat, und doch war Fox damals Minister desselben Königs, den er öffentlich im Parlament heftig schmähte, indem er zugleich das Oberhaus furchtbar angriff. Fox klagt sowohl die Pairs als den König einer Conspiration gegen die Mehrheit der Mitglieder des Unterhauses an und geht so weit, daß er von denjenigen Gliedern des Oberhauses, welche gegen den vom Unterhause gebilligten Vorschlag gestimmt hatten, sagt: Es wären des Tiberius Prätorianer, oder vielmehr Janitscharen, die auf ihres Sultans Befehl seine Bill strangulirt hätten. Dabei richtet er sich besonders gegen Pitt und klagt ihn an, daß er auf eine unredliche Weise sich des Ministeriums zu bemächtigen suche, Lord Temple wirft er vor, daß er eine Art Rescript, wie es Tiberius von Capräa aus gegen Sejanus an den Senat geschickt, gegen seine Bill ans Oberhaus gebracht habe.

Lord Temple und William Pitt waren allerdings schon damals im Stillen Rathgeber des Königs, auch ließen sie sich weder durch die heftigen Beschlüsse, die das Unterhaus in dieser ersten stürmischen Sitzung faßte, noch durch die drohenden Anstalten für eine folgende erschrecken, obgleich alle Beschlüsse ganz im Sinne und nach den Anträgen der Coalition mit einer Stimmenmehrheit von drei und siebenzig Stimmen gefaßt wurden. Pitt hatte schon in der Sitzung vom 17. Dezember die Minister aufgefordert, ihre Entlassung einzureichen; er war schon damals Willens im Vertrauen auf die durch Flugschriften und Zeitungen zu erregende Besorgniß für die Constitution, auf den Widerwillen gegen die Coalition und auf das Geschrei gegen den Eingriff ins Privateigenthum, den das Ministerium gewagt habe, sich in den Kampf mit dem Parlamente muthig einzulassen. Auch der König erwartete nach den heftigen Ausfällen auf ihn, welche sich die Minister am 17. im Parlament erlaubt hatten, daß sie am folgenden Tage ihre Entlassung fordern würden, er wartete aber den ganzen achtzehnten hindurch vergebens darauf. Als sie nicht erschienen, sendete er endlich um Mitternacht

einen Botschafter an sie, der sie ersuchte, dem Könige die Siegel durch die Unterstaatssecretärs zustellen zu lassen, ihn selbst aber mit ihrer Gegenwart zu verschonen. Um ein Uhr Nachts erhielt dann der König die Siegel, welche Lord Temple einstweilen in Verwahrung nahm; erst am folgenden Morgen wurden die sämmtlichen Glieder des Cabinets verabschiedet.

Die Briefe, durch welche die Glieder des Ministeriums entlassen wurden, hatte zwar Lord Temple unterzeichnet; Pitt aber war es, der am 19. in seinem vier und zwanzigsten Jahr die Leitung der Geschäfte übernahm, indem er die Stelle eines ersten Lords der Schatzkammer mit der eines Kanzlers des Schatzgerichts vereinigte, da er auch nicht einmal Lord Temples Einfluß neben dem seinigen duldete. Lord Temple nämlich ward zwar anfangs Staatssecretär, mußte aber schon nach drei Tagen ausscheiden. Es ward zugleich eine solche Veränderung der Personen bei allen Stellen vorgenommen, wie selbst im Jahre 1782 nicht geschehen war.

Nach den durchgreifenden Veränderungen bei den Stellen am Hofe und im Staate erwartete jedermann eine Auflösung des Parlaments, weil das Coalitionsparlament sich jedem Vorschlage des neuen Ministeriums widersetzte und zu fürchten war, daß es auch die Bewilligung des stehenden Heers und des Budget verweigere. Pitt hielt daher für nöthig, den Streit so lange fortzusetzen, bis er so viele große Herrn und so viele Stimmen im Publikum gewonnen hätte, daß man nicht wagen dürfe, das lange verschobene Budget ganz zu verweigern. Ueber den Punkt der Auflösung des Parlaments waren übrigens Pitt und Lord Temple völlig einig, nicht aber über die Zeit, wann diese vorgenommen werden sollte, und der Erfolg der Maßregel, worauf Pitt hartnäckig bestand, hat bewiesen, daß er schon damals den politischen Takt besaß, den er in der folgenden Zeit bei jeder Gelegenheit bewährt hat. Pitt wollte das Parlament durch drohende Auflösung fortdauernd in Schrecken halten, bis es nicht mehr wage, die Acte wegen des stehenden Heers (Mutiny act) und das Budget zu versagen; Lord Temple wollte

es sogleich entlassen, darüber schied er schon nach drei Tagen aus dem kaum erst gebildeten Ministerium. Von diesem Augenblick an waren es besonders Pitt und Dundas, welche im Unterhause dem Sturme Trotz boten. Lord Thurlow als Kanzler hatte im Oberhause einen weniger heftigen Kampf, da die Pairs, welche die Mehrheit gegen die Indiabill gebildet hatten, ihre eigne Sache verfechten mußten. Das Parlament hatte die Auflösung gefürchtet und noch ehe das Cabinet gebildet war, suchte es am 22. Dezember Vertagung und Auflösung durch eine sehr heftige Adresse zu hindern. Pitt selbst war an dem Tage nicht anwesend, er ließ aber in seinem Namen feierlich erklären, daß er weder daran denke, das Parlament aufzulösen, noch es zu vertagen. Nichtsdestoweniger ward mit einer solchen Mehrheit der Stimmen, daß eine Zählung derselben unnöthig war, die heftigste Adresse an den König gemacht, welche seit der Zeit der Revolution an einen brittischen Regenten war gemacht worden [68]).

Diese Adresse ward dem Könige von einer sehr zahlreichen Deputation überreicht, wobei der ganze Anhang der Coalition unartig genug gewesen seyn soll, in Masse vor dem Könige zu erscheinen. Da gleich hernach die Festtage eine Pause der Parlamentssitzungen von selbst herbeiführten, so begnügte sich der

68) Das Parlament wolle, heißt es, Sr. Majestät unterthänig vorstellen, daß ein gefährliches Gerücht von einer bevorstehenden Auflösung des Parlaments verbreitet werde. Davon seyen aber die größten Schwierigkeiten und die gefährlichsten Folgen zu befürchten, denn die Erhaltung des öffentlichen Credits, die Erhebung der Abgaben, die Abstellung der in der Regierung von Ostindien eingerissenen Mißbräuche, der Zustand der Finanzen der Compagnie, erforderten die unmittelbare Hülfe des Parlaments. Es wäre das Verderblichste zu befürchten, wenn besonders die indischen Angelegenheiten einem neuen Parlamente überlassen werden sollten, welches durch die langen und verwickelten Untersuchungen, welche das gegenwärtige beschäftigt hätten, nicht vorbereitet wäre. Der Schluß enthielt den heftigen Theil: Das Haus ersuche Sr. Majestät in Unterthänigkeit, den Vorschlägen desselben, nicht aber den geheimen Rathschlägen besonderer Personen Gehör zu geben, welche eigne Privatvortheile, unterschieden von dem wahren Besten des Königs und seines Volks, haben könnten.

leitende Minister, eine ausweichende, übrigens aber ganz freundliche Antwort geben zu lassen, welche indessen so gefaßt war, daß die Furcht einer Auflösung ausdrücklich erhalten ward. Als sich das Parlament am 12. Januar 1784 wieder versammelte, folgten fünf oder sechs Erklärungen, eine der andern und seine heftiger als die andere. Unter diesen Erklärungen des Parlaments war eine, worin es hieß: „Bei der gegenwärtigen Lage der Staaten seiner Majestät sey durchaus eine Regierung nöthig, welche das Vertrauen des Parlaments und des Publikums habe.“ Pitt, obgleich er fortdauernd die Mehrheit im Unterhause gegen sich hatte, blieb im Ministerium, behielt seinen Gang bei, ließ das Volk auf jede Weise bearbeiten, und bemächtigte sich vorerst der Mehrheit im Oberhause, bis erfolgt sey, was nicht fehlen konnte, daß sich das ganze Publicum von seinen Gegnern abgewendet habe. Der Herzog von Rutland und Graf Gower, hernach Marquis Strafford, schlossen sich mit ihrem Anhange an Pitt an, den andern Pairs zeigte er sich auf dieselbe Weise conservativ, wie er sich hernach immer bewiesen hat, und alle die Herrn schlossen sich willig an ihn an. Das Unterhaus versuchte indessen das Aeußerste um so mehr, als sich seit der Zeit, daß Rutland und Gower übergetreten waren, das Ministerium auf das Oberhaus stützte und auch die Stimmung des Publicums sich zu Gunsten des Königs wendete.

Am 16. Januar ward Lord Carl Spencers Vorschlag angenommen, daß das Haus erklären solle: „die Fortdauer des gegenwärtigen Ministeriums, zu dem das Parlament kein Vertrauen habe, sey verfassungswidrig;“ allein schon bei dieser Gelegenheit offenbarte sich, daß die Ratten angefangen hatten, zu wandern. Die frühere Mehrheit der Opposition, welche vier und fünfzig betrug, war auf ein und zwanzig herabgesunken. Gleich hernach versuchte Pitt, seiner Seits eine Indiabill durchs Parlament zu bringen, wie man dringend gefordert hatte und der Zustand der ostindischen Gesellschaft nöthig machte. Diese Bill ward nicht, wie man erwartet hatte, gleich bei der ersten

Lesung verworfen, sondern erst bei der zweiten, und auch dann nur mit einer Mehrheit von acht Stimmen. Dies war am 23. Januar; seitdem wurden von allen Ecken und Enden die in solchen Fällen gewöhnlichen Adressen gegen Fox Indiabill eingereicht, das Parlament und der König mit Vorstellungen zu Gunsten des Ministeriums und gegen die Mehrheit im Unterhause bestürmt und beide Partheien gaben sich das Ansehen, als wenn sie eine Versöhnung durch ein gemischtes Ministerium bewirken wollten. Die Versuche, welche von Ende Januar bis Mitte Februar in dieser Beziehung gemacht wurden (mit denen es schwerlich Ernst war), scheinen uns der englischen Specialgeschichte anzugehören, für unsern Zweck, europäische allgemeine Geschichte, ist es genug, wenn wir den Weg bezeichnen, auf welchem unter Pitt die Aristokratie über den König siegte, ihn von dem Einfluß, den er seit 1763 gesucht und zum Theil erhalten hatte, ganz ausschloß und zugleich auch das demokratische Streben, welches Fox einigermaßen begünstigt hatte, unterdrückte.

Das Oberhaus fühlte sich schon im Anfange Februar mächtig genug durch die öffentliche Meinung, um sich in einen Streit mit dem Unterhause einzulassen. Es ließ die Erklärung ausgehen: daß es der Verfassung zuwider sey, wenn eins von beiden Häusern sich eine im Gesetz nicht enthaltene (discretionary) Macht anmaße, es sey ein ganz unbestreitbares Vorrecht des Königs, ohne jemand zu befragen, die höchsten Beamten der Regierung zu bestellen und das Oberhaus habe allen Grund, das festeste Vertrauen in den König zu setzen, wenn von Ausübung dieses Vorrechts die Rede sey. Dadurch sah sich das Unterhaus genöthigt, den Schein der Verletzung der Constitution, worauf die Nation sehr eifersüchtig ist, von sich abzuwenden und zu erklären, daß es erstlich sich nie angemaßt habe, ein Recht zu haben, die Gesetze zu suspendiren. Zweitens, daß es aber ganz mit den Gesetzen und dem Gebrauche übereinstimmend sey, wenn sich das Unterhaus über die Anwendung eines Vorzugsrechts ausspräche. Hernach ward der durch die Unterhandlungen der Coalition mit der ministeriellen Parthei

bis in die Mitte Februar verzögerte offne Krieg am 20. Februar wieder begonnen.

An dieſem Tage ward eine neue Adreſſe an den König gerichtet, worin er dringend gebeten ward, ſein Miniſterium zu ändern [69]). Als auch auf dieſe Adreſſe eine freundliche aber ablehnende Antwort erfolgte, würde zwar Fox vielleicht im folgenden Monat geneigt geweſen ſeyn, die Militärbill und das bis dahin von einer Woche zur andern verſchobene Budget zu verweigern, er erkannte aber ſchon im Anfange März, daß ſein Anhang nicht geneigt ſey, ihm bis zum Aeußerſten zu folgen. Am erſten März nämlich erließ das Parlament einen förmlichen und beſtimmten Beſchluß (resolution), worin es dieſes Mal ganz ausdrücklich die Entlaſſung der Miniſter vom Könige forderte [70]). Dieſe letzte Reſolution des Parlaments konnte Pitt um ſo ruhiger vom Könige freundlich, wenn gleich ablehnend, beantworten laſſen, als er ſchon damals ganz ſicher wußte, daß auch das bisherige, ihm durchaus feindliche Parlament nicht mehr wagen werde, durch eine Verſagung ſeiner Stimmen den ganzen Gang der Verwaltung zu hemmen. Dies ward in der That öffentlich kund, als Fox auch nach der letzten Antwort des Königs eine neue Vorſtellung und Beſchwerde im Parlament durchſetzte. Dieſe Vorſtellung war heftiger, ausführlicher, mehr mit anſcheinenden Gründen unterſtützt, als eine der Vorigen [71]), da ſie aber nur mit der Mehrheit einer

69) Die Worte der Reſolution ſind: That the continuance of the present ministers in trusts of the highest importance and respectability was contrary to the principles of the constitution and injurious to the interests of the king and the people.

70) The house humbly prays his Majesty, that he will be graciously pleased, to lay the foundation of a strong and stable government by the previous removal of his present ministers.

71) Die lange Vorſtellung an den König, welche mehrere Seiten füllt, beginnt mit den Worten: Wir bezeigen unſere Betrübniß, daß, da Sr. Majeſtät väterliche Güte Se. Majeſtät bewogen hatte, ſich von den Vortheilen zu überzeugen, welche aus einer Adminiſtration, wie wir ſie in unſerer Reſolution angegeben hatten, entſtehen könne, dennoch Se. Majeſtät ſich verlei-

einzigen Stimme angenommen ward, so mußte Fox wohl erkennen, daß es klug sey, den Kampf vorerst wenigstens nicht lebhafter zu treiben, um nicht selbst die Auflösung des Parlaments herbei zu führen.

Dies war ein Signal für alle, die nur irgend möglich fanden, Aufnahme zu erhalten, sich an das neue Ministerium anzuschließen, da an eine Verweigerung des Budget nicht mehr zu denken war. Die Zeitungen hatten damals alles gegen Fox Indiabill und gegen den Eingriff ins Eigenthumsrecht, den man der Coalition vorwarf, heftig erbittert, und man war überzeugt, daß wegen der Stimmung im ganzen Lande und weil der Unwille über die Coalition, besonders aber über Fox ungemein heftig war, Pitts Sieg völlig entschieden sey. Er übereilte sich indessen nicht, er legte, auch nachdem die bisher immer verschobene Hauptsache wegen Einnahmen und Ausgaben am 9. März entschieden war, dem Parlamente noch andere Dinge vor und vertagte es erst am 24ten. Am folgenden, 25ten, ward dann endlich das Parlament der Coalition entlassen und neue Wahlen angeordnet. Bei der Gelegenheit erlaubte sich freilich Pitts Parthei bei der Wahl in Westminster Dinge, welche dem Gesetze entgegen waren, um Fox zu nöthigen, sich durch eine schottische Insel ins Parlament bringen zu lassen, die Wahlen waren aber im Allgemeinen der Coalition entgegen, und das neue Parlament würde noch günstiger für Pitt gewesen seyn, wenn nicht der König und der Thronerbe in offnem Zwist gewesen wären. Da sich Fox und Sheridan des Prinzen von Wales annahmen, so mußte Pitt die persönliche Angelegenheit des Königs auch zur Seinigen machen, das erschwerte ihm hernach sein Geschäft.

Die Geschichte des neuen Ministeriums und des Parlaments, von dem es unterstützt ward, gehört in diese Periode

ten lassen, die Meinungen einzelner Personen dem wiederholten Rathe der im Parlamente versammelten Repräsentanten seines Volks in Ansehung der Mittel einen so erwünschten Zweck zu erlangen, vorzuziehen u. s. w. u. s. w.

nicht, sondern in die Zeit der Revolution, einige wenige Bemerkungen mögen daher diesen Abschnitt beschließen. Zuerst ward Pitts zweite Indiabill, vermöge deren die Oberaufsicht (Control) über die ostindischen Angelegenheiten und über die ostindische Gesellschaft an das Ministerium kam, gleich anfangs im neuen Parlamente angenommen. Dadurch ward die Protection, wurden alle Vortheile und Stellen, über welche die ostindische Compagnie verfügen konnte, nicht wie Fox gewollt hatte, an ein einzelnes Ministerium, sondern an jedes nach der gewöhnlichen Ordnung bestellte, gebracht. Hernach begann unter Pitt, dessen jetzt der König gar nicht entbehren konnte, wenn er nicht seinen Feinden, die sich seines Sohns, des Prinzen von Wales bemächtigt hatten und für dessen Schulden und Aufwand im Parlament schöne Reden hielten, in die Hände fallen wollte, langsam und vorsichtig eine aristokratische, oder wenn man will, conservative Bewegung, welche der demokratischen, der wir bisher seit 1763 gefolgt sind, gerade entgegengesetzt war. Diese Bewegung rückwärts, oder mit andern Worten, die Sorge, alle alten Mißbräuche, alle überflüssigen Pensionen, alle Vorzugsrechte gewisser Familien bei einträglichen und ehrenvollen Stellen in Flotte und Heer, alle faulen Wahlflecken, alle Sinecuren und unnützen Pfründen, als wesentliche Stücke der, wie es immer heißt, beglückenden Verfassung, als ehrwürdige Reste des Mittelalters aufrecht zu erhalten, wuchs seit 1784 in England in eben dem Maße, als auf dem festen Lande am Ende des Jahrhunderts alles Alte zu verschwinden drohte. Daher kam es, daß sich hernach Bonaparte und Pitt seit 1800, wie die neue und die alte Zeit, wie ein strenger militärischer Monarch und das Haupt einer aus Kaufleuten, Hierarchen und Dynasten der Zeit des Feudalismus bestehenden Aristokratie, so entgegenstanden, wie die Republikaner Frankreichs sich Pitt und Coburg entgegenstellten.

Zweites Capitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des festen Landes bis auf die ersten Anzeichen der französischen Revolution.

§. 1.

Kaiser Joseph II. vom Tode seiner Mutter bis auf den Türkenkrieg.

Joseph II. wollte mit monarchischer Gewalt bewirken, was man in andern monarchischen Staaten mit Gewalt zu hindern sucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengesetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Volke und mit dem Zeitgeiste in Zwist. Er wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältnisses, wie die Gesetzgebung und die Rechtspflege seiner Staaten verändern; das war freilich ohne Revolution und ohne das Volk zu Rathe zu ziehen unmöglich, und das Volk wollte Joseph nicht befragen; seine Geschichte ist daher die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der vom besten Willen beseelt mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundsgenossen zu finden, oder auch nur zu suchen. Er setzte seinen eignen gesunden Verstand dem Herkommen und Schlendrian, der Politik, dem Pedantismus, der Rechtswissenschaft, dem herrschenden Aberglauben, der Verfassung sogar und allen Urkunden entgegen; er mußte daher oft auch wider seinen Willen zum Tyrannen werden, um auch sogar nur die Einrichtungen durchzusetzen, deren sich bis auf den heutigen Tag die Verständigen in Oesterreich freuen. Nur er allein ist im Stande gewesen, das wenige Licht zu verbreiten, dessen sich die Freunde des Fortschreitens in Oesterreich erfreuen und wegen dessen sie den Kaiser noch

jetzt im Stillen segnen. Sie erlangten diese Vortheile nicht immer ohne einige Ungerechtigkeit und Härte von seiner Seite; Radicalreformen sind aber stets nothwendig mit temporärer Ungerechtigkeit und Härte verbunden.

Gleich beim Antritt seiner Regierung am 28. Nov. 1780 kündigte er förmlich an, daß er auf das Bewußtseyn seiner guten Absicht als Herrscher vertrauend, ohne Rücksicht auf Vorurtheile und Vorrechte der verschiedenen Völker und Stämme seines Reichs, nur das Wohl der Gesammtheit im Auge haben werde. Das hieß mit andern Worten, er werde die Bevollmächtigten der Böhmen, Ungarn u. s. w. nicht befragen, sondern auch sie nach seiner deutschen Ansicht behandeln. Er wollte daher vom Palladium der Ungarn, von ihrer heiligen Krone und ihrer Verfassung nichts wissen, ließ sich auch nicht als ihr Nationalkönig krönen, woraus sie für ihre Verfassung eine höchst ungünstige Vorbedeutung zogen. In Belgien schien er anfangs das Vorurtheil scheuen zu wollen, weil ihn Tractate mit den Bürgen des Utrechter Friedens fesselten. Er ließ sich nämlich in den verschiedenen Provinzen Belgiens als Herzog oder als Graf persönlich huldigen und auf die bestehende Verfassung verpflichten, obgleich er schon damals (Juli 1781), nachdem er im vorigen Monat (Juni) Holland und besonders Amsterdam unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein besucht hatte, den großen Unterschied der Gewerbsamkeit und des Wohlstandes, den er zwischen den sieben Provinzen und den belgischen beobachtete, ganz allein der in Belgien fortbestehenden Verfassung des Mittelalters, der Hierarchie und der Feudalität zuschrieb. In Wien machte hernach Joseph der seit undenklicher Zeit hergebrachten und unter Franz II. völlig wieder hergestellten Regierung der großen Familien und der Anstellung einer großen Anzahl vornehmer Herrn, welche die Geschäfte durch die untergeordneten Beamten, oder durch ihre Secretärs, oder auch gar nicht besorgten, plötzlich ein Ende. Er richtete keine neue Hierarchie der Verwaltung ein, weil er mit Recht niemanden ganz traute, er wollte außerdem Alles selbst sehen, anhören und lei-

ten, was unmöglich war. Er umgab sich in seinem Cabinet bloß mit Secretären, er hörte selbst jedermann an und war Tag und Nacht thätig; aber er vergaß, daß Harun Alraschids im Orient berühmtes Regierungssystem im Occident durchaus unanwendbar sey. Die Ankündigung des einen und untheilbaren österreichischen Reichs, die er ausgehen ließ, erschreckte daher auch die Ungarn, Böhmen, Belgier, Lombarden nicht weniger als die Ankündigung der einen und untheilbaren helvetischen Republik um 1798 die mehrsten Cantons der Schweiz. Den Ungarn, oder doch einem ungarischen Magnaten erklärt Joseph in dieser Beziehung um 1785 rund heraus, seine Regierung sey eine deutsche, und er wolle daher *nicht einmal* die Sprache der Millionen seiner Unterthanen, welche eine andere als die deutsche redeten, offiziell anerkennen [72]).

Joseph theilte daher ohne Rücksicht auf Nationalität seine ganze Monarchie in dreizehn Statthalterschaften, deren jede wieder in Kreise zerfiel. Dadurch ward den Ungarn gewissermaßen die Auflösung ihrer Jahrhunderte lang so hartnäckig vertheidigten Constitution verkündigt, denn diese knüpfte sich an ihre heilige Krone, an die Krönung, welche der Kaiser vernachlässigt hatte und an die Abtheilung ihres Landes, das jetzt in zehn Kreise getheilt ward, in fünfzig Gespannschaften. Die Veränderungen, welche der Kaiser vornahm und die unzähligen sich vielfach durchkreuzenden und nicht selten sich widersprechenden, aber immer wohlgemeinten Verordnungen Josephs aufzuzählen, gehört nicht zum Zwecke dieses Werks, man muß zu

72) Das sagt Joseph in einem Briefe in der oft angeführten Sammlung. Er ist vom Januar 1785 und war an einen ungarischen Magnaten gerichtet. Dort heißt es: Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in *einer einzigen Provinz* nach der Nationalsprache derselben tractiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs, demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin.

diesem Zweck die zahlreichen Biographien des Kaisers, besonders die neuste von Groß Hoffinger zu Rath ziehen, auch findet man bei Dohm Vieles, was dahin gehört. Die genaue chronologische Geschichte aller Veränderungen Josephs müßte nothwendig hier aufgenommen werden, wenn wir im Einzelnen entwickeln wollten, auf welche Weise der Kaiser persönlich und allein mit seinen zum Theil durchaus verblendeten Zeitgenossen, mit Beamten und Ständen seiner Länder, mit Adel und Geistlichkeit, ja sogar mit den Juden und ihren Vorurtheilen in beständigem Streit war. Wir wollen aber für unsern allgemeinen Zweck nur im Allgemeinen andeuten, theils was er zu Gunsten seines im Geiste der französischen und italienischen Oekonomisten entworfenen Plans einer Totalreform versuchte, theils wo und wie er dabei auf unübersteigliche Hindernisse stieß.

Am glücklichsten war er in der Reformation des Zustands der geistlichen Angelegenheiten seines Reichs; denn er begann gleich bei seinem Regierungsantritt und schritt so schnell vorwärts, daß man trotz aller Bemühungen bis auf unsere Tage nicht im Stande gewesen ist, den alten Zustand zurückzuführen. Von Swieten hatte freilich schon unter Maria Theresia, deren volles Vertrauen er besaß, bei der Aufsicht über Hierarchie und Klöster und der Abt Felbinger in Rücksicht des Unterrichts in den niedern Schulen und der Lehrbücher stille und geringe Verbesserung versucht, auch ward der Kaiser gerade in diesem Fache von allen den Männern Oesterreichs unterstützt, welche an dem damaligen neuen Leben unserer Literatur Antheil nahmen. Oesterreich befand sich aber gleichwohl damals gleich Baiern in geistlicher Beziehung in dem Zustande, worin es im siebenzehnten Jahrhundert gewesen war. Kaunitz dachte über Geistlichkeit und Hierarchie nicht blos wie Joseph, sondern sogar wie die Pariser Philosophen, von denen der Kaiser nichts wissen wollte; er unterstützte daher den Kaiser in seinem Eifer gegen Papismus, Mönchthum und Hierarchie, obgleich er in andern Puncten mit dem eilfertigen Reformiren nicht zufrieden war. Die Männer, welche Joseph in geistlichen Dingen gebrauchte, verdienen schon darum genannt zu

werden, weil sie als gelehrte und rechtgläubige Katholiken nur dem Papismus, dem Mönchthum, dem Jesuitismus und Fanatismus muthig entgegentraten, die eigentliche und reine katholische Lehre aber auf jede Weise zu erhalten und zu befestigen suchten. Die vorzüglichsten unter ihnen waren, von Born, von Sonnenfels, von Greiner, der Prälat Rautenstrauch, der Baron Kresel, der Staatssecretär Molinari, die Pröbste de Terme und Wittola, der Unterkämmerer Valery, ein Riegger, ein Eybel, ein Schneller, deren bekanntere Namen wir anführen, um zu beweisen, daß es dem Kaiser an gelehrten Rathgebern nicht fehlte, und daß die vorzüglichsten Männer unter den Katholiken seine Schritte billigten.

Der Kaiser behauptete zwar immer, daß er sich in Religionsangelegenheiten nur in so weit mischen wolle, als es die äußere Disciplin oder das mit dem Kirchlichen verbundene ganz allein vom Staat abhängige Weltliche betreffe; dies scheint auch sogar Papst Pius VI., als er ihn in Wien besuchte, geglaubt zu haben. Es scheint uns jedoch aus einer unter dem Text angeführten Stelle eines im October 1781 von ihm an den Cardinal Herzan, der sich seiner Sachen in Rom annahm, geschriebenen Briefs hervorzugehen, daß er allerdings erkannte, daß die Geistlichkeit des Mittelalters und ihre Concilien das Innere und das Aeußere so genau verbunden hätten, daß man das Eine nicht verbessern könne, ohne auch das Andere anzurühren [73]). Zuerst ließ er daher eine allgemeine Toleranz verkündigen, hob den unmittelbaren Zusammenhang der Mönchs-

73) Es heißt am Schlusse dieses Briefes (Briefe, 1822, bei Brockhaus, Seite 52): Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke mit. So werden sie nach einem Zeitraum von Jahren Christen seyn; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind, — so werden auch noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit u. s. w.

und Nonnenklöster mit Rom auf, und beschränkte die Gewalt, welche der Papst über den Clerus der österreichischen Lande ausgeübt hatte. Dabei ward er besonders von solchen Lehrern des katholischen Kirchenrechts geleitet, welche in ihrem Schulsystem das, was man Episcopalregierung der Kirche nennt, der absolut monarchischen päpstlichen vorzogen. Was das Letztere angeht, so baute Joseph dabei auf eine unter seiner Mutter Regierung 1767 erlassene Verordnung und auf den festen Widerstand, den auch Maria Theresia den Jesuiten und den Päpsten entgegensetzte, wenn sie von Anwendung der Bullen unigenitus und in coena domini redeten. Joseph ging weiter, er verbot nämlich irgend eine Bulle oder ein Breve des Papstes bekannt zu machen, ohne vorher die Billigung der höhern Landesstellen nachgesucht zu haben. Es ward ferner verboten, Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und besondere geistliche Befreiungen ferner unmittelbar vom Papste statt von den Bischöfen und Erzbischöfen des Landes zu suchen. Weil die Mönche und ihre Klöster bisher als eine Armee Roms und als Pflanzschulen der Priester und der im römischen Sinn unterrichtenden Lehrer dienten, so ward untersagt, die Priester von den Klöstern zu nehmen, sie sollten alle in den auf kaiserlichen Befehl eingerichteten Generalseminarien gebildet werden. Im Jahre 1787 ward endlich sogar verboten, irgend einen Titel, eine Würde, eine Gunstbezeugung vom Papste anzunehmen, ohne vorher bei der Regierung darüber anzufragen. Allen Geistlichen wurde bei Verlust ihrer Beneficien verboten, Gelder für Messen zu bezahlen, welche außerhalb Landes gelesen werden sollten, das hieß mit andern Worten, für solche, die in römischen Kirchen oder was man an den Schwellen der Apostel nennt, gelesen würden.

Gleich die ersten Verordnungen, besonders die wegen der Toleranz, wegen der Aufhebung des Zusammenhangs der geistlichen Orden in den Erbstaaten mit einem Ordensgeneral in Rom und ihre Unterwerfung unter die Bischöfe und Erzbischöfe ihrer Provinzen weckten die Besorgniß der Exjesuiten und ihres gutmüthigen, wohlmeinenden, aber höchst beschränkten Werk-

zeugs, des sächsischen, oder was einerlei ist, polnischen Prinzen, des Erzbischofs von Trier und Bischofs von Augsburg. Clemens Wenzel von Trier hätte immerhin den Kaiser gutmüthig warnen mögen, Joseph hätte ihm gewiß nicht spöttisch, oder vielmehr höhnend geantwortet, wenn er nicht gewußt hätte, daß Clemens von den Jesuiten getrieben werde und daß ein fanatischer Jesuit, der Abbé Beck, für ihn die Feder geführt habe. Dieser schrieb den warnenden Brief des Kurfürsten, der nur seinen Namen darunter setzte.

In dem Ermahnungsbrief an den Kaiser, den der Erzbischof von dem Jesuiten aufsetzen und abgehen ließ (Anfang Juni 1781), beschwert er sich über fünf Punkte, ganz besonders aber darüber, daß eine allgemeine Toleranz verkündigt sey und daß inskünftige die Bischöfe nur solche Bücher sollten verbieten dürfen, welche auch vom Wiener Censurcollegium verboten worden. Der jesuitische Brief spornte einen so lebhaften und auf sich und seine Einsicht unbedingt vertrauenden Fürsten wie Joseph, statt ihn zurückzuhalten, doch scheint uns aus seiner Antwort hervorzugehen, daß er auch diese religiöse Angelegenheit zu sehr als eine persönliche betrachtete, seiner kaiserlichen Würde durch die Art seiner Ironie etwas vergab und nicht genug Rücksicht darauf nahm, daß er es mit Dienern einer positiven Lehre und Kirche, nicht mit Philosophen zu thun habe. Er antwortet nämlich zuerst dem guten, aber im Geiste des Mittelalters warnenden Erzbischofe auf die fünf Puncte das, was ihm in dem Augenblick gerade einfällt, dann schließt er seinen Brief mit folgenden Worten: „Kurz und gut, ich hoffe, wir gehen beide den kürzesten Weg selig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufs erfüllen, worin uns die Vorsehung gesetzt hat und wenn wir dem Brode, das wir essen, Ehre machen. Sie essen das Brod der Kirche und protestiren gegen alle Neuerungen, ich das Brod des Staats und vertheidige und erneuere seine ursprünglichen Rechte."

Die unverständige Opposition ermunterte den Kaiser, statt ihn abzuschrecken, denn seit der Zeit, daß der Erzbischof ihm

geschrieben hatte, begannen erst die Hauptveränderungen. Der Erzbischof von Trier oder vielmehr der Jesuit, der in seinem Namen Briefe schrieb, goß aber aufs neue Oel ins Feuer. Der gute Kurfürst fand sich nämlich durch des Kaisers verletzende Antwort und besonders durch den leichten Ton, in dem sie abgefaßt war, sehr gekränkt und sandte am Ende Novembers einen zweiten Brief. Dieser Brief ist ganz im geistlichen Ton abgefaßt, aber verdrießlich und durch einen Wink von der Hölle sehr beleidigend. Der Erzbischof schreibt: „Er habe, als er des deutschen Kaisers Antwort erhalten, sich aufrichtig gefreut, daß er nach dem Beispiele des Apostels würdig befunden sey, um des Namens Jesu Christi willen Verfolgung zu leiden, und schließt: Ja ich sage es mit aller Freimüthigkeit des Amtes, welches mir anvertraut ist: So groß auch jetzt die Festigkeit seyn mag, womit Sie gegenwärtig entschlossen scheinen, diese Schritte zu unterstützen, so wird ein Tag kommen, wo Sie darüber untröstlich seyn werden." Daß diese Drohung mit der Hölle den Kaiser heftiger gegen alle Pfaffen und gegen das Pfaffenthum erbittern würde, hatte der Kurfürst voraussehen müssen; man wird aber aus dem in den Noten mitgetheilten Stück der Antwort des Kaisers [74]) sehen, daß dieser sich auch in dieser Angelegenheit von seinem lebhaften Gefühl über die Schranken des Schicklichen hinausreißen ließ.

Um diese Zeit hatte Joseph schon seine Hofstiftungscommis-

74) Ich habe den Brief so eben empfangen, welchen Ew. Hoheit beliebt hat, an mich zu schreiben. Ich sehe, daß wir auf einerlei Wege sind. Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben. Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnasse nicht immer zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunct zu erwarten, wo unsere Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden. In dieser Erwartung u. s. w.

sion errichtet, deren Präsident der Baron von Kresel war, und hatte über die gleich beim Antritt seiner Regierung nur im Allgemeinen verkündigte Toleranz im October 1781 ein besonderes Edict erlassen, worin er noch weit mehr gewährte, als er vorher versprochen hatte; auch hatte er in Beziehung auf das Klosterwesen in seinen Staaten die ersten Schritte gethan. In dem Verfahren gegen die Klöster bewies Joseph, daß es ihm um moralische und politische Verbesserung des Zustands seines Reichs, nicht aber darum zu thun sey, die Militär- oder auch die Staatscasse, oder gar des Kaisers Schatulle mit dem Gelde der Stiftungen frommer Seelen für fromme Zwecke zu bereichern. Man kann bekanntlich dieses weder von Heinrich VIII. in England, noch von vielen deutschen Fürsten der Reformationszeit, am wenigsten aber von den Rittern in Preußen, Liefland und Curland und ihren Großmeistern sagen, welche die Güter und die Commenden zu Eigenthum und sich zu erblichen Herzögen machten. Joseph hob nämlich nicht die reichen Stiftungen und die sehr begüterten Klöster zunächst auf, sondern gerade die ganz unbegüterten, deren Bewohner eine Pest des Landes sind, weil sie, gleich den Schacherjuden, sich überall eindrängen, das Volk im Aberglauben erhalten, das Scherflein der Wittwen und Armen an sich ziehen, und die Armeen der Bettelorden aus dem Volke recrutiren, um auf diese Weise das stehende Heer bettelnder Faullenzer im Lande zu unterhalten. Die Bettelorden, welche Joseph zunächst ansehnlich vermindern wollte, hatten in Oesterreich, wie in Baiern und in der Pfalz in Verbindung mit den Jesuiten, dem schlecht unterrichteten Volke durch Betgänge, Brüderschaften, Wallfahrten, Feste, Fahnen und Almosen das Faullenzen und den mechanischen, gedankenlosen Ceremoniendienst so werth und theuer gemacht, daß jeder bessere Unterricht fruchtlos war. Wer lernen will, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Wien zu Josephs Zeiten aussah, dem rathen wir die ersten zweihundert Seiten der Selbstbiographie eines später als Schriftsteller sehr bekannt gewordenen Gelehr-

ten zu lesen, der damals in einem Wiener Kloster als Kapuziner lebte [75]).

Joseph hatte, wie wir schon angeführt haben, zunächst alle Verbindung und jeden Zusammenhang der Klöster seines Landes mit den Ordensgeneralen in Rom und hernach mit fremden Klöstern und Ordensmitgliedern aufgehoben und seine Klöster der Aufsicht der Landesbischöfe unterworfen, hernach schritt er zur Aufhebung solcher, die er für überflüssig oder schädlich hielt. Schon im Jahre 1781 verordnete er, daß alle ausländischen Mönche aus den Klöstern der österreichischen Erblande entfernt werden sollten; dann ward dem Recrutirungssystem der Klöster eine Schranke gesetzt. Innerhalb der nächsten zwölf Jahre sollten von den Klöstern keine Novizen angenommen werden dürfen. Schon im Januar 1782 ward mit der Aufhebung der Klöster der Anfang gemacht und zunächst die Kamaldulenser und Karthäuser, Karmeliterinnen, Kapuzinerinnen und Franziskanerinnen aufgehoben. Unmittelbar hernach wurde ein genaues

75) Feßler, bekanntlich hernach ein deutscher Vielschreiber, Protestant und Generalsuperintendent in Rußland, war damals Capuziner in Wien, er giebt uns in seinem Leben (Dr. Feßlers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlaß an seine Freunde u. seine Feinde. Breslau 1824. 8.) gleich vorn ein trauriges Bild vom Treiben der liberalen und der illiberalen Mönche. Zu den Ersten gehörte damals Feßler, er wollte sich also an den Kaiser drängen und schrieb daher ein Büchlein unter dem Titel: Was ist der Kaiser, dafür ward er im Kloster gepeinigt und wandte sich durch viele Canäle endlich an den Baron Kresel und durch diesen an den Kaiser. Darauf erfolgte das Handbillet (Rückblicke, S. 153): Mein lieber Baron Kresel. Hier ist das Buch zurück; ich habe es durchgelaufen; der Inhalt ist der rechte Schlüssel zum Verfahren des Cardinals Migazzi und der Capuziner gegen die Patres Innocentius und Seraphinus. Ich nehme beide Geistliche in meinen Schutz; sie sollen in Wien bleiben, und vom Kloster aus die Universität besuchen, welches eiligst dem Cardinal und den Capuzinern bekannt zu machen und ihnen nachdrücklicher einzuschärfen ist, daß sie sich aller weitern Chicanen gegen diese zwei Geistlichen enthalten. Mit diesem muß man vergleichen, zuerst, was der Abbé de Bellegarde aus dem Munde des Probst Batist de Terme in den Nouvelles ecclésiastiques d'Utrecht 1783 berichtet, dann, die Beiträge zur Geschichte der Capuziner in Oesterreich, Cöln. 8, und Oesterreichische Biedermanns-Chronik. Wien 1784. 8.

Verzeichniß der beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöster, der Weltgeistlichkeit, der Stiftungen und Brüderschaften aufgenommen. Wie wohlthätig diese Maßregel für die österreichischen Staaten war, von welcher Plage und von einer wie großen Anzahl von Blutsaugern die niedern Classen des Volks befreit wurden, wird man auf den ersten Blick erkennen, wenn man das Verzeichniß der nur allein in den Jahren 1782 und 1783 aufgehobenen Orden ansieht, die wenig oder gar kein Eigenthum hatten, also ganz dem Volke zur Last lagen [76]).

Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiser von 1782 bis an seinen Tod, also in acht Jahren, die Zahl der Mönche und Nonnen in seinen Staaten um dreißig bis sechs und dreißig tausend Personen, die dem Lande ebensoviel kosteten, als ein stehendes Heer von derselben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließ er noch 1324 Klöster übrig. Die Bevölkerung dieser übrigen Klöster, die gerade in unserm Jahrhunderte wieder mit einigen neuen vermehrt sind, rechnete man auf sieben und zwanzigtausend Seelen. In Belgien allein fand der Kaiser bei seinen Maßregeln gegen diese Anstalten des Mittelalters, die sich überlebt hatten, einen unüberwindlichen Widerstand; in den andern Provinzen war der Einfluß des Geistes seiner nach Licht und Freiheit strebenden Zeitgenossen, obgleich deren Zahl nur klein war, doch so mächtig, daß der Adel, die Pfaffen, der abergläubige, träge, an kirchlichen Festen und Wallfahrten hängende Pöbel vergeblich gegen ihn tobten.

Uebrigens waren damals die Verständigen noch durch keine Romantik, keine krause Mystik, keinen Kunstschwindel oder Teutonismus berauscht, der Wiener Erzbischof, Cardinal Migazzi, fand daher nur unter Schriftstellern, die niemand als seine Pfaffen und ihre Beichtkinder lesen mochte, Verbündete, und

76) Im vierten Bande von Groß-Hoffingers Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs des Zweiten, welcher das Archiv enthält, findet man S. 239 das Verzeichniß aller in den Jahren 1782 und 1783 inclusive in den sämmtlichen k. k. Staaten erloschenen Manns- und Frauenorden.

auch sogar die mit allem theatralischen Pomp eines vortrefflichen und dabei sehr schönen kirchlichen Figuranten unternommene Reise des Papsts nach Wien war vergeblich. Nur allein der Schweizer Müller ließ sich über diese Reise in moderner Weise sophistisch vernehmen, und schien seinem Buche dadurch größere Bedeutung zu geben, daß er als Protestant mehr Respect für Päpste zu haben schien, als der katholische Kaiser. Nichtsdestoweniger verschwand der augenblickliche große Enthusiasmus, den die Reise des Papstes im südlichen Deutschland erregte, gar bald gleich Nebel und Dunst.

Fast um dieselbe Zeit, als Clemens Wenzel dem Kaiser so ernstlich von seinem Streben, Duldung zu üben, und das Mönchthum zu verbessern, abmahnte, überreichte ihm Migazzi eine dringende Vorstellung, welche Joseph ohne Bedenken öffentlich bekannt machte; aber von einem der gelehrten, dem Wesen der katholischen Religion sehr günstigen, dabei aber aufgeklärten Männer, die ihn umgaben, mit sehr beißenden Noten begleiten ließ. Der Erzbischof zog gleichwohl noch einmal gegen die Duldung und für die Bettelmönche polemisirend ins Feld. Er richtete eine längere, mit Stellen aus den Kirchenvätern reichlich gespickte, Schrift an den Kaiser, worin viel von heiligen und frommen Orden die Rede ist; er fand aber so wenig Gehör, als der Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, ein Graf Bathiany, der sich ebenfalls dem Kaiser aufs heftigste widersetzte. Uebereilung und das zu große Selbstvertrauen des Kaisers waren übrigens bei den neuen Schulen und Bildungsanstalten, die er einrichtete, Ursache, daß diese dem Zwecke des wohlmeinenden Fürsten selten entsprachen und den Exjesuiten die gewünschte Gelegenheit boten, Alles Neue zu tadeln. Es sollte alles nach seinem eigenen Sinn seyn, er durfte also keine feste und erfahrne Männer zur Ausführung gebrauchen, denn diese kannten das Mißtrauen des Volks gegen alle gewaltsamen Verbesserungen und würden sich nicht haben gebrauchen lassen, den Vorurtheilen die Stirn zu bieten, die man mit einiger Klugheit leicht umgehen konnte.

Ein Theil des Widerstands gegen die wohlgemeinten Neuerungen des Kaisers ging besonders von Rom aus, wo man bekanntlich auf dem Grundsatz besteht, daß durchaus Alles in Europa bleiben müsse, wie es zur Zeit Gregors des siebenten und des dritten und vierten Innocenz war, wo man daher die Sonne sich um die Erde bewegen läßt, nicht aber umgekehrt, wo man also auch von keinem Fortschreiten Notiz nehmen darf; Joseph suchte daher auch den Einfluß der römischen Curie auf jede Weise zu vermindern. Er ließ vermöge seiner Behörden, deren Aufsicht er die päpstlichen Schreiben, Befehle, und Mittheilungen unterworfen hatte, den Gottesdienst einfacher einrichten; unnütze Ceremonien, Wallfahrten, Prozessionen, Andachten abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen, also die katholische Religion dadurch wieder zur Angelegenheit des Herzens und Wandels machen, daß er die Mißbräuche der Werkheiligkeit abschaffte. Zu demselben Zweck verordnete er die Uebersetzung der Bibel in die Landessprachen und befahl im September 1781, daß Dispensation vom Fastengebot und selbst in Ehesachen künftig nicht mehr in Rom oder beim päbstlichen Nuntius, sondern ganz allein von den Bischöfen und Erzbischöfen der Erblande sollten gesucht werden dürfen. Der Cardinal Migazzi, als er sich, erbittert über die Entziehung des Bisthums Waizen, zum Vorkämpfer für Rom machte, wurde durch Einziehung seiner Einkünfte an seine Unterthanenpflichten erinnert, und es ward verboten, einen Geistlichen, der in Rom gebildet worden und dort das päpstliche Kirchenrecht erlernt hätte, in den kaiserlichen Staaten anzustellen. Die in den kaiserlichen Generalseminarien gebildeten Geistlichen wurden nach Rieggers Grundsätzen des Kirchenrechts, nicht nach jesuitischen gebildet.

Papst Pius VI. erkannte sehr gut, daß das System päpstlicher Regierung von der Zeit und ihrem Geiste gewaltig erschüttert sey, daß es nicht blos vom Kaiser, sondern auch von den deutschen Erzbischöfen und besonders in Frankreich bedroht werde, er suchte daher als kluger Steuermann zu laviren. Zunächst erließ er an den Kaiser ein Breve wegen des Verfahrens

mit den Mönchsorden, dann übergab der Nuntius Garampi dem Staatskanzler eine Note, welche dieser nach seinen, den Geistlichen überhaupt nicht günstigen, Grundsätzen und in der ihm eigenen stolzen Manier beantwortete. In dieser Antwort bestimmte er die Schranken ganz genau, welche Joseph künftig als weltlicher Monarch der päpstlichen und der kirchlichen Regierung überhaupt setzen wolle, ohne daß er sich dabei auf irgend einen dogmatischen oder ganz eigentlich geistlichen Punct einließ. Fürst Kaunitz unterläßt dabei nicht, dem Nuntius ziemlich ernst zu verweisen, daß er sich überhaupt in eine Sache der kaiserlichen Staatsverwaltung gemischt und sich dabei eines ganz unpassenden Tons bedient habe. Der Nuntius erwiederte darauf, änderte aber den Ton und drückte sich sehr bescheiden aus, nichtsdestoweniger schreibt ihm Kaunitz am 19. December 1781, er wolle nichts mehr über diese Sache schreiben oder geschrieben lesen [77]).

Pius VI. glaubte darauf, daß vielleicht das Ungewöhnliche einer Reise des Pabsts zum Kaiser und besonders seine Persönlichkeit bewirken könne, was sich durch Breven und durch offizielle Noten nicht erlangen ließ; er kam daher auf den Einfall, selbst nach Wien zu reisen. Der Papst war ein schöner und auf diese Schönheit stolzer Mann, er verstand mit einer in Wahrheit künstlerischen Meisterschaft die päbstlichen Gewänder zu tragen und mit großer Würde und Haltung seinen Theil der kirchlichen Ceremonien zu verrichten und durch seine äußere Erscheinung Ehrfurcht einzuflößen; er machte daher, wie man sagt, großen Effect, wenn er auftrat. Darauf rechnend, kündigte Pius VI. schon im December 1781 gegen den Rath und Willen der Cardinäle dem Kaiser seinen Besuch an, reiste im Februar

77) In der kurzen Gegenantwort des Staatskanzlers heißt es: Da auch der Wille Sr. Majestät ist, daß man sich künftighin in keine Untersuchung der Materien, worüber Sie Ihre Meinung in dem angeführten Billet vom 19. d. M. erklärt haben, weiter einlasse; so müsse der Hof- und Staatskanzler sich darauf einschränken, den Herrn Nuntius davon zu benachrichtigen.

1782 von Rom ab, und kam im April dahin zurück. Die Cardinäle hatten sehr gut vorausgesehen, daß Josephs Grundsätze nicht durch die Erscheinung des Papstes würden erschüttert werden, daß das päpstliche Ansehen also durch die Reise verlieren müsse. Es war mit der Reise, wie mit Müllers Sophismen in den Reisen der Päpste, der Eindruck, den die Reise und das Buch machten, war vorübergehend. Die Reise des Papstes erregte indessen doch allgemeines Aufsehen. Tausende strömten überall herbei, wo sich der Pabst sehen ließ, die Straßen und Plätze, wo er in seiner imposanten Manier den Segen austheilte, waren gedrängt voll knieender Gläubigen, selbst die Augsburger Protestanten wurden entzückt, was hernach dem Bibliothekar in Augsburg von seinen deutschen Glaubensgenossen übel gedeutet ward. Die Eitelkeit des Papstes ward befriedigt, auch gab der Kaiser dem Papste viel glatte Worte; die Römer nahmen es aber sehr übel, daß sich ein Italiener von einem Deutschen damit täuschen ließ.

Clemens Wenzel von Trier, die Stadt Augsburg, Carl Theodor von Pfalzbaiern und seine Münchner, wie die Baiern überhaupt, die Venetianer, als der Papst auch sie besuchte, ehrten ihn wie einen Gott; aber gerade die beiden Hauptpersonen, mit denen er zu thun hatte und um derentwillen er gekommen war, der Kaiser und sein prosaisch diplomatischer, und wenn es die Umstände fügten, auch recht ungezogener Staatskanzler, blieben ganz ungerührt. So wenig wir den Anecdoten trauen, auch wenn ein Plutarch sich ihrer bedient, so müssen wir doch bemerken, daß diejenigen, welche man von dem Zusammentreffen des Staatskanzlers mit dem ihn besuchenden Papst erzählt, nach der insolenten Weise, wie er sich gegen Maria Theresia sogar und gegen ihren Hof und Familie, sowie gegen seine eignen Gäste ohne Unterschied des Standes betragen durfte, wohl wahr seyn könnten. Hätte er wirklich den Papst so unartig empfangen und begrüßt, wie man erzählt, daß er that, als ihn Pius besuchte, so müßte man sich allerdings wundern, daß ein so unterrichteter und feiner Staatsmann so gröblich ver-

gessen konnte, daß er selbst, der Form nach wenigstens, Katholik sey, daß er den vornehmsten Geistlichen der Welt, und einen angesehenen weltlichen Fürsten in Pius Person vor sich habe. Der Kaiser war höflich, wie es sich gebührte, hörte aber des Papsts Vorstellung gegen die von ihm eingeführte allgemeine Duldung eben so wenig an, als er Clemens Wenzels Vorstellungen angehört hatte.

Der Papst ließ dem Consistorium in Rom Bericht über den Erfolg seiner Reise geben; allein die in aller weltlichen Arglist und Schlauheit ergrauten geistlichen Herrn, die dies Consistorium bilden, waren über den Bericht ihres Hauptes wenig erbaut. Papst und Kaiser suchten sich auch hernach fortdauernd durch freundliche Worte bei guter Laune zu erhalten, sie blieben fortdauernd in Correspondenz; aber die Abschaffung der Bettelorden in den österreichischen Staaten hatte ihren ununterbrochenen Fortgang und Joseph gab das Recht der Obervormundschaft über die Kirche seiner Staaten und die Verwaltung der Güter derselben nicht auf. Maria Theresia hatte die Ertheilung der lombardischen Pfründen und die Besetzung der Bisthümer dem römischen Stuhle überlassen gehabt, Joseph hatte dem Papste Pius dies Recht wenigstens auf dessen Lebenszeit zugesichert, gleichwohl besetzte er die Bisthümer des Mailändischen und Mantuanischen, ohne ihn zu fragen und versagte, als das Erzbisthum Mailand erledigt ward, allen denen, welche der Papst vorschlug, seine Bestätigung, dieß veranlaßte endlich einen förmlichen Zwist.

Als nämlich Joseph endlich einen Visconti zum Erzbischof ernannt hatte (im September 1783), verweigerte erst der Papst ihm die Anerkennung, dann gab Kaunitz zu verstehen, daß der Kaiser, im Fall der Papst seinen Erzbischof nicht einsetzen wollte, die alte lombardische Sitte erneuen werde, die sämmtlichen lombardischen Bischöfe zu versammeln und ihn durch diese einzusetzen. Um diese Zeit befand sich der Exjesuit Beck, der vorher für den Erzbischof von Trier die Briefe geschrieben und auf den der Kaiser in seiner Antwort so bitter anspielt, beim Papste. Joseph

schrieb daher ihm und seinen jesuitischen Brüdern zu, daß Papst Pius in der mailänder Sache einen Schritt thät, der seinem sonstigen Charakter nicht angemessen war [78]). Das Breve, welches der Papst an den Kaiser erließ, war so heftig abgefaßt, daß Joseph es gänzlich ablehnte und es dem Papst zurückgeben ließ, ohne es einer Antwort zu würdigen. Der Papst oder der deutsche Jesuit, der für ihn das Breve abfaßte, spielte darin auf den Inhalt des Briefs an, den Clemens Wenzel an den Kaiser geschrieben hatte, dies veranlaßte den Kaiser, dem Papste, als er ihm sein Breve unbeantwortet zurückschickte, dazu schreiben zu lassen:

Dieser angebliche Brief seiner Heiligkeit müsse offenbar von einem Menschen herrühren, der ihre zu ihrem wechselseitigen Vortheile dienende Eintracht zu stören suche, es versehe sich daher der Kaiser von der Gerechtigkeit des Papstes, daß Se. Heiligkeit alsogleich nach dem Urheber dieser beleidigenden Schrift forschen und ihm die gebührende Strafe zukommen lassen würden.

Jedermann war schon darauf gefaßt, daß Joseph seinen Vorsatz, die Geistlichen seiner Staaten ganz von Rom abzureißen, ausführen werde, als er plötzlich andern Sinnes ward, und wenn er auch nicht geradezu rückwärts ging, doch dem weitern Fortschreiten Einhalt that, weil er selbst des Papstes zur Ausführung seiner Plane zu bedürfen glaubte.

Um einen letzten entscheidenden Schritt zu thun, war Joseph über die Grundsätze, die er in Sachen des Cultus und der äußern Religionsverfassung befolgen wolle, zu wenig mit sich selbst einig. Wenn man auch wenig Bedeutung darauf legt, daß er sagte, die ihm von Kindheit auf fest eingeprägten Glaubenslehren und die eingeübten kirchlichen Gebräuche hätten in seinem

78) Wir lassen unentschieden, welchen Antheil der Exjesuit Beck an dem Brief hatte, den Pius VI. schrieb, an dem des Kurfürsten von Trier giebt ihm Joseph selbst einen Antheil, wenn er in der Nachschrift seines Briefes vom 24. Nov. 1781 an den Kurfürsten schreibt: „Der Abbé Beck soll auch Theil an meiner Danksagung haben, sofern er dazu beigetragen hat, mir dieses schmeichelhafte Zeichen der Theilnahme Ew. königl. Hoheit zu verschaffen.“

Gemüth fortdauernd noch dieselbe Bedeutung, welche sie von Jugend auf für ihn gehabt hätten, so hegte er doch auf der einen Seite einen Haß gegen Friedrich und gegen den frivolen Spott, mit dem dieser die Geistlichen verfolgte, und auf der andern waren ihm die französischen Philosophen wegen ihrer radicalen und demokratischen Meinungen zu verhaßt, als daß er ihre religiösen Ansichten hätte theilen können. Sobald man ihn also überzeugte, daß das päpstliche System der Kirchenregierung viel besser zu einer autokratisch monarchischen Staatsregierung passe, als das Episcopalsystem, so wandte er sich zum Papste zurück. Diese Ueberzeugung brachte man ihm bei, als er im December 1783 nach Rom kam.

Männer von Geist, Erfahrung und politischer Klugheit, welche in der Religion nur einen Zügel des Volks sahen, wie der Cardinal Bernis und der Ritter Azara, von denen der Eine die geistlichen Angelegenheiten Frankreichs, der Andere die spanischen besorgte, konnten ihm leicht handgreiflich machen, daß, wenn er sich vom Papst entferne, er dem Feinde preisgegeben seyn werde, der ihm gerade damals am allerfurchtbarsten war. Sobald er nämlich den Bischöfen die unbedingte geistliche Herrschaft überließ, fiel er in die Hand der Aristokratie, die er auf jede Weise in seinen Staaten zu Gunsten des Volks befehdete; denn aus dem hohen Adel bestanden ja die Capitel, aus denen und von denen die Bischöfe gewählt wurden. Daß der erwähnte französische und spanische Gesandte den Kaiser in Rom auf andere Gedanken brachten, ist ausgemacht, wir lassen es aber unentschieden, ob sie ihn aufmerksam machten, daß der Abbé Ciofani, der damals geheimer Ordensgeneral der Jesuiten, oder doch Mittelpunct aller geheimen Betreibungen der Exjesuiten war, im Auftrage des Königs von Preußen, mit dem er allerdings in directer Verbindung stand, das Feuer schüre, um Josephs politischen Planen ein Hinderniß in den Weg zu werfen. Wie dem auch seyn mag, Joseph hörte seitdem auf, den Papst zu kränken, und dieser, bessere Zeiten erwartend, wie sie seit 1814 eingetreten sind, legte der autokratischen Reformation des geist-

lichen Wesens und des Unterrichts, welche der Kaiser vornahm, kein bedeutendes oder öffentliches Hinderniß mehr in den Weg.

Der Kaiser erregte gerade damals in Ungarn, wo man ohnehin fast zu einem förmlichen Aufstande bereit war, weil der Adel dort noch streitbar ist und viele Streitbare in seinem Dienste hat, durch offene Verletzung der Verfassung eine um so größere Unzufriedenheit, als er den Bischöfen des Reichs ihre großen Einkünfte schmälerte, und diese großen Herrn mit ungeheuern Hofhaltungen auf Beamtenbesoldungen herabsetzte. Er verminderte die Summe des Betrags der Einnahme der Bischöfe und Erzbischöfe von 900,000 auf 265,000 Gulden, so daß ein Bischof nur 12,000 und ein Erzbischof 20,000 jährliche Einkünfte behielt. Die ungarische Geistlichkeit unterhielt daher den Unwillen der Nation über Verletzung der Verfassung, Verachtung der Krone, Krönung und Sprache durch jedes Mittel, das in ihren Händen war, und der Kaiser pflegte dann Willkühr zu üben, statt, wie er gewollt hatte, eine gesetzliche Ordnung einzuführen. Er bedurfte daher des Papstes und mußte den größern höhern Beruf, als deutscher Kaiser mit Hülfe der deutschen Erzbischöfe ein Ziel zu erreichen, nach welchem einst Friedrich II. sein ganzes Leben hindurch vergeblich gerungen hatte, aufgeben, um in seinen Erblanden Dinge durchzusetzen, die, weil sie nicht wie das, was die deutschen Erzbischöfe wollten, altes, vergessenes Kirchenrecht waren, nicht länger dauern konnten, als er lebte.

Der Papst selbst nämlich war und ist nicht im Stande, mit der kirchlichen Aristokratie, die ihm als Consistorium zur Seite steht, fertig zu werden, wenn es Aufrechthaltung der Herrschaft Roms oder des Ueberrests des Glanzes der alten weltbeherrschenden Stadt angeht. Die Cardinäle waren daher sehr unzufrieden, als der Papst ihnen um 1784 anzeigte, der lange Streit wegen des Erzbisthums Mailand sey endlich durch eine freundliche Uebereinkunft zwischen Sr. Heiligkeit und dem Kaiser beendigt worden; sie geriethen um so mehr in Bewegung,

als gleich im folgenden Jahre 1785 der Kaiser und die vier vornehmsten Erzbischöfe Deutschlands förmlich ein neues deutsches Kirchenrecht gründen zu wollen schienen. Carl Theodor in München nämlich, der seine Freude an geistlichem Pomp hatte, und ganz in der Jesuiten Gewalt war, fand sich sehr erfreut, als ihm der Papst die Ehre erzeigen wollte, eine Nuntiatur in Baiern zu errichten, ihn dadurch den größern souveränen Fürsten gleich zu setzen, und seine Geistlichkeit zum Nachtheile der deutschen Kirchenfürsten unmittelbar an Rom zu knüpfen. Der Nuntius, den Pius VI. absendete, um auf Unkosten der nach der Römer Meinung sehr einfältigen und eben deßhalb für sie sehr brauchbaren Deutschen die päpstlichen Rechte in den pfalzbaierischen Landen, so wie im Jülichschen und Bergischen auszuüben, ward in München als Himmelsbote empfangen und ganz Baiern fühlte sich glücklich, unmittelbar von Rom abzuhängen. Der Primas von Deutschland, dessen Rechte, und der Erzbischof von Salzburg, dessen Sprengel verletzt werden sollte, waren desto unzufriedener. Diese beiden Erzbischöfe protestirten wegen Verletzung ihrer Rechte als Oberhirten der deutschen Kirchensprengel, folglich wegen Verletzung des deutschen Kirchenrechts, welche schon seit dem vierzehnten Jahrhundert schreiend gewesen war, die größten Beschwerden veranlaßt und den stets nur schreibenden, niemals handelnden Deutschen viel Papier und Schreibgebühr gekostet hatte. An diese beiden schloß sich auch Josephs Bruder, der Kurfürst von Cöln; sogar der von Trier glaubte sich dem Bunde der drei andern deutschen Erzbischöfe zur Erhaltung der von Baiern höchst schmählich preisgegebenen Unabhängigkeit der deutschen Kirche nicht entziehen zu dürfen. Salzburg und Mainz wandten sich zunächst an den deutschen Kaiser, als ihren rechtmäßigen Schutzherrn gegen römische Anmaßungen, und dieser nahm sich anfangs auch ihrer Sache kräftig an. Joseph erwiederte:

Ein Nuntius des Papsts sey durchaus nicht anders anzusehen, als nur wie der Gesandte einer weltlichen Macht. Er werde nie zugeben, daß ein päpstlicher Gesandter im Reiche, oder

auch an seinem Hofe irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit ausübe. Diese Antwort ward dem Papste offiziell mitgetheilt, und später im October 1785 eine kaiserliche Verordnung bekannt gemacht, in welcher den Nuntien verboten ward, irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit in Deutschland auszuüben. Wie nöthig es gewesen wäre, daß die Baiern diesem kaiserlichen Befehl nachgekommen wären, kann man aus Bronners Leben lernen, wo man sieht, daß man die Nuntiatur und auch sogar die Agentur in Rom zu schändlichen Geldprellereien benutzte, daß also für das arme Land zum Lotto, zu den Mönchen, zur Trägheit und zur Dummheit auch noch der römischen Schlauköpfe Industrie ein drückendes Uebel ward.

Die Kurfürsten von Mainz und Cöln ließen die kaiserliche Verordnung sogleich zur Ausführung bringen; aber an Patriotismus war leider bei dem hohen Adel, in dessen Gewalt die Capitel und die Bisthümer waren, ebensowenig zu denken als bei Carl Theodor, seinen Mätressen, Jesuiten, natürlichen Kindern und Pfaffen. Die päpstlichen Nuntien, Römer in jenem Rom, wo, wie Dante sagt, sie allein, auch ohne Christus, Römer waren, Pacca und Zoglio, wußten sich mit den Bischöfen zu verständigen, die lieber mit Italienern als mit deutschen Erzbischöfen zu thun haben wollten, sie vertrauten auf die Mönche, fürstlichen Reichsäbte, unmittelbaren Klöster, Domherren und auf unzählige Pfaffen, von denen es damals noch in Deutschland wimmelte, und trotzten dem ohnmächtigen deutschen Recht. Pacca war unverschämt genug, auf die Blindheit der Westphälinger und Bewohner des niederrheinischen Kreises, die bis auf den heutigen Tag ihre Religion durchaus aus der römischen Curie holen wollen, so viel zu vertrauen, daß er an Prälaten und Pfarrer des Erzbisthums Cöln gerade in dem Augenblicke ein Rundschreiben erließ, worin er ihnen verbietet, in vielen Graden der Verwandtschaft, in welchen schon seit längerer Zeit die Heirathen erlaubt gewesen waren, irgend eine Erlaubniß der Ehe, die von der erzbischöflichen Behörde ertheilt worden, ohne besondern päpstlichen Indult anzuerkennen. Da-

mals waren aber selbst im Cölnischen die Gemüther anders gestimmt, als in unsern Tagen, die neue Universität in Bonn hatte Licht verbreitet, nicht, wie das oft mit theologischen Anstalten der Fall ist, die Finsterniß durch philosophische Phantasmagorie verdichtet, Pacca ward nicht gehört und sein Nuntiaturbefehl nicht befolgt. Der Reichshofrath ließ ein Decret gegen des insolenten Nuntius Ausschreiben ergehen, und gab dem Kurfürsten von Baiern einen Verweis, daß er dem Papst zu Gefallen, das Reich und seine eignen Unterthanen fremden Pfaffen verrathe. Die deutschen Erzbischöfe erinnerten sich, wie schändlich sie zur Zeit, als die Franzosen bei Gelegenheit des Baseler Conciliums durch die pragmatische Sanction die Freiheiten der gallicanischen Kirche erlangten, die stets ein Dorn in den Augen der Römer blieben, von Aeneas Sylvius, dem nachherigen Papst Pius II., durch Bestechung der Mainzer Kanzlei waren betrogen worden. Sie waren damals über ein Concordat übereingekommen und erhielten ein ganz anderes, oder mit andern Worten, sie erhielten durch ein schändliches Taschenspielerkunststück statt einer goldnen Uhr, die sie Aeneas Sylvius und seinem einfältig gelehrten Kaiser anvertraut hatten, eine hölzerne zurück. Was im funfzehnten Jahrhunderte versäumt war, wollten jetzt am Ende des achtzehnten die deutschen Erzbischöfe um so mehr wieder gut zu machen suchen, als Rom nicht einmal das je gehalten hatte, was es im Gedränge zwischen dem Baseler Concilium und den deutschen Prälaten versprochen hatte. Leider war auch dies Mal nur durch Autokratie des Kaisers zu helfen, wenn nicht unendlich Gezänk und fruchtloses Concilienwesen die Verwirrung ärger machen sollte; diese Autokratie scheuten die Erzbischöfe und von ihrer Oligarchie wollte weder der Kaiser, noch die Bischöfe etwas wissen; dadurch ward Alles vereitelt.

Um endlich zu einem deutschen Kirchenrecht zu gelangen oder wenigstens den Anmaßungen Roms auf immer ein Ende zu machen, wäre ein Nationalconcilium nöthig gewesen, dieses hätte der Kaiser versammeln müssen, er hatte aber damals Hän-

del genug, hatte Unruhen in allen Provinzen seiner Staaten zu bekämpfen, und konnte viel besser mit dem Papst fertig werden als mit der ganzen Klerisey. Er war außerdem überhaupt kein Freund der Ständeversammlungen, weder in Beziehung auf die Kirche, noch auf den Staat. Es kam aber damals noch ein besonderer Grund hinzu, der den Kaiser abhielt, sich einer Sache anzunehmen, welche vor allen den Kurfürsten von Mainz anging, und von diesem als Erzkanzler und Primas vorzüglich betrieben wurde. Der Kurfürst von Mainz nämlich hatte gerade in demselben Jahre gegen den Kaiser eine weltliche Oligarchie deutscher Fürsten unter dem Namen des Fürstenbundes gebildet, der Kaiser mußte daher besorgen, daß man auf dem Congreß zu Ems am Ende auch noch einen kirchlichen oligarchischen Bund der deutschen Erzbischöfe herauspunctire.

Die Erzbischöfe ließen nämlich auf einem Congreß, den sie in Ems hielten, wo ihre Gebiete und Sprengel zusammenstießen und sich durchkreuzten, von ihren gelehrten Geistlichen und Rechtskundigen die Puncte des in den falschen Decretalen eines vorgeblichen Isidor von Sevilla im neunten Jahrhundert erdichteten und im eilften durch Gregor den siebenten der occidentalischen Christenheit aufgedrungenen päpstlichen Kirchenrechts, welches sie nicht ferner anerkennen wollten, aufsetzen. Dies in drei und zwanzig Puncten oder Artikeln zusammengefaßte bischöfliche, dem päpstlichen entgegengesetzte Kirchenrecht des erzbischöflichen Congresses ist unter dem Namen der Emser Punctation bekannt. Der Kaiser hatte gerathen, gleich bei den ersten Berathschlagungen auch die andern deutschen Bischöfe zuzuziehen; allein, wenn man den Bischof von Würzburg und Bamberg ausnimmt, war mit den andern auf dem Wege der Vernunft nichts anzufangen; es war daher sehr weise gehandelt, daß man, ehe man die, welche, wenn sie auch sehend waren, sich doch blind stellten, herbeiriefe, erst durch gelehrte, religiöse, aber verständige und patriotische Männer die Puncte ausmachen ließe, worüber man freundlich und gütlich mit dem Papste unterhandeln wollte, ehe man selbst Gesetze gäbe. Die Erzbischöfe waren

übrigens zu gut mit der römischen Zähheit und dem schlauen Harren der Curie auf bessere Zeiten bekannt, um zu erwarten, daß sie durch Unterhandlungen etwas gewinnen würden, sie wandten sich daher an den Kaiser, der dann diese deutsche Sache für die von ihm ausgehenden Reformen der Erblande politisch benutzte, um den Papst durch die Erzbischöfe, und diese durch jenen zu schrecken und für sich zu gebrauchen.

Die Erzbischöfe wandten sich nämlich an den Kaiser, theilten ihm das mit, worüber sie überein gekommen waren, zeigten ihm, daß sie es dem Papste zur Billigung vorgelegt hätten und baten Joseph, wenn der Papst ihre Punctation innerhalb zwei Jahren nicht annehmen sollte, ein Nationalconcilium zu berufen, wozu man nicht, wie zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, den Papst nöthig habe. Darauf erwiederte der Kaiser, ohne sich auf Einzelnes einzulassen, im Ganzen günstig, obgleich er auch in dieser Antwort sich nicht bestimmt zu Gunsten der Punctation erklärte, sondern den Erzbischöfen gewissermaßen dadurch auswich, daß er sie nochmals aufforderte, auch die andern Bischöfe, ja sogar die weltlichen katholischen Fürsten zu Rathe zu ziehen. Schon dies bewies, daß der Kaiser lieber den Papst als die Aristokratie geistlicher Fürsten in kirchlichen Angelegenheiten begünstigen wolle, um nicht eine oligarchische Theokratie gegen sich zu haben; denn diese Befragung der verschiedensten Personen hieß die Entscheidung auf unbestimmte Zeit (in Calendas Graecas) vertagen; er machte aber diese Vertagung noch auf andere Weise kund. Es ward auf des Kaisers Veranlassung nämlich eine Reichshofraths-Commission zur Untersuchung der Punctation niedergesetzt, welcher aber von Seiten Pfalzbaierns und, was merkwürdig genug ist, von Seiten Kurbrandenburgs, solche Schwierigkeiten gemacht wurden, daß es mit der Commission und Punctation ging, wie es sonst mit Concilien zu gehen pflegte, das heißt, es war großer Lärm und man kam zu keinem Resultat. Der Reichshofrath gab kein Gutachten und es war ein großes Glück, daß bis 1814 der Krieg eine völlige Revolution herbeiführte, sonst würde das Alte, das

wir in unsern Tagen als Schatten wieder auferstehen und als Gespenst am hellen Tage herumwandeln sehen, seinen Körper behalten haben und uns mit furchtbarer Faust wieder packen.

Josephs Bruder, Leopold, der unter Italienern zum Italiener geworden war, und bis an sein Ende eine doppelte Rolle gespielt hat, regierte damals Toscana, als Reformator, als Gesetzgeber, Weiser und Oeconomist, wie er späterhin Deutschland und die Erbstaaten als Wiederhersteller aller Mißbräuche, als Verfolger jedes freien Worts und als Begünstiger des Spionirens nach Jacobinismus und Schützer niederträchtiger Ankläger beherrscht hat. Er ging damals weiter als sein Bruder Joseph, denn dieser versagte den Begünstigern des alten bischöflichen Systems der Kirchenregierung in Deutschland seinen Schutz; Leopold gewährte ihn den Prälaten von Toscana, die sich den römischen Bedrückungen entziehen wollten. Die Italiener sollten aber von den Bischöfen Toscana's eine moralische Religion statt Musik und Ceremonien, jansenistische Strenge statt der leichten Absolution, einfache Geistliche statt der Pracht des Papsts erhalten, durch den Italien und besonders Rom immer noch wenigstens den Schatten der Weltherrschaft behauptet; das konnte ebenfalls nicht dauern. Wir wollen indessen doch des Versuchs erwähnen, wäre es auch nur, um zu beweisen, daß überall das Vorurtheil stärker ist, als der Grundsatz, und daß auch sogar die Freiheit, wenn sie in dem Volke, wie es in unsern civilisirten Staaten zu seyn pflegt, dauerhaft seyn soll, auf dem Erstern, nicht auf dem Letztern begründet seyn muß.

Der Clerus von Toscana, der sich seit langer Zeit, gleich dem besseren Theil des französischen Clerus, zum Jansenismus bekannt hatte, und deshalb von Rom und vom römischen Theil des Clerus ärger gehaßt und verfolgt war, als Ungläubige und Heiden, benutzte nämlich den Reformationseifer Leopolds, um auch die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und die alte Kirchendisciplin wieder herzustellen. Leopold hatte die Verwaltung des Landes ganz nach den Grundsätzen geordnet, denen hernach die constituirende Nationalversammlung Frankreichs huldigte; er

hatte für Landbau und Staatshaltung, für Civil- und Criminalgerichtspflege durch Verfügungen gesorgt, deren Sammlung ein Musterbuch für monarchische Staaten bildete, es war daher natürlich, daß die Reihe auch an die Kirchenverfassung kam, sobald Ricci Hauptperson des toscanischen Clerus wurde. Ricci war ein sehr eifriger Jansenist; sobald er Bischof von Pistoja wurde, versammelte er in dieser Stadt ein Provinzialconcilium und brachte die Prälaten von Toscana zu einem so kräftigen Widerstand gegen die Anmaßungen Roms, daß die Geistlichkeit Toscanas, so lange Kaiser Joseph lebte und so lange sein Bruder Leopold sich selbst gleich blieb, sich im Besitz von Rechten und Vortheilen setzte, welche die Vertheidiger der alten christlichen, (nicht aber papistischen) Kirchenordnung in Deutschland vergeblich zu erstreben suchten, und derer sie noch immer entbehren.

Die Bestimmungen des Provinzialconciliums von Pistoja sind unter dem Namen der Propositionen von Pistoja bekannt, weil den dort im Jahre 1787 versammelten Prälaten sieben und funfzig Kirche und Kirchenrecht reformirende Sätze vorgelegt waren, von denen die mehrsten gebilligt und angenommen wurden. Vermöge der Synodalbeschlüsse der in Pistoja versammelten Prälaten von Toscana ward nicht blos das bisherige päpstliche Kirchenrecht verworfen, sondern auch das Wesentliche der Religion vom Unwesentlichen entscheidend unterschieden. Es ward dort die strenge Sittenlehre der Jansenisten und des Urchristenthums, welche über Ceremonien und Kirchen-Symbolik ganz in Vergessenheit gekommen war, wieder für Hauptsache des Christenthums erklärt, und der blos äußerliche, für Herz und Wandel unfruchtbare Theil des Gottesdienstes förmlich mißbilligt und verworfen. Das war freilich in einem Lande, wo Moral für Prosa, wir möchten fast sagen für Dummheit gilt, wo Poesie und Kunst das Leben regieren und auf dem künstlerisch geordneten Cultus beruhen, wo der gemeine Mann von Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, häuslicher Zucht und Wohlstand auch nicht einmal einen Begriff hat, nicht durchzusetzen. Das Volk glaubte den Jesuiten, Mönchen, Papisten des Landes und

besonders dem Papste herzlich gern, daß der moralische Katholicismus der Synode von Pistoja nichts anders sey als die teuflische Lehre des ketzerischen Luther, dessen bloßer Namen die Italiener wie die Baiern um so mehr erschreckt, je falscher und schmähliger er ihnen alle Tage auf den Kanzeln, im Leben, in Schriften von Jesuiten und Kapuzinern, mit und ohne Kutten, abgemahlt wird.

Der Papst mußte übrigens eine Zeit lang dem ihm sehr verdrießlichen geistlichen Wesen in Toscana zusehen und Zeiten der Reaction erwarten, weil seine ersten Schritte durch Leopolds Festigkeit und Ricci's Entschlossenheit fruchtlos gemacht wurden. Als nämlich die Synode von Pistoja die vier berühmten Sätze billigte und als die Ihrigen anerkannte, welche auf Ludwigs XIV. Veranlassung die gallicanische Kirche um 1682 den päpstlichen Anmaßungen entgegengesetzt hatte, so erließ Papst Pius gegen diese als Grundsatz der Kirche von Toscana aufgestellte Sätze eine besondere Bulle, worin eigentlich auch die Synode verdammt war. Er erklärte in dieser Bulle die Billigung für ärgerlich und beleidigend für den heiligen Stuhl; tobte aber hernach ganz anders, sobald die Zeit der Reaction und des Conservirens aller alten Mißbräuche eingetreten war. Dies fiel nicht mehr in die Periode, deren Geschichte dieser Band behandeln soll, wir bemerken daher nur, daß der Pabst die Vernichtung der von Leopold begünstigten Religions- und Kirchenverfassung und die Verfolgung der edlen Männer, von denen sie gemacht war, unter einer ganz papistischen Regierung dadurch herbeiführte, daß er die Propositionen der Synode von Pistoja als Irrthümer und schismatische, also ketzerische Lehren verdammte. Zum Troste aller derer, die in unsern Tagen sich mit dem Verlust der mühsam erstrebten Fortschritte der Zeit bedroht glauben, wollen wir jedoch bemerken, daß jeder, der Italien noch jetzt bereiset, auf den ersten Blick erkennt, daß die weise und in jeder Rücksicht vortreffliche Regierung Leopolds (von 1765—1790) auch jetzt noch überall in Toscana sichtbar und fühlbar ist, was dieses Land vor allen italienischen Staa-

ten auszeichnet, wie man auch in Oesterreich die wohlthätigen Verbesserungen des Kaisers Joseph nicht ganz hat vertilgen können. Der Letztere war zur Zeit der Synode von Pistoja durch seine unruhige Beweglichkeit, seine Hast und sein zu großes Selbstvertrauen in allen Dingen, in so viele Händel und Schwierigkeiten verwickelt worden, daß er sehr gute Ursachen hatte, nicht auch noch mit dem Papste zu brechen. Wir haben schon im vorigen Bande und auch in diesem an mehreren Stellen bemerkt, wie ängstlich König Friedrich die Schritte des raschen und unternehmenden Kaisers beobachtete, und wo er konnte, den Fortgang hemmte, um nicht noch einmal, wie 1778, zu den Waffen greifen zu müssen. Er hatte zur Zeit des Emser Congresses den Fürstenbund gestiftet und sein Nachfolger ward hernach durch den von Joseph zur Zeit der Synode von Pistoja mit Rußland verabredeten Krieg zu neuen ernstlichen Kriegsrüstungen genöthigt. Auch Frankreich sogar, welches damals mit Oesterreich innig verbunden war, welches bei der Schwäche seiner Regierung jeden Streit zu vermeiden suchte und durch den entschiedenen Einfluß der Königin, zur großen Unzufriedenheit der französischen Patrioten, den Kaiser auf jede Weise begünstigte, mußte sich endlich den Neuerungen des Kaisers widersetzen, als er, den Verträgen zuwider, gegen Holland sein Verzugsrecht, welches dem positiven Rechte Hohn sprach, mit Gewalt geltend machen wollte, weil die Holländer, wie es ihm schien, nicht stark genug waren, ihr Recht zu verfechten. Frankreich mußte sich dabei nothwendig der Holländer annehmen, weil es glücklich genug gewesen war, durch den americanischen Krieg oder doch während desselben, die innige Verbindung Hollands mit England zu trennen.

Der Kaiser hatte den an sich vortrefflichen Gedanken, seine Niederlande von dem lästigen Schutze der sieben vereinigten Provinzen, der ihnen in Utrecht aufgedrungen war, frei zu machen und die schimpfliche Sperre der Schelde aufzuheben; dies verwickelte ihn in einen Streit mit den Holländern, weil diese fest auf Frankreich vertrauten. Der Streit mit Holland ist aus

einem doppelten Grunde für die europäische Geschichte sehr bedeutend. Es zeigte sich nämlich erstlich bei dieser Gelegenheit, daß Joseph sich bei seinen Entwürfen übereile und um so leichter durch unerwartete Hindernisse und ernstlichen Widerstand zurückgeschreckt werde, je heftiger, hitziger, übereilter er jeden fremden Rath verachtend anfangs zu verfahren pflegte. Zweitens sind diese Streitigkeiten dadurch wichtig, weil der Ausbruch der sogenannten holländischen Revolution dadurch beschleunigt ward. Der Entschluß Josephs, gegen die Holländer, wie überall, das Recht der Vernunft gegen die Privilegien, Diplome und Siegel autokratisch geltend zu machen und seinen Belgiern in ihrem eignen Lande die Rechte zu verschaffen, deren die Holländer in dem Ihrigen genossen, war schon bei seiner Huldigungsreise nach Belgien und dem Besuch, den er damals in Holland machte, in ihm gereift. Es verdroß ihn, als er sah, wie ungünstig Amsterdam für den großen Seehandel gelegen sey und wie günstig Antwerpen, daß doch in der ersten Stadt überall Leben, Bewegung, großer Reichthum, in der andern alles öde und verlassen sey, so daß seine Nachbarn ihren Wohlstand auf dem Ruin seiner Belgier gegründet hätten. Noch mehr fand er sich dadurch gekränkt, daß seine niederländischen Festungen holländische Garnisonen hätten. Der Kaiser hatte das Kriegswesen in Holland ganz vernachlässigt, Marine und Heer im elendesten Zustande getroffen; auch in Belgien wurden die Festungswerke von den Holländern vernachlässigt, die Garnisonen schlecht unterhalten, und gleichwohl mußte er dulden, daß dem sogenannten Barrièretractate gemäß die Holländer in gewissen Districten seines Landes Contributionen vorgeblich zur Erhaltung der Festungen und zur Bezahlung der nie vollzähligen Garnisonen ausschrieben.

Der Barrièretractat, dessen Joseph zunächst entledigt seyn wollte, war Karl dem VI. durch die Königin Anna, oder eigentlich durch die Tories, die zur Zeit des Utrechter Friedenscongresses ihr Ministerium bildeten, mit Gewalt aufgezwungen worden, damit nur die Holländer (1713) desto schneller den

Frieden unterschreiben möchten. In diesem Tractate war festgesetzt, Holland solle in den belgisch-österreichischen Plätzen Namur, Dornick, Menin, Fürnes, Warneton, Ypern und Knocke Besatzungen halten dürfen, und eine holländisch-österreichische Armee von dreißig bis sechsunddreißigtausend Mann, bestehend aus drei Fünftel holländischer und zwei Fünftel österreichischer Truppen, sollte den östlichen Theil der Niederlande, von wo aus ein Einfall in die sieben Provinzen und in ihre Generalitätslande leicht ausführbar sey, gegen Frankreich beschützen. Das Verhältniß Oesterreichs ward in den ersten zwanzig Jahren nach dem Utrechter Frieden noch viel drückender in Beziehung auf Belgien und Holland, weil erst gegen Alberoni, dann gegen Carls VI. Handlungsprojecte und gegen die ostindische Compagnie in Ostende Engländer und Holländer sich vereinigten, um den Kaiser zu nöthigen, einzuwilligen, daß weder von Ostende, noch von Triest aus indischer Handel getrieben werden dürfe. Zuerst mußte (1722) die Handelsgesellschaft in Ostende aufgehoben werden, dann (1731) ward festgesetzt, daß nicht nur die Seestädte von ihrer günstigen Lage am Meer keinen Nutzen ziehen dürften, sondern daß auch die Mündung der Schelde, folglich der unvergleichliche Hafen von Antwerpen auf immer verschlossen bleiben sollte. Man ging sogar so weit, daß man festsetzte, im Falle einer Verletzung dieses Artikels sollten die holländischen Forts am Ausfluß der Schelde auf die von Antwerpen ausgesendeten Schiffe feuern dürfen.

Hollands Macht und Wohlstand nahm indessen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in eben dem Grade ab, als England reicher, mächtiger, betriebsamer wurde und seine Schiffahrt sich bis zum Unglaublichen vermehrte; es kam endlich dahin, daß die holländische Regierung, die eine halbe Million Gulden für Truppen und Unterhaltung der Festungen jährlich aus Belgien zog, die dafür übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte [79]).

79) Ursprünglich war im Barrièretractat festgesetzt, die Holländer sollten eine Subsidie von einer Million und zweimalhunderttausend Gulden erhalten,

Die Holländer der Besatzungen hatten nicht einmal den Zweck erreichen helfen, um dessentwillen ihnen die Barrièreplätze eingeräumt waren. Als nämlich im Jahre 1745 die Franzosen gegen diese Plätze anrückten, verließen die holländischen Truppen den ihnen vertrauten Posten ohne Widerstand gethan zu haben, weil die Generalstaaten hofften, dadurch den Sturm von sich abzuwenden, was gleichwohl nicht der Fall war. Die Franzosen schleiften hernach die Festungswerke der Barrièreplätze und die Holländer blieben während des siebenjährigen Kriegs ihres Besatzungsrechts beraubt. Erst um 1763 durften sie wieder Truppen schicken; aber, da sie die Festungswerke nicht wieder herstellten, so erhielten sie auch die ihnen im Barrièretractat zugestandenen Subsidien nicht. Sowohl Kaunitz als Joseph hatten um 1776, als Maria Theresia den Barrièretractat in Rücksicht gewisser Landstriche und Orte, welche die Holländer in Anspruch nahmen, nicht wollte gelten lassen, weil er ihrem Vater ohne Rücksicht auf seine Verpflichtungen gegen Belgien sey aufgedrungen worden, die Kaiserin bewegen wollen, den ganzen Tractat für ungültig zu erklären, sie war indessen nicht dahin zu bringen gewesen. Joseph war kaum von seiner ersten Reise in die Niederlande zurückgekehrt, als er erklärte, daß er die fremden Truppen nicht ferner dulden wolle. Er zwang im März 1783 die Holländer wirklich, ihre Truppen zurückzuziehen, regte aber schon damals ganz Europa weniger durch den Gewaltstreich als durch die höchst bedenklichen Erklärungen seines Staatskanzlers über die Haltung bestehender Verträge gegen sich auf.

Die Unterhandlung über die Räumung Belgiens von Seiten der Holländer wurde in Wien zwischen dem Grafen von Wassenaer und dem Fürsten Kaunitz geführt und der Letztere redete dabei von bestehenden Verträgen und dem Rechte der

die Einnehmer gewisser Districte waren angewiesen, bestimmte Summen unmittelbar an Holland abzuliefern, und im Fall hierin ein Rückstand erfolgte, war sogar den holländischen Truppen ein Recht der Execution gestattet.

Schwachen gegen die Starken in einem so vornehmen und verächtlichen Ton, daß der Andere durch die bloße Bekanntmachung der Unterhaltung mit Kaunitz den Planen des Kaisers mehr schadete, als durch die feinsten diplomatischen Cabalen hätte geschehen können [80]). Die Holländer waren damals wegen ihrer engherzigen Krämerpolitik und ihrer innern ganz öffentlich geführten Streitigkeiten und oft ganz armseligen Zänkereien, wobei mehrentheils beide Theile schuldig oder verächtlich waren, in Europa nicht gerade beliebt; man mußte sich aber ihrer annehmen, wenn der Kaiser so dachte, wie Kaunitz redete. Daß er aber wirklich so denke, zeigte er, als er Anstalt machte, der Instruction gemäß zu handeln, welche der Herr von Renny, Präsident des belgischen geheimen Raths, ehemals aufgesetzt hatte, um ihn vollständig von den niederländischen Sachen zu unterrichten. In diesen bekannten Instructionen, welche Dohm in seinen Denkwürdigkeiten vortrefflich benutzt hat, war der Rath gegeben, alle längst vergessenen Ansprüche an holländische Orte und Landschaften, welche aus den Verhältnissen des sechzehnten Jahrhunderts abgeleitet werden könnten, jetzt geltend zu machen, wo die Umstände sehr günstig seyen. Dies war nämlich der Augenblick, als Spanien und Frankreich ohne besondere Rücksicht auf Holland für sich allein den Versailler Frieden geschlossen hatten und als die Verbindung oder vielmehr die völlige Einigkeit mit England noch nicht wieder hergestellt war.

Das Benehmen des Kaisers gegen die Holländer war eines edeln Mannes, der, wie Joseph, Gerechtigkeit liebte, die er sogar oft mit Willkühr ausübte, durchaus unwürdig, es machte ihn, als er am Ende seine Sache nicht durchsetzen konnte, verächtlich, und was schlimmer für einen mächtigen Herrscher ist, sogar lächerlich. Den Anfang machte neben andern kleinlichen Schikanen, denen ähnlich, welche Preußen damals gegen Danzig und später als es Anspach und Bayreuth an sich gebracht hatte,

80) Reflexion sur une conversation ministerielle entre le prince de Kaunitz et le comte de Wassenaer 1782.

gegen Nürnberg übte, die Forderung des Dorfs Doel in der Nähe des holländischen Forts Liefkershoek und des Forts St. Donaas zwischen Sluys und Brügge. Die österreichischen Truppen nahmen von dem Dorfe mit Gewalt Besitz und verdrängten die Holländer, denen sie an Zahl überlegen waren, mitten im Frieden durch die Waffen aus ihren Quartieren. Da diese Sache zu unbedeutend war, als daß sich fremde Mächte hätten einmischen sollen, so kamen jetzt bedeutendere Forderungen hinzu. Nicht blos Mastricht verlangte Joseph, sondern er kam mit einem ganzen Register von Abtretungen zum Vorschein, welches wir unten beifügen, weil der Kaiser gleich im ersten Artikel dieses Registers erklärt, daß er von allem dem nichts wissen wolle, was die Spanier einst den Holländern aus Dankbarkeit dafür zugestanden hatten, daß diese, um sich der Franzosen zu erwehren, Belgien gegen diese vertheidigt hatten [81]). Gleich anfangs erboten sich übrigens die Oesterreicher, auf die Artikel des langen Registers nicht weiter zu bestehen, wenn man dagegen die freie Schiffahrt auf der Schelde zugebe, so daß Antwerpen seinen Seehafen wieder öffnen dürfe, die Ungeduld des Kaisers erwartete aber den Ausgang der Unterhandlungen nicht, sondern

81) Die Forderungen waren: 1) Oesterreich erkenne nur den 1664 geschlossenen Gränztractat für gültig und fordere alles, was durch sondere Verträge abgetreten sey, zurück. 2) Die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrich Heinrich sollten geräumt und geschleift, von den Werken des Forts Liefkenshoek und Lille sollte der Theil, der die ehemals bestimmte Gränze überschreite, geschleift werden. 3) Das Wachtschiff, welches Holland bei dem Fort Lille halte, sollte für immer entfernt und die ganze Schelde unter kaiserlicher Hoheit stehen. 4) Stadt und Festung Mastricht sollten abgetreten werden, weil Holland dies in dem am 30. August 1573 mit Spanien geschlossenen Tractat versprochen habe. 5) Alles Land über der Maas solle als zu Mastricht gehörig abgetreten werden. 6) Mehrere andere Districte und Orte sollen aus demselben Grunde abgetreten werden. 7) Die Holländer sollen alle Einkünfte, die sie aus den abzutretenden Orten seit ihrer Besetzung gezogen, zurückgeben. Die Artikel 8, 9, 10, 11 enthalten lauter Bestimmungen über Vergütungen, welche die Holländer für die Vortheile leisten sollen, die sie seit dem siebenzehnten Jahrhundert aus den Verträgen gezogen, die der Kaiser jetzt für ungültig erklärt.

er forderte durch die Erklärung vom 23. August 1784 die Eröffnung der Schelde peremtorisch sogleich, wofür er dann von allen andern Forderungen abzustehen versprach.

Der Kaiser betrug sich bei dieser Gelegenheit, wo er auch von Kaunitz nicht einmal Vorsicht und Behutsamkeit lernen wollte, auf eine ganz unbegreifliche Weise unklug und gegen alle Regeln einer gesunden Politik. Er wollte, im festen Vertrauen, daß die Holländer nicht wagen würden, sich ihm zu widersetzen, Antwerpen für einen Freihafen erklären und der Präsident seiner Regierung in Brüssel ließ sogar verkündigen, daß der Kaiser schon jetzt die Schiffahrt aus der Schelde ins Meer als völlig frei ansehe und daß er jedes Hinderniß, welches man der freien Schiffahrt seiner Unterthanen entgegensetzen werde, als wirkliche Feindseligkeit und als Kriegserklärung betrachte. Durch diesen Schritt, den Kaunitz sehr mißbilligte, kam Joseph in größere Verlegenheit, als er geahndet hatte. Der alte König von Preußen gab seinen Unwillen laut zu erkennen und fragte bei Rußland an, ob er vielleicht auch weiter gehen könne. Ludwig XVI. aber ward durch diesen Schritt seines Schwagers in die größte Verlegenheit gebracht. Die Minister, besonders Vergennes und die ganze französische Nation verlangten dringend, daß sich Frankreich der Holländer annehmen solle, die Königin suchte ihren Gemahl zu bewegen, dem Willen der Nation entgegen zu handeln, zu deren Organ in dieser Sache sich der Graf Mirabeau aufwarf, der einige Jahre später den Gang der Revolution leitete. Er schrieb damals in seiner heftigen aber der Aufregung des französischen Volks ganz angepaßten Manier über die holländischen Angelegenheiten und nahm sich der ihm sonst tödtlich verhaßten, kleinlichen und selbstsüchtigen holländischen Patrioten-Parthei, also der Feudal- und der Geldaristokratie, welche blos von Selbstsucht und Geldgier geleitet wurde, gegen den Kaiser an, der von ihm als ein gar arger Tyrann und Despot geschildert wird.

Mirabeaus Schrift gegen Kaiser Joseph ward zwar in Frankreich verboten, aber es wurden doch Rüstungen gemacht,

um sich, wenn die französische Vermittelung nicht gelingen sollte, der Holländer annehmen zu können. Es ward den Franzosen erlaubt, d. h. zu verstehen gegeben, in Holland Dienste zu nehmen, man lieferte Kriegsvorräthe und französische Ingenieurs, und Stabsoffiziere leiteten die holländischen Vertheidigungsanstalten. Die Holländer nöthigten alsdann im Vertrauen auf Frankreich durch die Thätlichkeiten, welche sie ausübten, als die Belgier von der von der Brüsseler Regierung erlassenen Erklärung Gebrauch machen wollten, die Franzosen wider ihren Willen zu feindseligen Anstalten gegen den Kaiser, welcher in Begriff war, ein Heer von vierzigtausend Mann nach Belgien zu schicken und einen Theil desselben wirklich marschiren ließ. Als nämlich die Brigantine Ludwig unter Kapitän Iseghem am 8. October 1784 die Schelde hinabfahren wollte, feuerten die Holländer von Saftingen aus auf das Schiff und nöthigten es, nach Antwerpen zurückzukehren. Ein anderes kaiserliches Schiff, das von Ostende kam und die Schelde hinauf fahren wollte, ward bei Vliessingen angehalten, obgleich es hernach wieder frei gegeben wurde.

In diesem Augenblicke nahm Alles ein kriegerisches Ansehn, die kaiserlichen Truppen marschirten, der österreichische Gesandte ward vom Haag abgerufen, in den vereinigten Provinzen zeigte sich eine Nationalbewegung, welche seit langer Zeit unbekannt gewesen war, es ward ein holländisches Heer an den Gränzen versammelt und französische Offiziere organisirten dies Heer und die neu aufgestellten Verstärkungen desselben. Gerade in diesem Augenblicke erreichten die Streitigkeiten der Städte von Holland mit der statthalterischen Regierung den höchsten Punkt, so daß der Herzog von Braunschweig sich genöthigt sah, endlich das Land zu verlassen. Er war schon im Juli auf Antrag der Städte der Provinz Holland von den Ständen dieser Provinz förmlich abgesetzt worden, indem sie ihm durch eine beleidigende Resolution ankündigten, daß sie nur bis Ende des Jahrs die Summen zahlen würden, die sie zu den ihm angewiesenen

Geldern beitrügen, Seeland trat hernach dem Schlusse bei. Der Herzog wendete sich am Ende August zwar an die fünf andern Provinzen, er erkannte aber seine Stellung schon im September für unhaltbar und gab daher um so mehr, nachdem die Holländer am 8. October auf das österreichisch-belgische Schiff geschossen hatten, am 14. October seine Entlassung ein, als er die lange Zeit hindurch immer noch die österreichische Feldmarschallstelle beibehalten hatte.

So schlecht beim zerrissenen Zustande ihrer Civilregierung und der Verwaltung ihres Kriegswesens auch die Anstalten der Holländer waren, so zeigte sich doch bei dieser Gelegenheit Joseph noch schwächer als diese, und wagte auch nicht einmal, ihre thätliche Beleidigung rasch und nachdrücklich zu rächen, wie der Fürst von Ligne als Commandant von Antwerpen hatte thun wollen. Dieser war nämlich in Begriff, den Schaden, den die Holländer den Belgiern durch das Anhalten und Beschießen der Schiffe und durch die Vertheidigungsanstalten, die sie in der Nähe der Schelde machten, gethan hatten, durch Besetzung der Forts Lillo, Liefkerhoek, Kruitschanz und Fort Friedrich Heinrich zu rächen, dazu bedurfte er aber der Erlaubniß der Regierung in Brüssel, und diese wagte nicht, sie ihm zu ertheilen. Vergennes, der die auswärtigen Angelegenheiten der Franzosen bis an seinen Tod, im Februar 1787, leitete, benutzte des Kaisers Zagen und Zaudern, und die Ohnmacht der Niederländer, um einen Bund durchzusetzen, den bisher die Parthei des Prinzen stets gehindert hatte. Frankreich machte nämlich seine Vermittelung für Holland durch Drohungen gegen Joseph geltend, und knüpfte dadurch das Band der Freundschaft, welches hernach Preußen und England bei Gelegenheit der holländischen Revolution wieder zerrissen.

Vergennes krönte seine lange diplomatische Laufbahn durch die meisterhafte Weise, wie er ohne seinen König durch offenbare Feindseligkeiten gegen seinen Schwager zu betrüben, durch Unterhandlungen die ganze Ehre in diesen Händeln für Frankreich zu gewinnen und die ganze Schmach auf den Kaiser zu

werfen verstand, indem er zugleich Holland für Frankreich gewann, es mit Oesterreich tödtlich entzweite und von England entfernte. Die Franzosen, welche schon in jener Zeit ihre Königin mit unbegreiflichem Hasse verfolgten, schrien freilich damals und auch später, daß es gegen die Ehre der Nation sey, daß man durch Geldzahlung und nicht durch die Waffen eines als militärisch und ritterlich vor andern anerkannten Volks den Frieden beschleunige; aber Joseph ward mehr beschimpft, als er das Geld annahm, als Frankreich durch die Zahlung verlor. Wäre die Behauptung des Geschichtschreibers der französischen diplomatischen Unterhandlungen zuverlässiger und begründeter, als sie uns zu seyn scheint, so verdiente Vergennes noch weit mehr Lob, als wir ihm ertheilt haben, und Joseph träfe dann auch nicht der Vorwurf eines übereilten Vorwärtsschreitens und eines zaghaften Zurückweichens, das ihn vor ganz Europa beschimpfte. Flassan berichtet nämlich, Joseph habe nur darum nachgegeben, den Feindseligkeiten Einhalt gethan und die Vermittelung der Franzosen angenommen, weil Vergennes seinen König bewogen habe, über diese Angelegenheit, ehe sie noch an Gesandten übertragen werde, in unmittelbare Correspondenz mit Joseph zu treten [82]), so daß sich der Kaiser aus dem Ton der Briefe Ludwigs XVI. überzeugt habe, daß er persönlich sich der Sache annehme, und daß seine Gemahlin ihn nicht umstimmen könne

82) Flassan, histoire de la diplomatie française, Vol. VII, berichtet zuerst pag. 400 im Text: Mr. de Vergennes remit au roi un premier mémoire le 14. Octobre 1784. Il y établissoit l'intérêt de plus d'un genre, que la France avoit à la contestation présente; exposant en même tems les dangers auxquels pourroit entraîner une résolution trop précipitée à l'égard de l'empereur, avec lequel il engageoit le roi d'ouvrir une correspondance directe pour le disposer à la paix. Dazu fügt er pag. 401 die Note: Cette correspondance eut lieu en effet; et c'est aux explications qu'elle amena insensiblement, que l'on doit l'accommodement auquel l'empereur se prêta, mais après avoir manifesté l'humeur la plus aigre, piqué de ce que le roi, qu'il croyait dominer par le crédit de la reine, n'avait écouté en définitif que l'avis de son conseil.

und werde. Flassan entschuldigt zugleich den Minister mit Gründen, die uns gut und treffend scheinen, gegen den Vorwurf, daß er dem Kaiser aus der Staatskasse den Rest der kleinen Summe habe zahlen lassen, den die Holländer nicht zahlen wollten, als sie sich unbedingt auf Frankreich verließen, weil dieses nicht mehr zurück konnte. Freilich warf man in den unzähligen Schmähschriften, welche man hernach von Seiten der Anhänger der beleidigten Familie Rohans, der geistreichen, aber durchaus unmoralischen Freunde des Herzogs von Orleans und aller derer, welche der Königin antifranzösische Gesinnung vorwarfen, ausgehen ließ, als die Zahlungen wirklich geleistet wurden, dieser vor, sie lasse ihrem Bruder ganze Wagenladungen französischen Geldes senden.

Nachdem Ludwig XVI. dem Kaiser energisch zu verstehen gegeben hatte, daß er nie zugeben werde, daß das Recht des Starken gegen die schwachen Holländer in Rücksicht auf Tractate ausgeübt werde, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch Frankreichs Hülfe von Oesterreich erpreßt worden, so kam die Sache ans Cabinet und an die Bevollmächtigten. Am 17. Nov. 1784 ward dem Kaiser durch eine sehr kräftig und bestimmt abgefaßte dringende, oder vielmehr höflich drohende Note die Vermittelung Frankreichs im Scheldestreit angeboten; doch dauerte es bis zum 24. Januar 1785, ehe der Kaiser diese Vermittelung, oder mit andern Worten, die Entscheidung Frankreichs annahm. Auch nachdem Joseph sich gefügt hatte und nach und nach den wichtigsten Puncten, der Freiheit der Schiffahrt auf der Schelde und der Erwerbung eines bedeutenden Landstrichs oder befestigter Oerter, entsagt hatte, erschwerte er durch seinen Eigensinn und durch kleinliche Geldforderung, so wie die Holländer durch den Geiz, womit sie über den Betrag der von ihnen zu zahlenden Summe feilschten und bald mehr bieten, bald weniger geben wollten, den Franzosen das Geschäft der Friedensstiftung. Die Holländer und der Kaiser nämlich handelten von Februar bis September über die Summe, welche die Ersten dem Letztern als Entschädigung zahlen sollten, damit

es wenigstens den Anschein habe, als wenn er einige Genugthuung für eine thätliche Beleidigung erhalten habe, und sowohl die Holländer als der Kaiser hatten sich dieser Krämergeschichte zu schämen, wobei sich Frankreich allein so benahm, wie es einer großen, beiden befreundeten Macht gebührte.

Der Kaiser forderte nämlich anfangs funfzehn Millionen Gulden und die Holländer hatten die Unverschämtheit, ihm darauf drei Millionen zu bieten, darüber ward dann Monate lang, wie über eine Waare, in Wien und Versailles gehandelt, bis endlich der Kaiser auf neun und eine halbe Million herabgehandelt ward. Diese Summe forderte Joseph für sich, außerdem noch eine halbe Million für seine Unterthanen, welche durch die Holländer gelitten hatten. Auch dabei zeigte sich die österreichische Politik kleinlich; denn, so wenig es dem Kaiser Ernst war, erklärte doch Graf Mercy, wenn die Holländer nicht bis zum 22. Sept. sich zur Zahlung dieser Summe erböten, so werde der Krieg (also nicht um Ehre, sondern um ein Paar Millionen) beginnen. Da die Handelsleute sahen, daß die Sache eine Angelegenheit Frankreichs geworden sey, so boten sie auch von dieser Summe nur die Hälfte, und Frankreich fand am Ende vortheilhafter, die andere Hälfte zuzulegen, als ungeheure Kriegskosten zu tragen und alle europäischen Mächte in Bewegung zu bringen.

Erst am 8. November ward übrigens zu Fontainebleau der Aussöhnungstractat abgeschlossen. Vermöge des ersten Artikels dieses Tractats blieb die Schelde verschlossen und Mastricht blieb den Holländern; dagegen versprachen diese, die Forts Lillo und Liefkershoek, befestigt, wie sie waren, und Fort Friedrich Heinrich und Kruitschanz geschleift dem Kaiser übergeben zu lassen. Sie versprachen außerdem zehn Millionen Gulden zu zahlen, wovon Frankreich, um die Aussöhnung zu beschleunigen, die Hälfte übernahm. Dohm rechnet, daß allein die Unkosten, die der Kaiser gleich anfangs gehabt habe, als er über die damals eigentlich ganz wehrlose Republik eine Bedrängung verhängte, welche alle Mächte und seine eignen Provinzen gegen jede Ver-

besserung, die er vornehmen wollte, argwöhnisch machte und mit seiner Beschämung endigte, über fünf Millionen Gulden betragen hätten; doch scheint es uns, als wenn er das Einzelne etwas zu hoch anrechne. Frankreich erlangte dabei einen Vortheil, den es im folgenden Jahr dadurch wieder einbüßte, daß es in den holländischen Unruhen nicht entschieden und militärisch den Preußen und Engländern entgegentrat.

Die oranische Parthei nämlich konnte und durfte, als England in dieser Sache nichts für die sieben Provinzen that, und Frankreich handelte und zahlte, nicht weiter hindern, daß die patriotische und aristokratische Parthei ihre Absicht, eine nähere Verbindung mit Frankreich einzugehen, durchsetze. Die Republik riß sich von England ab, schloß einen Defensivtractat mit Frankreich, und schien dadurch das ganze seit 1672 bestandene Verhältniß der Seemächte zu einander und zu Frankreich zu ändern. Dies war in dem Zeitpunkt, als, wie wir oben erzählt haben, Pitt die Regierung von England concentrirt hatte, das Ruder der Geschäfte ganz allein führte und als Meister der modernen Politik Wunder wirkte; wir wollen deshalb unter dem Text eine Stelle aus Flassans Geschichte der französischen diplomatischen Verhandlungen anführen, um zu zeigen, wie meisterhaft Pitt die holländische Revolution benutzte, um Englands Vortheil durch preußische Bajonnette zu erreichen [83]).

83) Es heißt Vol. VII. pag. 409: L'alliance entre la France et les Provinces-Unies étoit un coup de force politique, et l'on n'avoit pu y arriver que par une grande suite de combinaisons adroites, à la faveur desquelles on rompait l'intimité de la Hollande et de l'Angleterre et l'on privait le stathouder d'une prépondérance dont il usait trop fréquemment en faveur de la cour de Londres. Ce brillant succès fut dû principalement au duc de la Vauguyon, qui dans le cours de son ambassade de Hollande s'étoit occupé à détacher les Provinces-Unies de l'Angleterre et à les rapprocher de la France dans la vue essentielle de combiner les marines française, espagnole et hollandaise, pour détruire ou du moins balancer la suprémacie maritime de l'Angleterre. Les conséquences de ce traité furent profondément senties à Londres. En effet elles étaient telles,

Die weiter unten folgende Geschichte der Expedition des Herzogs von Braunschweig gegen Holland wird zeigen, wie Friedrich Wilhelm II. viel preußisches Geld (denn von Blut war kaum die Rede) für die reichen Holländer und Engländer verschwendete.

§. 2.

Innere Bewegungen und politische Streitigkeiten in Belgien, Holland, Frankreich bis zum Jahre 1788.

a. Belgien.

Während sich der Kaiser auf der einen Seite in einen für ihn sehr nachtheiligen Streit mit Holland und Frankreich zu Gunsten der Belgier einließ, gerieth er auf der andern mit der Aristokratie und Hierarchie der Belgier in einen Streit, der mit einem förmlichen Aufstande seiner Niederländer endigte. Die Bewegungen in den österreichischen Niederlanden waren gleichzeitig mit den Unruhen in Holland und hatten, wie diese, ihren Grund darin, daß die verwickelte Staatsverfassung und Regierung der sämmtlichen Niederlande seit dem sechzehnten Jahrhundert nie im Geringsten verändert war, und daher den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr entsprach. In den protestantischen Niederlanden wollte man daher nach dem republicanischen System, in den katholischen nach dem monarchischen gewaltsam reformiren, beides verunglückte.

Wir müssen der an sich unbedeutenden belgischen Unruhen hier schon aus dem Grunde erwähnen, weil wir sowohl in Holland als in Belgien ein Vorspiel der Bewegungen in Frankreich aufführen sehen, wobei in Holland ganz besonders Franzosen und unter ihnen auch Mirabeau thätig waren. Außerdem müs-

qu' aux approches d'une guerre maritime la cour de Versailles, en vue de garantir son allié, et par une suite de ses engagemens pouvoit envoyer au cap de Bonne Espérance et à Trinquemale des forces respectables qui eussent décidé sa supériorité dans cette partie du monde cet. cet.

sen wir des Aufstands in Belgien auch aus dem Grunde gedenken, weil bei der Gelegenheit aller Welt offenbar ward, wie unvorsichtig Joseph handelte, als er alle die verschiedenen Völkerstämme, welche er zu Unterthanen hatte, ohne sie zu Rath zu ziehen, autokratisch durch unzählbare aus dem Cabinet erlassene, nur auf dem Papiere ausführbare Gesetze und Verordnungen reformiren wollte. Um jeden, der den gegenwärtigen Zustand Belgiens kennt, und mit der Religion des Landvolks und der damals so ungemein zahlreichen Geistlichkeit einigermaßen bekannt ist, oder weiß, wie und was bis auf den heutigen Tag in Löwen gelehrt wird, zu überzeugen, daß Joseph nicht durchdringen konnte, wenn er nicht gleich den Terroristen in Frankreich, zugleich die Besitzenden vertilgte und den ganzen Besitzstand änderte, darf man nur den Charakter seiner Reformen kurz angeben.

Joseph wollte offenbar das Regierungssystem Türgots, die Verwaltung der Staatspolizei und der Finanzen in seinen Staaten überhaupt und in Belgien insbesondere, in der Art einrichten, wie hernach Düpont de Nemours als Herausgeber von Türgots Schriften, dessen einzelne Winke zu einem Ganzen verbunden hat, dabei aber das monarchische Prinzip streng aufrecht halten. Auf welche Weise der unermüdlich thätige und unglaublich arbeitsame Kaiser dies auszuführen versuchte, kann man am besten aus dem zweiten Theile der neusten Biographie desselben lernen, wo alles Einzelne aufgezählt wird. Wir wollen in der Note nur kurz und summarisch die Gegenstände, auf welche sich Josephs Thätigkeit erstreckte, anführen und den Lesern überlassen, das Nähere in dem angeführten Buche nachzulesen [84]).

84) Was in der ersten Ausgabe dieses 18. Jahrhunderts I. S. 333 aus Pezzl angeführt ist, bezieht sich eigentlich nur auf das Religionswesen, es scheint daher passender, den Inhalt des zweiten Theils von Gros. Hoffingers Lebens- und Regierungsgeschichte anzugeben und es dem Leser zu überlassen, das Einzelne in diesem Buche selbst aufzusuchen. Die ganze erste Abtheilung

Geht man in Beziehung auf Ausführbarkeit der Pläne Josephs die Provinzen durch, so hatten die Böhmen den wesentlichsten Theil ihrer Nationalrechte längst verloren, die Postulaten-Landtage anderer Provinzen konnten auf die Dauer keinen Widerstand gegen einen Regenten leisten, welcher Verwaltung und Regierung durch seine Beamte leitete und durch Polizei und Militär unterstützte; nur in Ungarn und Belgien war dies anders, in diesen Ländern war daher ein Widerstand ohne Rebellion möglich. Die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Gerichtsverwaltung in allen Instanzen, war in beiden Provinzen nicht österreichisch, sondern ganz national und ward im Lande von

---

dieses Bandes handelt ausschließend von Reformen in Religionssachen. Im dritten Capitel findet man die Schritte gegen Rom; im vierten wird die Reform des Priesterstandes, die Umgestaltung des Mönchwesens und die Errichtung von Anstalten zur bessern Bildung des Priesterstandes berichtet. In den folgenden Capiteln findet man die neue Regulirung des Gottesdienstes, die Aufzählung der abgeschafften schädlichen Gebräuche, die Beschränkung des Ablaßhandels, Abschaffung der Brüderschaften und Einrichtung eines eigentlichen Religionsunterrichts. Im sechsten Capitel sind die neuen Verfügungen über Ehen und Begräbnisse und im siebenten die Toleranzgesetze zu finden. Im zweiten Abschnitt wird berichtet von der Einrichtung der Volks- und Normalschulen, von den allgemeinen Anstalten zur Verbesserung des Volksunterrichts, von den Gymnasien und ausführlich von der Censur. Im dritten Abschnitt findet man alle Einrichtungen, welche die Unterthanenverhältnisse betreffen. Dahin gehören die Vorschriften für Beschwerden, die Gesetze gegen den Wucher, die Abschaffung schädlicher Gebräuche, die Robotabolition, die Verordnungen, die sich auf Aufhebung der Leibeigenschaft beziehen; die Steuergesetze. Dann folgt ein Abschnitt über das Justizwesen. Zuerst gilt es Josephs Civilgesetzgebung, dann seinen Criminalgesetzen, hernach wird die neue Einrichtung des Unterrichts über Rechtspflege, der Gerichtsordnung und Justizverfassung überhaupt gedacht, dann besonders Reform der Stadträthe, der Beamten, der sogenannten Landtafel, der Ordnung der Gerichtskosten, Erbfolgeverordnungen, Pupillensachen u. s. w. erwähnt. Dann folgt ein Abschnitt von neuen Polizei- und Humanitätsanstalten. Im sechsten findet man einzeln angeführt, was für Handel und Industrie, Landescultur, Viehzucht geschah. Mauthwesen, Straßenbau u. s. w. Der siebente Abschnitt begreift die Cameralgegenstände, Münz-, Berg-, Jagd-, Forst-, Postwesen. Judengesetze, Pensionen, Stempelpapier, Abzugsgeld, Fiscusangelegenheiten. Darauf folgt ein Abschnitt über Militärwesen u. s. w. Man sieht blos aus der Aufzählung, daß Joseph mehr leisten wollte, als die ganze französische constituirende Versammlung leisten konnte.

Eingebornen in ihrer Sprache verwaltet. Joseph hatte in Belgien nicht blos gleich bei seinem Regierungsantritt alle überlieferten und bestehenden Privilegien, Herkommen, Gebräuche, Gesetze, Verbriefungen der einzelnen Städte, Grafschaften, Herzogthümer und Corporationen bestätigt, sondern er hatte auch die höchst merkwürdige Urkunde des Freiheitsbriefs der Herzogthümer Brabant und Limburg über die Rechte der Unterthanen und die Pflichten der Regenten [85]) öffentlich beschworen. In diesen Provinzen bildeten Deputirte, welche von den drei sogenannten Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel, den Städten erwählt wurden, nicht blos die Gesetzgebung, welche über die Erhebung, Verwendung, Vertheilung der Steuern und Auflagen entschied, sondern diese Stände setzten auch einen Ausschuß nieder, der zwischen der Zeit der Sitzungen der Stände an der Regierung förmlich Antheil nahm. Jede Provinz, jede Stadt, ja man möchte fast sagen, jeder Flecken und jedes Dorf hatte eine eigne Einrichtung und Verwaltung, die oft von denen des benachbarten Orts ganz verschieden waren. Jede Provinzialregierung bestand, wie die Landesregierung in Brüssel, nur aus Landeseingebornen, außer daß die allgemeine Landesregierung in Brüssel einen kaiserlichen Minister zum Präsidenten hatte. Sogar die Repräsentation der monarchischen unabhängigen Regierung und eines Hofes fehlte in Brüssel nicht. Ein Statthalter oder eine Statthalterin, gewöhnlich fürstlichen Geblüts, unter Joseph seit Januar 1781 seine mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen vermählte Schwester Marie Christine, hielten in Brüssel einen glänzenden Hof, bei dem fremde Gesandte, wie bei andern regierenden Herren, beglaubigt waren. Auch die Hierarchie der Gerichte, wie die Landesregierung, waren von der Justiz der andern Erblande unabhängig. Jedes Tribunal entschied nach Localgesetzen und nach ganz verschiedenen Herkommen, und es war ein anerkannter Grundsatz, daß niemand

85) Dies ist die sogenannte Joyeuse entrée, die man in Meiners und Spittlers histor. Magazin im 1. Bande, S. 724 lesen kann.

vor ein anderes Gericht gestellt werden könne, als vor dem ihm oder seinen Voreltern durch Gesetz und Herkommen bestimmten.

Nach der bestehenden Verfassung des Landes fiel die größte Macht und der stärkste Einfluß aus vielen Ursachen der Geistlichkeit zu, welche Joseph gerade zunächst reformiren wollte. Dieser Einfluß war nicht blos geistlicher Art, er beruhte nicht blos auf Aberglauben und Fetischismus der Menge, unterhalten durch tausende von Mönchen und Pfarrern, sondern das Grundeigenthum war auch größtentheils in geistlichen Händen, und wie damals in Deutschland und noch jetzt in England waren die älteren Söhne der großen Familien mächtig durch das Erbe des Vaters, die jüngeren aber reich durch Pfründen, Abteien, Bisthümer, und bildeten das erste Collegium der Stände. Belgien war damals, wie Spanien und Neapel, das Paradies der Geistlichkeit; denn man zählte in diesem Lande neben einem Erzbischofe und sieben Bischöfen hundert und sieben Aebte, deren jeder Einzelne von sechzig bis dreimal hundert tausend Gulden Einkünfte hatte. Die Universität Löwen, wo alle Belgier, welche geistliche oder weltliche Aemter bekleideten, gebildet wurden, war dem Erzbischofe von Mecheln untergeordnet, und dieser war ganz in der Macht der Exjesuiten, so daß diese also einzige Quelle aller belgischen Einsichten in Staats- und Kirchenangelegenheiten waren. In Löwen wurden ganz im Geiste des Mittelalters alle die Rechtsgelehrten gebildet, die in den drei höchsten Tribunalen Belgiens, dem Gerichte von Geldern, dem großen Rathe von Brabant, dem Rathe von Mecheln in höchster Instanz entschieden. Diese sogenannten souveränen Gerichtshöfe entschieden nicht allein, wie unser Reichskammergericht, unser Reichshofrath und die französischen Parlamente, ganz unabhängig vom Regenten, oder einer höhern Instanz in Rechtssachen, sondern sie genossen auch der politischen Rechte, welche die französischen Parlamente zwar in Anspruch nahmen, die ihnen aber von der Regierung nicht eingeräumt wurden. Die Verordnungen der Regierung hatten nämlich nur dann Gültig-

keit, wenn sie von diesen Gerichten, den Stützen und Aufrechthaltern jedes Schlendrians, vorher geprüft waren.

Da man auch noch heutiges Tags, nach zwei Revolutionen, nach der Vereinigung mit Frankreich zur Schreckenszeit, nach Bonapartes Regierung und nach der Vereinigung mit Holland in gewissen Gegenden Belgiens den Aberglauben, das Ceremonienwesen, die Prozessionen und Wallfahrten völlig wie in Spanien und Italien aufrecht hält, so denkt man sich leicht, wie es dort zu Josephs Zeiten aussehen mochte, als seit Jahrhunderten auch nie ein einziger Lichtstrahl in das von Mönchen und Jesuiten unterhaltene Cimmerische Dunkel des Unterrichts der gelehrten Schulen gefallen war. Joseph hatte das Versehen begangen, daß er in demselben Augenblick, als er auf durchgreifende Reformen in Belgien dachte, den ganz unfähigen Fürsten von Stahremberg seiner Schwester und ihrem Gemahl, die blos repräsentiren sollten, als Minister zur Führung der Geschäfte zur Seite gegeben hatte. Dieser, als ein großer Herr, that nichts und wußte nichts, er überließ Alles dem Intriganten Crumpipen, der hernach neben dem Advocaten van der Noot und dem Abt von Tongerloo Haupt der hierarchisch-aristokratischen Conspiration ward. Dieser war der Sohn eines Kammerdieners des Visconti, der Erzbischof von Mailand ward, und hatte seine Laufbahn als dessen Secretär in Neapel begonnen. Da dieser Mann die Seele der Landesregierung in Brüssel war, so begreift man leicht, warum diese statt, wie sie sollte, die kaiserliche Reformation zu fördern, ihr Hindernisse in den Weg legte, ohne daß der gute Stahremberg wußte, wohin das zielte, was er selbst anordnete.

Der Kaiser schritt indessen in Belgien ebenso rasch vorwärts, als in andern Provinzen, und nahm durchaus keine Rücksicht auf den Einfluß der Geistlichkeit, der Universität Löwen, des Cardinals und Erzbischofs von Mecheln (Frankenberg), des in Belgien residirenden päbstlichen Nuntius und der Exjesuiten, sondern forderte schon in den Jahren 1781 und 1782, daß seine Verordnungen in Religionssachen, ohne Rücksicht auf

die hergebrachten Formen, auch in Belgien ausgeführt werden sollten. Wie wenig die belgischen Theologen und Juristen geneigt waren, im Geringsten der Regierung nachzugeben, zeigte sich gleich im November 1781; denn Josephs Toleranzedict konnte und durfte in Belgien auch nicht einmal bekannt gemacht werden. Die Universität Löwen bewies gleich bei dieser Gelegenheit, in welchem Geiste sie die Jugend unterrichte, als sie verkündigen ließ, daß jede Toleranz den Grundsätzen der heiligen römischen Kirche entgegen sey, weil nach dem Glauben derselben alle Ketzer ewig verdammt seyen. Joseph bestand aber auf seinem Souveränitätsrechte, wie er es nannte, und verfuhr im Namen der unveräußerlichen Menschenrechte, worauf sich hernach auch die Männer der Schreckenszeit beriefen, dictatorisch. Die Republicaner sowohl als Joseph hielten das Volk für unmündig, weil es von Vorurtheilen despotisch beherrscht werde und handelten daher ganz entscheidend in dessen Namen. Der Kaiser verordnete (1783) Einziehung vieler Klöster; er erklärte jede Berufung auf den Papst für völlig unstatthaft; er änderte die Formel der Immatriculation auf den Universitäten, weil sie, im Geiste der Hierarchie abgefaßt, den Rechten des Regenten entgegen sey, und nahm den Bischöfen das Recht, in geistlichen Angelegenheiten unabhängig zu schalten. Er forderte Rechenschaft über die Eide, welche die Bischöfe von den Seminaristen, von den Geistlichen, denen sie die Weihen ertheilten, von den Seelsorgern zu fordern pflegten, und verordnete, daß bischöfliche Hirtenbriefe, ehe sie bekannt gemacht werden könnten, den weltlichen Behörden vorgelegt werden sollten; auch nahm er ihnen die Entscheidung in Ehesachen.

Nur in Religionsangelegenheiten und in allem demjenigen, was sich auf Bildung und Unterricht der Jugend bezog, war Joseph aus einem Grunde, der seinem Verstande und seinem Herzen auf gleiche Weise Ehre macht, durchaus unerbittlich. Verbesserungen, die sich darauf bezogen, wollte er gewaltsam durchsetzen, andere Reformen sollte die Landesregierung nach und nach einführen. Dies sehen wir aus seinem Verfahren bei

der Ordnung des Gerichtswesens. Er verkündigte nämlich noch im Jahre 1785 den Niederländern durch ein Ausschreiben, daß er auf die Vorstellung seines Statthalters der Niederlande alles, was die Errichtung der von ihm neu bestellten Gerichtshöfe in Flandern, Dornick, Namur und Geldern angehe, so lange aufgeschoben habe, bis die Gemüther über diesen wichtigen Gegenstand besser beruhigt seyen. Er verordnete zugleich, daß die Obrigkeiten der Städte, wie die der verschiedenen Gerichtssprengel und des platten Landes und überhaupt alle Justiz- und Polizeibeamte in den genannten Provinzen, ihre Amtsverrichtungen, welche auf seinen Befehl eingestellt waren, wieder antreten sollten. Dadurch ward der damals wegen der Gerichtsverfassung drohende offene Ausbruch der Unruhen gehindert; in geistlichen Dingen schritt indessen der Kaiser unaufhaltsam fort, und nahm gerade im Jahrr 1786 eine ganz entschiedene Maßregel gegen Mönchsgeist, Aberglauben und Hierarchie.

Der Kaiser kannte den Lärm, den Mönche und Pfaffen im Beichtstuhle und auf den Kanzeln gegen ihn erhoben, er kannte die Verläumdungen, welche die ins Innere aller Familien zugelassenen frommen Heuchler verbreiteten, und die Wirkung jesuitischer Künste, er war daher überzeugt, daß er ohne Reform der Universität Löwen niemals einen besseren Volksunterricht in Schulen und auf den Kanzeln hoffen dürfe, er verlangte daher, daß in Löwen ein Generalseminarium, wie in seinen andern Staaten eingerichtet werden solle. Diese Generalseminarien Josephs standen unter Aufsicht des Staats, der Sinn der Verordnung war daher, die sämmtliche Geistlichkeit der Niederlande solle nicht mehr, wie bis dahin, unter der Aufsicht des Erzbischofs, seiner Exjesuiten und des Nuntius, sondern durch, von der Regierung angestellte, Lehrer und unter Aufsicht der Regierung gebildet werden. Wie es mit diesem Generalseminarium sollte gehalten werden, wird man aus dem in der Note [86]) mit-

86) Die theologischen Schüler vom weltlichen Clerus unserer belgischen Provinzen, so lautet dieser Schluß) als auch diejenigen, die nachher in einen

getheilten Schlusse des kaiserlichen Edicts am besten sehen. In der Einleitung dieses Edicts wird die Nothwendigkeit der Maßregel ganz vortrefflich aus dem Wesen der Religion und aus der Nothwendigkeit, ihren schon drohenden gänzlichen Verfall durch eine bessere Lehrmethode zu verhindern, hergeleitet. Diese Darlegung der Gründe und der durch die Zeit erforderlich gewordenen Beschaffenheit dieser neuen Lehrmethode statt der ganz veralteten der Universität Löwen, so wie das Edict selbst, ist mehr eine Belehrung als eine Verordnung zu nennen; gerade deshalb fand es aber heftigen Widerstand; denn, wer mit Gründen gegen ein hartnäckiges Vorurtheil kämpft, der wälzt den Stein des Sisyphus!

Gestehen muß man übrigens, daß das nach dem Muster der übrigen neuen Seminarien eingerichtete Generalseminarium zu Löwen Vieles zu wünschen übrig ließ; das war es aber nicht, was die an Mechanismus und abergläubischen Ceremonien klebenden, oder nur an Gedächtnißwerk gewohnten belgischen Geistlichen erschreckte. Die Aufgabe, sich fünf Jahr lang mit wissenschaftlichen theologischen Studien zu beschäftigen, ehe sie Amt und Pfründen suchten, schien den sämmtlichen Geistlichen und ihren Obern eine schreiende Ungerechtigkeit, und sie verkündeten überall, der Kaiser habe die Absicht, die Religion zu zerstören. Die neuen Lehrer wurden gleich dem Kaiser Feinde der Religion gescholten, weil die Erstern vom blind papistischen Kirchenrecht und von jesuitischer Religion und Moral abwichen,

Mönchsorden treten wollen, werden mit dem ersten Wintermonat 1786 entweder in das Generalseminarium, welches wir in Löwen errichtet haben, oder in das Filialseminarium nach Luxemburg sich begeben. Was die Theologen der Ordensgeistlichkeit betrifft, so müssen alle, Luxemburger ausgenommen, nach Löwen geschickt werden, um dort in den öffentlichen Vorlesungen auf der Universität ihren Cursus zu vollenden. Die Luxemburger aber verfügen sich nach Luxemburg, um dort die Vorlesungen der daselbst angestellten Professoren anzuhören. Die Ordensobern haben demnach freie Willkühr, ihre Religiosen, welche nach Löwen oder Luxemburg geschickt werden müssen, in einem Kloster oder Convent ihres Ordens, oder auch in jedem andern Hause während ihres wissenschaftlichen Aufenthalts zu versorgen.

und der Andere die vielen Wallfahrten und Prozessionen verboten und auf zwei in jedem Jahre beschränkt hatte. Dies war dann, nach jesuitischem Grundsatz, hinreichender Grund, dem Nuntius, das hieß bei ihnen Gott, mehr zu gehorchen als der weltlichen Obrigkeit.

Die in dem Generalseminariumsgebäude wie in einer geistlichen Caserne vereinigten Studenten wurden heimlich aufgewiegelt, sie beklagten sich über heterodoxe Lehre, also über eine Sache, die ihre Seelen anging, und zugleich über eine Angelegenheit, die ihr Selbst, wie Homer es im Anfange der Iliade nennt, betraf, nämlich über schlechtes Brod und Bier, und erhoben sich am 6. December 1786 zu einem förmlichen Aufstande. Unter den Studenten waren die Söhne der ersten Familien des Landes, der Mitglieder der Stände, souveränen Gerichte und der Regierungen der Provinzen, sie wurden insgeheim von der mit der Studienveränderung unzufriednen Landesregierung, vom Nuntius und dem Erzbischofe unterstützt; das wußte der Kaiser, darum erbitterte ihn dieser Aufstand ganz anders als ein gewöhnlicher Studenten- oder Handwerksburschentumult würde gethan haben. Die Studenten steinigten bei der Gelegenheit den Professor Stögler, sie widersetzten sich dem kaiserlichen Commissar le Clerc mit gewaffneter Hand und man erschrack so sehr, daß man Soldaten marschiren ließ, welche auf die thörichten jungen Leute, die sie leicht hätten einschließen können, ernstlich feuerten. Dadurch ward das ganze Land, besonders die Eltern und Verwandten, der nach ihrer Meinung um des Glaubens willen verwundeten jungen Leute vollends erbittert, und dies um so mehr, als die Landesregierung, nachdem zuerst ganz militärisch verfahren war, nachher auf eine sehr schwache Weise mit sich unterhandeln ließ.

Man hatte fünf und zwanzig Studierende als Empörer verhaftet, man hatte das ganze Generalseminarium unter eine Art militärischer Disciplin gestellt, unmittelbar nachher trat man aber mit den Urhebern des ganzen Lärms in förmliche Unterhandlung. Der Kaiser glaubte sich also von seiner eignen

Landesregierung in Brüssel verrathen und war es wirklich, wenn man an Stahremberg und seinen treulosen Crumpipen denkt. Die Regierung von Brüssel duldete, daß die Studenten ihr eine Vorstellung überreichten, worin die unverschämtesten Forderungen gethan wurden, und sie gab denselben zum Theil Gehör. Sie stellte nämlich das strenge Verfahren gänzlich ein und versuchte, nachdem sie mit Bajonetten und Flintenkugeln angefangen hatte, durch Gründe und Ermahnungen auf Leute zu wirken, die weder Verstand noch guten Willen hatten und daher nothwendig in der Nachsicht und Milde nur Schwäche und Furcht sehen mußten. Aus den Forderungen, welche die Seminaristen in dieser Vorstellung an die Regierung richten, geht klar hervor, daß sie durch ihre Entfernung und Zerstreuung die Aufhebung der ganzen neuen geistlichen Einrichtung zu erzwingen gedachten, und in der That stand am Ende des Jahrs 1786 das Seminarium fast ganz verlassen da.

Die Nachricht von den Unruhen und von dem schwachen Benehmen seiner niederländischen Behörden führte den Kaiser aufs neue auf den Satz, den er unglücklicherweise nur zu sehr stets vor Augen hatte, daß er sich auf Niemand verlassen könne, als auf sich ganz allein. Er nahm daher auch dies Mal seine Maßregeln nach seinen persönlichen Ansichten, suchte dem Uebel abzuhelfen, wußte aber die eigentliche Quelle nicht, sondern gebrauchte denselben durchtriebenen Crumpipen, der Stahremberg irre leitete, zu seinen Zwecken. Joseph ließ zunächst den Erzbischof von Mecheln zu sich nach Wien kommen, und gab sich die lächerliche Mühe, zu versuchen, diesen Mann, der nicht belehrt seyn wollte, zu belehren; den Nuntius dagegen jagte er fort. Dieser Nuntius, Zondadari, war bis dahin Haupt und Quelle alles Widerstands gegen jede Verbesserung des Unterrichts, und scheute sich nicht, trotz dem Verbote, das der Kaiser erlassen hatte, die Bulle, durch welche Pius VI. Eybels von Joseph gebilligte Schrift: Was ist der Papst? verdammt hatte, in Belgien bekannt zu machen. Der Kaiser war aber verrathen

und verkauft, er mochte machen was er wollte; der schleichende Verbündete der im Finstern schleichenden Pfaffen, Crumpipen, war überall und verrieth ihn unter allen Formen.

Der Kaiser nämlich, der selbst von sechs Uhr Morgens bis spät in die Nacht mit seinen Cabinetssecretärs arbeitete, rief zwar den trägen Stahremberg, der zu Geschäften zu vornehm war, aus Brüssel ab; aber Stahrembergs Seele und Rath Crumpipen wußte sich zu behaupten. Ein wackerer Mann, der Graf Belgioso, ward Minister, der Baron von Reuß Präsident, aber Crumpipen blieb in Thätigkeit, er ward sogar, als später auch Belgioso und der Baron von Reuß wieder entfernt wurden, Hauptperson in der ganzen Verwaltung. Es ward nämlich nach der beiden Männer Entfernung ein königlicher Rath zur Ausführung der kaiserlichen Absichten errichtet und Crumpipen an dessen Spitze gestellt. Dieser brachte dann seinen pfäffischen Anhang und seine Verwandten in die vorzüglichsten Stellen und diente zu einer und derselben Zeit dem Kaiser und den Gegnern und Feinden der kaiserlichen Maßregeln. Der Kaiser überschritt bei der Gelegenheit auf der andern Seite durch Strenge die Schranken politischer Klugheit, wie sie die belgische Regierung auf der einen durch übertriebene Nachgiebigkeit und Milde überschritten hatte. Er war überzeugt, daß die aus dem Mittelalter stammenden aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen mit seinen wohlthätigen Absichten, mit der Zeit fortzuschreiten, durchaus unvereinbar wären, er glaubte sich daher als Volksvertreter ansehen zu dürfen, und wollte mit einem Schlage Alles ändern.

Im Januar 1787 ward der Befehl erlassen, daß Belgien in Kreise getheilt werden sollte, wie die andern Provinzen des Reichs. Damit war eine völlig neue Organisation der Behörden, Gerichte und Verwaltungen verbunden, wobei weder Verfassung, noch Nationalität, noch Herkommen berücksichtigt ward. Daß fast alle die Veränderungen, welche man in der Note [87])

87) Die drei seit Carls V. Zeiten bestehenden Räthe, der Staats-, Finanz- und Geheimerath hörten auf und an ihrer Stelle ward ein Regierungs-

aufgezählt findet, im Bedürfnisse der Zeit begründet waren, geht aus dem Zustande der ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen, blindlings und unbedingt am Alten klebenden damaligen Bildung des belgischen Volks hervor; allein das Volk wollte das nicht anerkennen, und Bildung läßt sich nicht erzwingen. Der ganz blinde Haufen war längst von Mönchen und Pfaffen in die heftigste Bewegung gebracht worden, jetzt protestirte nicht blos der Adel, sondern auch die Advocaten, die Procuratoren, die Justizbeamten, die in ihrem Schlendrian gestört, oder der Vortheile, die sie aus den Mißbräuchen zogen, beraubt wurden, schalten den Kaiser einen Tyrannen und nannten ausschließend alles Das, was ihnen und ihren Familien Vortheil brachte, Recht und Freiheit. Die Zahl der österreichischen Truppen in den Niederlanden war damals nicht bedeutend, keiner der Stellvertreter des Kaisers war den Umständen gewachsen und Belgioso, der es vielleicht gewesen wäre, ward von Crumpipen schändlich betrogen, weil er diesem Alles überließ. Die sämmtlichen Privilegirten verbanden sich daher schnell zum Widerstande und gebrauchten das Volk, wie es in unsern Tagen in Belgien gebraucht ward, nur mit dem Unterschiede, daß es damals noch keine demokratische Faction in Belgien gab, die man hätte benutzen und täuschen können.

Günstig für die mächtige Reaction in Belgien war es, daß Joseph gerade in dem Augenblicke, als seine persönliche

räth, unter der Leitung eines von Wien aus ernannten Präsidenten bestellt. Die ganze alte Provinzialabtheilung ward in eine Kreisabtheilung umgewandelt, deren neun seyn sollten: Brüssel, Antwerpen, Gent, Dornick, Mons, Namur, Luxemburg und Limburg. Jedem Kreise sollte ein Intendant vorstehen. Jeder Kreis war in mehrere Districte getheilt, denen Commissarien vorgesetzt wurden. Die deputirten Staaten-Collegien wurden abgeschafft; Brabant, Flandern, Hennegau, Luxemburg mit Limburg und Namur mit Dornick sollten zusammen fünf Räthe ernennen, die im Regierungsrath in Finanzsachen Sitz und Stimme haben sollten. Für Gerichtssachen ward auch der Rath von Brabant abgeschafft, ein souveräner Rath und unter diesem zwei Appellationsräthe zu Brüssel und zu Luxemburg eingerichtet. Größere Städte behielten Tribunale erster Instanz. Die Tortur wurde abgeschafft.

Gegenwart in seinen Staaten am nöthigsten war, eine Reise zum Besuch der russischen Kaiserin nach Cherson unternahm, wo er bei der Zusammenkunft mit Catharina II. in die Plane derselben gegen die Türken hineingezogen ward. Im Februar und März war in den Niederlanden Alles zu einem förmlichen Aufstande im Stillen reif geworden, im April gaben dann die Stände von Brabant das Signal. Diese Stände erklärten nämlich am 27. April 1787, daß sie die weitere Erhebung der zur Unterhaltung der Verwaltung und Regierung erforderlichen Gelder nicht gestatten würden, wenn man ihnen nicht alles Das zugestände, was sie in einer von ihnen überreichten Vorstellung verlangten. Sie hatten zu diesem Zwecke alle diejenigen Puncte zusammengestellt, welche nach ihrer Meinung dem vom Kaiser beschworenen Freiheitsbriefe der Belgier (der Joyeuse entrée) entgegen waren. In dieser Zeit war Crumpipen Belgiosos Rathgeber, sein Bruder war Kanzler, er ward daher damals noch vom Volke mit Steinwürfen verfolgt, während sein nachheriger Genosse, der Advocat van der Noot schon an der Spitze der Unzufriednen stand. Dieser benutzte den Proceß zweier Menschen, die den Staat schändlich betrogen hatten, um ein lautes Geschrei über Verletzung der Rechte jedes Niederländers und des Staatsbürgers überhaupt zu erheben. Unvorsichtig war das Verfahren, welches der Kaiser vorgeschrieben hatte, allerdings.

Der Oberste Legisfeld hatte sich bei den Lieferungen für die Truppen bedeutender Betrügereien schuldig gemacht; und ein reicher Seifensieder, Namens de Hont, hatte des Obersten Bestechlichkeit benutzt, um sich ebenfalls auf Unkosten des Schatzes zu bereichern, was bekanntlich so wenig auffallend im österreichischen Dienste war, daß wir die wichtigsten Unternehmungen des Revolutionskriegs vor unsern Augen durch die von den commandirenden Generalen mit reichen Lieferanten geschlossenen betrügerischen Verbindungen haben scheitern sehen. Die Niederländer nahmen daher auch diese Sache, die der Kaiser durchaus strenge untersucht wissen wollte, sehr leicht, und es schien,

als wenn es unmöglich seyn würde, von niederländischen Gerichten und Behörden strenge Untersuchung und Bestrafung des Vergehens zu erhalten; de Hont sollte daher seinem natürlichen Richter entzogen und nach Wien abgeführt werden.

Diese Abführung des Kaufmanns de Hont ward mit der Staatspolizei, oder mit dem, was man jetzt unter uns hohe Polizei nennt, in Verbindung gebracht, die sie eigentlich nichts anging, da von einem Criminalverbrechen die Rede war, sie ward daher Vorwand des Ausbruchs des lange vorbereiteten Volksaufstands. Die Städte bewaffneten ihre Bürger und die bürgerlichen Zünfte von Brüssel, Antwerpen und Löwen überreichten den Ständen Vorstellungen, die in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt waren. Die Stände, weil sie etwas behutsamer zu verfahren suchten, beriefen sich bei ihren Beschwerden nur auf diese Vorstellungen. Die Landesregierung, welche eigentlich ganz andere Ansichten hatte, als die, welche Joseph geltend machen wollte, benutzte den Vorwand der Unruhen und Beschwerden, um die Ausführung der kaiserlichen Verordnungen und besonders die Einführung der Kreiseintheilung und der damit in Verbindung stehenden neuen Verwaltungs- und Gerichtsformen wenigstens aufzuschieben, da die Aufhebung nur vom Kaiser kommen konnte. Damit waren indessen die Anstifter der Unruhen nicht zufrieden, sie suchten die Schwäche und die Furcht, welche die Regierung gerade zur unrechten Zeit gezeigt hatte, noch weiter zu benutzen. Sie forderten jetzt ausdrücklich eine unbedingte Beibehaltung aller der Mißbräuche, deren Abschaffung der Kaiser verordnet hatte. Der Rath von Brabant hatte daher ohne Rücksicht auf den Kaiser oder die Landesregierung die Dreistigkeit, Alles für nichtig zu erklären, was etwa die neuen Gerichte nach Urtheil und Recht, in Proceßsachen oder auch sonst erkennen würden. Auch Flandern protestirte gegen jede Verbesserung des Bestehenden, blos weil es eine Neuerung sey und dem Herkommen Abbruch thue. In allen Städten, besonders in Brüssel und Namur übte der Pöbel, von den Geistlichen und Reichen, von deren Arbeit und Almosen er abhing, grobe Er-

ceſſe gegen Aufgeklärte oder gegen Perſonen, welche den Abſichten des Kaiſers Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn ſie auch die Art ſeines Verfahrens mißbilligten. Städte und Stände bedrohten die ſchwache Landesregierung, und beſtanden darauf, daß alle neuen Verordnungen ſogleich abgeſchafft, alle dem Volke verhaßten Perſonen ſogleich aus dem Rathe der Statthalterſchaft entfernt würden. Man ſieht, wie ungerecht die Vertheidiger der Ariſtokraten und Hierarchen, welche dies Alles thaten und anſtifteten, blos um das Alte zu erhalten, gegen die Anhänger der conſtituirenden franzöſiſchen Nationalverſammlung ſind, wenn ſie über ſie fluchen und ſchmähen, weil ſie ſich ähnlicher Mittel bedienten, um Neues einzuführen, das ſie für eben ſo vortheilhaft für ſich hielten, als die Hierarchen und der Adel das Alte.

Dieſes Alles geſchah während der Kaiſer in ſo weiter Entfernung war, daß eine bedeutende Zeit verging, ehe die Botſchaften ihn erreichten und ſeine Antworten in Wien, geſchweige in Brüſſel, eintrafen; Fürſt Kaunitz aber, der in Wien den Geſchäften vorſtand, wollte dem Kaiſer nicht vorgreifen. Die Brüſſeler Regierung war dem Alten geneigter, als dem kaiſerlichen Neuen, ſie benutzte daher auch ihrer Seits des Kaiſers weite Entfernung als Vorwand. Sie ſetzte dem Trotz und dem Ungeſtüm der Belgier nur Freundlichkeit und Milde entgegen, ſie gewährte, ſo weit ſie das konnte, Alles, was von ihr gefordert ward, und Fürſt Kaunitz erkannte einſtweilen, bis er den Willen des Kaiſers näher kenne, die Verfügungen der niederländiſchen Landesregierung an. Der Beſcheid, welcher am 25. Mai 1787 den Ständen von der Schweſter des Kaiſers als Stellvertreterin deſſelben auf ihre Beſchwerden und Forderungen gegeben wurde, lautete: „daß ſie die Beſchwerden und Vorſtellungen der Stände an den Kaiſer ſelbſt geſchickt habe, daß bis zu deſſen Rückkehr von ſeiner weiten Reiſe nichts gegen die Joyeuse entrée ſolle unternommen werden; und daß ſich die Erzherzogin von der Billigkeit ihres Bruders ſeine vollkommene Einwilligung zur Gewährung der Bitten der Stände verſpräche.“ Auch damit war man noch nicht zufrieden; man

wollte sich keinen Aufschub gefallen lassen; alle Neuerungen sollten sogleich abgestellt werden, und die Landesregierung des größten Monarchen in Europa war schwach genug, sich von den Leuten, welche jetzt einen förmlichen Volksaufstand organisirt hatten, eine Bewilligung abtrotzen zu lassen, wozu sie nicht einmal berechtigt war.

Der Kaiser konnte nach seiner Zurückkunft aus Cherson unmöglich zugeben, daß dasjenige, was seine Landesregierung, ohne ihn zu befragen, blos aus Schwäche zugegeben hatte, erfüllt und ihm dadurch auch die Möglichkeit abgeschnitten werde, auf einem andern Wege den Zustand Belgiens, mit dem er unzufrieden war, zu verbessern. Er gab indessen eine ganz freundliche Antwort; entbot aber die Statthalterschaft und Deputirte aller Provinzen nach Wien; weil er zwar nicht unbedingt auf seinem Sinne bestehen, aber ebensowenig, wie vorher seine Statthalterschaft gethan hatte, alles Alte aufrecht erhalten wollte. Er wollte in Wien durch die Glieder der Statthalterschaft mit den Deputirten über dasjenige unterhandeln, was er durchaus eingeführt haben wollte, er wollte durch Gründe siegen, und giebt in dem Bescheid, den er auf die ihm vorgelegten Beschwerden ertheilt, eine vollständige und gründliche Auskunft über seine Beweggründe. Wir fügen die Antwort des Kaisers in der Note bei, weil man aus derselben das Einzelne, was wir in der allgemeinen Darstellung der Sache übergehen müssen, vollständig kennen lernen kann [88].

88) Joseph schreibt den Ständen: Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorstellungen vorgelegt, und ich will mir noch gefallen lassen, euch über den Inhalt derselben durch Gegenwärtiges zu sagen, daß es nie meine Absicht war, die Landesverfassung meiner niederländischen Provinzen umzuwerfen und daß alle Anordnungen, die ich meinem Generalgouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den mindesten Anschein des persönlichen Interesse zum größern Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden abzielten, ohne daß ich dadurch die verschiedenen Corporationen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wollte. Alle meine Schritte müssen euch von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig seyd, ihnen die

Auch diese Maßregeln des Kaisers schienen den Belgiern verdächtig und sie setzten ihren Widerstand fort. Die Stände wollten anfangs keine Deputirten senden, man schien sogar die Statthalterin mit Gewalt an der Reise nach Wien hindern zu wollen, die Studenten und das Volk wurden bewaffnet und bildeten eine lächerliche Miliz, es wurden Freicorps geworben, da es den Pfaffen und dem hohen Adel, welche bei der Sache thätig waren, am Gelde nicht fehlte, und die Stände von Brabant wollten sogar sich an Frankreich wenden, welches vordem Bürgschaft ihrer Verfassung geleistet hatte. Das konnte freilich

schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Blos das in einer Menge Bittschriften enthaltene vielfache Ansuchen um Herstellung einer kürzern und weniger kostspieligen Rechtsbehandlung hat mich bewogen, mich mit einigen Verbesserungen bei der Gerichtsverwaltung zu beschäftigen. Die Kreishauptmannschaften hatten keinen andern Zweck, als über Ausübung der Gesetze zu wachen, und die durch ihren Stand zur Beobachtung derselben verpflichteten Personen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. Was verschiedene alte Freiheiten betrifft, so habe ich nur die schädlichen Mißbräuche, welche sich im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, selbst mit Einwilligung derjenigen, die dabei Antheil nehmen, abändern wollen. Weit entfernt — — Indeß will ich als Vater und Mensch, der viel vergeben kann, dasjenige, was bisher vorgefallen ist, und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverständnissen und falschen Auslegungen meiner Absichten zuschreiben, die durch solche Personen erzeugt und ausgestreut worden sind, welche mehr ihrem Eigennutz als dem allgemeinen Wohl anhängen und nichts zu verlieren haben. Wie dem auch immer seyn mag, so will ich es doch geschehen lassen, daß alle meine Anordnungen, von welchen die Rede ist, gegenwärtig suspendirt werden und sobald ihre königl. Hoheiten meine Statthalter und Generalgouverneurs nach meinen ihnen letzthin eröffneten Gesinnungen mit den Deputirten der Provinzen sich zu Wien einfinden, und letztere mir mündlich ihre Beschwerden vorgelegt, und meine Ansichten vernommen haben werden, die sie allezeit nach den Grundsätzen der vollkommenen Billigkeit und blos auf das Wohl meiner Unterthanen abzielend finden sollen; dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Besten zu treffenden Anordnungen nach Maßgabe der Grundgesetze des Landes einverstehen. Wenn aber gegen alle Erwartung dieser letzte Schritt meiner Güte gegen euch so sehr verkannt würde, daß ihr euch weigern solltet, eure Klagen, Besorgnisse und Zweifel hierher vor mich zu bringen und mich mit Vertrauen anzuhören, sondern eure entehrenden Ausschweifungen und unverzeihlichen Schritte fortsetzen wolltet, dann werdet ihr euch selbst alle die unglücklichen Folgen, die daraus entstehen werden, zuzuschreiben haben.

Joseph nicht ruhig ertragen, wenn er sein monarchisches Ansehen nicht an Oligarchen wollte fallen sehen.

Joseph ließ zwar die Unterhandlungen nicht abbrechen, er fuhr fort auf freundlichem Wege der Verblendung durch Belehrung zu begegnen; allein er beorderte zugleich vierzehn Regimenter und einige Bataillons Infanterie, vier Regimenter Cavallerie und einige Artillerie in die Niederlande. Die Belgier hatten sich zwar endlich zur Absendung einer Deputation der Stände nach Wien verstanden, hatten aber dabei ausdrücklich und trotzig erklärt: „daß die Deputirten keinen andern Auftrag oder Vollmacht hätten, als aus Wien die Bestätigung aller von der Statthalterin ertheilten Bewilligungen vom Kaiser zu holen.“ Der Aufstand dauerte indessen fort; die Deputirten erschienen nicht an dem vom Kaiser als äußersten Termin bestimmten vierzehnten Julius, die Statthalterin ward fortdauernd an ihrer Abreise mit Gewalt gehindert, und konnte ihre Reise erst am 20. Juli antreten. Nachdem die Statthalterin und ihr Gemahl abgereiset waren, folgte ihnen Belgioso und endlich reiseten dann auch die Deputirten ab.

In diesem Augenblicke gab offenbar der Kaiser eine Blöße und ermunterte durch den Weg, den er einschlug, die spätere belgische Revolution, deren wir hier nicht mehr erwähnen, weil sie der Zeit der französischen constituirenden Ständeversammlung angehört. Vielleicht ward gerade in diesem entscheidenden Augenblicke dem Kaiser wegen der Unruhen in Holland bange, vielleicht hinderte ihn der Türkenkrieg, den er beginnen wollte, so zu handeln, wie man erwartete, daß er handeln würde; er ging nämlich plötzlich zurück. Man hatte erwartet, der Kaiser würde durch seine abgesendete Armee das Land besetzen, die Aufrührer niederwerfen, die Urheber bestrafen lassen und hernach seine Verordnungen freundlich zurücknehmen, ohne darauf zu bestehen, den Blinden mit Gewalt die Augen zu öffnen. Die Truppen machten aber Halt, nur ein Regiment ward gesendet, das Volk in Belgien blieb unter den Waffen, die Unterhandlungen in Wien vermehrten den Widerwillen des Kaisers gegen das Pfaffen-

wesen und den Argwohn der Belgier. Die halben Maßregeln, über welche man des Friedens wegen übereinkam, mußten nothwendig bald einen neuen Bruch herbeiführen.

Die Verhandlungen mit den nach Wien gesendeten Bevollmächtigten der niederländischen Vorurtheile machten dem Kaiser vielen Verdruß, da er sich sehr freundlich und mild bewies und gleichwohl den unverständigsten Widerspruch erfuhr, sich aber dennoch, statt, wie er gewollt hatte, verbessernde Gesetze zu geben, die alten Mißbräuche als Gesetz vorschreiben lassen mußte. Daß das Volk, dem der Kaiser helfen wollte, ein bloßes Werkzeug der Menschenclassen sey, deren Usurpationen Joseph ein Ende machen wollte, wußte er recht gut, und doch fand er für den Augenblick rathsam, um das Volk zu beruhigen, den auf Kosten des Volks privilegirten Obscuranten nachzugeben. Das wußten die in Cabalen und Intriguen erwachsenen Pfaffen und Oligarchen sehr gut, die Versöhnung in Wien war daher nur ein Waffenstillstand, die Belgier blieben in der Stille gegen den Kaiser verbunden, und dieser wartete auf eine günstige Wendung der Umstände, um endlich seine Absichten durchzusetzen.

Zufolge der Uebereinkunft in Wien sollte der Zustand vom April 1787 normal seyn, das heißt, Alles sollte in Belgien so bleiben, wie es im Anfange dieses Monats gewesen war, und die bis dahin aufgehobenen Klöster sollten nicht wiederhergestellt werden. Die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl kehrten hernach nach Brüssel zurück, Belgioso begleitete sie aber nicht, er blieb in Wien zurück; Graf Trautmannsdorf sollte künftig in ihrem Namen als kaiserlicher Minister die Geschäfte leiten. Die Belgier hatten einmal gesehen, daß sich der Kaiser vor dem Aeußersten scheute; alle seine Verordnungen fanden daher Widerstand, und in den Städten brachen um so mehr jeden Augenblick neue Unruhen aus, als auch der Militärcommandant Murray, während er in Abwesenheit der Statthalterin und ihres Gemahls die obere Leitung in des Kaisers Namen führte, zu

verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wege einschlug und dadurch Schwäche und Wankelmuth zu beweisen schien.

Murray verbot Cocarden und Uniformen der Insurgenten, er ließ den Aufstand in Brüssel und Mecheln, der wegen dieser Verordnung erfolgt war, militärisch dämpfen, so daß am 20. October in beiden Städten Blut vergossen ward, und doch erklärte er gleich am folgenden Tage in einer öffentlichen Bekanntmachung, deren wesentlichen Inhalt wir in der Note angeben wollen [89]), es sollte das Alte wieder gelten, ohne daß man wußte, wie dieses Alte mit dem bis zum April eingeführten Neuen könne in Uebereinstimmung gebracht werden. D'Alton ward hernach, als die Statthalterin zurückkehrte, Militärcommandant neben Trautmannsdorf, der die Civilregierung leitete, und Joseph schien dem Gedanken einer Religionsverbesserung entsagen zu wollen. Er gab im September 1787 die Idee eines Generalseminariums entweder ganz auf, oder beschränkte und bestimmte sie wenigstens nach niederländischen Begriffen so, daß niemand erwartete, daß er darauf zurückkommen würde. Dies geschah gleichwohl hernach und veranlaßte die Errichtung einer belgischen, kurz dauernden Republik. Da die neuen Unruhen aber erst 1789 begannen, so gehört ihre Geschichte in den folgenden Band.

89) Murray erklärt in der Proclamation im Namen des Kaisers wiederholt: Daß die Landesverfassungen, Grundgesetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die Joyeuse entrée, den Inaugurationsacten Sr. Majestät gemäß, sowohl in Ansehung der Geistlichkeit, als des Civilstandes, unverletzt erhalten werden und bleiben sollen. Daß die neuen Justiztribunale, die Intendanten und Commissäre gänzlich aufgehoben seyn und bleiben sollen. Daß die Ordnung der Justiz, die Stände und ihre Deputation in Zukunft auf dem alten Fuße bestehen sollten. Daß folglich die Stellen der Oberämter und des Civilgouvernements fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zustande, ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieser besagten Stände sind, in sich begreifen und die Abteien mit Aebten der Joyeuse entrée und den Constitutionen gemäß, versehen werden sollten. Daß man sich wegen Gegenständen, die der Joyeuse entrée zuwider wären, mit den Ständen, deren Verlangen gemäß, verstehen werde.

§. 2.

Belgiſche, holländiſche, franzöſiſche innere Streitigkeiten.

b. Holländiſche Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Die Anfänge und die Beſchaffenheit der Streitigkeiten in den Provinzen der ſieben vereinigten Provinzen der Niederlande ſind im Vorhergehenden oft erwähnt worden, es iſt daher unnöthig, hier darauf zurückzukommen, wir wollen nur kurz und ſummariſch dasjenige berühren, was ſich unmittelbar auf den offnen Zwiſt der Stände, oder, wie man das nennt, der Staaten, mit der erbſtatthalteriſchen Regierung bezieht. Die Geſchichte dieſes Zwiſts, wobei der indolente, aber eigenſinnige und unverſtändige, ſelbſt zum bloßen Repräſentiren zu ungelenkige und unbeholfene, mehr engliſche als holländiſche Wilhelm V. eine bloße Nebenrolle ſpielt, theilt ſich in zwei Zeitabſchnitte. Während des erſten, von 1766—1784, war Schlözers Ludwig Ernſt von Braunſchweig, der ſich um 1766 durch die Conſultationsacte dem Prinzen und dem Staat aufgedrungen hatte, Urſache und Gegenſtand der Unzufriedenheit und der Beſchwerden. Seit 1784 war des Prinzen männliche und militäriſch geſinnte Gemahlin, die Schweſter des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, dem ſie in Geſtalt und Gebährde ſehr ähnlich war, Stein des Anſtoßes.

Die Anführung der Beſchwerden über den Herzog und über die Art, wie er den Prinzen Erbſtatthalter erziehen ließ und leitete, würde uns in die ſehr verwickelte Verfaſſung der ſieben Provinzen tiefer einzugehen nöthigen, als der Zweck dieſes Werks verträgt, wir erinnern daher nur daran, daß die Gegner des Herzogs und der Prinzeſſin, beide ſchon während des nordamericaniſchen Kriegs beſchuldigt hatten, daß ſie und der ganze Anhang des Hauſes Oranien die Engländer auf jede Weiſe begünſtigt und gewiſſermaßen heimlich mit ihnen gegen die Republicaner oder Patrioten conſpirirt hätten. Dieſe letztere, ſeit Wilhelms II. Zeiten auch die Löwenſteinſche genannte Parthei

war in der Provinz Holland, deren Gewicht in den Generalstaaten überwiegend war, am stärksten. Amsterdam, welches für die Niederlande war, was London für England ist, bildete eine unabhängige Republik für sich, und überwog in den Generalstaaten alle Provinzen zusammengenommen. Fast alle Städte Hollands stimmten wie Amsterdam, wenn man Rotterdam etwa ausnimmt, die Städte und ihre Abstimmungen überwogen aber die Ritterschaft, unter welcher der Prinz allerdings, wie auch in andern Provinzen, einen nicht unbedeutenden Anhang hatte.

Der Herzog von Braunschweig und die erbstatthalterische Regierung wurden während des Kriegs auf mancherlei Weise gekränkt; man leitete unter andern förmliche Untersuchungen wegen der Beschaffenheit der holländischen Kriegsschiffe ein, und nach der Schlacht bei der Doggersbank wegen der vom Generaladmiral den Admirälen Bylandt und Kinsbergen ertheilten Instructionen. Ein bedeutender Streit entstand und veranlaßte neue Untersuchungen von Seiten der Staaten, als die Vereinigung der niederländischen Flotte mit der spanischen und französischen in Brest durch die Schuld des Generalcapitäns und Generaladmirals nicht mit dem Eifer betrieben ward, den die französische Parthei in Holland gewünscht hatte. Wie Joseph II. anfing, die Republik zu bedrücken und zu bedrängen, ward der österreichische Feldmarschall, der die niederländischen Angelegenheiten leiten sollte, endlich so verdächtig, daß selbst der ihm sonst ganz ergebene, unter ihm dienende Generalintendant Dümoulin gegen ihn Parthei nahm. Der Generalintendant zeigte nämlich den Staaten offiziell an, daß die Regierung des Prinzen, von welcher Land- und Seemacht allein abhing, alle Festungen so vernachlässigt habe, daß sie jetzt in einem durchaus unhaltbaren Stande seyen. Die holländische Presse, welche sich niemals der feinsten und behutsamsten Ausdrücke zu bedienen pflegt, mißhandelte damals den Herzog aufs furchtbarste und gröbste.

Der Herzog beschwerte und rechtfertigte sich zwar, er verlangte eine strenge Untersuchung seines Betragens; auch mag

Vieles von dem, was er vorbrachte und was Schlözer hernach in dem dicken Buche über diesen seinen quasi Phocion in Deutschland drucken ließ, wahr seyn, es wollte aber niemand daran glauben, sondern man klagte ihn, als die Geschichte der Acte der Berathung kund ward, förmlich des Verraths an. Die gerichtliche Untersuchung wegen der ohne Berathung mit den Staaten der Provinzen, ohne daß jemand außer dem Rathspensionarius darum wußte, unter Einfluß des englischen Ministers zwischen dem Prinzen und dem Herzoge geschlossenen unauflöslichen Verbindung hätte für den Herzog sehr empfindlich seyn müssen, er wich daher dem ihm wegen der Consultationsacte von 1766 angedrohten Proceß lieber aus. Ludwig Ernst wollte das Aeußerste nicht abwarten, er begab sich, als die Provinz Holland seine Entlassung vom Prinzen und von den Generalstaaten gefordert hatte, erst in sein Gouvernement Herzogenbusch und reichte hernach, als sich auch Seeland, Friesland und Uetrecht an Holland anschlossen, seine Abdankung ein (October 1784) und begab sich nach Aachen.

Diese Streitigkeiten gingen eigentlich das Volk gar nichts an, es war ein Streit, wie der der Whigs und Tories in England; in Holland suchte die republicanische Parthei sich nicht einmal gleich den Whigs in England das Ansehen zu geben, als wenn sie mit der Zeit fortschreiten wolle, sondern sie wollte durchaus das Alte nicht blos erhalten, sondern auch sogar wieder herstellen; der Anhang des Hauses Oranien war dagegen zeitgemäßen Verbesserungen nicht durchaus und unbedingt abgeneigt. Wie sehr eine Zusammendrängung und Einheit der Regierung in diesen Zeiten des Verfalls der ehemals so blühenden Handlung und Seemacht der Republik Wohlthat für den Staat gewesen wäre, und in wie fern die seit 1785 zu einem offnen Streite gediehenen Zwistigkeiten des republicanischen Theils der executiven Macht mit dem monarchischen Theil derselben in der alten, nicht mehr passenden Verfassung ihren Grund hatten, wird man aus einigen Winken über diese Verfassung leicht erkennen. Jede Provinz bildete eine eigne souveräne Macht, de-

ren Haupt und Regierung die Versammlung der sogenannten Staaten waren, welche aus Deputirten des Adels und der Städte, nach einem in den verschiedenen Provinzen ganz verschieden bestimmten Verhältnisse, bestand. Da die Provinz Holland allein zu jedem hundert Gulden Abgaben, welches die sieben Provinzen zahlten, acht und fünfzig, alle übrigen zusammen nur zwei und vierzig beitrugen und da sieben nordholländische und drei südholländische Städte drei oder vier Deputirten zu den Generalstaaten schickten und die sämmtliche Ritterschaft nur einen, so hatten die holländischen Städte in den Generalstaaten überwiegenden Einfluß, wie die Stadt Amsterdam in den Staaten der Provinz Holland.

Die Magistrate der Städte waren auf diese Weise gewissermaßen die eigentlichen Souveräns ihrer Provinzen, und in den Festungen dieser Provinzen waren bloße Commandanten, die Bürgermeister der Städte waren zugleich Gouverneurs, nur in den Generalitätslanden allein wurden eigne Gouverneurs von dem Erbstatthalter bestellt; es hing daher die ganze Regierung der Provinzen von der Wahl der Glieder der Magistrate ab. Diese Wahl war in den mehrsten Städten, wie in unsern ehemaligen Reichsstädten, ein bloßer Schein, weil sie sich selbst ergänzten, doch hatte der Statthalter der Provinz, wenn diese einen besondern Statthalter hatte, oder der Erbstatthalter, wenn er die Statthalterschaften alle in seiner Person vereinigte, gewisse Rechte bei dieser Wahl, die in verschiedenen Städten verschieden waren. In einigen Städten durfte er selbst den Magistrat ernennen, in andern drei oder vier oder mehr bei der Wahl der einzelnen Magistratsglieder vorschlagen. Dies Recht suchten ihm die Staaten von Holland, als sie mit ihm zerfielen, zu schmälern, weil sie Regierung und Gesetzgebung der Provinz in sich vereinigten. Die Staaten von Holland entzogen in der That endlich dem Prinzen seinen Einfluß auf die Wahlen gänzlich, und einzelne andere Provinzen folgten dem Beispiele. In vielen andern Provinzen zerfielen die Staaten über die Frage, ob man dem Prinzen seine Rechte nehmen oder

erhalten sollte, in ihrem Innern. In manchen Provinzen zerfiel die Mehrheit der Stimmenden mit der Minderheit so sehr, daß sie sich wie Feinde gegenüber standen; sie trennten sich sogar hie und da förmlich, begaben sich an verschiedene Orte, von wo aus sich dann die Republikaner an die Provinz Holland, die Anhänger des Hauses Oranien an den Prinzen wandten, um bewaffnete Unterstützung zu erhalten.

Der Mittelpunkt des Streits war aus vielen Ursachen die Provinz Holland, nach welcher mit vollem Rechte die Republik der sieben vereinigten Provinzen benannt ward; die übrigen warfen ein sehr geringes Gewicht in die Waagschale. Friesland und Gröningen lagen an den äußersten Enden des Landes und die dort herrschende Stimmung wechselte nach den Umständen. In Seeland war der Prinz als Markgraf von Vlissingen und der Veere Besitzer vieler Städte und Dörfer, und Wilhelm IV. hatte die hohe Würde des ersten Edeln der Provinz wieder erhalten, als er Erbstatthalter geworden war, nachdem man sie ihm vorher entzogen gehabt. Die Minderjährigkeit Wilhelms V. ließ freilich diese Würde, welche Jan Bossel van den Hoge für seinen Vater verwaltet hatte, einstweilen erledigt, doch ward sie ihm später wieder zu Theil, jedoch mit der Beschränkung, daß sie künftig nicht mehr an ein besonderes Land, Qualität, Familie geknüpft werden solle. In Uetrecht war zwar ein großer Theil der Ritterschaft für den Erbstatthalter, die Mehrzahl der Deputirten der allgemeinen Versammlung der Staaten war aber republikanisch, oder wie man das nannte, patriotisch. In Overyssel war derselbe Fall. In Geldern, wo der Prinz bedeutende Besitzungen hatte, war ihm der Adel auf Tod und Leben ergeben und blos die Städtchen Elburg und Hatten widerstrebten hartnäckig, sich den Beschlüssen der Mehrheit der Staaten ihrer Provinz zu fügen.

Jede Provinz und sogar jede Stadt konnte, wenn sie die Gelder hergeben wollte, eigne Truppen halten; dazu entschlossen sich die holländischen Städte, weil die Soldaten, welche die Provinz Holland beim gemeinschaftlichen Heer unterhielt, so

lange man noch nicht mit dem Generalcapitän öffentlich gebrochen hatte, diesem allein unterworfen waren. Selbst die sogenannten hochmögenden Herrn, oder die Generalstaaten, hatten mit dem Militärcommando nichts zu schaffen, wollten daher die Staaten von Holland Truppen haben, so mußten sie diese selbst bilden. Das war freilich schwer, weil Offiziere und Soldaten sich nicht gern von Juristen und Krämern commandiren ließen. Gleichwohl ward um 1783, als die mit dem Prinzen unzufriedenen Staaten, Städte und Obrigkeiten anfingen, vorauszusehen, daß es zu Thätlichkeiten kommen könne, von den Städten eine, freilich herzlich schlechte, eigne Miliz errichtet. Diese bestand theils aus der auf eine komische Weise in Soldaten und Offiziere verwandelten bürgerlichen Clientel der Reichen, aus Handwerkern, Krämern und ihrem Dienstvolk; theils aus geworbenen und bezahlten, eben so schlecht wie die Bürgergarde geübten Freicorps oder Volontärs. Diese Werbung und die Waffenübungen der Geworbenen um 1783 war nicht eigentlich gegen den Erbstatthalter gerichtet, sondern man benutzte dazu den Vorwand der Drohungen des Kaisers und seine feindlichen Maßregeln an der Schelde. Man konnte deshalb auch diese gerüstete Stadt- und Provinzialmiliz der militärischen Oberbehörde entziehen, weil sie eine Art Bürgergarde und Landwehr vorstellte.

Da die Streitigkeiten mit dem Kaiser durch das Jahr 1784 und auch noch im folgenden Jahre fortdauerten, so konnte man auch die Militärmacht der Städte erhalten und vermehren, bis 1785 der förmliche Zwist mit dem Erbstatthalter ausbrach. Weil besonders in Holland und in Utrecht die Patrioten besorgten, der Statthalter möchte, wenn ihn die oranische Minderzahl der Deputirten in der Staatenversammlung anriefe, auf diese gestützt, in den unaufhörlichen Zänkereien militärisch einschreiten, so suchten sie endlich, weil es ihnen an Geld nicht fehlte, eine Art Reservarmee aufzustellen. Dazu erbot sich zunächst der abentheuernde Rheingraf von Salm Grumbach, da-

mals Oberst in holländischen Diensten, der darin eine günstige Gelegenheit sah, die reichen Holländer und Uetrechter um Geld zu prellen. Er ließ sich von den Patrioten zu Sendungen und Werbungen gebrauchen, hatte vorgeblich ein Armeecorps aufgestellt; aber er und sein Armeecorps und ganz besonders die Kriegskasse, verschwanden hernach beim Einrücken der Preußen plötzlich bei Nacht und Nebel, ohne daß von ihnen irgend etwas weiter gehört oder gesehen ward. Besser als für die Uetrechter durch diesen Rheingrafen ward für die Holländer von einem Franzosen gesorgt.

Der König von Frankreich hatte den Holländern, als ihnen der Kaiser mit Krieg drohte, den General, Grafen von Maillebois, geschickt, um das Kriegswesen zu ordnen. Dieser ward hernach von den Staaten von Holland gebraucht, um die Rüstungen zu leiten, wodurch sie ihren Beschwerden über den Erbstatthalter Nachdruck geben wollten. Der Rheingraf von Salm, Graf Maillebois und ein Glied der Generalstaaten, der Pensionarius von Dordrecht, Gyzelaer, wurden für die Seele aller Cabalen gegen den Prinzen und gegen Ludwig Ernst von Braunschweig gehalten. Diese drei waren es, welche man beschuldigte, daß sie acht militärische Abentheurer, die sich nach Aachen begaben, wo Ludwig Ernst noch immer verweilte, gedungen und abgeschickt hätten, um den Herzog seiner Papiere mit Gewalt zu berauben. Die Untersuchungen über diese Sache findet man in Schlözers Buch und auch in den Staatsanzeigen; der Antheil Gyzelaers an der Sache scheint sehr problematisch, gewiß ist dagegen, weil es offne Thatsache war, daß die drei genannten Männer eine Militärmacht zu organisiren suchten, als die Staaten von Holland um 1786 dem Prinzen das Commando ihrer Truppen entzogen und die Stabsoffiziere der regulären Armee dem Prinzen treu blieben.

Feindseligkeiten erfolgten zuerst in Uetrecht, d. h. in dieser Stadt und in den andern Städten der Provinz, als die Mehrzahl der Bürger die Streitigkeit seiner eifrig patriotischen oder vielmehr aristokratischen Stadtobrigkeit mit dem Statthalter be-

nutzen wollte, um auch für sich einen Antheil an der Staatsverwaltung zu erlangen. Die Bürger wollten ihre oligarchische Obrigkeit, die sich selbst aus ihren Verwandten ergänzte, zwingen, sie an der Wahl der Bürgermeister und Rathsherrn Theil nehmen zu lassen. So wollten aber die Oligarchen den vorgeblichen Kampf für die Freiheit nicht verstanden haben, sobald sich also diese demokratische Bewegung zeigte, schlossen sich die oligarchischen Magistrate an die Ritterschaft an und ersuchten in Verbindung mit dieser den Prinzen um militärische Hülfe.

Unter den kleineren Städten der Provinz Uetrecht hatten sich besonders Amersfort und Rheenen ihren Stadtobrigkeiten thätlich widersetzt, diese hatten sich an die Staaten der Provinz und durch diese an den Prinzen gewendet und dieser konnte als ihr Generalcapitän ihnen ihre eignen Truppen nicht versagen. Die beiden genannten Städte wurden militärisch besetzt, wobei die sonst eifrig patriotischen Magistrate in Verbindung mit der Ritterschaft sich des Prinzen gegen die Bürgerschaften bedienten. Die Bürger der Städte wandten sich gegen ihre Magistrate und gegen das Militär des Statthalters dann an die Staaten von Holland, denen diese Gelegenheit, ihren Freunden in Uetrecht das Uebergewicht zu verschaffen, gerade zur günstigsten Zeit dargeboten ward.

Die Staaten von Holland nämlich, erbittert, daß das geringe Volk der Aristokratie abgeneigt, dem Prinzen gewogen blieb, während die mittlern bürgerlichen Klassen immer wüthender patriotisch wurden, hatten das Tragen der Oranienfarbe für ein Aufruhrzeichen erklärt und als solches verboten, sie hatten sogar Bürger und Landleute, welche die Oranien-Cocarde oder die Schleife trugen, nach ihrem damaligen barbarischen Criminalrechte richten und grausam bestrafen lassen; die Haager Bürger dagegen übten Gewalt gegen die Staaten und gegen ihre Diener. Im Haag war nicht blos der Pöbel, sondern auch die eigentliche Bürgerschaft oranisch gesinnt, derselbe Fall war in Rotterdam, wenn sich also dort Volontärs oder Söldner der Staaten sehen ließen, wurden sie mißhandelt. Dies

erfuhren zwölf Volontärs der patriotischen Stadt Leyden, am vierten September 1785, als sie sich im Haag auf der Parade blicken ließen. Sie wurden übel behandelt, flüchteten sich endlich in ein Haus und riefen den Schutz der statthalterischen Besatzung an. Es ward dann eine Wache geschickt, um den Pöbel zu zerstreuen. Diese Wache wandte sich aber nicht gegen das Volk, sondern sie verhaftete die zwölf Volontärs und brachte sie aus der Stadt.

Diesen Vorfall benutzten die Deputirten der Stadt Harlem, um bei den Staaten der Provinz Holland darauf anzutragen, die militärische Polizei im Haag und die Sorge für Patrouillen dem Prinzen und seinen Offizieren zu entziehen, und sie unmittelbar selbst zu übernehmen. Die Staaten nahmen diesen Antrag an und übertrugen Anordnung und Anführung der auszusendenden Patrouillen gerade dem Deputirten von Harlem, der den Antrag gemacht hatte. Dies bewog dann den Prinzen, diese seine Residenz, deren Polizei seine Gegner an sich genommen hatten, am 14. September ganz zu verlassen. Seit dieser Zeit verweilte er, theils in seinem eignen Markisat, zu Breda, theils in Seeland, oder in Friesland, oder in Nimwegen, oder endlich auf seinem Schlosse Loo in Geldern. Durch diesen Schritt ward den Staaten gewissermaßen offne Fehde angekündigt und diese vergalten eilf Tage nach des Prinzen Entfernung Feindseligkeit mit Feindseligkeit. Sie hatten vorher nur die militärische Polizei im Haag dem Prinzen entzogen gehabt, am 25. September entzogen sie ihm den ganzen Oberbefehl über die am Versammlungsorte der Staaten von Holland und der Generalstaaten liegenden Truppen und übertrugen das Commando derselben dem General Sandoz.

Die unverständig heftige Aristokratenparthei kam zugleich auf den Einfall, einen leeren Vorzug, dessen der Prinz bisher, ohne daß jemand Bedeutung darauf legte, oder die Sache nur bemerkte, genossen hatte, mit ihm zu theilen und dem ihm blind anhängenden Volke handgreiflich zu machen, daß die Aristokraten eigentlich Herrn im Lande seyen, nicht das oranische Volk

und sein Prinz. Der Prinz wohnte nämlich im Haag, wenn er dort war, in dem sogenannten Binnenhofe, wo auch die Versammlung der Staaten gehalten ward, fuhr aber dort zu einem bis dahin ihm vorbehaltenen Thore ein, welches das Statthalterthor genannt ward. Die beiden wüthenden Aristokraten unter den Staaten, besonders aber der Freund des saubern Rheingrafen, Gyzelaer, derselbe, den man nebst dem Rheingrafen von Salm Grumbach und dem General Maillebois der Absendung der Offiziers nach Aachen angeklagt hatte, wollte dieses unbedeutende Ehrenrecht für die Deputirten der Staaten, als des eigentlichen Souveräns im Lande, in Anspruch nehmen.

Schon die Nachricht, daß die Staaten und der den oranisch Gesinnten tödtlich verhaßte Gyzelaer so etwas im Sinne hätten, brachte die Bevölkerung vom Haag in heftige Bewegung, da die Oligarchen damals den Prinzen auch sonst eines Vorzugs nach dem andern beraubten, um sich damit zu bekleiden. Sie ließen z. B. sein Wappen aus den Fahnen nehmen und setzten das der Staaten hinein; sie nahmen für den Präsidenten der Staaten von Holland diejenigen militärischen Ehrenbezeugungen in Anspruch, welche bisher nur dem Präsidenten der Generalstaaten waren erwiesen worden; sie kauften einen neuen Palast; sie ließen, wie der Prinz sonst zu thun pflegte, wenn er im Haag war, Speisen in der Stadt austheilen, die in herrschaftlicher Küche bereitet waren. Der Versuch, durch das Statthalterthor in die Versammlung der Staaten zu fahren, veranlaßte endlich am 17. März 1786 einen förmlichen Tumult, und zwar beschuldigte die patriotische Parthei die oranische und diese jene, daß sie den Pöbel am 17. aufgeregt und ermuntert hätte. Es hieß, daß der junge, unverständige und heftige Freund des Prinzen, der Graf von Bentink Rhoone, gleich Mirabeau im Nov. 1789 und Fox um 1780 unter dem Pöbel, ihn ermunternd, sey gesehen worden. Als der Verf. dieser Geschichte den Grafen um 1796 in Basel, wo er ohne Bedenken eine solche loyale Demagogie hätte gestehen können, weil diese Art Demagogie damals rühmlich war, darüber be-

fragte *), bewies der Graf, daß dies nicht wahr sey. Gewiß ist indessen, daß der Aufstand am 17. zu spät kam, weil am 16. bei der feierlichen Eröffnung der Staaten schon die sämmtlichen Deputirten dieses souveränen Raths durch das Statthalterthor in den Binnenhof gefahren waren. Die Anhänger des Prinzen sagen daher auch, das Volk sey erbittert gewesen, daß am folgenden Tage die Unruhestifter Gevaerts und Gyzelaer für sich allein hätten durch das Thor fahren wollen, obgleich der tobende Haufen sich an demselben gesammelt hatte, und die Patrioten selbst hätten den Perrückenmacher Morand betrunken gemacht, damit er ihnen Vorwand gebe, ihre Gegner mit der Staatspolizei zu verfolgen.

Den innern Zusammenhang der Sache zu wissen, scheint uns hier eben so unwichtig als bei den mehrsten Gelegenheiten ähnlicher Art, die Thatsache ist, daß Gyzelaer und Gevaerts durch die tobende, schreiende, hemmende Volksmasse einfahren wollten, und daß der Perrückenmacher Morand endlich ihren Pferden in die Zügel fiel. Er ward sogleich verhaftet und nach holländischem Criminalrecht, welches neben der Tortur noch sehr viele andere spanische Reste bewahrt hatte, als Hochverräther gerichtet, weil er sich gegen die beiden Deputirten, die ein Theil des Souveräns waren, vergangen hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt und die Oligarchen, Krämer und ihr Anhang, Patrioten und Freiheitsfreunde genannt, unterstanden sich, Gyzelaers Milde zu preisen, weil er bewirkt hatte, daß die Todesstrafe in ewiges Gefängniß umgewandelt werde.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich Friedrich II. groß. Er bewies seine Achtung gegen freiere Verfassungen, als die, welche für sein durchaus künstlich geschaffenes, aus heterogenen Stücken gebildetes Reich paßte, welches trotz alles Anscheins von Civilregierung durch Ordres rein militärisch regiert ward und noch lange regiert werden wird. Er wurde

*) Der Verf. war damals Hofmeister der Kinder des Grafen Jan, des Bruders des regierenden Grafen von Varel und Kniphausen.

von allen Seiten her bestürmt, sich in die Sache des Gemahls seiner Nichte zu mischen, er ermahnte aber stets diese seine stolze Nichte, innerhalb der Verfassung zu bleiben, obgleich er wegen der Beschwerden des Prinzen mit den Generalstaaten unterhandeln und insbesondere wegen des Commandos der Haager Garnison zwei nachdrückliche Vorstellungen überreichen ließ. So dringend diese Vorstellungen abgefaßt waren, so ließ Friedrich, der Herzbergs Neigung kannte, das Preußenthum und seinen großen König mit Gewalt geltend zu machen, sich doch alle die Instructionen zeigen, welche dieser dem preußischen Gesandten im Haag gab, und strich eigenhändig jede Stelle weg, worin dem constitutionellen Gewichte der Staaten zu wenig Bedeutung gegeben ward.

In dieser Zeit hatte sich mit Hülfe der Staaten von Holland in Utrecht ein Magistrat organisirt, an dessen Wahl die Bürgerschaft den Antheil gehabt hatte, den sie forderte und durch Hülfe der Holländer durchsetzte. Es bestand daher in der Provinz Utrecht neben dem aristokratischen Aufstande, der sich zuletzt an die prinzliche Aristokratie angeschlossen hatte, eine Art demokratischen Aufstands, der unter Antheil der Bürgerschaften gewählten Stadtobrigkeiten, gegen die nach Art des Mittelalters nur aus einem gewissen Kreise und von einem gewissen Kreise von Bürgern wählbaren. In Amersfort und Rheenen behaupteten sich die alten Staaten mit Hülfe der vom Erbstatthalter verlangten Truppen, in den andern Städten siegte aber die Parthei der neuen Organisation der Stadträthe, die in der Hauptstadt gesiegt hatte; denn die Staaten von Holland untersagten ihren zum Heer des Generalcapitäns gehörenden Truppen, sich in der Sache der Utrechter Staaten in Amersfort gebrauchen zu lassen. Die in Utrecht durchgesetzte demokratische Bewegung gegen die alten aristokratischen Stadtobrigkeiten schien sich auch in den andern Provinzen auszubreiten.

In Friesland verlangte die Bürgerschaft von Leuwarden die Veränderung der bestehenden Einrichtung; in Gröningen ward wirklich ein anderer Magistrat bestellt; in Overyssel schlos-

sen sich die Städte an den neuen Magistrat von Uetrecht gegen die Staaten an, und selbst in Geldern, wo der Prinz vermöge des zahlreichen Adels und wegen seiner eignen großen Güter fast monarchisch herrschte, traten die Städtchen Hattem und Elburg mit den neuorganisirten Städten von Uetrecht und Overyssel in Verbindung. Diese Städte verlangten ebenfalls die Abschaffung der oligarchischen Regierungsform des siebenzehnten Jahrhunderts, sie forderten, daß den Bürgern Antheil an der Wahl ihrer Magistrate gegeben würde und wollten sich den Beschluß der Staaten, das hieß, der Ritterschaft von Geldern, nicht gefallen lassen. Diese Staaten hatten beschlossen, daß die Constitution von 1674 ganz unverändert erhalten werden sollte. Sie wiesen alle dagegen gerichteten Bittschriften zurück und wollten die Städte mit Gewalt zwingen, sich dem Beschlusse zu fügen. Dies veranlaßte zuerst in Geldern, dann auch in Uetrecht einen Bürgerkrieg. Die Regierungsveränderung in Preußen gab um dieselbe Zeit den englischen Cabalen und der Leidenschaft der Erbstatthalterin, deren Bruder den Thron bestieg, mehr Einfluß in Berlin, als sie vorher gehabt hatten, und Herzberg durfte endlich schreiben; wie er wollte.

Der alte König von Preußen war am 17. August 1786 gestorben, sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. war durch seine physische Beschaffenheit, durch Verführung und Erziehung schon ganz früh so tief gesunken, als Ludwig der XV. erst in seinen reiferen Jahren sank, er war in der Gewalt seiner Mätressen und ihrer Verwandten, und ward durch Männer, wie Bischofswerder und Wöllner, von Fanatikern, Mystikern und Frömmlern für ihre Zwecke mystificirt. Der Minister von Herzberg an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber des Heers glaubten indessen, die Ehre des Königs durch energische Schritte zu Gunsten seines Schwagers heben und dem preußischen Staat um so eher neues politisches Gewicht geben zu können, als der erste Anfang der Regierung des Königs auch durch Freigebigkeit und Verschwendung einen Contrast mit der übertriebenen Kargheit der letzten

Jahre Friedrichs bildete. Beide waren lange um einen Vorwand verlegen gewesen, Preußens Einmischung vor den Augen anderer Mächte zu rechtfertigen, es scheint uns daher die Behauptung der holländischen Republikaner (Patrioten) nicht ganz unwahrscheinlich, obgleich sie nicht erwiesen ist, daß die oranische Faction den Waffenkampf in Geldern ausdrücklich veranlaßt habe, um Gewaltthätigkeiten gegen den Prinzen zu veranlassen und ihm dadurch Vorwand zu geben, fremde Hülfe anzurufen.

Die Staaten von Geldern forderten am 30. August 1786 den Prinzen förmlich auf, Truppen gegen die Städte Hattem und Elburg zu schicken, um diese Städte zu zwingen, sich dem Beschlusse der Ritterschaft, als der Mehrheit, zu fügen; dagegen ergriffen die Staaten von Holland ihrer Seits entscheidende Maßregeln. Sie verboten nicht allein ihren Truppen, die unter dem Generalcapitän standen und den größten Theil des niederländischen Heers ausmachten, sich gegen die Städte gebrauchen zu lassen, sondern sie schickten ihnen sogar ihre sogenannten Freikorps zu Hülfe, als es zum wirklichen Kampf kam. Der Erbstatthalter ließ nämlich die Städte wirklich militärisch auffordern, ließ sie beschießen, als sie die Thore verschlossen hielten, ließ sie endlich von seinen Truppen im Namen und Auftrag der Staaten besetzen und viele Bürger flohen nach Overyssel und Utrecht. Auch in andern Provinzen erfolgte Aehnliches; und die in Amersfort versammelten Staaten der Provinz Utrecht forderten ebenfalls Truppen vom Prinzen, um die Hauptstadt zu zwingen, sich ihnen zu fügen; Seeland und Gröningen untersagten aber ihren unter dem Prinzen dienenden Soldaten, sich zu diesem Zweck gebrauchen zu lassen.

Die Staaten von Holland schritten, sobald es zu eigentlichen Feindseligkeiten gekommen war, zum Aeußersten, und achteten nicht auf die Protestation der Ritterschaft, welche in den Staaten von Holland nur eine Stimme gegen neunzehn Stimmen der Städte hatte. Unter diesen neunzehn stimmten am zwei und zwanzigsten September sechzehn dafür, dem Erbstatthalter den Oberbefehl ihrer Truppen ganz zu entziehen. Als

die Staaten auf dieſe Weiſe, ohne die Generalſtaaten zu befragen, gegen den Willen der ganzen Ritterſchaft, ihren bisherigen Generalcapitän förmlich abſetzten, gaben ſie, um die Soldaten vom allgemeinen Heer an ſich zu ziehen, ihren Truppen Zulage, nahmen den Rheingrafen Johann Friedrich von Salm Grumbach nebſt ſeinen Vagabunden in ihre Dienſte, legten dieſe ihre Truppen an die Gränzen und ertheilten dem General Ryſſel Befehl, ſobald die Utrechter es verlangten, mit ſeiner Heerabtheilung in dieſe Stadt einzurücken.

Dies hatte die herrſchſüchtige Prinzeſſin im Stillen längſt erwartet, und der Herzog Ludwig Ernſt, der eben ſo erbittert über die Republikaner war, als die Alles leitende und vorbereitende und mit dem intriguirenden engliſchen Miniſter conſpirirende Prinzeſſin, half ihr getreulich. Er war damals ſchon längſt von Aachen nach Eiſenach gegangen und ſpornte ſeinen Neffen, den regierenden Herzog, der ſich ſeit dem Gefecht bei Kloſter Campen für einen der größten Generale hielt, die Gelegenheit zu nutzen, um in Holland den Cäſar (veni, vidi, vici) zu ſpielen, was ihm hernach gegen den Rheingrafen gelang, in der Champagne aber 1792 ſchmähliche Folgen hatte. Die Wöllner, Biſchofswerder, Rietz und Conſorten ließen in Berlin, niemand anders aufkommen; Prinz Heinrich war vergeblich ſchnell angelangt, um im Namen ſeines Neffen zu regieren, doch hatte Herzberg noch die auswärtigen Angelegenheiten in ſeinen Händen, und war über Holland mit dem Herzoge von Braunſchweig einſtimmig. Die, welche in Berlin den König umgarnten, ſahen ganz gern, daß der Herzog nach dem bekannten Spruche (sit divus, modo non sit vivus) in Holland Ruhm holte, wenn er nur nicht in Berlin ihnen im Wege ſey. Man hätte auch gewiß ohne Bedenken ſogleich Truppen, die man in den weſtphäliſchen Beſitzungen, beſonders im Cleveſchen in der Stille ſammelte, marſchiren laſſen, wäre man wegen der Franzoſen ruhig geweſen.

Frankreich hatte ſich neulich enger an die holländiſchen Republikaner angeſchloſſen, und die franzöſiſche Politik hätte um ſo mehr

erfordert, eine Heerabtheilung bereit zu halten, als der neue englische dirigirende Minister (Pitt) in demselben Jahre (1784), als er sich im sichern Besitz der Macht fühlte, einen Meister in diplomatischen Künsten aller Art an den Erbstatthalter, d. h. an die Prinzessin geschickt hatte. Harris, Sohn eines Lords der Admiralität, nachher Lord Malmsbury, war einer der Gesellschafter der Kaiserin Catharina II. gewesen, und hatte im americanischen Kriege meisterhaft cabalirt, er ward daher um 1784, als die Schritte des Kaisers gegen Holland und zugleich die innern Streitigkeiten dieses Landes bedenklich wurden, als Meister in diplomatischen Künsten nach dem Haag geschickt. Hier leitete er die Angelegenheiten in Verbindung mit der Prinzessin und der Ritterschaft so vortrefflich im Dunkeln, während Preußen im Lichte handelte, daß später sowohl Pitt als Preußen, als sie ihn deshalb belohnten, öffentlich erklärten, dies geschehe, weil er die preußischen Bajonette mit seiner diplomatischen Kunst so mächtig unterstützt habe. Schon im October 1786 sagte der Herzog von Braunschweig dem berühmten Grafen von Mirabeau, der sich damals als französischer Spion oder Emissär in Berlin und auch bei ihm in Braunschweig befand:

„Herr Harris habe zu einer mächtigen und wirksamen Beihülfe Hoffnung gegeben, im Falle der König von Preußen die holländischen Angelegenheiten mit gewaffneter Hand vermitteln wolle; dadurch habe er dem Könige das Verlangen eingeflößt, mit seinen Staatsbedienten Rath zu pflegen.“ Diese Stelle des sieben und dreißigsten Briefs der geheimen Geschichte des Berliner Hofs, oder der vertrauten Briefe des Grafen von Mirabeau über diese Geschichte, darf man ohne Bedenken gebrauchen, weil sie durch hundert anderer Zeugnisse und durch den Ausgang bestätigt wird, so wenig Vertrauen sonst diese Briefe und ihre Klatschereien verdienen mögen. Obgleich England und Preußen seit dieser Zeit schon entschlossen waren, einzuschreiten, so mußte man doch den Franzosen zuvorzukommen suchen, weil man hernach durch Drohungen von Seiten Englands

leicht ihr Schwert in der Scheide zu halten hoffte. Man gab sich also von Seiten Preußens das Ansehen, als wenn man gemeinschaftlich mit Frankreich zwischen dem Erbstatthalter und den Staaten vermitteln wolle.

Schon im August, also zwei Monate vorher, ehe der Graf Mirabeau die erwähnte Unterhaltung mit dem Herzoge von Braunschweig hatte, und dieser aus seiner Residenz nach Berlin ging, wo über die englischen Anschläge Rath gepflogen werden sollte, hatte die Prinzessin ihren Bruder mit Sendungen und Briefen bestürmt; Friedrich Wilhelm war aber kein militärischer Charakter. Schon als Jüngling durch Wollust, Schwärmerei und tolle Nachtwachen geschwächt, konnte er keine vierzig Zeilen hinter einander anhaltend lesen, und war jeder ernsten Anstrengung unfähig, er ließ daher, schwankend, wie er war, auf der einen Seite den Grafen von Görz rufen, um ihn nach Holland zu schicken, wo er gemeinschaftlich mit den Franzosen vermitteln sollte, und ließ doch auch zugleich, wie Herzberg und die Prinzessin wollten, Truppen an den Gränzen von Geldern zusammenziehen.

Graf Görz sollte über Loo nach dem Haag reisen [90]), er sollte sich mit dem dort befindlichen preußischen Minister Thulemeyer und mit der Prinzessin verständigen, und sich nicht in zu genaue Verbindungen mit Harris einlassen. Was den Prinzen, also doch eigentlich die Hauptperson, derentwegen der ganze Lärm angefangen ward, anbetrifft, so heißt es ausdrücklich in der Instruction: Der Graf wisse ja recht gut, daß des

90) Der ganze zweite Theil der historischen Denkwürdigkeiten des königl. preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen 1828, enthält nichts als die holländischen Angelegenheiten. Actenstücke stehen in Herzbergs Recueil, und das ganze Detail, wie die Schriften der Holländer über diesen Streit mit dem Erbstatthalter muß man suchen in Jacobi's vollständiger Geschichte der siebenjährigen Verwirrung und daraus erfolgten Revolution in Holland. Caillards mémoire sur la révolution de Hollande bildet den 1ten Theil von Segurs F. Guillaume II.

Prinzen Benehmen nicht immer seinem wahren Interesse angemessen sey und daß er oft Blößen gebe. In Rücksicht der Hauptsache solle der Graf darauf allein dringen, daß dem Prinzen das Commando der im Haag liegenden Truppen zurückgegeben werde, damit er wieder dahin gehen könne. Man hatte den Grafen von Görz, auch darum zu dieser Sendung erwählt, weil er noch von Petersburg her dem französischen Marquis von Bérac, den er im Haag wieder antraf, persönlich näher befreundet war. Die Unterhandlung ward indessen dadurch erschwert, daß der französische Minister die entschiedene Abneigung des Prinzen gegen Frankreich kannte, weil dieser Franzosen und Holländer schon seit Jahren dadurch erbitterte, daß er, wenn er einmal nüchtern war und verständig redete, seine Anglomanie gar nicht verbarg; die Prinzessin war aber ganz offen in Harris Gewalt.

Görz kam in dem Augenblicke an, als bei Gelegenheit der Besetzung von Hattem und Elburg die Staaten von Holland in offnen Krieg mit dem Prinzen gerathen waren, er hielt sich in Loo einige Zeit auf, er reisete über Amersfort, wo die Staaten der Provinz Utrecht unter dem Schutz der Waffen des Prinzen ihren Sitz hielten, er mußte daher nothwendig im Haag als Gesandter des Herzogs von Braunschweig, der in Westphalen eine Heerabtheilung sammelte und als Agent der Prinzessin, nicht als Friedensbote des Königs von Preußen angesehen werden. Die sieben vereinigten Provinzen waren übrigens damals in einer höchst traurigen Lage; da der Staatssecretär (Fagel) nicht nur, sondern die sämmtlichen Generalstaaten mit den Staaten von Holland eben so wenig einig waren, als die Stadt Amsterdam. Die Stadt Amsterdam leitete besondere Unterhandlungen ein, und die Generalstaaten machten, als die Staaten von Holland ihren Truppen verboten hatten, ihren durch den Prinzen ertheilten Befehlen zu gehorchen, ein Anleihen, um diese Truppen bezahlen und zurückhalten zu können, wofür England Bürgschaft leistete.

Aus Paris hatte man indeſſen zu den Unterhandlungen wegen der Ausſöhnung den Herrn von Rayneval geſchickt und Friedrich Wilhelm II. ſcheute ſich, wie man aus ſeinen Briefen an Görz ſieht, ſo lange Vergennes lebte und die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, entſcheidend handeln zu laſſen, es ward daher, um Zeit zu gewinnen, fruchtlos unterhandelt. Görz ward indeſſen ſchon im Januar 1787 abberufen, und als Vergennes im Februar geſtorben war, hatte das Miniſterium und Calonne, der die Seele dieſes Miniſteriums war, ſo viel mit der damals berufenen erſten Verſammlung der Notablen zu thun, daß es die holländiſchen Angelegenheiten einige Zeit hindurch aus den Augen verlor.

Dieſe Zeit benutzten die Engländer, um durch Geld und Cabalen die herrſchende Patriotenparthei zu trennen und zu untergraben. Es hatte ſich in Seeland, in Uetrecht, in Friesland, ſogar in Amſterdam und andern holländiſchen Städten die Stimmung merklich geändert. Es ſchien ſich endlich damals eine demokratiſche Parthei zu bilden, denn die Gegner des Erbſtatthalters nahmen die Bürgerſchaften gegen die Magiſtrate in Schutz und erlaubten unter ihrem Beiſtande neue Obrigkeiten zu wählen. Das Volk bewaffnete ſich endlich überall, der Prinz dagegen, auf vier Provinzen vertrauend, ſtand an der Spitze ſeiner Truppen bei Arnheim; dies veranlaßte die Holländer, einen Cordon an der Gränze von Südholland zu ziehen. Dieſen Cordon commandirte der General Ryſſel, während der Rheingraf mit ſeiner ſogenannten Legion den Uetrechter Demokraten zu Hülfe zog. Endlich, nachdem es bei Uetrecht zu blutigen Gefechten gekommen war, erließ der Prinz am 26. Mai 1787 eine Art Kriegsmanifeſt gegen die Staaten von Holland. In dieſem Manifeſt iſt freilich nur von einer Parthei von Unruheſtiftern die Rede, daß dieſe aber aus der Mehrzahl der holländiſchen Städte beſtehe, war jedermann bekannt, es galt alſo auch dieſen, wenn es im Manifeſt heißt: dieſe Parthei in den Staaten der Provinz Holland habe die Verfaſſung und Rechte der Magiſtrate, des Erbſtatthalters und der Gene-

ralstaaten freventlich vernichtet, der Prinz könne daher in Verbindung mit den Staaten der andern Provinzen nicht länger anstehen, sich der Zwangsmittel zu bedienen, die ihm nach der Constitution zukämen u. s. w.

Nach einem solchen Manifest und in dem Augenblick, als sich die Truppen der Holländer und die des Prinzen feindlich gegenüber standen, als jedermann wußte, daß der gemeine Haufen besonders im Haag und in der Nähe dieser Stadt ganz oranisch gesinnt sey, mußte es jedermann auffallen, daß die Prinzessin gerade vier Wochen nach Erlassung des Manifests eine Reise von Nimwegen nach dem Haag machen wollte, wo sie keine Geschäfte hatte, und wo die Residenz der feindlichen Staaten von Holland war. Sie mußte, um dahin zu gelangen, durch die von Ryssel besetzten und bewachten Orte und Pässe und durch die bewaffneten Bürger, welche ihr Gemahl durch sein Manifest erbittert hatte, durchziehen, und man behauptete nicht mit Unrecht, es sey entweder darauf abgesehen, den Enthusiasmus des Pöbels zu erwecken, oder irgend einen Vorwand zu erlangen, wenn sie persönlich beleidigt werde, ihren Bruder, den König von Preußen, als Rächer anzurufen. Dies ist keine Vermuthung, sondern Görz sagt es ganz ausdrücklich [91]).

Die Lage der Dinge zeigte übrigens zugleich die Unvollkommenheit der Verfassung und Einrichtung der Republik und die Unmöglichkeit, bei der damaligen Beschaffenheit der Dinge irgend eine Maßregel consequent durchzuführen. Die

91) Es heißt nämlich in seinen Denkwürdigkeiten, 2. Th. S. 199: Als der bürgerliche Krieg gerüstet war und die Truppen beider Partheien gegen einander im Felde standen, veränderte plötzlich der kühne und wohl berechnete Schritt der Prinzessin von Oranien, nämlich ihre Reise von Nimwegen nach dem Haag, die ganze Gestalt der Sache. Denn das, was weder die Bitten des Prinzen und der Prinzessin, noch die Vorschläge und Rathschläge von Herzberg und Görz bei dem Könige hatten bewirken können — eine kräftige nöthigen Falls durch die Waffen unterstützte Intervention — bewirkte bei dem Bruder die unlösliche Beleidigung der Schwester unweit Schoonhoven. Friedrich Wilhelm forderte dafür schnelle Genugthuung und ließ, als diese verweigert ward u. s. w. u. s. w.

Staaten von Holland hatten nämlich dem General Nyssel Gegenbefehl gegeben, als ihm die Generalstaaten hatten befehlen lassen, den Cordon gegen Utrecht aufzuheben, und hatten ihm als die Generalstaaten ihn suspendirten, weil er ihren Befehl nicht befolgt hatte, Schutz, Sicherheit und völlige Schadloshaltung zugesichert. Ganze Regimenter und fast alle Offiziere waren durch die Erklärung der Generalstaaten kurz vor der Reise der Prinzessin bewogen worden, sich den Befehlen der Staaten von Holland zu entziehen, und nur vom Prinzen Befehle zu erwarten, der Dienst ward daher in den Gegenden, wo die Prinzessin durchfahren mußte, von Bürgern, Bauern und von den sogenannten Freiwilligen versehen. Die Prinzessin gab vor, sie wolle nach ihrem Landsitz, dem Hause im Busche, wie man es nannte, reisen, und von dort aus mit den Staaten unterhandeln, das hätte sie nothwendig lange vorher melden müssen, sie hatte außerdem denselben Bentink bei sich, den die öffentliche Meinung als Urheber des Tumults wegen der Einfahrt durch das Statthalterthor anklagte. Außer diesem war, als reisete sie im tiefsten Frieden, nur noch die Baronesse von Wassenaer und einige wenige Bediente bei ihr.

Bis Schoonhoven ließ man die Prinzessin ruhig reisen, erst zwei Stunden hinter dieser kleinen Stadt bei Welsche Sluys ward sie von einem kürzlich in einen Offizier umgewandelten tölpelhaften holländischen Bauer oder Krämer, dem man wahrscheinlich diese Rolle absichtlich überließ, auf offner Landstraße angehalten, und um sie nicht auf offner Straße halten zu lassen, in ein benachbartes Nest gebracht, wo sie in einem kleinen Hause warten sollte, bis dieser neu geschaffene Vorposten-Commandant Verhaltungsbefehle aus Woerden erhalten hätte, wo eine Commission der Staaten von Holland ihren Sitz hatte. Dies währte einige Stunden, und der Holländer, der sich in seiner militärischen Würde zeigen wollte, benahm sich ungemein komisch, was aber Alles hernach von sophistisirenden Berliner Diplomaten als Beleidigung der Schwester ihres Königs gedeutet ward. Er bewachte sie in dem Hause, als wäre sie kriegs-

gefangen, er behielt, wahrscheinlich aus Höflichkeit, den bloßen Degen in ihrer Gegenwart in der Hand, und steckte ihn erst ein, als man ihn daran erinnerte. Selbst seine Art von gutmüthiger bäurischer Gastfreundlichkeit ward als Beleidigung gedeutet. Er ließ nämlich, während man in dem Häuschen warten mußte, nach holländischer Weise, Pfeifen und Tabak, Wein und Bier für die Begleitung der Prinzessin aufstellen.

Nach wenigen Stunden langten die Commissarien aus Woerden an, entschuldigten, was vorgefallen war, mit der Unerfahrenheit des zum Offizier gewordenen Bauers oder Krämers, bewiesen, als Leute von Lebensart, alle schuldige Höflichkeit, baten aber die Prinzessin um Verzeihung, wenn sie durch den Stand der Dinge und durch die Unruhen im ganzen Lande gezwungen wären, sie zu bitten, in Schoonhoven zu warten, bis sie Befehle aus dem Haag erhalten hätten. Als diese Befehle auch am dreißigsten noch nicht angekommen waren, reisete die Prinzessin zurück und erhielt erst jenseit der Gränze die ihrem Verlangen ausweichende Antwort der Staaten von Holland. Dieses Ereigniß ward dann nach Bentinks Weise zu berichten, in preußischen und englischen Zeitungen erzählt, die Geschichte der Tage vom 28. bis 30. ward in einen Beleidigungsroman verwandelt, und so stellte sie auch die Prinzessin ihrem Bruder, dem Könige vor, den die Engländer von der andern Seite her bearbeiteten [92]).

92) So hat auch Ségur die Sache gefaßt, der als historische Quelle in seiner losen, vornehmen Manier freilich nicht zu gebrauchen ist, diplomatisch und politisch aber hier um so eher dienen kann, als er redet, wie die andern auch redeten, und als er eigentlich Caillard nur ausschreibt. Er sagt Hist. du regne de F. Guillaume II. etc. Paris (1800) Vol. p. 126: Harris avoit prévu que si les états laissoient venir la princesse à la Haye, leur foiblesse et sa présence enflammant la populace, il seroit facile de faire éclater une révolte qui écraseroit le parti patriotique, et que si on l'arrêtoit dans sa marche, le roi de Prusse qui avoit plus de vanité que de prudence, seroit irrité de cette insulte et verroit son honneur intéressé à se venger de cet affront. Frédéric Guillaume

Von diesem Augenblick an konnten Herzberg und der Herzog von Braunschweig darauf rechnen, daß ihre Wünsche erfüllt würden. Herzberg durfte jetzt durch Thulemeyer drohende Noten im Haag überreichen lassen und der Herzog die längst beorderten Truppen in einem sogenannten Lustlager in der Grafschaft Cleve vereinigen. Als Ludwig **XIV.** um 1672 wegen einer persönlichen Beleidigung mit den Niederländern einen Krieg begann, erhoben sich alle Stimmen gegen ihn, und man schalt ihn stolz und übermüthig; Preußen drohte jetzt mit Blutvergießen und Raub wegen einer sehr problematischen Beleidigung der Schwester des Königs, welche noch dazu blos Gemahlin des ersten Beamten der Republik der Niederlande war. Herzbergs Note, welche Thulemeyer am 11. Juli 1787 im Haag übergab, war übrigens viel insolenter als das Betragen des guten Holländers bei Welsche Sluys. Frankreich stellte sich zwar, als wenn es gegen das Lustlager des Herzogs von Braunschweig in Givet ein anderes Lager aufschlage, es schickte auch Soldaten und Offiziere nach Holland; aber die nach Givet geschickten Kundschafter berichteten, daß kein Heer dort zu sehen sey. Thulemeyers erste Eingabe ward sogar durch eine französische Note unterstützt, worin die galanten Franzosen die Kränkung der Prinzessin laut mißbilligten und für eine grobe Beleidigung erklärten. In dieser Note ließ man den König von Frankreich sagen, Preußen habe ein Recht, Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu fordern, und man dürfe sie ihm nicht versagen.

Die Staaten von Holland gaben auf beide Noten eine ausweichende Antwort, Thulemeyer überreichte daher schon am 6. August einen neuen Aufsatz aus Herzbergs Feder, der in demselben Tone abgefaßt ist, in dem man damals denjenigen preußi-

ordonna à son ambassadeur Thulemeyer d'exiger des états une satisfaction éclatante pour sa soeur et de les menacer de la guerre en cas de refus. L'effet de cette *intrigue angloise* devoit être un grand embrasement de l'Europe.

schen Behörden zu schreiben pflegte, welche unter den beiden letzten Königen, Friedrich II. und seinem Vater, gewohnt waren, militärisch angefahren zu werden. Zum Belege fügen wir den Schluß in der Note bei [93]), weil sich daraus auf das ganze Stück schließen läßt. Eine unmittelbar nachher eingereichte Note spricht aus, daß man von einem schwachen, aber unabhängigen Staate eine Art Genugthuung fordere, wie sie einst Ludwig XIV. von Genua erpreßt hatte, als er nicht die Stadt und den Doge, sondern sich selbst dadurch beschimpfte, daß er den Doge nach Paris kommen ließ, da er doch nach einem Grundgesetze der Republik die Stadt nicht verlassen durfte.

Frankreich war theils damals schon wegen der Demokraten, denen es bei diesem Anlaß in Holland gelegentlich helfen sollte, sehr besorgt, theils war seit April der Erzbischof von Sens, Loménie de Brienne, an der Spitze des französischen Ministeriums, und dieser fand nicht rathsam, auf den Vorschlag des Grafen von Montmolin, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einzugehen. Der letztere trug nämlich mit Zustimmung des Kriegsministers und eines andern Collegen darauf an, den Staaten von Holland zu helfen, da sie sich erboten hatten, die Kosten zu tragen; der Meinung war sogar Calonne gewesen; aber der Erzbischof war ein Intrigant, der für kühne Unter-

93) Auf ausdrücklichen Befehl seines Königs fordert der Unterzeichnete nochmals von Ew. Edelgroßmögenden eine schleunige und der Beleidigung angemessene Genugthuung. Se. Majestät haben mir ferner befohlen, Ihnen nicht unbekannt bleiben zu lassen, daß der König unveränderlich auf dieser Genugthuug bestehen und sich nicht mit Erörterung einzelner Thatsachen, unbestimmten Entschuldigungen und weiteren Ausflüchten begnügen will. Der König verkennt die Achtung nicht, die der Republik der vereinigten Provinzen und der erlauchten Versammlung der Generalstaaten gebührt, welche die Souveränität des Staats in Absicht fremder Mächte vorstellt. Seine Majestät findet ein Vergnügen darin, dem Betragen Ihrer Hochmögenden seinen Beifall zu ertheilen, da dieselben zu erkennen gegeben, daß sie die Maßregeln nicht billigen, die man in Holland in der Sache, welche den Gegenstand dieses Memorials ausmacht, befolgt hat. Von Ew. Edelgroßmögenden Klugheit und nochmaligen ferneren Berathschlagungen über die Sache erwartet der König eine schleunige und genugthuende Antwort.

nehmungen keinen Sinn hatte. Er entſchuldigte ſich mit dem Zuſtande der Finanzen, mit drohenden Winken der Engländer, ſich für Preußen zu erklären, wenn Frankreich ſich regen ſollte, endlich mit der Unmöglichkeit, einen Seekrieg zu führen. Da die unterlaſſene Beſchützung der Holländer und der leichte Triumph des Herzogs von Braunſchweig, ſowohl der alten franzöſiſchen Regierung, als dem Herzoge ſpäter verderblich ward, ſo wollen wir Ségürs, oder beſſer Caillards (denn aus dieſem nimmt Ségür das Seinige) ausführlichen Bericht über den ganzen Zuſammenhang in der Note mittheilen [94]). Uebrigens war das

94) Ségur l. c. Vol. I. p. 130: Mais la faiblesse qui causa peu de tems après la ruine du pouvoir monarchique en France, rendoit déjà toutes les résolutions du cabinet de Versailles lentes et incertaines. Le comte de Vergennes entraîné par l'activité du duc de la Vauguyon, avoit contre son voeu et celui du roi, pris part aux premiers troubles des Provinces-Unies. Engagé dans cette querelle, le roi n'avoit soutenu les patriotes qu' à regret; il craignoit, que cette contestation en suscitant une nouvelle guerre, n'achevât d'épuiser ses finances; cependant il sentoit, qu' il ne pouvoit sans honte abandonner la Hollande à l'influence de l'Angleterre: il avoit toujours espéré terminer cette querelle par un accommodement. M. de Montmorin qui avoit succédé à M. de Vergennes dans le ministère des affaires étrangères, représentoit en vain que pour parvenir à ce but, il falloit développer autant de force que de sagesse, et que pour empêcher la guerre il falloit se montrer prêt à la soutenir avec succès; en vain le maréchal de Ségur, ministre de la guerre, renouveloit à chaque conseil la demande des fonds nécessaires au rassemblement d' un camp à Givet. L' archevêque de Toulouse, depuis archevêque de Sens, nouveau ministre des finances, homme de peu de moyens et d'une grande ambition, dont les femmes avoient fait la réputation, et qui la perdit dès qu'il fut à la tête des affaires, retardoit de jour en jour la décision du conseil sur cette importante détermination, et croyoit que les menaces d'un armement sans en faire les frais suffiraient pour effrayer la Prusse. Il étoit évident que ce système puéril ne pouvoit pas avoir un long succès. Le duc de Brunswick, qui s'étoit avancé peu à peu jusqu' aux frontières de la république envoya des officiers reconnoître les dispositions des François. Il a dit lui même souvent depuis son expédition, que s'il y avoit eu quelques tentes il n'auroit pas continué sa marche, parceque le roi de Prusse ne vouloit pas pour l'intérêt de sa soeur s'engager dans une

Verhältniß der Dinge in den Niederlanden so sonderbar, daß es schwer zu sagen war, ob ein fremder Staat berechtigt sey, der Provinz Holland beizustehen, weil, als Frankreich anfangs den Staaten von Holland Officiere, Soldaten, Waffen zukommen ließ, sich die Generalstaaten darüber, als über eine Verletzung der mit den sämmtlichen Provinzen bestehenden Verträge beschwerten.

Als die Preußen Anstalten machten, sich mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen oder vielmehr ihre Prinzessin und deren Gemahl in den ihnen entzogenen Rechten gewaltsam wieder einzusetzen, war die Verwirrung dahin gediehen, daß nicht blos die Generalstaaten sich mit dem Prinzen vereinigten, sondern daß, nachdem Gelderland und Friesland sich schon längere Zeit hindurch oranisch gezeigt hatten, auch Seeland sich von den jetzt demokratisirenden Holländern und Utrechtern trennte, mit denen nur noch Gröningen und das kleine Overyssel verbunden blieben. Sobald man sich versichert hatte, daß die Franzosen keine Macht beisammen hatten, marschirten die Truppen des Prinzen im Namen der alten Staaten von Utrecht von Amersfort gegen diese Stadt und belagerten sie, während die Preußen sich in drei Heerabtheilungen vertheilt ebenfalls in Marsch setzten. Die Staaten von Holland hatten nämlich mit einer Antwort auf die insolenten Forderungen, welche der preußische Minister an sie gethan hatte, bis zum 8. September gewartet, an diesem Tage antworteten sie auf die Drohungen zwar demüthig und höflich, doch wichen sie der Forderung aus und billigten das Betragen der Commissarien in Woerden, indem sie bedauerten und um Verzeihung baten, daß der des Kriegsdienstes ungewohnte Officier mit blankem Degen vor der Prinzessin herumspaziert sey.

guerre avec la France dont la maison d'Autriche n'auroit que trop profité. Mais en apprenant que les François n'avoient pas un seul corps de troupes sous les armes, il jugea, que la célérité de son expédition en assureroit le succès.

Ehe dieſe Erwiederung der Staaten noch vom Geſandten abgeſchickt war, erhielt er in der Nacht eine neue ganz brutale Erklärung, die er am 9. übergab. Die Antwort, welche die Staaten am 12. gaben, wäre, auch wenn ſie nicht ablehnend geweſen wäre, wie ſie war, doch zu ſpät gekommen, denn die Preußen waren ſchon im Anzuge. Fünftauſend Mann unter dem General von Lottum gingen bei Arnheim über den Rhein und zogen gegen Uetrecht; zwölftauſend unter dem Herzoge von Braunſchweig gingen bei Nimwegen über die Waal; fünftauſend unter von Knobelsdorf zogen nach Zutphen. Den Fortſchritten der Preußen ſtand bis nach Amſterdam hin nichts entgegen, das ſie auch nur hätte einige Zeit aufhalten können, als der moraſtige Boden und die ſumpfigen Wege; es wäre daher unpaſſend, in einer allgemeinen Geſchichte der einzelnen Umſtände dieſes preußiſchen Triumphs zu erwähnen, deſſen Reſultat war, daß der Erbſtatthalter den Holländern, wie die Bourbons um 1814 den Franzoſen, durch fremde Bajonette wieder aufgedrungen ward. Ein Unterſchied war freilich doch dabei, daß die oraniſche Parthei in den ſieben Provinzen der patriotiſchen an Zahl unſtreitig gleich war, und daß der demokratiſche Theil, oder der in den letzten Jahren erſt zum Bewußtſeyn gekommene Theil der Bürgerſchaften noch wenig vermochte.

Obgleich Amſterdam einigen Widerſtand that, ſo war doch die Unterwerfung der Provinzen unter die vorige Regierung innerhalb eines Monats beendigt. Die Sache war leichter, als 1814 in Frankreich, denn man durfte nur unter preußiſchem Schutz überall die Patrioten verdrängen und die Anhänger und Freunde des Hauſes Oranien einſetzen, ſo war die Reaction vollendet und die Gegenrevolution feſt begründet. Dieſe Gegenrevolution bereitete indeſſen dennoch eine neue Revolution ganz anderer Art vor, weil ein großer Theil von denen, welche in Holland den Demokraten emporgeholfen hatten, nach Frankreich flüchteten, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, Ausſchüſſe errichteten, hin und her reiſten, Correſpondenz in ihrem Vater-

lande unterhielten, und alles dort für eine Revolution anderer Art, als die vorige gewesen war, vorbereiteten.

Da der Prinz den Oberbefehl der ganzen Armee der vereinigten Niederlande in der ganzen alten Ausdehnung desselben wieder erhielt, so bedurfte es keiner fremden Truppen, um die Ruhe zu erhalten, blos sechstausend Mann Preußen wurden dem Erbstatthalter auf sechs Monat geliehen. Auch bedurfte es keiner Gewaltstreiche; denn die Häupter der Patrioten entfernten sich freiwillig auf einige Zeit, und da alle Obrigkeiten und Stadtmagistrate mit Männern der oranischen Parthei besetzt wurden, und der Prinz sein Recht des Einflusses auf die Wahl der souveränen Stadtmagistrate noch' in weiterem Umfange als vorher geltend machen konnte, so herrschte die oranische Faction im ganzen Lande. Die preußischen Truppen betrugen sich musterhaft und mußten oft dem oranischen Pöbel Einhalt thun. Dieser plünderte und mordete und verfolgte sowohl die Urheber der demokratischen Bewegungen, als die Patrioten. Die oranischen Gerichte und Obrigkeiten begünstigten heimlich den Pöbel, es trieb daher besonders die stille Reaction, nicht öffentlich die Regierung, jene bedeutenden Männer aus dem Lande, welche hernach die Ausschüsse zu St. Omer und Dünkirchen bildeten, deren Wirksamkeit erst seit dem Jahre 1789 der herrschenden Parthei gefährlich ward.

Der ganze Vortheil dieser Katastrophe ward, wie gewöhnlich, den gut berechnenden Engländern zu Theil; den Schimpf hatte Frankreich; den Schaden die Republik der sieben Provinzen; den eiteln und augenblicklichen Ruhm eines Siegs, ohne einen Feind sich gegenüber zu haben, kaufte Preußen mit einem sehr schweren Geldaufwand, zu einer Zeit, als der neue König die von seinem Vorgänger gesammelten Schätze auch auf jede andere Weise leichtsinnig verschwendete. Was zunächst England betrifft, so erreichte es blos durch politische Künste und durch die Rolle, welche Harris bei dieser ganzen Revolutionsgeschichte vermöge der Prinzessin spielte, ein Ziel, nach dem es das ganze Jahrhundert hindurch vergeblich gestrebt hatte, es unterdrückte

nämlich die französische Parthei in den Niederlanden gänzlich und schloß eine innige und nothwendige Verbindung mit der Gegenparthei der Republikaner, die sich an Frankreich zu halten pflegten. So ward im April 1788 ein Defensivtractat zwischen Holland, Preußen, England geschlossen, der für Preußen nicht den geringsten Vortheil hatte, wodurch aber Holland dafür, daß ihm in diesem Tractat seine Verfassung, das heißt, die Regierung des Erbstatthalters verbürgt ward, später in den Revolutionskrieg hineingezogen wurde.

In Frankreich benutzte die Parthei, die schon damals dahin arbeitete, durch den Sturz des regierenden Zweigs der Bourbons, von dem durchaus keine Aenderung des veralteten Systems der Regierung zu erwarten war, eine neue Einrichtung des Reichs möglich zu machen, den Unwillen der Nation über die preußische Expedition auf dieselbe Weise, wie sie vorher die Unzufriedenheit über die Geldzahlung an den Kaiser bei der Vermittelung der Streitigkeiten über dessen Forderungen an Holland benutzt hatte. Die auf ihre militärischen Eigenschaften mit allem Recht stolzen, und bis zum Kindischen auf ihre Nationalehre eifersüchtigen Franzosen haben es weder dem damaligen Ministerium, noch ihrem schwachen Könige je verzeihen können, daß blos auf die Drohungen der Engländer nicht blos die Rüstungen gleich eingestellt, sondern auch die geflüchteten Holländer entwaffnet und von den Gränzen entfernt wurden.

Preußen ward durch die unzeitige Großmuth des Königs in ganz unnöthige und sehr bedeutende Kosten gestürzt, weil, wenn es wirklich nöthig war, das Aufhalten der Reise einer preußischen Prinzessin mit den Waffen zu rächen, und sie und ihren Gemahl mit einer Armee zurückzuführen, es doch höchst ungerecht war, den armen Preußen zuzumuthen, aus ihrem Beutel zu bezahlen, was die reichen Holländer gesündigt hatten. Durch das Glück dieses schnellen Zugs gegen Bürger und schlecht geübte Soldaten erreichte außerdem in Preußen die militärische Bürgerverachtung der adligen Officiere, besonders der Garde, und das Selbstvertrauen und die Einbildung des Herzogs von Braunschweig

von sehr großen Feldherrntalenten, in welcher sowohl Mauvillon als Mirabeau ihn, den Oberanführer der preußischen Armee, bestärkt hatten, einen unglaublichen Grad, so daß selbst die Erfahrung in der Champagne weder die Officiere noch ihren Chef von ihrer Verblendung heilen konnte.

Um diese Zeit glich Friedrich Wilhelms Regierung dem Ende der Regierung Ludwigs XV., und auch der König von Preußen hoffte, wie Ludwig, Gott wegen aller Sünden des Fleisches durch blinden Glauben und wilde Schwärmerei und besonders durch Eifern für die alte rechte Lehre und für den alten Kirchenglauben versöhnen zu können. Wöllner, der anfangs wenigstens äußerlich hatte an sich halten müssen, weil der König nicht sogleich als Reactionär hatte erscheinen wollen, durfte sich mit einer Schaar Steifgläubiger umgeben, ein sogenanntes Religionsedict erlassen, und gegen den Rationalismus wüthen, ohne, wie die Reactionärs unserer Tage, dabei von zwei Partheien, von den Unverbesserlichen oder Köhlergläubigen, und von denen, die nach der Mode und dem Ton der Zeit, bald gläubig, bald ungläubig sind, unterstützt zu seyn. Wollte man übrigens Scandale oder Satyre statt Geschichte schreiben, so böte die preußische Geschichte der Zeit Friedrich Wilhelms II. dazu denselben reichen Stoff, als die Geschichte Ludwigs XV. Der durch den Zug nach Holland vermehrte Uebermuth und die Verachtung alles Bürgerlichen und der Moral war nämlich unter dem preußischen Adel damals eben so herrschend geworden, als unter dem französischen Hofadel. Der Hochmuth und das thörichte Selbstvertrauen dieser sittenlosen Zeit, wo man jeden steif rechtlichen Mann einen unbrauchbaren Pedanten schalt, überlebte sogar den unglückseligen Zug in die Champagne, und naud bis auf die Zeit der Schlacht bei Jena fortgepflanzt; wir alle freuten uns daher sehr, als das auf diese Schlacht folgende Elend eine völlige Wiedergeburt unter den Preußen bewirkt zu haben schien, und das Prahlen und Pochen verschwand. Wir alle hofften damals, daß der despotische und servile Geist übermüthiger Beamten und Officiere gänzlich und auf immer verschwunden sey.

Wir wollen weder hier, noch im Folgenden uns auf Hofgeschichten einlassen, weil wir auch in den französischen Geschichten einen gleichen Grundsatz befolgt haben und befolgen werden; obgleich leider! darüber die Quellen am reichhaltigsten sind, und den, der nur Zeitvertreib im Lesen sucht, besser unterhalten, als ernste Geschichte thun würde. Mirabeau's Briefe enthalten schon einen guten Vorrath von Klatschereien, wahren und falschen; nach 1806 erschien aber bekanntlich eine ganze Bibliothek von Schriften über die preußische Hofgeschichte. Abgesehen davon, ist schon ärgerlich genug, was von diesen geheimen Geschichten eines schwachen, durch Sinnlichkeit und Phantasie, also auch durch Aberglauben und Mysticismus jeder Art Anstrengung unfähig gewordenen Königs allgemein bekannt war, und durchaus keinem Zweifel unterworfen ist. Dahin gehört z.B., daß anfangs die Königin, die längst die Rolle spielte, die der Tochter des Stanislaus Leszinski in Versailles angewiesen war, geneigt gewesen wäre, für Geld ihre Einwilligung zu geben, daß das Fräulein von Voß dem Könige an der linken Hand angetraut werde, so daß der fromme König zu gleicher Zeit zwei Frauen, unzählige Beischläferinnen und eine erklärte Mätresse in der Frau Rietz würde gehabt haben. Die Rietz machte übrigens zugleich, wie die Pompadour, die Gelegenheitsmacherin.

Als das Fräulein von Voß 1789 gestorben war, begann die Tochter des Waldhornisten Enke, die der König mit seinem Kämmerer Rietz vermählt und deren Sohn er unmittelbar nach seinem Regierungsantritt zum Grafen von der Mark gemacht, ihre Rolle erst eigentlich recht zu spielen. Sie trieb das Geschäft der Pompadour, als sie für Ludwig XV. auf eine Weise sorgen mußte, die ihr allein bekannt war und bekannt seyn konnte. Sie ward die Hauptperson im Reiche, und wie es in diesem Reiche aussah, welche Rolle sie darin als Gräfin von Lichtenau spielte, hat sie uns selbst durch ihren Defensor sagen lassen. Das von ihr eingegebene, durchaus gemeine und unverschämte, mit gemeinen und niederträchtigen Actenstücken gespickte Buch, welches der Prorector Schummel in Breslau in

unserm Jahrhundert herausgab [95]), ist nicht, wie Mirabeau's Briefe, geschrieben, um Alles ins Schwarze zu malen; sondern um so viel wie möglich Alles zu rechtfertigen. Wer einigen Tact hat, wird sich aus diesem Büchlein allein schon ein Gemälde der Berliner Zustände entwerfen können, die übrigens nicht mehr in die hier behandelte Periode gehören.

§. 2.

Belgische, holländische, französische innere Streitigkeiten.

c. Frankreich.

Wir haben uns bemüht, in der ersten Abtheilung dieses Bandes durch die Geschichtserzählung und durch ihre Anordnung und Einkleidung handgreiflich zu machen, daß es nicht die jährliche Lücke in der Staatseinnahme und die steigende Unmöglichkeit die jährlichen Ausgaben zu bestreiten an und für sich selbst waren, welche das Bedürfniß einer gänzlichen Veränderung der Staatsverfassung schon unter Ludwig XV. allgemein fühlbar machten, sondern vielmehr die Unmöglichkeit, die Mittel zu benutzen, dem Uebel abzuhelfen, welche die Zeit und ihre Wissenschaft angab, wenn man nicht alles Bestehende änderte. Verändert hatte man in allen Ländern Europa's nach und nach, in Frankreich hatte man nicht einmal Hierarchie und Aristokratie in unwesentlichen Dingen beschränkt, wie doch Maria Thersia im streng conservativen Oesterreich zu thun gewagt hatte; die Maschine blieb, wie sie unter Ludwig XIV. war, aber alle Räder waren rostig und die Feder ohne Elasticität. Weder der Wechsel der Finanzminister hatte geholfen, noch hätte die Sparsamkeit des Hofes, die Verminderung der Ausgaben und Vermeidung neuer Schulden, welche Necker als Universalmittel

95) Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig und Gera, bei Wilhelm Heinsius. 1808. 298 u. 303 S. gr. 12.

empfahl, auf die Dauer helfen können, wenn gleich für den Augenblick darum die Sparsamkeit nicht ganz überflüssig gewesen wäre, und die leichtsinnige Verschwendung der Prinzen nicht gerade nützlich wurde, wie Calonne zu behaupten sich unterstand. Die ganze Einrichtung der Verfassung, Verwaltung, Justiz hing so enge zusammen, daß man entweder Alles beim Alten lassen, oder Alles ändern mußte.

Schon seit Ludwigs XIV. Zeiten war die französische Staatskasse entweder wirklich im Bankerott, oder in der Lage eines großen Hauses, das bald einmal seine Zahlungen einstellt, bald sich auf jede Art, redlich oder unredlich, aus der augenblicklichen Verlegenheit hilft, und sie wieder aufnimmt. Der Despotismus konnte nur für Augenblicke helfen, das geschah seit Ludwig XIV. und vermehrte die Verlegenheit. Nur dadurch konnte geholfen werden, daß der König den Theil der Nation, der bis dahin allein besteuert war, gegen den Theil, der, durch Vorrechte geschützt, keinen mit seiner Einnahme in irgend einem Verhältnisse stehenden Beitrag zu den Staatsausgaben zahlte, zu Hülfe rief und im Namen und mit Hülfe des Volks alle zu gleichen Beiträgen zwang, und zugleich alle Hemmnisse und Beschränkungen der Betriebsamkeit und des Verkehrs wegräumte; um dies zu thun, hätte er aber die Privilegirten gebrauchen müssen, die sich wohl hüteten, dazu zu helfen. Wie nothwendig die durchgreifende Reform eines Zustandes sey, der auf keine Weise mehr mit den Anforderungen an einen Socialzustand, wie der der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war, vereinigt werden konnte, fühlte sogar Ludwig XV., als er dem System der Oekonomisten Aufmerksamkeit schenkte und, wie ihm sein Leibarzt angab, mit dem Landbau spielte. Dies war es, was Türgot öffentlich aussprach, aber, weil er den unmöglichen Weg wählte, als er sich einbildete, er könne eine Veränderung, bei welcher tausende verlieren, und die sich nur dadurch erreichen läßt, daß sich ein ganzes Volk erhebt und einmal das Recht verletzt, um künftigen Generationen eine neue Existenz zu geben, es durch Parlamente und Ministerialbeschlüsse bewirken wollte.

Türgots Nachfolger konnten auch nicht einmal mehr für den Augenblick dem Bedürfniß der Staatskasse abhelfen, und daß Necker wieder Mittel schaffte, um noch einige Jahre länger die alte Maschine in Gang zu halten, war gewissermaßen ein neues Uebel; die Verlegenheit ward dadurch größer.

Es scheint uns, als wenn man auf Neckers Grundsätze, wie auf sehr viele andere ganz zufällige zu jeder andern Zeit unbedeutende Dinge, ja sogar auf das sogenannte Deficit oder den Aufwand der Prinzen, der, verglichen mit den gegenwärtigen geheimen Ausgaben allein, alles andere ungerechnet, ganz unbedeutend wäre, bei einer Weltbegebenheit, wie die Revolution, welche eine reife Geburt der seit der Regentschaft mit einer gänzlichen Umgestaltung schwangeren Zeit war, viel zu große Bedeutung gelegt hat. Man kann ohne Bedenken zugeben, daß Neckers liberale Ansichten und sein Anleihesystem, wie Calonnes Leichtfertigkeit und Verschwendung an Hof, Prinzen, Günstlinge und Schranzen die Katastrophe etwas schneller herbeiführte, als sie sonst erfolgt wäre; aber die Vergleichung des jetzigen Frankreichs, das schwerlich moralischer ist oder besser regiert wird, als unter Neckers Ministerium, und der Summen, die es jährlich aufbringen muß und kann, mit dem damaligen, beweist, daß diese Katastrophe auf die eine oder die andere Weise erfolgen mußte.

Sogar der Blutsauger Frankreichs, dessen Herz hart war, wie ein Stein, der Finanzminister dü Terray, erklärte am Ende rund heraus, ohne daß es ihm einfiel, daß die Revolution irgend wo anders herkommen könne, als aus dem autokratischen Cabinet, daß ohne eine gänzliche Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge die Staatsausgaben nicht mehr bestritten werden könnten. Diese Veränderung wollte der edle Turgot durch freundliche Mittel und durch Rescripte bewirken, aber wenn er auch nicht am Widerstande der Parlamente gescheitert wäre, so würde er doch bald empfunden haben, daß da, wo Salzsäure erfordert wird, Rosenwasser nicht fruchtet. Necker und Calonne werden beide, von ganz verschiedenen Classen von Men-

schen freilich, als Urheber der Revolution angeklagt, was völlig abgeschmackt ist, mit mehrerem Rechte könnte man vielleicht sagen, beide seyen doctrinäre Charlatans gewesen, von denen der eine aus der bürgerlichen Schule reicher Bankiers, der andere aus der höfischen und adligen Schule der alten Routine und des Phrasenmachens hervorgegangen gewesen sey. Wir müssen übrigens den in der ersten Abtheilung abgebrochenen Faden der innern Geschichte von Frankreich und des Vorspiels der Revolution hier bei Neckers erstem Ministerium wieder aufnehmen.

Man hatte Necker gesucht und trotz seiner der Königin, dem Könige sogar und dem Hofadel wenig zusagenden doctrinären, auf Genfer und bürgerliche Weise etwas pedantisch feinen Formen am Hofe und in den Geschäften geduldet, weil er die nöthigen Summen für den nordamericanischen Krieg anzuschaffen wußte, ohne neue Steuern vorzuschlagen. Man ertrug es darum auch, daß er sich einbildete, daß die von ihm der Königin, den Prinzen und dem Hofe empfohlene Sparsamkeit, welche unstreitig unter den Umständen moralische Pflicht gewesen wäre, auch eine Maßregel politischer Weisheit und finanzieller Aushülfe für einen so großen Staat seyn könne. In Genf oder Schweden oder Dänemark wäre das anders gewesen. Necker selbst sagt uns, man habe ihn, den Kaufmann, genommen, weil man Credit gebraucht habe und schlechterdings Anleihen habe machen müssen, deren vortheilhafteste Einrichtung und Erlangung der Geschäftsführer eines sehr großen Bankierhauses am besten verstehe. Er gesteht bei der Gelegenheit zugleich, daß er sich als Minister einer großen und glänzenden Militärmonarchie, die mit einer Hierarchie und einem mächtigen Adel des Mittelalters und allem Flitter und Plunder, der zur Repräsentation großer Höfe gehört, belastet gewesen sey, eingebildet habe, mit den Mitteln, die in einer großen Privathaushaltung oder in einem kleinen Freistaat ganz vortrefflich seyn mögen, eingewurzelten ungeheuern Uebeln abhelfen zu können. Das bezeichnet den ganzen Mann, besonders, wenn man die doctrinäre Sicherheit

des Tons und Ausdrucks dazu nimmt, mit dem er das alles vorträgt [96]).

In der Vertheidigung seines zweiten Ministeriums berichtet uns Necker selbst, wie man einem alten Höfling und Witzling, wie Maurepas, der, wie die Weiber von großem Ton, von Allem reden konnte und reden gehört hatte, also auch Alles besser zu wissen glaubte, unmöglich Sinn für einen großen und reiflich geprüften Gedanken beibringen konnte. Er erzählt, daß alles, was der schwache, aber wohlmeinende König gebilligt hatte, auch noch erst der Kritik der Königin, die sich besser auf Flitterstaat, als auf Politik und Finanzen verstand, und der der Prinzen, der Polignacs und sogar der der Frau von Campan unterworfen wurden, welche letztere uns ihre Weisheit in ihren Denkwürdigkeiten mitgetheilt hat. Necker schildert die Angst, die er jedesmal empfand, wenn er die lange dunkle Treppe zu dem kleinen Cabinet, welches Maurepas in Versailles über dem königlichen zum Arbeitszimmer hatte, hinaufstieg und mit einem neuen Einfall schwanger ging, den er dem alten Grafen begreiflich machen sollte, auf eine wahrhaft tragikomische Weise. Man lernt aus seinen eignen Worten, wie sehr der nach Genfer

96) Er sagt (Sur l'administration de Mr. Necker par lui même. Paris 1791) pag. 8: Les moyens auxquels je mis ma principale confiance étoient l'ordre, l'économie et l'application de la morale à toutes les transactions. Dann rechtfertigt er sein Anleihesystem pag. 9 auf eine solche Weise, daß man sieht, daß er auch 1791 noch nicht begriff, daß er eine Sache unternommen hatte, deren Unmöglichkeit jedermann auf den ersten Blick erkennt. Er sagt pag. 9: Il étoit réservé à l'esprit de nouveauté qui nous gouverne sur tous les points, de censurer l'usage du crédit pendant la dernière guerre, comme s'il y avoit eu une possibilité de subvenir par des impôts à des besoins immenses. Je ne sais ce que la nation pourra payer en extraordinaire sous un gouvernement où elle réglera elle même toutes les contributions et toutes les dépenses (das weiß und fühlt jetzt das von seinen Deputirten verkaufte französische Volk); mais autrefois on auroit éprouvé des résistences très nuisibles à la confiance publique si dès les commencemens de la guerre on eût demandé un troisième vingtième et ce supplément n'eût valu que vingt à vingt cinq millions.

Manier gebildete Mann sich durch seine, übrigens ganz vortrefflich gemeinte moralisch-doctrinäre Predigt die Sache bei Leuten erschweren mußte, die, weil sie in Talleyrands Manier geistreich waren, auch dachten, wie dieser. Necker führte gleichwohl manche Verbesserungen ein, worunter wir besonders der Provinzialversammlungen, als eines ersten Schritts zu wesentlichen Aenderungen erwähnen [97]). Dies war um 1779; er stürzte aber, sobald er es wagte, den Schleier des Geheimnisses, der die Mysterien des Cabinets und der Finanzen deckte, auch nur ein wenig zu lüften. Necker wollte, um die Anleihen, die im Laufe des nordamericanischen Kriegs gemacht werden mußten, zu erleichtern, vielleicht auch gelegentlich und sich selbst unbewußt, um auf seine Verwaltung ein Licht zu werfen, eine Bilanz oder eine Rechenschaft der Verwaltung der Finanzen, öffentlich vorlegen. Dies geschah durch ein gedrucktes Buch (compte rendu), im Januar 1781 und verschaffte Necker einen sehr kurz dauernden Ruhm und eine gefährliche Popularität unter denjenigen Franzosen, welche wesentliche Veränderung aller Verhältnisse und Einrichtungen nicht blos ein Ausflicken der alten morschen Staatsmaschine und temporäre Finanzmaßregeln wollten. Zu einem solchen Geschäft war aber Necker nicht gemacht, man pries ihn daher in jener Zeit nur darum, weil er dreisteren Männern den Weg bahnte; vom Hofe ward seine Schrift als gefährliche Neuerung angesehen, die Parlamente, alle zahlreiche Freunde des Alten und Veralteten, erbebten, obgleich er seinem neuen Anleihen dadurch allerdings einen günstigen Fortgang verschaffte. Welche Blößen übrigens Necker vermöge der Eitelkeit und der sich und die Familie und Freunde vergötternden Manier, die seiner Tochter, der Frau von Staël, besser

97) Was Neckers Verwaltung angeht, so wird man wohl thun, darüber den vierten Abschnitt des ersten Theils der Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. (Leipzig, Brockhaus 1827) nachzulesen, da wir sowohl das Administrationswesen als die Finanzen, als die eigentliche Kriegsgeschichte nur im Vorbeigehen behandeln dürfen, wenn wir unsern Zweck nicht verfehlen wollen.

gelungen ist, und sie weltberühmt gemacht hat, den Spöttern am Hofe einem Calonne und andern Meistern des Witzes der Salons gab, lernt man gelegentlich aus seinem Buche über die Finanzen. Er kann sich nicht enthalten, in diesem Berichte über die Finanzen eines großen Reichs, der zwar an den König gerichtet ist, aber doch zum Druck bestimmt war, den König gelegentlich von seiner (Neckers) Frau und von ihren Verdiensten zu unterhalten.

Durch den Schritt, den Necker gethan hatte, ward seine Stellung sehr bedenklich, Maurepas, der damals noch lebte, war nicht weniger, als die Minister dadurch gekränkt, daß Necker in seiner Ueberschätzung dessen, was er zu leisten im Stande sey, sich allein als Retter des Reichs darstellte und von denen, welche Aenderungen wünschten, auch wirklich so angesehen ward; es war daher seinen Feinden sehr gelegen, daß er gerade in diesem Augenblick darauf bestand, wirkliches Mitglied des Ministeriums zu werden, damit er in den Sitzungen desselben persönlich dem Könige vortragen könne. Necker nämlich war anfangs als Finanzrath angestellt, er ward hernach Director des Schatzes und war endlich unter dem Titel eines Generaldirectors der Finanzen eigentlich Finanzminister, mußte aber, weil er nicht Generalcontroleur der Finanzen war, seine Berichte durch Maurepas im Ministerrathe vortragen und vertheidigen lassen, was freilich seine Unbequemlichkeit hatte; seine Forderung betraf daher nicht blos eine leere Ehre. Man nahm seinen Protestantismus, der, wenn man gewollt hätte, damals kein Hinderniß mehr gewesen seyn würde, blos zum Vorwand, ihm den Titel des Amts, das er wirklich bekleidete, zu verweigern, und ihn von der Theilnahme an den Berathschlagungen des geheimen Raths auszuschließen. Den Wink konnte er nicht verkennen; er verließ daher eine Stelle, von der er weder Besoldung noch irgend einen andern Vortheil genossen hatte. Er hatte am 20. Mai 1781 kaum erklärt, daß er sich zurückziehen wollte, als er auch noch an demselben Tage seine Entlassung erhielt.

So schwierig der Posten war, den Necker verließ, so fehlte es doch an Bewerbern nicht, und die zahlreichen Denkwürdig-

keiten jener Periode, wie die aus ihnen geschriebenen Geschichten der letzten Jahre der alten Regierung von Frankreich sind voll Anekdoten und Klatschereien über die Cabalen der müßigen und leichtfertigen Leute, die am Hofe, wo über das Ministerium unterhandelt ward, wie über ein Ballet oder über eine Oper, Einfluß hatten oder haben wollten. Wir erfahren dort alles, was Maurepas, was die Königin, was der ganze Troß von Hofleuten und Prinzen wollten oder nicht wollten, uns scheint alles dieses in einem Augenblicke, wo endlich das Alte wirklich unhaltbar geworden war, wie sich schon unter Calonne zeigte, von keiner solchen Bedeutung, daß es der Mühe lohnte, sich dabei aufzuhalten; wir wollen nur auf zwei Dinge allein aufmerksam machen, die weit mehr am Tage liegen, als alle solche Anekdoten und Hofgeschichten.

Der eine Punct, auf den wir aufmerksam machen wollen und der zugleich die Vergötterung Neckers vom Volke, das hernach schon 1790 gar nichts mehr von ihm wissen wollte, angeht, ist, daß jetzt zum zweiten Mal dem Volke, das heißt, allen Verständigen, die Sinn und Urtheil für die Angelegenheiten des Vaterlandes haben, wes Standes sie auch immer seyn mögen, kund gegeben und bewiesen ward, daß von dem schwachen Könige und seinem guten Willen keine entschiedene Maßregel zu hoffen sey. Der König hatte in Türgot einen Mann des Volks und einen Arzt, der auf eine Radicalcur drang, zum Rathgeber gewählt gehabt, er hatte diesen, so lange sich kein bedeutender Widerstand zeigte, unterstützt und gefördert, er war aber zurückgebebt, als die Parlamente sich widersetzt hatten. Dasselbe erfolgte, als jetzt der Hof und die Prinzen gegen Necker schrien, der schon darum allein dem Volke gefallen mußte, weil er gegen die Verschwendung für leeren Glanz des Hofs eiferte. Da nun in jener Zeit gerade der achtbarste, kräftigste und erleuchtetste Theil der Franzosen, den man nicht wie den Pöbel mit Bajonetten und Flintenkugeln zum Schweigen bringen konnte, einsah, daß nur Widerstand, und zwar heftiger und kräftiger Widerstand, den König und den Hof zum Guten zwingen werde, wie beide vorher alles Gute gehindert

hatten, so gaben sie sich denen ganz hin, welche die entschiedensten Schritte thaten. Der zweite Punct, den wir hervorheben möchten, hängt mit dem ersten innig zusammen; er ist, daß Necker durch diese Entlassung in der Volksmeinung eine Stellung erhielt, die ihm nicht gebührte. Er galt fortan für einen großen Staatsmann, dazu gehören aber in unsern Zeiten und bei verdorbenen Sitten und künstlichen Verhältnissen ganz andere Eigenschaften, als die eines ehrlichen und verständigen Mannes und eines geschickten und erfahrnen Kaufmanns und Bankiers. Die Pariser Salons, das Gerede seiner Frau und seiner Tochter und ihrer sehr zahlreichen Freunde, der ganze damals herrschende Liberalismus der Zeit, seine Uneigennützigkeit und Sparsamkeit schufen ihm einen colossalen Ruhm. Dieser Ruhm ward durch den Contrast der schrankenlosen Vergeudung und der unredlichen Verwaltung eines Calonne sehr vermehrt, er konnte ihm aber, als es hernach auf Gewandtheit und politische Fähigkeit mehr ankam, als auf Rechtlichkeit, nicht entsprechen, und mußte also das Schiff des Staats mitten im Sturme seinem Schicksale überlassen. Necker war in dem Augenblick, als er abtreten mußte, besonders darum als Volksfreund beliebt, weil er sowohl Türgots, besonders den Güterbesitzern und kleinen väterlichen Dynasten günstiges, System, als die Hoftheorie des monarchischen Glanzes und der monarchischen Verschwendung, welche hernach Calonne in Schutz nahm, öffentlich bekämpfte. Er forderte außerdem Oeffentlichkeit, stiftete deshalb Provinzialversammlungen und wollte die Rechenschaft der Finanzverwaltung öffentlich bekannt machen. Necker hatte sich dem Volke vorzüglich durch viele unter seiner Verwaltung erlassene, dem alten fiscalischen Charakter dessen, was vom Finanzministerium ausging, ganz ungleiche Verordnungen beliebt gemacht. Seine Ermahnungen zur Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte und die Ersparnisse, deren er sich rühmte, über welche vielleicht von Männern, welche Einsicht in große Verhältnisse hatten, und das Wesen der Monarchien kannten, mit Recht gelächelt ward, schienen dem Bürgersmann, der nach seinen Verhältnissen urtheilte, das rechte und einzige Mittel,

den Bankerott zu verhindern. Unter allen Hoffnungen, welche Necker während seines Ministeriums erweckt hatte, war aber besonders eine, wegen deren er mit Recht als Erlöser des leidenden Volks betrachtet werden konnte. Er wollte es nämlich wagen, dem Grundübel des alten Frankreichs abzuhelfen, er wollte von den Privilegirten einen Beitrag zu den Ausgaben des Staats fordern, dessen erste und reichste Bürger sie waren. Necker hatte deßhalb angekündigt, daß die neuen Einrichtungen, die er in Rücksicht der sogenannten Taille, welche vorher ganz allein die auch sonst mit Steuern übermäßig gedrückten Staatsbürger traf, gemacht hatte, nur als Einleitung zu einer gleichen Vertheilung der Abgaben überhaupt anzusehen wären.

Joly de Fleury, welcher nach Neckers Entlassung Finanzminister wurde, befand sich in der größten Verlegenheit, da er unmittelbar Geld anschaffen sollte und schon darum keinen Credit fand, weil dieser an Neckers Persönlichkeit geknüpft gewesen war. Necker stand mit allen Großhändlern und Bankiers in Verbindung, sein Nachfolger nicht, er versprach öffentlich Rechnung abzulegen, sein Nachfolger hüllte sich in das alte Dunkel. In dem Augenblick, als Joly de Fleury Controleur ward, forderte gerade der americanische Krieg den größten Aufwand. Von neuen Einrichtungen und neuer Vertheilung der Abgaben konnte, als Necker wegen seiner Neuerungen und Freiheitsideen verschrien ward, nicht die Rede seyn, Joly de Fleury mußte also Anleihen unter höchst ungünstigen Bedingungen suchen. Die Staatskasse ward auf diese Weise auf eben die Art aus einer Verlegenheit in eine größere gestürzt, wie oft das unermeßliche Vermögen reicher Herrschaften unbegreiflich schnell in die Hände der Wucherer fällt.

Der Controleur hatte keine Leute neben sich, die den Namen Stände oder Deputirtenkammer trugen, die unter dem Schein, das Volk zu repräsentiren, nur ihr eignes Interesse vorstellten, und deren Wahl man durch mancherlei Mittel nach Belieben leiten konnte, die also ohne Bedenken immer neue Steuern auflegen konnten, er mußte daher die alten drückender machen und

den schon zu sehr Belasteten neue Lasten auflegen. Wenn man durch Studium der Acten die Verlegenheit kennen lernt, worin sich Joly de Fleury befand und welche er nirgends dem Publicum vorlegen konnte, wird man sogleich erkennen, daß die allgemeine Meinung gegen jedes Ministerium und gegen jeden Minister ungerecht seyn mußte, weil die Regierung dem Volke oder seinen Deputirten von der Lage der Dinge nie und nirgends auch nur einen Wink geben konnte, damit wenigstens die Verständigen im Volk lernen könnten, was möglich oder unmöglich sey.

Das gilt sogar von Vergennes, den man darüber anklagte, daß er den Engländern in den Präliminarien des Versailler Friedens (1783) zu viel eingeräumt habe, und daß er 1785 bei der Aussöhnung des Kaisers mit den Holländern durch den Vertrag von Fontainebleau ein Paar Millionen zahlte, statt einen Kriegsaufwand zu machen, dessen Größe nicht zu berechnen gewesen wäre. Der Friede in Versailles war aber der einzige rühmliche Friede, den Frankreich seit hundert Jahren mit England geschlossen hatte, und durch die Verwendung für Holland ward alles das erreicht, was man seit Wilhelms III. Zeiten vergeblich gesucht hatte. Was den Versailler Frieden angeht, so beschuldigte man den Minister, daß er den Engländern unnöthigerweise Gondeloor und das Fort St. David zurückgegeben, daß er die Hälfte des französischen Gebiets auf der Küste Coromandel dadurch aufgeopfert, daß er Vilnour und Valdaour, das eine mit einem großen, das andere mit einem kleinen Gebiet verwechselt, und das erstere in den Händen der Engländer gelassen habe. Man warf ferner dem damaligen Ministerium vor, es habe sich gefallen lassen, daß auch unter ganz veränderten Umständen eine Bestimmung des Friedens von 1763 in den neuen Tractat aufgenommen worden, wodurch den Franzosen die schimpfliche Verpflichtung auferlegt ward, Chandernagore nicht weiter zu befestigen, sondern blos mit einem Abzugsgraben umgeben zu dürfen. Auch nannte man die unterlassene Erwähnung von Hyder Alis Nachfolger, Tippu Sultan

(Tippoo Saib) schimpflich. Die Franzosen hatten nämlich bis dahin diesen indischen Fürsten, der Tapferkeit, große Talente in Kriegs- und Friedensgeschäften, und Feindschaft gegen die Engländer von seinem Vater geerbt hatte, in ihren Schutz genommen, durch die Nichterwähnung ward er seinen Feinden preisgegeben, die ihn um 1788 zum Theil und zehn Jahr hernach gänzlich vernichteten. Beiläufig wollen wir bemerken, daß die beiden Kriege, welche die Engländer vorher mit Hyder Ali geführt hatten, und die beiden, die sie 1788 und 1798 mit Tippu Sultan führten, diejenigen waren, in welchen sie in Indien den hartnäckigsten Widerstand fanden.

In welcher Verlegenheit sich aber die französische Regierung gerade im Augenblicke der Unterhandlung über die Präliminarien befand, sieht man schon allein daraus, daß der Finanzminister gerade darum abtreten mußte, weil er sich in Rücksicht des Aufwandes des letzten Kriegsjahrs nicht zu helfen wußte. Joly de Fleury mußte nämlich am Anfange des Jahrs 1783 seine Stelle verlassen, weil er nicht im Stande war, die Summen aufzubringen, welche nöthig waren, die im letzten Kriege auf den Schatz gezogenen, von bedeutenden Häusern als Zahlung angenommenen Wechsel zu zahlen, wodurch die ersten französischen Bankiers und Großhändler in Gefahr kamen. Die Wiederbesetzung der Stelle war eine schwierige Sache, und wenn man bei andern Gelegenheiten dem Könige vorwarf, daß er sich von seiner Gemahlin und seinen Brüdern zu viel einreden ließ, oder Maurepas (der Ende 1781 gestorben war) zu unbedingt folgte, so machte er dieses Mal, als er ganz allein seinem Kopfe folgte, aus Mangel an Geschäftserfahrung einen sehr groben Fehlgriff. Nach Maurepas Tode hatten mit allem Rechte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, und der Justizminister (Garde-des-scéaux), Miroménil, einen Theil seines Mentorgeschäfts übernommen, sie schlugen dem Könige drei Männer zu der erledigten Stelle vor, er ernannte aber keinen von diesen, sondern einen jungen Mann von zwei und dreißig Jahren, den er in einer Verwaltungsstelle hatte kennen lernen, wo er ganz

vortrefflich seyn konnte, ohne darum den Finanzgeschäften eines verschuldeten Reichs, dessen Ausgaben jedes Jahr die Einnahme um funfzig Millionen überstiegen, gewachsen zu seyn.

Dieser neue, vom Könige unmittelbar ernannte Controleur war Lefèvre d'Ormesson d'Amboile, der erst Parlamentsrath, dann gleich seinem Vater und Großvater Intendant der Finanzen gewesen war, dessen persönliche Bekanntschaft aber der König dadurch gemacht hatte, daß er die Verwaltung der königlichen Anstalt zu St. Cyr unter den Augen des Königs leitete. Er war ein rechtlicher Mann und, was wahrscheinlich den König am mehrsten für ihn gewann, wie er im Gegentheil Necker als einen Protestanten immer nur mit ängstlicher Scheu neben sich, sah, in der strengen kirchlichen Form aufrichtiger Katholik; doch empfand er selbst, trotz des Zutrauens, welches der König in ihn setzte, daß er dem schwierigsten Posten in den schwierigsten Zeiten nicht gewachsen sey. Er lehnte gleich Necker alle Vortheile seiner Stelle und auch sogar die Besoldung ab, und als man ihm hernach gleichwohl eine Summe anfdrang, überließ er sie der wohlthätigen Anstalt von St. Cyr, die er leitete und die auch dem guten Könige sehr am Herzen lag. Der Irrthum des Königs in der Wahl dieses Mannes ward sogleich klar; denn dieser entzweite sich mit Vergennes und vermehrte durch sein Schwanken, Zögern, Zagen, durch die Furchtsamkeit, im entscheidenden Augenblick einen schnellen Entschluß zu fassen, die natürliche Unentschlossenheit des Königs.

Mit seinen Collegen gespannt, am luftigen Hofe als pedantisch rechtlicher und religiöser Mann ohne Halt, war d'Ormesson anfangs wenigstens im Publicum geachtet, zwei Fehlgriffe beraubten ihn aber auch dieser Stütze, und er mußte noch im November desselben Jahrs seine Stelle wieder aufgeben. Die Schritte, welche d'Ormesson thun mußte, beweisen am besten, wohin es damals gekommen war, weil sich ein Mann, wie d'Ormesson, zu Maßregeln eines du Terray verstehen mußte. Der Controleur war ein rechtlicher, beliebter und sogar den Maßregeln der nachherigen Nationalversammlung durchaus nicht abgeneigter Mann,

man wollte ihn um 1792 durchaus zum Maire von Paris machen, obgleich er klug genug war, diese Würde standhaft abzulehnen, und dennoch mußte er zwei Mal Treue und Glauben verletzen. D'Ormesson mußte nämlich, um nur baar Geld zu erhalten, aus der Caisse d'Escompte, welche damals ungefähr dasselbe war, was jetzt die Bank ist, sechs Millionen heimlich wegnehmen und in den königlichen Schatz bringen lassen. Der Raub konnte unmöglich verborgen bleiben, und es ward daher das Zutrauen zu dieser Casse plötzlich so sehr erschüttert, daß sie ihre Zahlungen auf eine Zeitlang einstellen mußte. Die zweite Maßregel, welche er ergriff, war eben so schneidend, als die erwähnte erste. Er ließ nämlich ohne allen Grund den Pacht der Generalpächter cassiren und übernahm im Namen der Regierung die unmittelbare Verwaltung der öffentlichen Gefälle. Das mochte allerdings nöthig und nützlich seyn; aber in der Art, wie es geschah, war es gegen das gemeine Recht und schreckte in dem Augenblicke, als die Regierung der Leute, welche Millionen anschaffen konnten, am mehrsten bedurfte, jedermann ab, sich mit ihr in Geldsachen einzulassen.

Diese Lage der Finanzen erklärt recht gut, warum Vergennes um 1784 keinen Krieg für Holland anfangen wollte, und 1785 lieber Geld zahlte, als Krieg anfing. Man wirft dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Vergennes) außerdem den Handelstractat, den er im Jahre 1786 mit England schloß, als eine übertriebene Gefälligkeit gegen diesen Staat vor, wodurch er der französischen Industrie sehr geschadet habe. Dieser Sache erwähnen wir blos als Notiz, da sie nicht innerhalb des Kreises liegt, auf den wir uns beschränken müssen; fälschlich beschuldigt man aber oft ihn und sogar seinen Nachfolger im Amte, den Grafen von Montmorin, daß sie sich durch Drohungen der Engländer hätten abhalten lassen, den Holländern gegen Preußen beizustehen. Wie dies hätte geschehen müssen, war Vergennes schon gestorben, und der damalige Premierminister war anderer Meinung, als der Minister der auswärtigen An-

gelegenheiten, als der Kriegsminister und sogar als Calonne gewesen, der an der Spitze der Finanzen stand.

Das Schicksal Frankreichs brachte nach d'Ormesson an die Stelle, die er bekleidet hatte, einen genialen Verschwender, der bei der Verwaltung seines eignen bedeutenden, aber gänzlich verschuldeten Vermögens gelernt hatte, sich für den Augenblick zu helfen, ohne daran zu denken, wie man im nächsten einer weit größeren Verlegenheit, worin man sich stürze, entgehen wolle. Carl Alexander von Calonne ward nach d'Ormesson Generalcontroleur der Finanzen und es fehlt uns auch über seine Ernennung nicht an Notizen und Anecdoten, die wir aber, so wie manches andere der Kürze wegen übergehen können, sobald sie nicht für unsern Hauptzweck bei diesem Werke durchaus nöthig sind. Wir verweisen deshalb in der Note auf zwei Bücher, worin man alles, was in Beziehung auf Calonne hier nur kurz oder gar nicht erwähnt ist, genau und mit Angabe der Quellen gesammelt findet [98]).

98) Im ersten Theile von Wachsmuths Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter im dritten Capitel, und im zweiten Theil der in der vorhergehenden Note angeführten Geschichte der Staatsveränderung u. s. w. Dort findet man im fünften Abschnitte alle einzelnen Angaben und Notizen, die man hier vermißt. Wir berühren daher auch nur Weniges von der leichtfertigen Verschwendung, deren man Calonne anklagt, weil das, was der Verf. gesammelt hatte, auch bei Wachsmuth Seite 61 und 62, besonders aber Note 21 bis 23 gefunden werden kann. Im fünften Abschnitt des zweiten Theils der Geschichte der Staatsveränderung u. s. w. findet man nicht blos vollständige Auskunft über das sogenannte rothe Buch, das heißt über alle von Ludwig XV. und XVI. direct aus der Staatskasse angeordneten Zahlungen, sondern auch überhaupt über Calonnes Schritte und Maßregeln. Die Halsbandsgeschichte haben wir, so viel nur immer möglich war, abgekürzt, weil ihr Wachsmuth die ganze erste Beilage seines Buchs gewidmet und die Quellen angeführt hat. Wir würden ihrer nur mit einem Worte gedacht haben, wenn ihr nicht in der ersten Ausgabe dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution (der der 2te und stärkere Theil des Büchleins war gewidmet worden) ein größerer Raum angewiesen worden wäre und wir den dort gegebenen Abriß nicht in dieser zweiten Ausgabe ausführen, berichtigen, fortsetzen wollten.

Calonne war der Sohn des ersten Präsidenten des Parlaments von Douai und war selbst zur parlamentarischen Laufbahn bestimmt; seit der Zeit, daß er sich in des Generalprocurators la Chalotais Sache hatte gebrauchen lassen, war er eben so beliebt bei Hofe, als er den Parlamenten verhaßt war, was ihm hernach als Finanzminister jede Unternehmung schwierig machte, wozu er der Parlamente bedurfte. Durch Gunst am Hofe, das heißt bei der Königin, den Prinzen, den Freunden und Freundinnen der Königin, gelangte er zur Stelle eines Finanzministers, und niemand war reicher an augenblicklichen Auskunftsmitteln, als er, dem es an Talenten nicht fehlte, dessen Rede mit leichtem und unaufhaltsamen Strome floß, und der der Sprache wie der Feder mächtig war. Er war nicht blos zierlich, modisch, galant und machte den Aufwand eines großen Herrn, sondern er wäre auch vielleicht in unsern Tagen ein vortrefflicher Minister für Frankreich, jene Zeit aber war ernster, und es war nicht genug, Auskunft von einem Jahre zum andern zu finden. Calonne selbst fühlte und sprach in seinen Briefen aus, daß alle Einrichtungen der alten Zeit morsch wären.

Wenn man den Briefen, die man um 1789 als von ihm geschrieben drucken ließ und gegen deren Aechtheit er nie protestirt hat, mehr trauen könnte, als wir zu thun wagen, würden wir blos aus diesen Briefen eine vollständige Charakteristik des Mannes, der Art seiner Talente und seiner unverantwortlichen Leichtfertigkeit in Behandlung der Geschäfte geben können. Wir wollen indessen nur aus zwei Briefen, einem kürzern Billet, das er zur Zeit, als er die Notablen versammelte, aus Paris an den Hof nach Versailles schrieb, und aus einem längern Briefe, den er zur Zeit der Berufung der états généraux aus London an seinen Bruder richtete, eine einzige Stelle ausheben. Es kommt für unsern Zweck auf Authenticität nicht an, die Stellen sollen blos dienen, anschaulich zu machen, wie die Dinge standen und wie Calonne und seines Gleichen am Hofe sie betrachteten und behandelten. Dies ist vortrefflich in den Stellen, die wir

anführen, ausgesprochen, ob von Calonne oder von einem andern, darauf kommt es hier nicht an[99]). Calonne war übrigens

99) Man zeigte dem Verfasser, als er 1821 in Paris war, eine Sammlung von Briefen angesehener Personen, welche 1789 in Paris und, wie man ihm sagte, auch in London gedruckt waren, ohne daß Calonne, der damals in England war, und von dem sich auch ein Paar Briefe in dieser Sammlung fanden, dagegen reclamirt hätte. Man sagte uns sogar, er habe sich 1794 selbst dazu bekannt. Der Verf. excerpirte einiges, wagte aber doch hernach nicht recht, diese gedruckten Briefe als urkundliche Stücke zu gebrauchen. Zu dem im Texte bestimmten Zwecke glaubt er jedoch hier zwei kurze Stellen aus zwei dort gedruckten Briefen ausheben zu können, da sie, ächt oder unächt, doch den Mann und die Zeit charakterisiren. Er schreibt dort über die von ihm berufene Versammlung der Notablen an die Frau Jules de Polignac: Je sens parfaitement tout le ridicule de cette assemblée à laquelle j'ai donné lieu; mais les esprits fermentaient et il falloit une égide respectable pour parer à tous les traits. Ils ne feront rien sans nous et nous ferons tout sans eux. Ce sont de grands ressorts dont nous nous servirons pour faire jouer la grande machine. Que sa Majesté ne tremble point à l'aspect de cet épouvantail formidable; il faudra moins de tems pour le détruire, qu'il n'en a fallu pour l'établir. Il faut fasciner les yeux du Français, et quand on sait bien lui offrir l'illusion il croit tenir la vérité et il est content. Aus einem langen, von uns abgeschriebenen Briefe an seinen Bruder, den Abbé de Calonne, wollen wir ebenfalls nur eine kurze Stelle abschreiben. Er gehört in die Zeit von Neckers Versammlung der Notablen. — — — Il n'y a, schreibt er, nachdem er bewiesen hat, daß Necker scheitern müsse, wie er gescheitert sey, absolument qu'une banqueroute qui puisse mettre l'état au niveau de ses affaires, et il ne s'agit pas de discuter, si ce parti est noble ou légitime, il suffit d'être persuadé qu'il est de nécessité. Je regarde la France comme un corps gangrené dans presque toutes ses parties; on craint d'opérer parcequ'il y a trop d'amputations à faire, le mal augmente et le corps périt lorsqu' on agite la guérison. Sois sûr, mon ami, que ce sera le résultat des états généraux. La puissance royale d'abord y perdra, les ministres y seront soupçonnés et point écoutés, et Messieurs les députés des différentes provinces commenceront par frémir à l'aspect du gouffre qui va s'ouvrir à leurs yeux. Ils disputeront, analyseront, projeteront et ils finiront par desespérer du salut de la France. Ainsi l'état, sans éprouver un heureux changement, n'aura été que bouleversé etc. etc. Als Probe der Weisheit Calonnes, oder doch der Leute, wie er, mag dies aus dem langen Briefe genug seyn. Auf dieselbe Weise behauptete immer er und Mallet du Pan und der von Pitt zum Ritter gemachte

unstreitig ein Mann, der zum Minister und Diplomaten geboren war, und in unsern Tagen im französischen Cabinet und in der Deputirtenkammer die Bewunderung von ganz Europa erlangen würde; damals war aber die Zeit, die Umstände und der herrschende Geist den Künsten, die er trieb, und den Naturgaben, die er hatte, ungünstig. Dies ausführlich zu beweisen, würde uns zu weit führen, wir wollen nur einen Fingerzeig über die Art geben, wie es sich beweisen ließe.

Calonne nämlich vereinigte in den Projecten, mit denen er scheiterte, auf eine sehr geschickte Weise das, was andere ausgedacht hatten, und hatte die Unverschämtheit, die Ideen eines Machault, Türgot, Necker mit der ihm eignen Gewandtheit vortrefflich einzukleiden und ohne alle Rücksicht darauf, daß das Reformiren weder seiner Stellung, noch seinen Sitten, noch seinen Manieren und Bekanntschaften angepaßt sey, als Reformator aufzutreten, wenn es die Umstände forderten. Er unterhandelte ferner zur Zeit der ersten und zweiten Nationalversammlung auf eine merkwürdige und durch Intriguen und Cabalen, die schon allein einen Diplomaten verewigen könnten, mit den Cabinetten von Wien, Berlin, Petersburg und London, und ward in jener Zeit von allen Publicisten und Staatsmännern wegen der Producte bewundert, die aus seiner Feder hervorgingen. Wenn man liest, was er damals schrieb, wird man, so sehr man ihn verachten mag, Talent und einen sehr schönen Styl, klares Erörtern der schwierigsten Materien und lebendige Darstellung trockner Finanzsachen bewundern müssen. Uns allen, die wir damals das Wesen und das eigentliche Bedürfniß der bürgerlichen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts nicht kannten, schien unübertrefflich, was er um 1789 in den zwei öffentlich bekannt gemachten Briefen an den König diesem als das

d'Ivernois, zwei Genfer Doctrinärs, Bonaparte werde aus Mangel an Geld scheitern, und das behauptete Calonne sogar gegen Pitt, und die andern beiden wiederholten es jedes Jahr regelmäßig, wenn Bonaparte sein Budget mittheilte.

Mittel angab, die Monarchie zu erhalten. Wir alle hielten seine sehr gut geschriebenen und scharfsinnig entworfenen Abhandlungen, die er am Ende des Convents in der ersten Zeit des Directoriums bekannt machte, für unwiderleglich.

Gerade diese Gaben, Talente, Fertigkeiten, Gesinnungen, die jetzt vor allen geschätzt werden, und die hohe Gunst, deren Calonne unter den Prinzen, am leichtsinnigen und verschwenderischen, wenn auch übrigens ziemlich moralischen, Hofe genoß, machten ihn damals dem Volke verhaßt, und die alten Juristen und Jansenisten des Parlaments und der parlamentarischen Familien (noblesse de robe) vergaßen es ihm immer noch nicht, daß er sich für den Herzog von Aiguillon gegen den Generalprocurator la Chalotais hatte gebrauchen lassen, und daß er die Stelle eines Generalprocurators bei der in dessen Sache bestellten constitutionswidrigen Gerichtscommission angenommen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit schon zeigte sich Calonne zugleich als ein Mann, den die Regierung zu Allem gebrauchen könne, und als ein Mann, der sich aus jeder Verlegenheit ebenso gut, als aus jeder Gewissensbedenklichkeit zu helfen wisse. Er war zwar anfangs mit großem Eifer vorwärts geschritten, hatte sogar dem Siegelbewahrer einen Privatbrief des Herrn de la Chalotais mitgetheilt, der auf keine Weise zu den Acten gehörte, sobald er aber erkannte, daß sich die Luft geändert habe, wußte er sehr geschickt umzulenken, weil er sah, daß man nicht ferner rathsam fand, die Sache so eifrig als anfänglich zu betreiben.

Die Ernennung eines Mannes aus der Zeit Ludwigs XV. und aus der Schule des Herzogs von Aiguillon und seiner Roués zu dem Posten, den Türgot und Necker bekleidet hatten, schadete dem Könige und allen seinen folgenden guten und wohlwollenden Maßregeln, besonders dadurch, daß offenbar ward, wie bei Ludwig XVI. durchaus auf Nichts sicher zu rechnen sey, und wie er von seinen Brüdern, Gemahlin, Umgebungen stets von einem Aeußersten zum andern getrieben werde. Dies Uebergehen vom Alten zum Neuen und umgekehrt, dies bald

der Zeit huldigende, bald ihr geradewegs widerstrebende System begann, als Türgot eintrat und abging, zeigte sich wieder bei Neckers Ministerium und bei Calonnes Ernennung, es dauerte fort bis 1792 und gab denen, die damals allein consequent waren, den Sieg.

Der einzige wesentliche Vorwurf, der die Frau Jules Polignac oder die Königin, oder auch die Prinzen, die Calonne sollen empfohlen haben, treffen könnte, wäre, daß sie durch ihn die alte Zeit, ihre Maßregeln und Manieren wieder auf den Thron gesetzt hätten; aber das war eben ihre Zeit und ihre Regierungsform, der König dagegen, der eine Reform wirklich wollte, hätte widerstehen müssen; aber er war ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Die, welche Calonne empfahlen, konnten sich mit Recht darauf berufen, daß er nicht blos Jurist, Redner, geschickter und geübter publicistischer Schriftsteller, sondern auch ein in Verwaltungssachen geübter Geschäftsmann sey. Er war Intendant der Generalität von Lille gewesen, wie Türgot von der von Limoges, war in den höhern Aemtern gebraucht worden, welche juristische Kenntnisse forderten, und war im königlichen Staatsrathe thätig gewesen. Auch fiel die Wahl auf den besten der beiden Candidaten des alten Systems, welche dem schwachen König von den Unverbesserlichen des Hofs empfohlen wurden, von den Leuten, welche man hernach in der Revolution ausschließend Hof (la cour) nannte, und als Feinde der Nation und des Königs bezeichnete, weil sie den letztern, wenn er einen Schritt vorwärts gethan hatte, immer drei zurück thun, und jeden Eid als gezwungen (cum reservatione mentali) geleistet betrachten ließen. Es war nämlich neben Calonne nur noch der Volksfeind Toulon in der Wahl, dessen steinhartes Herz sprüchwörtlich war, und den der Pöbel um 1789 wegen eines hochmüthig aristokratischen Worts, das er entweder gesagt hatte, oder welches doch seinen Charakter und Gesinnung ausdrückte, am Laternenpfahl aufknüpfte.

Wir müssen den Lesern überlassen, die Geschichte der einzelnen Schritte des neuern Controleurs in den oben (Note 98)

angeführten deutschen Werken aufzusuchen; für unsern Zweck reicht es hin, der Resultate der neuen Verwaltung kurz zu gedenken. Calonne hob allerdings für den Augenblick den Credit der königlichen Staatskasse dadurch, daß er alle Forderungen an dieselbe pünktlich am Verfalltage auszahlte; aber er machte dies nur dadurch möglich, daß er unter den lästigsten Bedingungen Anleihen machte, um die Zinsen der frühern zu zahlen, also nothwendig am Ende dahin gelangen mußte, wohin er schon 1787 kam. Er hatte in den vier Jahren sechshundert Millionen entweder durch Anleihen oder durch früheres Einfordern des erst später Fälligen aufgebracht, hatte außerdem durch allerlei geheime und unerlaubte Kunstgriffe die Einnahme um hundert Millionen vermehrt, und dennoch war mit jedem Jahre die Verlegenheit gestiegen, und die Einnahme war immer weiter hinter der Ausgabe zurückgeblieben. Dies brachte endlich den Finanzminister zu den Schritten, welche dienen sollten, neuen Erpressungen den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben.

Die Verwendung der geliehenen Summen und die Immoralität und Gewissenlosigkeit des Finanzministers, die es hernach rathsam für ihn machten, einem ihm drohenden Staatsproceß durch die Flucht zu entgehen, empörte selbst die, denen er das Geld mit freigebiger Hand zuwarf, als sie sich gierig um ihn drängten. Wir glauben nicht, daß es wahr ist, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) gesagt hat, was man ihm Schuld gibt, gesagt zu haben, was aber seinem Charakter ganz angemessen ist, daß, als alle die Hand gegen Calonne ausgestreckt und dieser sie gefüllt habe, auch er den Hut hingehalten habe. Der Graf von Artois (Carl X.) war von Jugend auf Schuldenmacher, man hatte im Jahre 1781 anderthalb Millionen Livres Schulden für ihn bezahlt; im Jahre 1782 gar vier Millionen, und Calonne gab 1783 noch zwei Millionen her, und doch rechnete man, daß die beiden Prinzen zusammen noch 14 Millionen Schulden hätten. Calonne predigte die Theorie, die man jetzt in Frankreich wieder neu aufputzt, daß eine Monarchie Glanz, Luxus und Verschwendung fordert, daß dies

beim gegenwärtigen Zustande der Civilisation den Künsten und der Betriebsamkeit vortheilhaft, ja nothwendig sey. Er machte sich auch durch Begünstigung königlicher Bauten und Feste, der Königin gefällig, wie den Prinzen.

Er schaffte Geld, damit der König zu den vielen königlichen Lustschlössern noch Rambouillet kaufen könne, und zahlte aus der Staatskasse die nöthigen Gelder, um die Grille der Königin, St. Cloud zu besitzen und zu verschönern, zu befriedigen. Er verschaffte ihr zugleich die Gelegenheit, ohne daß es auffiel, ihre Günstlinge zu bereichern. Er verwendete nämlich unter dem scheinbaren Vorwande, daß dies finanziell vortheilhaft sey, eine Summe von zwanzig Millionen zum Ankauf von Domainen, man bewies aber hernach, daß diese Güter unter dem Schein von Kauf und Tausch an die begünstigten Familien übergegangen und die in Tausch oder Kauf festgesetzten Summen nie bezahlt seyen. Dies Alles ward in jener Zeit der Königin zugeschrieben, und ihre Unvorsichtigkeit bei der Wahl ihrer Gesellschaft, ihrer Freunde und Freundinnen ward vom Neid und von der Eifersucht, vermöge der Einbildung vom ausschließenden Recht gewisser Familien auf gewisse Ehrenplätze am Hofe und auf Theilnahme an der königlichen Gesellschaft, zu einem großen Verbrechen gemacht, so rein auch der Wandel der Königin war.

Derselbe Theil des höchsten Adels, der gegen die Königin der Etikette wegen erbittert war, glaubte sich hernach im Jahre 1785 durch die Kränkung eines Mitglieds der dem königlichen Hause nahe stehenden Familie Rohan tödtlich beleidigt, und zugleich ergriff das damals dem Hofe sehr feindselig gesinnte Parlament die Gelegenheit eines gegen den Cardinal Rohan eingeleiteten Processes, um die Königin in den Augen von ganz Europa verdächtig erscheinen zu lassen. Die Familie, welche sich beleidigt glaubte, war um so gefährlicher, je unverschämter ihre ersten Glieder der öffentlichen Meinung, den Gesetzen der Ehre und allen rechtlichen Grundsätzen Hohn zu sprechen wagten. Ein Prinz dieser Familie (von Guémenée) machte einen schänd-

lichen Bankerott, der zahlreiche Familien ins Elend stürzte; der Prinz von Rohan, Cardinal und Bischof von Strasburg und als solcher deutscher Reichsfürst, trat mit Gaunern und Buhldirnen und Abenteurerinnen in Verbindung, um den Zorn der Königin zu besänftigen und ihre Gunst zu gewinnen. Um diese Gunst hatte sich Rohan lange vergeblich beworben; er bot jedes Mittel auf, um diese Gunst zu erlangen, und gerieth dabei auf eine so ganz unbegreifliche Weise in die Netze einer Gaunerin, daß man sich im Publicum nie überzeugen konnte, daß die Königin nicht irgend eine Veranlassung zu den Verwicklungen der sogenannten Halsbandsgeschichte sollte gegeben haben. Wir halten sie für ganz unschuldig; obgleich es heißt, daß selbst ihr Neffe, der Kaiser Franz, der übrigens durch Scharfsinn nicht gerade ausgezeichnet war, sie einiger Unvorsichtigkeit schuldig gehalten habe. Der Zusammenhang dieser für das Schicksal der unglücklichen Königin wichtigen Halsbandsgeschichte ist folgender:

Man hatte den leichtfertigen, verschwenderischen, verschuldeten Rohan im Januar 1772 nach Wien geschickt, um eine sehr glänzende Gesandtschaft dort zu haben, wie er sich denn auch in Wien durch einen ganz unerhörten Aufwand und durch die gleich bei seinem ersten Aufzug in der Stadt gezeigte unverständige Pracht völlig zu Grunde richtete. Ein Prinz, welcher Geistlicher, doch wenigstens dem Scheine nach hätte seyn sollen; und dabei ein Leben führte, wie Rohan, konnte der Kaiserin Maria Theresia, als einer in jeder Rücksicht würdigen deutschen Hausfrau, unmöglich angenehm seyn, und sie ließ ihn das empfinden; dafür rächte er sich. Er konnte nämlich, wie das bekanntlich immer der Fall ist, in eben dem Grade, als er mit den Verdorbensten vertraut und gränzenloser Verschwender war, die diplomatischen Geheimnisse leichter erfahren, und erfuhr sie auch bei der Gelegenheit der damaligen ersten Theilung von Polen. Maria täuschte die Franzosen durch die Versicherung ihrer Abneigung vor der Theilung, sie vergoß sogar Thränen darüber, daß sie wider Willen daran Theil nehmen müsse; diese Ver-

sicherungen machte Rohan in einem Gesandtschaftsbriefe mit der Schärfe des beißenden Spotts, der Leuten, wie er war, eigen und der die Würze ihrer Geselligkeit ist, lächerlich. Er schrieb einen geistreich sarkastischen Brief über die zur Natur gewordenen Verstellungskunst der Kaiserin und über die Fähigkeit derselben, zu lachen und zu weinen, wie sie wolle, ohne daß es ihr mit dem Einen oder dem Andern Ernst sey. Der Herzog von Aiguillon, an den, als an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Brief gerichtet war; brachte ihn, wie er pflegte, der dü Barry, die nach ihrer Art Scandal daraus machte. Das erfuhr die nachherige Königin, sie glaubte, daß Rohan den Brief an die dü Barry gerichtet habe, und verzieh ihm nie, daß er ihre Mutter zum Gegenstand des Hohns und Spotts einer Dirne gemacht hatte.

Man sollte denken, Rohan hätte der Gunst der Königin entbehren können, denn er hatte unermeßliche Einkünfte und war der erste Würdenträger des Reichs. Er war Cardinal, war Bischof von Strasburg und als solcher deutscher Reichsfürst mit einer Residenz in Ettenheim, war Großalmosenier von Frankreich, Provisor der Sorbonne und Oberverweser der Blindenanstalt (**Proviseur de Sorbonne et administrateur des quinze vingts**). Alles dieses war ihm ohne Gunst bei Hofe von wenig Werth. So waren damals die Zeiten und so scheinen sie wieder werden zu wollen! Die Putzsucht der Königin und ihr kindischer Leichtsinn, wenn es auf Flitter, Zerstreuungen und Glanz ankam, schien endlich dem Cardinal Gelegenheit zu bieten, sich ihrer Gunst zu versichern; denn er fand es glaublich und ihrem Charakter gemäß, daß es ihr leid sey, den Kauf eines ihr von den Hofjuwelieren Böhmer und Bassanze angebotenen Schmucks von Brillanten, der einzig in seiner Art war, aber 1,600,000 Livres kosten sollte, wegen des damaligen Zustands der Staatskasse ablehnen zu müssen. Den Wunsch des Cardinals und seine Leichtgläubigkeit benutzten hernach verschmitzte Gauner und Abenteurer.

In jenen Tagen war durch Mesmer der Magnetismus und Somnambulismus Mode in Paris, und Cagliostro, der in Curland seine Mystification der vornehmen Welt begonnen hatte, hatte dort seinen Sitz. Als Wundermann, Wunderthäter und Wunderdoctor war er durch Deutschland gezogen, er trieb hernach sein Geisterſehen und Geisterzeigen, sein Einweihen in ägyptische Orden und in uralte Geheimnisse, kurz sein Mystificiren der sonst so ungemein scharfsichtigen Weltleute in Paris, er hatte auch Rohan mystificirt, da dieser schon vorher in Strasburg seine Bekanntschaft gemacht hatte. Er machte es mit dem Cardinal, wie es damals Bischofswerder und Consorten in Berlin mit König Friedrich Wilhelm II. machten, den sie durch Wunder, Erscheinungen, Gesichte zu allem dem verhelfen wollten, wozu er, durch Ausschweifungen an Körper und Seele geschwächt, mit eigner Kraft nicht gelangen konnte. Was Cagliostro dem Cardinal von der Art und Weise, wie er die Gunst der Königin wieder gewinnen könne und werde, in Phantasmagorien vorgaukelte, das schien um 1785 eine Dame, welche vorgab, in Versailles viel zu gelten, Vertraute der Königin und mit ihren geheimen Aufträgen beehrt zu seyn, in der That herbeiführen zu können.

Diese Dame war eine der Abenteurerinnen, die so oft in den Hauptstädten Europas und an Höfen einige Zeit hindurch eine Rolle spielen. Sie war die Tochter eines Mannes, der in obscuren Verhältnissen in der Provinz lebte, den Namen Valois führte, und glaubte oder vorgab, vom ausgestorbenen Königsstamm der Valois abzustammen. Dies machte die Tochter des Mannes einigen Pariser Damen, welche an die Abstammung glaubten, interessant, und sie erhielt Bildung, aber kein Vermögen. Wie sie den Roman ihrer Abstammung aufzustutzen und durch gute Freunde auch genealogisch nachzuweisen verstand, hat sie in der Schandschrift gegen die Königin, in dem dicken Bande ihrer sogenannten Denkwürdigkeiten, der auch ins Deutsche übersetzt ist, hinreichend bewiesen. Sie heirathete hernach einen abgedankten Offizier, der den Grafentitel, aber kein Vermögen

hatte, da man bekanntlich damals in Frankreich, wie jetzt in Italien, eine Legion der Grafen und Marquis hatte, deren Marquisat im Monde lag, sie nannte sich indessen seitdem Gräfin la Motte Valois. Sie ward durch Cagliostro mit Rohan in Verbindung gebracht, übernahm von ihm geheime Botschaften an die Königin, brachte Antworten, besorgte Billets und bewog einen Herrn von Villette, einen Cameraden ihres Mannes, der Königin Hand nachzumachen und der Königin vorgebliche Antworten zu unterzeichnen. Um den Cardinal noch sicherer zu täuschen, ward die Oliva, ein Pariser Freudenmädchen der höhern Classe, nach Versailles gebracht, wie die Königin angezogen, damit sie in der Dämmerung auf der Schloßterrasse die in den Billets versprochenen freundlichen Winke gebe. Endlich hieß es in den Botschaften und Briefchen, die Königin wünsche das Halsband der Hofjuweliers zu kaufen, wolle aber nicht öffentlich Käuferin seyn, sondern durch den Cardinal in Terminen zahlen; der Cardinal möge daher in seinem Namen im geheimen Auftrage der Königin das Halsband kaufen.

Die Juweliers und Bankiers waren weder so leichtgläubig, wie der Cardinal, noch wagten sie, einem gewissermaßen creditlosen großen Herrn einen so bedeutenden Werth anzuvertrauen; sie wollten eine Sicherheit von Seiten der Königin, und auch diese ward von der Gaunerin geschafft. Der Cardinal, den man schon vorher um bedeutende Summen, die er, ganz unbegreiflich geblendet, vorgeblich der Königin lieh, geprellt hatte, erhielt nicht blos schriftliche, von Villette mit der Königin Namen unterzeichnete Vollmacht, von Böhmer und Bassange für die Königin das Halsband zu kaufen, sondern einen mit ihrem Namen unterzeichneten, bei jedem einzelnen Artikel mit einem Zugestanden (approuvé) versehenen Contract mit den Juweliers, worin die Termine angegeben waren, in welchen sie die Summe durch den Cardinal wolle bezahlen lassen. Diese Vollmacht übergab der Cardinal den Juweliers, welche dann den Schmuck in seine Hände lieferten, obgleich es ein für uns unauflösliches Räthsel bleibt, wie es möglich war, daß weder der Cardinal noch die

Handlung Böhmer und Bassange sich der Richtigkeit der Unterschrift besser versicherten; besonders da die Königin sich nicht zu unterschreiben pflegte und auch nicht einmal so unterschreiben durfte, wie dort unterschrieben war (Marie Antoinette de France).

Der Cardinal überlieferte den Schmuck der la Motte, die ihren Mann, der die einzelnen Steine veräußern sollte, damit nach England schickte, und dem Cardinal vorspiegelte, daß sie ihn der Königin übergeben habe. Sie wußte ihn so lange zu täuschen, bis die Juweliers auf Zahlung drangen und sich an die Königin selbst wandten. Sie zeigten endlich der Königin die vorgeblich von ihr dem Cardinal ertheilte Vollmacht und den Contract, und erklärten, daß ihr Haus falliren müsse, wenn die Zahlung nicht gehörig erfolge.

Die Königin gerieth außer sich, schob, da sie vom Zusammenhange nichts wußte, die ganze Schuld auf den Cardinal, theilte dem Könige ihre Leidenschaftlichkeit mit, und dieser ließ den Cardinal, als er am Ludwigstage (15. Aug. 1785) im vollen Ornat und mit allem geistlichen Pomp eines Großalmoseniers in Versailles erschien, in sein Cabinet rufen. Als hier der Cardinal, im Vertrauen auf die von ihm für ächt gehaltenen Briefe in Gegenwart der Königin darauf beharrte, daß er von ihr beauftragt worden, ließ ihn der König, so wie er war, im vollen Ornat, trotz aller Bitten und Vorstellungen, ins Gefängniß bringen, und einen Prozeß beim Parlament gegen ihn einleiten. Die Oliva, welche durch Geberden und Kleidung die Königin gespielt hatte, Villette, Cagliostro und die la Motte wurden ebenfalls verhaftet, der Generalvicar Rohans aber, der Abbé Georgel, hatte zu rechter Zeit, vor der Beschlagnahme der Papiere, auf ein in deutscher Sprache geschriebenes Billet des Cardinals die Correspondenz der la Motte mit diesem vernichtet. Dadurch ward es den Advocaten möglich, ein Dunkel darüber zu verbreiten, ob die Königin oder der Cardinal der Gaunerin Vorwand und Anlaß zu dem Diebstahl gegeben habe.

So wenig man glauben kann, daß die Königin irgend einen Antheil an der Sache gehabt habe, so benahm sich doch der König eben so übereilt, heftig und unvorsichtig bei der Verhaftung des Cardinals, und nach den genauern Umständen, die wir hier übergehen, vernachlässigten die Frau von Campan, als vertraute Dienerin der Königin, und diese selbst die ersten Winke, die sie über die Sache erhielten, auf eine unverantwortlich leichtsinnige Weise, statt der Sache gleich nachzuspüren. Auch der Baron von Breteuil, als Minister des königlichen Hauses, benahm sich ungeschickt. Dies alles ward von den damals sehr zahlreichen Feinden der Königin auf eine boshafte Art, besonders im Parlamente und in unzähligen Pasquillen, benutzt. Man warf auf den König und die Königin Schatten, um den Cardinal als Märtyrer erscheinen zu lassen. Der Ausgang des Prozesses blieb lange zweifelhaft, die Familie Rohan und der Hof boten alles auf, um entweder der Königin einen Flecken anzuhängen, oder den Cardinal für schuldig erklären zu lassen. Das Urtheil fiel so aus, daß zwar nichts gegen die Königin daraus geschlossen werden konnte, aber doch ein stiller Verdacht zurückblieb, weil zum großen Verdruß des Königs der Cardinal frei gesprochen ward, nachdem man seinen Prozeß noch bis zum 16. August 1786 verlängert hatte.

Das Parlament erklärte vermöge seines am 8. Mai 1786 gefällten Urtheils über die andern Beklagten, die la Motte und ihren Gemahl, der sich geflüchtet hatte, für schuldig und verurtheilte sie zu infamirenden Strafen. Sie entkam jedoch später, und schrieb in England jene schändlichen Denkwürdigkeiten, welche die französische Regierung aufkaufen ließ und dadurch den Credit vermehrte, den bekanntlich das Publicum aller Länder gerade den ärgsten und dreistesten Lügen am ersten zu schenken pflegt. Cagliostro ward zwar freigesprochen, aber des Landes verwiesen [100]), Villette mußte ebenfalls das Land verlassen, die Oliva

100) Nie waren unstreitig die Pariser sammt und sonders freier von Aberglauben und Schwärmerei, als damals, nie waren die Juristen und Staats-

ließ man, wahrscheinlich aus Bosheit gegen die Königin, durchschlüpfen. Der König vermehrte, wie schwache Menschen, wenn sie einmal erbittert werden, zu thun pflegen, den üblen Eindruck, den die auf ganz verschiedene Weise erzählte und gedeutete Geschichte machte, durch die Willkühr, die er gegen den Cardinal übte, nachdem er von den Richtern losgesprochen war. Dies erschien um so mehr als eine ohnmächtige Rache, als der Cardinal durch seine kirchlichen Würden und Pfründen doch im Grunde dem Könige unerreichbar blieb. Der König ließ nämlich den Cardinal schon vier Stunden, nachdem er im August 1786 aus der Bastille entlassen war, seiner Stelle als Großalmosenier, als Provisor der Sorbonne und als Curator der großen Blindenanstalt entsetzen, ließ ihm den heiligen Geistorden abfordern und ihm befehlen, sich sogleich in seine Abtei Chaise Dieu in Auvergne zu begeben. Wie ohnmächtig dies alles war, und wie schwankend der König, kann man schon allein daraus beurtheilen, daß schon drei Jahre hernach alles dies so sehr vergessen ist, daß der Cardinal bei der Versammlung der Stände des Reichs seinen Platz unter den geistlichen Herrn des Landes einnimmt.

männer Frankreichs reicher an wahrer und ächter politischer Weisheit, und freier in ihren Ansichten, beredter in ihren Darstellungen menschlicher Verhältnisse, wie die Einrichtungen der constituirenden Versammlung beweisen, und dennoch durfte man dem gesammten Parlament, in einer Vertheidigungsschrift Cagliostro's, woran sogar d'Esprémenil Theil gehabt haben soll, wörtlich sagen, Cagliostro sey: Le fils d'un grand maître de l'ordre de Malte, mystérieusement élevé à la Mecque, à Médine. Voyageur dès sa plus tendre jeunesse, c'était dans les pyramides d'Egypte qu'il avoit appris les sciences occultes de l'Orient. Son gouverneur, le sage Althotas, qui lui avoit donné tout ce savoir, était chrétien et de plus chevalier de l'ordre de Malte; mais il avoit l'habitude de se déguiser et de faire déguiser son élève en musulman. Des grands honneurs avaient été rendus au comte de Cagliostro dans l'île de Malte. Parvenu à la maturité de la raison et de son génie, il avoit voyagé en Europe. Médecin et prophète, doué du pouvoir d'évoquer les ombres, il s'était annoncé partout comme l'ami des hommes; c'étoit le surnom que lui avoit donné la reconnoissance.

Dieſe Scandale wären zu jeder andern Zeit von keiner Bedeutung geweſen, ſie wurden aber dadurch in jenem Augenblicke ſehr wichtig, daß der König unmittelbar nachher, als er die Notablen verſammelte, der Gunſt der vornehmen Familien und Geiſtlichen, die Rohans Sache zu der ihrigen gemacht hatten, bedurfte, um ihm gegen die Parlamente zur Schutzwehr zu dienen, mit denen er durch Calonne in Streit gerieth. Calonne hatte ſchon zwei Jahr vorher den König zu einem Schritte gegen Necker verleitet, der eben ſo willkührlich und eben ſo ohnmächtig und fruchtlos war, als des Cardinals Verbannung. Necker hatte nämlich ſein Werk über die Finanzen Frankreichs (Traité de l'administration des finances), welches man von dem 1791 erſchienenen Buche über ſeine eigne Verwaltung (sur l'administration de Mr. Necker par lui même) wohl unterſcheiden muß, als Ueberſicht des Zuſtandes der Reichsfinanzen um 1784 herausgegeben. Er hatte dieſes ſehr umfaſſende Werk in der Vorausſetzung, daß man den Druck in Frankreich, wo Calonne als königlicher officieller Doctrinär allein reden ſollte, damit er allein Recht behielte, nicht erlauben; oder doch das gedruckte Buch gleich unterdrücken werde, in Lyon und in Lauſanne drucken laſſen. Was Necker vorausgeſehen hatte, traf ein; der König ward Werkzeug ſeines Miniſters. Neckers Buch, worin er ſein Syſtem hervorhob, und die Unhaltbarkeit des von Calonne befolgten Syſtems handgreiflich machte, ward verboten, die Lauſanner Ausgabe aber, weil es damals in Paris Mode war, von Finanzen zu reden, dem Verbote zum Trotz in der ungeheuren Zahl von wenigſtens funfzigtauſend Exemplaren (die Frau von Staël ſagt gar 80,000, wir ziehen 30,000 fürs Prahlen ab) verbreitet, obgleich Calonne eine ausführliche Widerlegung ſchrieb. Das Buch war bald in jedermanns Händen; es war daher die Erſcheinung deſſelben ſehr ungünſtig für den Finanzminiſter, der im Begriff war, durch Lug und Trug und durch eine mit ſchlauer Beredtſamkeit vorgetragene, an ſich ſchändliche Theorie die Welt zu täuſchen, und der neue Anleihen ſuchte, während Necker ihn entlarvte. Der König ließ freilich Necker kund

thun, daß er ihn nicht in Paris leiden wolle, damit er nicht die Bankiers irre leite, diese hatten aber ohnehin kein Zutrauen zu Calonne; auch diese Handlung der Willkühr war daher vergeblich.

Die Ausschließung Neckers von Paris machte ihn, wie hernach Rohan, zum Märtyrer, und man wallfahrtete, um ihn zu besuchen und seine Orakel zu vernehmen, zu ihm in die Provinz, wie sein verbotenes Buch voll Zahlen und Rechnungen nicht nur in den Händen derer war, die etwas davon verstanden, sondern auch in der Hand der Damen und der Hofleute, besonders hernach aller der vornehmen Herrn, die an den Sitzungen und Debatten der Notablen Antheil nahmen. Der Finanzminister nämlich, wie er an Auskunftsmitteln stets reich war, glaubte entweder wirklich, daß er die Verbesserungen und Veränderungen, von denen er redete, seitdem er den Parlamenten keine Anleihen mehr vorzulegen wagte, nur durch Auctorität der sämmtlichen Aristokratie des Reichs durchsetzen könne, oder, was wahrscheinlicher ist, wollte er nur ein neues Gaukelspiel aufführen; er rieth dem Könige, die Noth der Finanzen einem großen Rathe vorzulegen, dessen man sich im siebenzehnten Jahrhundert zuweilen bedient hatte. Seitdem man nämlich die um 1614 zum letzten Mal berufenen Generalstände des Reichs zu befragen nicht mehr für rathsam hielt und die Hartnäckigkeit der Parlamente fürchtete; hatte man, um gewissen Ministerialbeschlüssen mehr Ansehn zu geben, Versammlungen von höhern Beamten, Geistlichen, Würdeträgern und Bevollmächtigten der Städte und Provinzialstände gehalten, denen man den Namen Notablen gab, die aber weder irgend eine gesetzgebende noch ausübende Gewalt hatten; sondern ein blos mit Gepränge und Prunk versammeltes Collegium zur Berathung zu seyn schienen.

Man war allgemein erstaunt, als Calonne in einem Augenblicke der Gährung unter allen Ständen und in allen Gegenden des Reichs einen Schritt that, der nicht nützen konnte, weil nicht zu erwarten war, daß die zu dieser Versammlung berufenen Privilegirten aus ihrem Vermögen den Ausfall (Deficit) in der Staatseinnahme decken würden, was allerdings für sie selbst das Beste ge-

weſen wäre. Der Nachtheil leuchtete aber jedermann ein, er beſtand nämlich darin, daß durch das Nutzloſe dieſer nach dem Muſter der Notablen von 1616 berufenen Verſammlung die Nation unfehlbar darauf würde geleitet werden, die um 1614 verſammelt geweſenen Generalſtände zu fordern, deren Berufung bei der damaligen Stimmung, bei dem offnen Geſtändniß des Königs und ſeiner Finanzminiſter Türgot, Necker, Calonne, daß das Reich durchgreifender Aenderungen bedürfe, von einer Revolution unzertrennlich war. Wir werden unten ſehen, daß ſehr bedeutende Männer unter den Notablen dies fühlten, und daß la Fayette es laut und trotzig ausſprach.

Der König war dem Plane des Controleurs keineswegs günſtig, es koſtete Mühe, ihn zur Berufung der Notablen zu bewegen, der Baron von Breteuil dachte wie der König, man ſagte ihm daher ſo wenig als den beiden andern Miniſtern das Geringſte, bis Vergennes, Calonne, Miroménil allein den König überraſcht und ſeine Einwilligung erhalten hatten.

Wie man in einer ſolchen Zeit, bei einer beiſpielloſen Gährung der Gemüther, bei der durch die Noth der Finanzen herbeigeführten Lähmung der ganzen Staatsmaſchine, einen ſolchen Schritt thun konnte, wie durch die Berufung der Notablen vermöge des königlichen Decrets vom Ende Dezembers 1786 geſchah, würden wir nicht begreifen, wenn wir nicht aus Calonnes Briefen ſähen, daß er meinte, es würde bei einem Gaukelſpiel der Art bleiben, wie es unter uns hie und da den Doctrinärs in den Miniſterien gelungen iſt; Calonne irrte ſich indeſſen ſehr. Die Verſammlung nämlich, welche dem Könige rathen ſollte, wie er die noch in ihrer alten Form beſtehenden Formen und Einrichtungen des Mittelalters mit den neuen Bedürfniſſen und dem Zuſtande der Nation in Uebereinſtimmung bringen könne, beſtand ganz allein aus ſolchen Perſonen, die unter und ſeit König Heinrich IV. und dem Cardinal Richelieu alle Ehren und alle Vortheile des Staats unter ſich theilten, was war von dieſen mit Güte zu erhalten? Denn nach dem Ausſchreiben vom 30. Dezember 1786 wurden die Notablen gerade in der

Weise berufen, wie sie unter dem Cardinal Richelieu um 1616 gehalten waren. Dabei hatte Calonne die Keckheit, sich der Nation als einen Reformator, als einen Mann in Neckers Art, empfehlen zu wollen. Er machte nämlich bekannt, diese Notablen, also die Privilegirten, sollten eine diesen Privilegirten durchaus verhaßte Verbesserung einführen, dies war eine Art Hohn, denn er wußte recht gut, daß eine Versammlung, wie die in der Note [101]) bezeichnete der Notablen war, nie darauf eingehen werde. Die Notablen nahmen es daher, schon ehe sie versammelt waren, dem Controleur sehr übel, daß er den Liberalen spielen, und den Haß des Volks gegen die Privilegirten, der schon furchtbar war, vermehren wollte. Calonne erklärte nämlich, seine Absicht bei der Berufung der Notablen sey, die allgemein geforderten Provinzialversammlungen oder Landräthe endlich zu organisiren, die Grundsteuer auf alle liegende Güter, ohne Unterschied der Besitzer, auszudehnen, die auf die niedern Stände durch stete Erhöhung zu sehr drückende Steuer der Taille für diese zu erleichtern, und endlich ernstlich den Getreidehandel

101) Zu dieser Versammlung wurden berufen: 7 königliche Prinzen, 3 geistliche Pairs und 36 weltliche, ducs, comtes, marquis, 12 Mitglieder des königlichen Raths. Diese zusammen sollten Repräsentation des Königs und des hohen Adels vorstellen. Dann ward die Geistlichkeit durch 11 Prälaten, die Parlamente durch drei und dreißig Präsidenten und Generalprocuratoren vertreten, zu denen man als steife Verfechter aller historischen Jurisprudenz und aller veralteten Formen, noch vier Präsidenten und Generalprocuratoren der cour des comptes und den lieutenant civil de Paris zählen muß. Die alten Feudalstände wurden repräsentirt durch zwölf Deputirte der Provinzen und Landschaften, welche ständische Rechte hatten; unter diesen zwölf waren 5 Geistliche. Zu diesen kamen fünf und zwanzig Bürgermeister aus den aristokratischen Familien, die in Frankreich, wie bei uns und in Holland und in der Schweiz, die Städte regierten. Man rechnete, daß unter hundert und sieben und dreißig Notablen nur acht Bürgerliche waren, und dies solche, die nach dem Adel strebten. Zu diesen kamen noch fünf Minister, damals: Der Marschall von Ségür, Kriegsminister, der Graf de la Luzerne, Minister des Seewesens, der Baron de Breteuil, Minister des königlichen Hauses, der Graf Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Miromenil, Justizminister, Calonne, Generalcontroleur. Die Namen der 137 und die Vertheilung in Tafeln oder Ausschüsse findet man bei Lacretelle.

im Innern von jeder Abgabe zu befreien. Er versprach zugleich die Abschaffung der Hand- und Spanndienste gegen eine bestimmte Geldabgabe [102]). Dies alles war dringendes Bedürfniß, aber man traute weder dem Finanzminister, noch dem Hofe irgend etwas Gutes zu. Auch das Vortrefflichste wollte man nicht verstehen; man krittelte, man stieß sich an den Personen, statt nur auf die Sache zu sehen.

Calonne, der Hof, die Prinzen, selbst die Königin, benahmen sich allerdings höchst unvorsichtig in dem so ernsten Augenblick, als sich am 22. Februar 1787 die Notablen versammelten. Des Finanzministers Ehrlichkeit war nicht blos zweifelhaft, sondern er war, wie sich nach seiner Flucht zeigte, grober Untreue schuldig, führte ein ärgerliches Leben und machte gränzenlosen Aufwand. Am Hofe wurden alle Creaturen und Schranzen mit vollen Händen aus dem Schatze eines Staats beschenkt, der selbst erklärte, daß er dem Bankerott nur durch gefährliche Neuerungen entgehen könne. Die Königin verschwendete mit ihrem Flitterputz größere Summen, als die solideste Pracht würde erfordert haben; die Prinzen vergeudeten nach englischer Art durch einen prächtigen Marstall, durch Rennpferde, durch Wetten bei Pferderennen, durch Jagdzüge und Jagdschlösser, durch kostspielige Liebschaften und Liebhabereien die Summen, die man ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden freigebig anwieß. Die Feste in Versailles waren nie glänzender, häufiger, geschmackvoller, verschwenderischer, als gerade in dieser Zeit. Es war daher Mitgliedern der Parlamente, der Feudalstände, den Bürgermeistern der Städte, welche die Majorität der Notablen ausmachten, scheinbar nicht zu verdenken, wenn sie gleich anfangs dem Vorschlage, das Alte zu ändern, den Ausruf entgegensetzten: Wenn wir auch zugäben, was wir nicht thun, daß Reformen nöthig

102) Wer Lust hat, kann bei Lacretelle Vol. VI. pag. 130 bis 138, das Wesentliche von Calonnes Rodomontaden zusammengestellt finden. Pag. 152 u. folgende findet man die wesentlichen Stücke seiner Eröffnungsrede an die Notablen.

sind, so sind doch Calonne und Consorten nicht die Leute, die sich unterstehen sollten, so etwas vorzuschlagen.

Der Finanzminister machte außerdem gleich in seiner Eröffnungsrede einen groben Fehler. Er begnügte sich nämlich nicht damit, zu sagen, es sey eine Mindereinnahme (Deficit) von jährlichen hundert und zwölf Millionen Livres, er forderte nicht blos, daß durch neue Einrichtung dafür gesorgt werde, daß die Einnahme künftig um diese Summe erwachse, sondern er hatte die Unverschämtheit, zu behaupten, diese Mindereinnahme sey seit Neckers Zeit dieselbe geblieben. Die Lüge war handgreiflich, da man die seit der Zeit gemachten Anleihen kannte; Calonne reizte dadurch ohne Noth Necker und seinen ganzen, gerade damals in Paris den Ton angebenden Anhang, weil er dadurch dessen abgelegte Rechnung (**compte rendu**), die ein anderes Resultat vorlegte, indirect Lüge und Betrug nannte.

Necker war freilich nicht in der Stadt, aber seine Freunde machten über die ihn verletzende Rede einen eben so furchtbaren Lärm, als alle Hofleute, und besonders die ganze Mehrheit dieser durchaus conservativen Versammlung über die vorgeschlagenen Neuerungen machten und über die heftigen Angriffe auf den Mißbrauch der Privilegien, den die Rede enthielt. Necker säumte nicht, Oel ins Feuer zu gießen; er rechtfertigte seine Rechnung in einer kleinen, schnell verbreiteten Schrift (**Réponse au discours prononcé par Mr. de Calonne à l'assemblée des notables**) und enthüllte zugleich Calonnes kecke Lügen und doctrinäre Sophistik. Der Finanzminister ward den Notablen, wie der ganzen Welt, als ein feiner und abgefeimter Gauner dargestellt, der mit dem französischen Reiche ein gefährliches Spiel treibe. Calonne hatte damals noch den Hof, das heißt, die Leute, deren glattes und oberflächliches Geschwätz den König hin und her trieb, für sich, und der schwache Ludwig **XVI.** verbannte Necker wegen seiner Antwort auf Calonnes Angriff. Dadurch gab er dann freilich selbst kund, daß man weder seine Ungunst fürchten, noch seiner Gunst trauen, weder auf seine

Güte Hoffnungen, noch auf seine Strenge Vertrauen gründen dürfe. — Denn wenige Monate nachher rief er denselben Necker, den er jetzt verbannte, als rettenden Engel in der Noth an die Spitze der Geschäfte. Von welcher Art das schön und geistreich klingende Geschwätz der Salons war, dem der König sein Ohr lieh, welches leider bei uns überall in den hohen und diplomatischen Salons, wo man im ausschließenden Besitz der Gabe, Alles zu beurtheilen, ohne irgend etwas gründlich studirt zu haben, zu seyn glaubt, ausschließend gehört wird, wollen wir unter dem Text die Worte des Schweizers von Cythere über Calonne und über dessen Tugenden anführen, damit die Leser lernen, wie Vieles in der Welt schön lautet, was, näher betrachtet, oder mit der Thatsache verglichen, ganz erbärmlich ist [103]). Freilich muß man diese Stelle in ihrem ganzen Zu-

103) Gleich nach den ersten Sitzungen cabalirten der Justizminister und seine Parlamentspräsidenten gegen den Finanzminister, die Weiber und Hofleute für ihn. Das beschreibt uns der Schweizer von Cythere, der hier ganz in seinem Element war, bis zum Ueberdruß genau. Er macht den Unterhändler, er, Vaudreuil, die Polignac machen alles unter sich aus, sie bewundern Calonnes Unverschämtheit und Advocatentalent als Tugenden! Als aber Calonne den Schleier lüften will, da ist es aus! Bezenvals Geschwätz, seine laute Bewunderung futiler Eigenschaften, seine Klagen über Calonnes Mangel an diplomatischer Geschicklichkeit, die Leute bei guter Laune zu halten, kann also den Maßstab der Leute geben, denen er Orakel war. Mémoires de Mr. le baron de Bezenval. Paris 1805. Vol. III. pag. 195. Les notables ayant demandé quelques éclaircissemens, Mr. de Calonne voulut les donner lui même, et l'on indiqua une assemblée chez Monsieur, où il se trouva, et où chaque bureau envoya des députés. Pendant près de cinq heures que dura la séance, M. de Calonne fut en butte, à tout ce que la mauvaise volonté, l'humeur, la grossièreté même, purent suggérer, sans qu'il sortît un instant du calme et de la modération la plus parfaite ni que des questions tumultueusement faites et qui souvent se croisoient, sans donner le temps de la réponse embrouillassent la clarté de ses repliques, il revint même à des matières que des questions nouvelles avoient interrompues, auxquelles il répondoit sur le champ, et reprenoit en suite ces matières à l'endroit où il les avoit laissées, ne laissant rien à désirer sur aucun des objets qu'il étoit obligé de traiter. En un mot les gens les plus acharnés contre lui, furent contraints, de con-

sammenhange lesen, und auch Sinn für Ordnung, Recht, Verwaltung und ernste Männlichkeit haben, um zu beurtheilen, wie ganz elend die wichtigsten Geschäfte des Reichs im alten Frankreich betrieben wurden, wie man darüber schwatzte und intriguirte, wie über eine Hofceremonie, einen Ball oder eine Oper.

Die Herrn der alten Zeit, besonders die Juristen, das heißt, die Parlamentspräsidenten und Generalprocuratoren, waren jeder Veränderung gleich anfangs entgegen, und conspirirten unter dem Schutze des Justizministers förmlich gegen Alles, was der Finanzminister im Namen des Königs vorschlug. Es begann eine lange Reihe von Cabalen und Intriguen, die man in den zahlreichen, zum Theil apocryphischen Denkwürdigkeiten lesen mag, da wir diese Erbärmlichkeiten in die allgemeine Geschichte aufzunehmen nicht wagen, wir bemerken daher nur, daß Calonne endlich ans Publicum appelliren wollte, und dadurch Alles verdarb, weil die Leute, mit denen er zu thun hatte, das Licht mehr als Alles scheuten. Calonne sah, daß gegen ihn cabalirt ward, er fand sich von denen, die aus seiner Verschwendung Nutzen gezogen hatten, schwach unterstützt, der König hörte die Vorstellungen, die ihm von den Privilegirten gegen die Neue-

venir *que jamais homme n'avoit montré autant d'éloquence, de présence d'esprit ni de sagesse.* Et cette épreuve à laquelle beaucoup de gens, même très capables, auroient peut être succombé, fut un vrai triomphe pour lui. Je n'étois point ami de Mr. de Calonne, je le connoissois comme on connoit les gens en place. Intimément lié avec Mr. de Vaudreuil et la duchesse de Polignac, il venoit très souvent chez elle, et c'étoit là *que je jouissais de ses formes séduisantes*, de la gaîté, de l'agrément de son esprit, ce qui ne m'avoit donné de lui que l'opinion d'un homme infiniment aimable. Mais j'en pris une toute autre idée, lorsque je vis *la grandeur du plan qu'il avoit conçu* et le courage avec lequel il en poursuivoit l'exécution; et j'avoue que la chose et la manière dont il se présentoit, non seulement m'intéressèrent pour lui, mais me firent encore son défenseur. J'étois éloigné de prévoir, qu'un homme qui avoit eu des pensées aussi fortes, échoueroit par sa légèreté (und was war alles, was Bezenval trieb und an Calonne vorher rühmt, als dies?) et par son inconduite!

rungen gemacht wurden, nicht blos freundlich an, sondern ermunterte dazu, Calonne suchte daher seine Gegner durch die öffentliche Meinung zu schrecken.

So lange sich einige Aussicht bot, durch die Privilegirten seine Absichten zu erreichen und sich auf seiner Stelle zu behaupten, erfuhr das Publicum nichts von dem, was in der Versammlung der Notablen vorging, weder von dem, was ihnen im Namen des Königs vorgelegt wurde, noch von dem, was die Ausschüsse darüber beschlossen. Plötzlich, als Calonne sah, daß man darauf ausginge, ihn zu verdrängen, ließ er Alles drucken, was bis dahin Liberales vorgeschlagen und von der Versammlung durch Schikane entfernt oder aufgehalten war. Er selbst machte durch Anmerkungen aufmerksam darauf, daß die Notablen allein schuld wären, wenn dem Volke nicht bald geholfen würde. Diese Rechtfertigung der Regierung gegen die Notablen ward sogar den Pfarrern zugeschickt, um sie in den Gemeinden bekannt zu machen. Dadurch war dann der Krieg erklärt und die Revolution begonnen, weil auch die Notablen, wie der König, jetzt rathsam fanden, die öffentliche Meinung für sich in Anspruch zu nehmen, und den Schein eines unbarmherzig aristokratischen Sinns und einer unerbittlich conservativen Gesinnung von sich abzuwenden. Dadurch gestanden sie stillschweigend ein, daß die Regierung der Polizei, der Bastillen, Bajonette und unbedingten Befehle am Ende sey.

Die sämmtlichen Ausschüsse (Büreaux), in welche sich die Notablen vertheilt hatten, beschlossen, sobald sie den Schritt des Finanzministers erfuhren, den König um die Erlaubniß zu ersuchen, auch ihre Beschlüsse drucken zu lassen und im Reiche zu vertheilen; sie wollten sogar jetzt aus Rache die ganze Verwaltung des ihnen tödtlich verhaßt gewordenen Finanzministers schon damals einer gerichtlichen Untersuchung unterwerfen. Diese Gelegenheit nutzte la Fayette, der sich in dem Büreau befand, dessen Präsident der Graf von Artois war, um darauf anzutragen, zwei schändliche Finanz- und Domänenoperationen des vorigen Controleurs, die um gewisse Herrn des Hofs zu bereichern gemacht

waren, für gewissenlose Vergeudung des Staatseigenthums zu erklären. Ogleich sein Vorschlag vom Bischof von Langres unterstützt ward, konnte er freilich unter Leuten, unter denen die angesehensten auf ähnliche Art von Calonne begünstigt waren, kein Gehör finden; das hatte aber Lafayette wahrscheinlich vorausgesehen; er wollte nur andeuten, daß man den Grund des Uebels erforschen, nicht ein Gaukelspiel mit Reden treiben müsse. Die vier Reden, die Lafayette in dieser Versammlung der Notablen hielt, verkündigten alle vier, daß eine radicale Aenderung der Verfassung nöthig sey, dies entfuhr ihm sogar in einer Erwiederung auf eine Frage seines Präsidenten, des Grafen von Artois [104]). Als er nämlich in einer der erwähnten Reden von den allgemeinen Ständen sprach, fragte ihn der Prinz: Wie, Sie fordern, daß man so weit gehe? Er erwiederte: Ja, noch weiter. Die Sitzung am 12. März 1787 ward entscheidend, man erklärte sich gegen jede Art gleicher Grundsteuer (imposition territoriale) und gegen die Rede des Finanzministers, worin er die Verbesserungen, die er am 12. März vorschlug, empfohlen hatte.

Der König benahm sich bei der Gelegenheit so schwach, daß beide Partheien, die der Reform und die der Beibehaltung alles Alten, die Ueberzeugung gewinnen mußten, daß er nur durch kräftigen Widerstand auf die eine oder die andere Seite getrieben werden könne. Er ließ sich nämlich gefallen, daß ihm die Notablen sagten, er hätte sie eigentlich nicht versammeln sollen, daß sie sogar den Finanzminister gewissermaßen anklagten, dankte ihnen höflich dafür, und beharrte dennoch auf den Vorschlägen, die dieser gethan hatte, er

104) Er erhob sich gegen die Willkühr und den Mißbrauch der königlichen und der Ministerialgewalt. Der Graf von Artois meinte, das gehöre nicht dahin. La Fayette fuhr fort, und erklärte, die Notablen seyen versammelt, um dem Könige die Wahrheit zu sagen; er müsse also sagen, was er denke. Er trug schon damals förmlich darauf an, die lettres de cachet und die Staatsgefängnisse für constitutionswidrig zu erklären, und den Protestanten die bürgerlichen Rechte wiederzugeben

schwankte lange Zeit, ob er ihn entlassen sollte, und ließ sich, auch als er ihn entlassen hatte, noch einige Zeit hindurch insgeheim von ihm unterrichten. Der König war lange ungewiß, ob er den Siegelbewahrer, der ihm und dem Finanzminister entgegengearbeitet hatte, oder ob er den letztern entlassen solle, er schien sich sogar am 8. April für Calonne entschieden zu haben, weil an diesem Tage Miroménil seine Entlassung erhielt; allein schon am 9. ward auch Calonne verabschiedet. Calonnes System, welches der König adoptirt hatte, ward zwar nicht aufgegeben, aber so verstümmelt und gefälscht, daß jetzt erst jedermann recht unzufrieden war, vor allen Neckers Freunde und die Parlamente. Das erledigte Ministerium der Finanzen war jetzt wieder ein Gegenstand der Cabale, und der König, der keinen Willen und keinen Rath hatte, horchte bald auf die Leute, welche ihm den Erzbischof von Toulouse (hernach von Sens), Loménie de Brienne, empfahlen, und bald auf die, welche auf Neckers Zurückberufung drangen.

Um für die Cabalen des Erzbischofs, der, wenn er Generalcontroleur wurde, seines geistlichen Rangs wegen auch vorsitzender und leitender Minister werden mußte, Zeit zu gewinnen, ward, sobald Calonne auf sein Gut gegangen war, einstweilen ein Staatsrath Fourqueux zum Finanzminister ernannt, der so alt und kränklich, und mit den wichtigen Materien, welche behandelt werden sollten, so unbekannt war, daß man wohl einsah, daß man einen andern im Sinn habe. Schon am 27. April erklärte sich der König für den Erzbischof; schon am 1. Mai zeigte aber dieser, daß er ein Cardinal Richelieu zu werden hoffe. Er ließ nämlich Villedeuil zum Generalcontroleur ernennen, und sich den Titel eines Haupts der Reichsfinanzen (chef du conseil des finances) geben, schon am 1. August ernannte ihn dann der König zum Principalminister. Der Marschall Ségür und der Marschall de Castries wollten unter ihm nicht dienen, sein Ministerium bestand aus seinem Bruder Brienne, welcher Kriegsminister wurde, Lamoignon, der das Justizministerium erhalten hatte; Breteuil blieb Minister des königlichen

Hauses, de la Lüzerne des Seewesens, Montmorin der auswärtigen Angelegenheiten.

Es schien damals, als wenn der Hof die Notablen, und diese das Volk durch Blendwerk täuschen wollten. Weil die Notablen nämlich auf Sparsamkeit und Ersparnisse bestanden, so machte man einen Lärm über eine Einschränkung, die mehrere Millionen betragen sollte, weil eine Anzahl von Leuten, die geringe Besoldungen hatten, durch ihre Entlassung brodlos wurden, und viele Dinge abgeschafft wurden, welche die Art Sparsamkeit, die man beweisen wollte, lächerlich machten. Später, gerade als man sich keine Blöße geben und keine Schwäche hätte zeigen sollen, gab man sich freilich das Ansehn, als wenn man ernstlich sparen und Schlösser und Luxus reformiren wollte; man führte aber nie aus, was man damals durch Edicte verkündigte. Wie der Hof damals die Notablen und nachher die Parlamente durch den Schein täuschte, als wenn er ihren Forderungen Gehör gäbe, so blendeten die Notablen das Volk durch manche schöne Reden, und durch Vorschläge zu Aenderungen, die theils unbedeutend waren, theils ohne sie vom Ministerium und Parlament leicht hätten gemacht werden können.

Der Erzbischof von Toulouse, der einige Monate hernach dies Erzbisthum mit dem von Sens vertauschte, hielt bis zum 25. Mai regelmäßig die Versammlungen der Notablen. Er schloß sie an diesem Tage und kündigte prahlend ihre Beschlüsse an, von denen es zweifelhaft war, ob die Parlamente sie ohne weiteres registriren, das heißt, als Gesetze proclamiren würden. Der Erzbischof wollte sich als einen Freund Neckers und der philantropischen Verwaltung zeigen, auf diese Art verkündigte er auch beim Schlusse der Versammlungen der Notablen die Resultate derselben in einer phrasenreichen Rede. Die jährliche Mindereinnahme (Deficit) war durch die unbedeutenden Ersparnisse, die man projectirte, nicht gedeckt, eine Quelle neuer Einnahmen hatten die Notablen nicht gefunden, der Erzbischof rühmte daher allerlei unbestimmte Vortheile, z. B. Versprechen des Königs, Aussicht auf Veränderung der Verwaltung, Ab-

schaffung der Salzsteuer, in ganz allgemeinen Ausdrücken, gleichsam auf die Zukunft vertröstend. Nur sechs Stücke gab er an, die unmittelbar als Gesetze verkündet werden sollten: 1) Einrichtung von Provinzialversammlungen oder Landräthen zur gleichen Vertheilung der Abgaben. 2) Abschaffung der das Volk drückenden Nebensteuern auf Hauptsteuern, die den gemeinen Mann trafen (suppression d'un grand nombre de droits sur les traites et gabelles). 3) Abschaffung der Frohnden. 4) Abschaffung aller Zölle im Innern und 5) Errichtung eines königlichen Kammercollegiums; 6) um doch auch etwas für den Augenblick zu thun, sollten sechs Millionen neuer Leibrenten geschaffen werden. Das Letztere war für das Bedürfniß des Augenblicks nicht hinreichend, der Minister mußte also noch eine neue Steuer zu erheben suchen, um so mehr, da Anleihen schwierig waren, weil die Versammlung der Notablen den öffentlichen Credit eher geschwächt als gehoben hatte; er verfiel auf eine Stempeltaxe und auf eine Art Grundsteuer, die man mit dem Namen Subvention bezeichnete.

Die Bücher und die Denkwürdigkeiten jener Zeit tadeln fast einstimmig den Erzbischof, daß er nicht alle sechs von den Notablen gebilligten Vorschläge und mit diesen seine Subvention oder Landtaxe und seine Stempelabgabe ans Parlament gebracht, sondern diesem zur Besinnung Zeit gelassen habe. Wir lassen das unentschieden, weil es für unsern Zweck, hier am Schlusse noch anzudeuten, wie der König dahin gebracht wurde, die allgemeinen Stände, und also die Revolution selbst anzukündigen, von keiner Bedeutung ist, auch unser Grundsatz nicht erlaubt, das, was man hätte thun können oder sollen, dem beizumischen, was wirklich geschah. Der Erzbischof nämlich suchte, um seine Geldforderungen, von welchen die Subvention, welche die bisher befreiten Güter belastete, von den Notablen vorher ausdrücklich verworfen war, dadurch dem Parlamente aufzudringen, daß er erst dem Volke die Beschlüsse der Notablen, die als Wohlthaten angesehen wurden, durch königliche Beschlüsse verkündigte, damit das Parlament hernach auf keine

Unterstützung des Volks rechnen könne, wenn es sich aus Egoismus der Gütersteuer widersetze.

Am 17. Juni ward durch königliche Verordnung das Gesetz der Freiheit des Getreidehandels von 1774 erneut; fünf Tage hernach wurden die Landräthe zur Vertheilung der Abgaben in den verschiedenen Provinzen bestellt, am 27. Juni wurden die Wegfrohnen abgeschafft und durch einen Geldbeitrag ersetzt. Dies ward ohne Schwierigkeit von Seiten des Parlaments registrirt. Die Subvention oder die Landtaxe brachte die Herrn des Landadels, aus denen der größte Theil der Parlamentsräthe bestand, in die heftigste Bewegung, doch erleichterte das Ministerium dem Parlamente diesen Widerstand gegen eine nur ihm allein besonders verhaßte Taxe, dadurch, daß es gleichzeitig auch die Stempeltaxe zum Registriren vorlegte. Die Landtaxe ging nur besonders den Adel, die Stempeltaxe aber alle an; das Volk schloß sich daher, als der Streit heftig ward, ans Parlament an, und begrüßte dessen dreisteste Redner als Freiheitsfreunde, was sie doch eigentlich nicht waren.

Das Parlament benutzte diesen Augenblick, um zugleich dem Könige und dem Volke seine Versammlung, also vornehme Herrn, Landjunker und Juristen, als Ständeversammlung aufzudringen; es forderte nämlich, ehe es die beiden Abgaben registrire, solche Nachweisungen, wie man sie nur den Ständen zu geben pflegt. Das Parlament verlangte, daß ihm nicht allein Rechnung von der Einnahme und Ausgabe und vom jährlichen Ausfall (Deficit) vorgelegt werde, sondern es wollte auch Auskunft haben über die versprochenen königlichen Einschränkungen und Ersparnisse. Dies konnte der Minister nicht bewilligen, ohne zugleich dem Könige und dem Volke wesentliche Rechte zu vergeben und eine förmliche Parlamentsoligarchie zu begründen. Seitdem begann der alte Kampf zwischen Parlament und König mit eben der Heftigkeit, wie unter Ludwig XV. in der Sache des Herzogs von Aiguillon.

Die Forderungen des Parlaments vom 6. Juli wurden am achten dadurch zurückgewiesen, daß man bewieß, daß das Par-

lament sein Recht überschreite. Das konnte das Parlament nicht anders widerlegen, als durch eine Erklärung, die es schon im folgenden Jahr gern wieder zurückgenommen hätte, als endlich der König durch die allgemeine Stimme genöthigt und unaufhörlich im Parlamente bekriegt, im December 1787 erklärt hatte, daß er lieber, statt ewig mit den Parlamenten um augenblickliche Steuern zu streiten, einmal die allgemeinen Stände zu einer Radicalcur einberufen wolle. Das Parlament hatte nämlich gegen den König und seine Minister, mit scheinbarer Aufopferung eines usurpirten Rechts, den Vorwurf des constitutionswidrigen Unternehmens in Steuersachen dadurch vergolten, daß es ihn umkehrte. Es erklärte nämlich selbst, es habe bisher die Abgaben nur darum registrirt, weil es die Usurpation der Regierung getheilt habe, das sey aber ganz unrecht gewesen, niemand als die Stände oder Repräsentanten der Nation hätten ein Recht, Auflagen zu gewähren. Dies war das Signal zu den heftigsten Debatten, die den ganzen Juli hindurch unter tobendem Lärm der Pariser fortdauerten. Diesen Monat hindurch sammelte sich das Volk alle Tage tumultuarisch am Orte der Parlamentssitzungen und empfing die heftigen Freiheitsredner, besonders Düport und d'Epresmenil, mit Jubel und Jauchzen, die Gegner mit Hohn. Ob nicht Adrian Duport, der um 1789 bedeutende Summen zur Volksbewaffnung beitrug, als d'Epresmenil schon zum wüthenden Vertheidiger des Alten geworden war, bereits damals in Verbindung mit den Freunden des Duc d'Orleans und mit andern Geld hergab, um handfeste Leute unter die Menge zu bringen, wagen wir nicht zu entscheiden; dagegen ist unstreitig, daß vom Juli 1787 an das Tumultuiren in eben dem Grade bei anscheinender Unordnung immer mehr organisirt ward, in welchem sich Polizei und Regierung mehr desorganisirten. Die Reden des Monats Juli waren ganz in dem Sinne, in welchem Ferrand, Lepelletier de St. Fargeau, Herault de Sechelles und andere, die damals ihre Stimme als Parlamentsräthe am lautesten erhoben, später als Jacobiner gehandelt haben.

Erst im Anfange des nächsten Monats entschloß sich der Erzbischof, der gerade in dieser Zeit Toulouse mit Sens vertauschte, zu der unter Ludwig XV. so oft gebrauchten Maßregel, das Registriren der abgelehnten Verordnungen in einer feierlichen und schweigenden Sitzung (lit de justice) vornehmen zu lassen; weil das Parlament, seiner Gewohnheit gemäß, den drei Mal wiederholten Befehl durch dreimalige Gegenvorstellungen und Protestationen zurückgewiesen hatte. Das Parlament, vom tobenden Volke umgeben und beschützt, bildete in Paris eine furchtbare Gegenregierung. Es hatte, ehe es am 6. August zu der feierlichen Sitzung nach Versailles entboten ward, wiederholt die Pairs in seine Versammlungen berufen, und die Redner veranlaßten Scenen des heftigsten Tumults, selbst viele der Pairs hielten revolutionäre Reden. Man schmähte den Hof und die Minister ohne Schonung und ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Brüder des Königs. Die Parlamentsdecrete (arrêts) waren heftig, wie die Reden; es war daher vorauszusehen, daß man sich auch gegen die in Versailles vom Könige mündlich ertheilten königlichen Befehle sträuben werde. Das Parlament mußte freilich stillschweigend die Verordnungen eintragen sehen; es war aber kaum am andern Tage in Paris zurück, als es sich mehr erlaubte, als je. Es protestirte nicht mehr blos, sondern es erklärte das, was in Versailles geschehen war, für null und nichtig, und schickte dies cassirende Decret (arrêt) an alle seine Unterbehörden, was so viel hieß, als ihnen verbieten, das königliche Gebot der Steuer zu befolgen. Bei der Gelegenheit erklärte sich auch das Parlament endlich ganz in der Sprache und dem Sinne der spätern Nationalversammlung. Dies geschah in der ausführlichen Deduction der Gründe seiner Widersetzung. Es stellte darin kurz das alte Recht der Franzosen auf, und fordert noch einmal, und zwar dieses Mal bestimmt und ausdrücklich, die Berufung der allgemeinen Stände.

Während auf diese Weise das Parlament die allgemein gewünschte Reform, die unter den damaligen Umständen nothwendig eine Revolution werden mußte, weil bekanntlich Privi-

legirte jeder Art unverbesserlich sind, förmlich proclamirte und alle Ordnung in Paris aufhörte, keiner, der nur verdächtig war, zur Polizei zu gehören, sich irgendwo sehen lassen durfte, und das Volk tumultuarische Justiz übte, zeigte der Hof einen unbegreiflichen Mangel an Haltung. Man gab zur unrechten Zeit nach, und verrieth durch die Art, wie man das Volk und das Parlament überzeugen wollte, daß es mit der Sparsamkeit Ernst sey, thörichte Schwäche und Furcht. Was das Erste angeht, so mochte Calonne freilich verdienen, wegen seiner Verwaltung, als Verbrecher vor Gericht gestellt zu werden; aber der König durfte ihn in diesem Augenblicke nicht dem Parlamente preisgeben. Das Parlament begann nämlich am 10. August ein Prozeßverfahren gegen Calonne, der König rief am 14. den Prozeß vom Parlament an den Staatsrath; dies gab aber so wenig Sicherheit, daß Calonne rathsam fand, nach London zu flüchten. Fast um dieselbe Zeit (am 9. August) ließ der Erzbischof, der seit dem ersten des Monats Prinzipalminister war, den König und den Hof beweisen, daß nur Toben und Geschrei, nicht freundliche Bitte, Bedürfniß des Volks, und verständige Ueberlegung sie bewegen könne, Hofleuten und Müßiggängern die großen Summen zu entziehen, wofür sie keine oder schädliche Dienste thaten. Am 9. August nämlich erließ Ludwig XVI. die oben erwähnte Scheinverordnung wegen der Schlösser und Häuser, die nie erfüllt ward [105]), wegen der ganz überflüssigen Leute und wegen des unbrauchbaren Prunks. Mit welchen Leuten die Vertheidiger der Volksrechte es zu thun hatten, kann man daraus am besten sehen, daß uns der Hofschweizer Bezen-

105) Damit man sehe, daß es mit den Millionen Ersparnissen, die man in den Büchern angeführt findet, durchaus nichts war, so wollen wir nur ein Beispiel anführen. Es liegt eine Ordonnance vom 9. August 1787 vor uns, worin der König zur Erleichterung der Staatskasse quelques réformes dans ses maisons civiles et militaires ankündigt, dort heißt es: die Schlösser Choisy, la Muette, Madrid, Vincennes, Blois sollten nebst allen königlichen Häusern in der Stadt auf den Abbruch verkauft werden. Die Schlösser blieben, der ganze Lärm war leerer Wind.

val erzählt, der Düc de Coigny sey wie wüthend zum Könige gekommen und habe ihm so heftige Vorwürfe gemacht, weil er sich unterstanden habe, seine Einkünfte zu schmälern, um Leiden des Volks zu lindern, daß ein förmlicher Zank zwischen beiden entstanden sey. Derselbe Bezenval nennt es Güte des Königs, daß er hernach sagte, sie wären beide recht böse geworden; aber er glaube, er würde dem Düc de Coigny verziehen haben, wenn er ihn geschlagen hätte; — denn dem guten Mann sey doch gar zu nahe geschehen! Bei Polignac weiß Bezenval Großmuth und edeln Sinn nicht genug zu preisen, weil er der Königin nicht eine gleiche Scene bereitete. Was war aus diesem Könige und mit Hofleuten, die zürnten wie Coigny, und dachten wie Bezenval, anzufangen?

Da das Parlament nicht nachgab, da seit sechs Wochen stets drei bis viertausend Menschen Säle und Zugänge des sogenannten Justizpallastes füllten und mit lautem Jauchzen jedes der heftigen Decrete begrüßten, und jeden gegen Hof und Minister tobenden Redner lobend und jubelnd empfingen und begleiteten, so beschloß endlich der Principalminister, dies Mal nicht einzelne Parlamentsglieder, sondern das ganze Parlament, an einen kleinern und stillern Ort zu schicken. Man hatte ganz richtig gerechnet, daß die Parlamentsglieder Paris nicht würden entbehren können. Unter Ludwig XV. hatten immer die Musketiere die königlichen Briefe (lettres de cachet) gebracht, diese kostspielige Hofmiliz hatte aber gleich nach Ludwigs XVI. Regierungsantritt Graf St. Germain abgeschafft, man schickte also an jeden Parlamentsrath in der Nacht vom 14.—15. August einen Offizier der Gardes Françaises, um ihn nach Troyes zu begleiten, wohin das Parlament verbannt ward. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß alle Gerichte des Landes den vom Parlament ausgesprochenen Wunsch einer Radicalreform theilten. Alle Untergerichte schickten nämlich Deputationen an das Parlament, ließen ihre Freude über den muthigen Widerstand desselben aussprechen, erkannten die von demselben verkündigten Grundsätze über Bewilligung der Steuern als die allein richtigen an,

und versprachen, sich stets enge an das Parlament anzuschließen. Wie gefährlich es schon damals war, daß sich alle Gebildeten und Vermögenden gegen die Unverbesserlichen des Hofes verbündet hatten, und die blinde Masse durch Rath und Geld zu einer stehenden Macht gegen Polizei und Militär machten, zeigte sich, als bei dieser Gelegenheit die Brüder des Königs die Steuern, welche das Parlament nicht hatte registriren wollen, in der Obersteuer- und Oberrechnungskammer mit Gewalt registriren ließen, und in der sogenannten großen Kammer die Protestationen und Decrete des Parlaments ausstrichen.

Die Straßen waren gedrängt voll Menschen, als der Graf von Provence und der von Artois, von ihren Garden umgeben, die Handlung der Gewalt ausführten; der eine ward, weil er sich, schlau, wie er war, als Volksfreund ausgesprochen hatte, mit Freundlichkeit und Achtung begrüßt, der Graf von Artois ward ausgezischt, ausgepfiffen und mit solcher Ungezogenheit empfangen, daß die schweizer und französischen Garden am Hofe, die nicht wußten, was der Tumult im Innern des Gebäudes bedeute, sich förmlich aufstellten, und daß der Chevalier de Crüssol, als Gardehauptmann des Prinzen, die Garde, welche Spalier machte, das geladene Gewehr schultern ließ. Die Obersteuer- und die Oberrechnungskammer protestirten übrigens gleich nachher gegen dieses gewaltsam Einregistrirte, und drangen in ihrer Protestation ausdrücklich auf Versammlung der Stände. Das Parlament lebte zwei Monate lang in Troyes in Festen und Zerstreuungen, weil es dort müßig war, die Präsidenten und die ältern Räthe, denen der Freiheitsrausch der jüngern nicht gefiel, unterhandelten indessen insgeheim mit dem Minister. Man suchte das Parlament zu befriedigen, weil die obere Justiz still stand, da sowohl das Châtelet in Paris, als das Parlament in Troyes täglich regelmäßig Gerichtssitzungen hielten, sich aber weder Procuratoren noch Partheien meldeten. Schon damals hatte Paris das Ansehn einer im Aufstande befindlichen Stadt, man durfte nur jemanden durch ein M mit Kreide als Polizeispion bezeichnen, so ward er mißhandelt, und selbst die

zahlreichen Patrouillen waren fruchtlos, die Königin sogar hielt für rathsam, nicht durch Paris zu fahren.

Die alten Herrn in Troyes hatten indessen eine Uebereinkunft mit dem Hofe (20. Sept.) abgeschlossen, deren Artikel selbst den jüngern Räthen ein Geheimniß blieben. Nach diesen Artikeln sollte das Parlament die Ehre des Friedens, der Principalminister den Vortheil, das Volk den Schaden haben. Das Parlament durfte am 21. September zurückkehren, und ward, weil man die geheime Bedingung des Friedens nicht kannte, mit unbeschreiblichem Jubel als Sieger vom Volke empfangen. Als die Uebereinkunft kund ward, als im folgenden Jahr das Parlament sich sogar bemühte, die von ihm geforderte Ständeversammlung zu hindern, oder unwirksam zu machen, sah man im Parlamente, wie im Ministerium, nur die alte Zeit, da doch jeder Gebildete eine neue wünschte. Das Ansehn des Parlaments war daher schon am Ende des Jahrs 1788 ganz dahin. Vorerst blieb das Parlament, in Ermangelung der Stände, das einzige Organ des Volks, da es allein unter allen Corporationen, ohne Ordnung und Recht und Polizei öffentlich zu hemmen und zu stören, gesetzliche Widersetzung und heftige Demonstrationen des Volks gegen die Regierung veranlassen konnte. Um die Volksgunst nicht zu verlieren, hatten übrigens die alten Juristen ihre Zugeständnisse an die Regierung sorgsam clausulirt, sie hatten für den Augenblick eigentlich nichts gewährt, es konnten, als der Principalminister acht Wochen nach der Rückkehr des Parlaments, auf die Alten rechnend, die lästige Bedingung geltend machen wollte, die Jüngern alles vereiteln.

Die eigentliche Bedingung der Uebereinkunft der Präsidenten und alten Räthe mit dem Hofe am 20. September war ein Geheimniß unter Wenigen, und ist es geblieben, diese konnten daher auch, als es dahin kam, die Sache durchzusetzen, nicht durchdringen. Sie hatten versprochen, die Zustimmung des Parlaments zu fortschreitenden und nach und nach vergrößerten Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen Livres zu erwirken, und gewährten vorerst nur, daß der sogenannte zweite Zwan-

zigste noch fünf Jahre lang dürfe erhoben und auf viele der bisher befreiten Güter, und sogar auf königliche Domanialgüter ausgedehnt werden. Andere Parlamente, wie die zu Bordeaux und Grenoble, gaben auch nicht einmal zum Scheine nach. Malesherbes, der selbst zu Ludwigs XV. Zeit die mächtigste Stimme im Parlamente gegen die Regierung geführt hatte und dann mit Türgot Minister gewesen war, erklärte daher auch dem Könige, als er ihn am Ende des Jahrs wieder in den Ministerrath nahm, die gegenwärtige Bewegung sey ganz anderer Art, als alle früheren Parlamentstumulte [106]). Die Ferien des Parlaments erlaubten übrigens dem Minister, seine Maßregeln zur Ankündigung der successiven Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen so zu entwerfen, daß die Präsidenten und alten Räthe, mit denen man übereingekommen war, mit ihren Freunden die Gegner überstimmen könnten. Um ihnen dieses zu erleichtern, sollte der Antrag in einer sogenannten königlichen Sitzung debattirt werden, wo in Gegenwart des Königs zwar geredet werden durfte, was in einer Kissensitzung (lit de justice) nicht erlaubt war, wo aber doch die Rücksicht auf den König und den Hof eine ganz und durchaus freie Abstimmung und Deliberation hinderte.

Außerdem wollte man, um die vom Minister vorgeschlagenen, auf vier auf einander folgende Jahre zu vertheilenden Anleihen im Parlament eintragen zu lassen, diese Versammlung gewissermaßen überraschen. Der König erschien nämlich um 11 Uhr Morgens am 19. November 1787 fast unerwartet, in Beglei-

106) Er sagte dem Könige unter andern: Que la résistance opposée dans cette occasion à l'enregistrement des édits avoit présenté un caractère bien différent de toutes les affaires que le gouvernement a eu à traiter avec les parlemens *depuis la mort de* Louis XIV. Dans toutes les autres c'étoit le parlement qui échauffoit le public, ici c'est le public qui échauffe le parlement. *Il n'est pas question d'apaiser une crise momentanée*, mais d'éteindre une étincelle, qui peut produire un grand incendie. Aber die Leute, zu denen er sprach, sind überall taub; denn sie hören recht gut, aber sie wollen nicht hören.

tung des Hofs und der Prinzen, im Parlamente nach einer erst ganz kurz vorher gemachten Anzeige, so daß die mehrsten Parlamentsglieder gar nicht davon unterrichtet waren. Der Siegelbewahrer Lamoignon mußte die gewöhnliche sophistisch freundliche Rede halten, auch hatte der Principalminister der Geldforderung zwei von der liberalen Parthei längst heftig verlangte Vorschläge beigefügt, die aber unglücklicher Weise von der Art waren, daß die eine den sämmtlichen Privilegirten, die andere den Fanatikern und Jansenisten, deren Zahl im Parlament sehr groß war, ganz und durchaus mißfallen mußte. Lamoignon kündigte nämlich zuerst in Gegenwart und im Namen des Königs an, daß nach Abfluß der vier den Anleihen bestimmten Jahre (also 1792) die allgemeinen Stände berufen werden sollten, wodurch bei der damaligen Stimmung vom Könige selbst die Aussicht auf eine nahe Revolution eröffnet ward. Der zweite liberale Vorschlag betraf Aufhebung der noch immer gesetzlich bestehenden und von den fanatischen Parlamenten auch bei vielen Gelegenheiten ausgeführten, harten Strafgesetze gegen die französischen Protestanten, Verkündigung der Toleranz und Zurückberufung der nach Aufhebung des Edicts von Nantes ins Ausland geflüchteten Reformirten. Was die Verkündigung der Generalstände und die liberalen Grundsätze angeht, so glaubte verkehrter Weise der französische Minister durch eine Erklärung wieder vernichten zu können, was er durch Versprechen der Berufung der Stände gewährt hatte. Er machte bei dieser Gelegenheit denselben Fehler, den das englische Ministerium in Rücksicht auf Nordamerica gemacht hatte, als es die Stempelsteuer u. s. w. unter Reserve aufhob, d. h. er beleidigte den einen Theil und befriedigte den andern nicht.

Der Justizminister erneut nämlich in dieser Rede die um 1766 unter Ludwig XV. aufgestellte und damals von allen Seiten bestritiene Theorie von einer göttlichen Allgewalt des Königs, und beruft sich dabei auf ein nie vom Parlament anerkanntes Decret des Parlaments vom März 1766. Dem Könige, sagt er, stehe in seinem Reiche unumschränkte Gewalt zu,

für deren Ausübung er nur Gott allein Rechenschaft schuldig sey. Er sey als Oberhaupt der Nation gewissermaßen die Nation selbst; ohne Rücksicht auf den Willen der Nation gebühre dem Monarchen allein die gesetzgebende Gewalt. Die Berufung oder Nichtberufung der Reichsstände, die nie etwas anderes seyn könnten, als bloße Rathgeber des Königs, hänge blos von der Willkühr des Königs ab, wie die Berücksichtigung anderer Bitten der Nation von seiner Güte. Diese despotischen Phrasen gebrauchte übrigens dieser Jurist erst, als er sah, daß sein Kniff nicht gelingen werde. Der Justizminister wollte nämlich die schon angefangene öffentliche Abstimmung der Räthe, denen der König vorher ausdrücklich erlaubt hatte, auch in seiner Gegenwart laut und namentlich zum Votiren aufgerufen zu werden, und ihre Meinung über die Vorschläge auszusprechen, auf einmal unterbrechen, als ihm anfing vor dem Resultate bange zu werden. Er wollte im Stillen die Stimmen sammeln, um im Stande zu seyn, die Zahl der Bejahenden und Verneinenden nach Belieben größer oder kleiner angeben zu können. Diese elende Auskunft wollte er mit dem ihm ertheilten Befehl des Königs entschuldigen, darum erklärte er in den angeführten Phrasen, daß der König über dem Gesetz sey und der Nation als Recht vorschreiben könne, was ihm gerade einfalle oder seine Minister ihm eingäben.

Auf diese Worte gestützt, fuhr der Minister fort, die Stimmen in der Stille einzusammeln, und befahl dann den Schreibern des Parlaments, die Edicte einzutragen, als wenn, wie gewöhnlich geschah, der Präsident die Stimmen ordentlich gezählt und das Resultat bekannt gemacht hätte. Dies geschah, damit nicht dazu geschrieben würde, auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wodurch das Eingetragene aufhörte, ein freier Parlamentsbeschluß zu seyn. Der Herzog von Orleans benutzte diese Gelegenheit oder vielmehr, er ward bei dieser Gelegenheit benutzt, um der Gegenpartei der regierenden Linie des Hauses Bourbon im Haupte der nächsten Nebenlinie eine Stütze zu geben. Dieser Herzog von Orleans, der später als

Philipp Egalité im Convent für den Mord des Königs ſtimmte, war derſelbe, der als Düc de Chartres ſich durch ein unerhört ſchlechtes und gemeines Leben, deſſen Spuren ſein finniges Angeſicht trug, durch ſeine wüſte Umgebung und durch die Feigheit, die er bei Oueſſant bewies, berüchtigt gemacht hatte. Das Letztere wird von andern geleugnet; gewiß aber iſt, daß er ſich durch elenden Geiz und niedrige Habſucht auszeichnete, weil er ſogar einen Theil ſeines Palaſtes (**Palais Royal**) zu ſchlechten Häuſern gebrauchen ließ, um mehr Geld daraus zu ziehen [107]). Dieſer ganz in Sinnlichkeit und Schlechtigkeit verſunkene Prinz war allen edlen und feinfühlenden Seelen, von der reinen Seele der Königin und der ihres religiöſen Gemahls bis zu der des Schwärmers für Philanthropie, des ritterlichen Lafayette und der der Freunde utopiſcher Freiheit, eines St. Jüſt, einer Frau Roland und ihres Gemahls, ein Gräuel und Abſcheu. Bei allen genial wüſten, und liederlichen, bei allen denen, die den Genuß und den Schein der Tugend und der Wahrheit vorzogen, von Mirabeau, Sillery, Chauderlos de la Clos und der Frau von Genlis bis zum Matador der Antonsvorſtadt, dem reichen Bierbrauer Santerre, und bis zu den Frechſten der nachherigen Cordeliers, die ihn in den Wirthshäuſern und andern Sammelplätzen der Hefe von Paris kennen gelernt hatten, hieß er Volksfreund, Mann der Freiheit

107) Hier iſt Bezenval ganz auf ſeinem Felde, das hat er ſtudirt und das verſteht er gründlich, wir theilen daher die Schilderung des Herzogs mit, weil ſie eben ſo treffend als kurz iſt. **Mémoires du baron de Bezenval. Vol. III. p. 307—8. Le comte de Pons-Saint-Maurice à donné tout le soin possible à son éducation; et lorsqu'il sortit de ses mains la manière d'être de ce prince répondoit à sa figure. Bientôt les filles, l'anglomanie, la table, en firent un être d'autant plus étrange, que les traces d'une généreuse éducation se confondirent avec les vices qu'il avoit acquis et qu'il en résulte nécessairement un composé de tous les contraires. Il est crapuleux sans grossièreté, prodigue et mesquin, haut et familier, facile et dangereux. Il a de l'aptitude à tout et ne peut s'appliquer à rien. Par libertinage d'imagination, il vise à l'indépendance, déteste le peuple et le courtise, recherche une fausse gloire, et touche au mépris.**

und vortrefflicher Gesellschafter. Sein Anhang, unstreitig der schlaueste und am mehrsten energische, und wie man jetzt bei uns sagt, ächt praktische Theil der Revolutionsmänner, trieb ihn am 19. November an, den Grund zu dem Gebäude zu legen, welches erst 1830 vollendet ward, und dies geschah dadurch, daß er sich als den Urheber einer neuen Zeit den Franzosen anbot und der Meinung von ganz Europa zu trotzen sich nicht scheute, obgleich jeder seiner Schritte verächtlich war. Man hatte Mühe, seine Feigheit, welche später seine kräftigsten Anhänger von ihm entfernte, so weit zu überwinden, daß er es wagte, sich in öffentlicher Versammlung, wo der Etikette gemäß niemand reden konnte, als der, den der König auffordern ließ, mit einer impertinenten Frage an diesen zu wenden, um das Parlament im Widerstande zu befestigen. „Darf ich, sagte er, Ew. Majestät fragen, ob dies eine Kissensitzung (lit de justice) ist?" Der König, statt ihm Schweigen zu gebieten, oder ihn fortzuweisen, zeigte sich schwach und unbeholfen, wie er war, durch die nichts sagende Antwort: Nein, es ist eine königliche Sitzung. Die Verlegenheit, worin der König gerathen war, machte den Herzog muthiger. Er erklärte, die so eben befohlene Eintragung ins Protocoll sey gesetzwidrig; er bäte zur Entschuldigung der Personen, von denen man glauben könne, daß sie Theil daran hätten, die Worte beizufügen: Auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wie bei einer Kissensitzung. Die unbedeutende Antwort, welche der König darauf gab, beweist am besten, daß er den schwierigen Umständen durchaus nicht gewachsen war, und aller Geistesgegenwart ermangelte. Er erwiederte: Die Eintragung ist rechtmäßig, weil ich vorher den Rath der Mitglieder gehört habe.

Die Dreistigkeit des Herzogs von Orleans rief eine Bewegung in der Versammlung hervor, welche den König, der nur Ehrfurcht und Schweigen im Parlamente gewohnt war, vollends betroffen machte, und als er aufstand, um sich aus der unruhigen Versammlung zu entfernen, vernachlässigte er die Aufhebung

der Sitzung zu befehlen, welche das Parlament gewiß nicht, wie nachher die Nationalversammlung, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs zu verlängern gewagt hätte. Der Hof und die Prinzen begleiteten den König nach Versailles, nur die Herzöge von Orleans und von Bourbon kehrten, nachdem sie dem Könige das Geleit gegeben, in die Versammlung zurück, die dann ganz tumultuarisch ward. Selbst die alten Herrn, die vorher für die Anleihe gestimmt hatten, nahmen jetzt ihre Abstimmung zurück. Ganz schrankenlos heftig redeten gegen das Verfahren des Königs die Herrn, die, wie ihre nachherige Reue zeigte, nicht eigentlich wußten, was sie thaten, deren Eitelkeit der Beifall des Parlaments irre machte, weil sie entzückt waren, daß für den Augenblick ihre heftigen Declamationen für Beredtsamkeit genommen wurden, was sie doch nicht waren. Unter diesen zeichneten sich vor allen aus: Düval d'Epresmenil, Fréteau und der Geistliche (abbé) Sabatier de Cabre, Robert de Saint Vincent, welche beide letztere sehr geachtete Männer auch in Rohans Prozeß die der Königin so verhaßte Relation gemacht hatten, wodurch der Cardinal gerettet und die Königin in Schatten gestellt ward. Im Parlament wurden nach den heftigsten Reden nicht blos, wie sonst, Protestationen ins Protokoll geschrieben, sondern ausdrücklich hinzugesetzt, daß das, was als Beschluß des Parlaments eingetragen worden, keiner sey, daß das Einschreiben ungesetzlich geschehen sey, und daß das Parlament die progressiven Anleihen nicht verbürge.

Das Parlament wußte, daß der Finanzminister Geld brauche, und dieses ohne Uebereinkunft mit dem Parlamente nicht erhalten könne, es nahm daher keine Rücksicht darauf, daß sich der König das Protokoll der letzten Sitzung nach Versailles bringen ließ, und alles, was nach seiner Entfernung aus der Versammlung hineingeschrieben war, ausstrich. Der König gab zugleich einen Vorwand, über Willkühr und über gewaltsamen Eingriff in die freie Abstimmung der Beisitzer des obersten Gerichtshofs zu klagen, der sich doch eben so souverän glaubte, als der König

selbst. Es ward nämlich der Herzog von Orleans angewiesen, sich auf sein Schloß zu Villers Coterets zu begeben, wodurch er erst recht bedeutend geworden seyn würde, wenn er sich nicht durch die Entfernung von den Pariser Vergnügungen so unglücklich gefühlt hätte, daß er die elendesten und niederträchtigsten Schritte that, um nur wieder in die Stadt kommen zu dürfen. Ferner ward wegen seiner Reden im freien Gericht Sabatier, der alten Sitte gemäß, willkührlich verhaftet und auf den Mont St. Michel, das schrecklichste Staatsgefängniß, welches es in Frankreich gibt, Frétegu auf die Feste Doullens gebracht. Die sämmtlichen Parlamente nahmen sich des Herzogs und der Räthe an, ihre Haft veranlaßte eine allgemeine Bewegung im ganzen Reiche. Vorzüglich das Pariser Parlament bestand auf der Freilassung seiner Mitglieder, und unterstand sich sogar, sich in die Angelegenheit des Herzogs von Orleans zu mischen, welche nur eine Sache des Familienhaupts der Bourbons mit einem Gliede der Familie war, also das Obergericht nur dann hätte angehen können, wenn sich der Herzog ans Parlament gewendet hätte. Die Vorstellung des Parlaments in der Sache des Herzogs von Orleans war außerdem in einem Tone abgefaßt, den sich ein Gerichtscollegium gegen seinen König nicht hätte erlauben sollen. Das Parlament sah sich aber als Volksvertreter an, was es nicht war, und verließ sich auf die Gunst desselben, als es dem Könige zu sagen wagte: „Sire, wenn der Herzog von Orleans strafwürdig ist, so sind wir sämmtlichen Parlamentsräthe es ebenfalls.“ Hernach bittet das Parlament den König: „Er möge das Andenken an ein Verfahren aus dem Gedächtniß vertilgen, dessen Fortsetzung am Ende eine völlige Zerstörung aller Gesetze, die Herabwürdigung der Gerichte und den Triumph der Feinde des französischen Namens herbeiführen werde.“ Auch dieses Mal bewiesen Ludwig und seine Minister durch Schwanken und Uebergehen von einem Aeußersten zum andern ihre Unfähigkeit, im Unwetter das Schiff des Staats zu steuern. Dies Schwanken war Ursache alles Unheils der Revolution, und besonders des unglück-

lichen Schicksals des Königs, weil die, welche seit 1789 der Nation eine neue Existenz gaben, erkannten, daß ein solcher König, auch mit dem besten Willen, nicht im Stande seyn werde, irgend ein Versprechen zu erfüllen oder einen Eidschwur zu halten. Er ließ nämlich im April 1788 den Herzog nach Paris zurückkommen und die beiden Parlamentsräthe frei geben, um dem Parlamente gefällig zu seyn, und doch wollte fast zu gleicher Zeit, oder keine vier Wochen darauf, der schwache Mann und sein nur in geheimen Cabalen starker Principalminister eine Maßregel ausführen, welche die Macht der Parlamente kräftiger brechen sollte, als das, was Maupeou vorher durchgesetzt hatte; ein König, der sich in Geldsachen nicht Rath wußte, wollte eine neue Körperschaft erschaffen, wodurch die Stände und das Parlament überflüssig gemacht werden sollten, was selbst Ludwig XIV. nicht würde gewagt haben.

Die Bewegung in ganz Frankreich war damals dahin gediehen, daß die Parlamente, besonders das Pariser Parlament und das von Bordeaux, welches deshalb nach Libourne verbannt ward, der königlichen Macht trotzig als unabhängige Macht die Stirn boten, daß die Stände der Provinzen, welche Stände hatten, sich drohend aussprachen, daß das Parlament von Grenoble im April 1788 das Delphinat wieder von Frankreich zu trennen drohte, daß in Bretagne Adel, Bürgerschaft und Parlamente in Krieg waren, daß die Staatskasse sich nicht zu helfen wußte, weil das Parlament die Anleihen hinderte. In dieser Verlegenheit nahm der König seine Zuflucht aufs neue zu einer liberalen Maßregel, um sogleich zum ärgsten Despotismus, nicht in der That, sondern, was schlimmer war, blos in Worten überzugehen. Durch eine königliche Declaration vom achtzehnten Dezember 1787 ward nämlich verkündigt, daß innerhalb fünf Jahren die allgemeinen Stände sollten berufen werden, was der Reichssiegelbewahrer schon einen Monat vorher im Parlamente versprochen hatte. Darf man indessen einem Briefe des Erzbischofs von Sens an seinen Collegen von Narbonne trauen, so war es ihm auch nicht einmal mit diesem Versprechen Ernst,

und er gebrauchte auf eine schmähligе Weise den Namen seines Königs, um das Volk officiell zu belügen.

Der Streit mit dem Parlamente von Paris dauerte indessen mit gleicher Heftigkeit fort, und das Parlament erließ am vierten Januar 1788 nach heftigen Debatten ein Decret, wodurch es die Siegelbriefe (lettres de cachet) für constitutions- und gesetzwidrig erklärte, sich über alle die willkührlichen Maßregeln, welche sich die Regierung seit hundert Jahren erlaubte, als wenn sie im Rechte begründet wären, mit nachdrücklichem Unwillen und lauter Mißbilligung aussprach. Es forderte zugleich die Befreiung der beiden Parlamentsräthe, als im Rechte begründet, richterlich. Dies Parlamentsdecret cassirte freilich der König am siebenzehnten; aber das Parlament erneuerte es gleich am folgenden Tage, nämlich am achtzehnten Januar 1788. Da der Streit hernach mit gleicher Heftigkeit fortdauerte, so kam nach Bezenvals Bericht der Jurist Lamoignon, der sich nach Calonnes Entfernung ins Justizministerium hineinintriguirt hatte, und den unglücklichen König im Jahre 1787 und 1788 zu allen den widersprechenden Reden und Handlungen brachte, die schon im Juni 1788 die Revolution unvermeidlich machten, im Februar 1788 auf Maupeous Project zurück. Er wollte die Parlamente unschädlich machen, und entwarf dazu einen von dem von Maupeou entworfenen und ausgeführten ganz verschiedenen Plan, den er schon im März den Leuten vertraute, welche die Königin, die leider in Alles gemischt ward, dafür gewinnen sollten. Dieselben Leute, welche auf diese Weise einen unerhörten constitutionswidrigen Staatsgewaltstreich ausheckten, die doch mit Energie wollten handeln lassen, riethen dem Könige zu einer scheinbaren Nachgiebigkeit gegen die seit dem Monat Dezember unaufhörlich wiederholten dringenden und drohenden Bitten des Parlaments, um Rückkehr des Herzogs von Orleans und Freilassung der Räthe. Wir haben schon oben bemerkt, daß dies am 17. April geschah. Man wollte aber mit dieser Freilassung, wie mit der Verkündigung der Stände am 19. November, eine Erklärung über des Königs Autokratie einschwärzen, wodurch man jede

künftige Willkühr rechtfertigen konnte. Dies durfte das Parlament um so weniger mit Stillschweigen übergehen, als ihm der vom Siegelbewahrer entworfene Plan der Vernichtung des politischen Gewichts der Parlamente im Einzelnen zwar noch unbekannt war, im Ganzen aber kein Geheimniß geblieben seyn konnte, da man schon seit März im Kreise der Königin davon sprach.

Die Erklärung, die man dem Könige am 17. April in den Mund legte, bestand darin, daß er sagte, Frankreich sey eine absolute Monarchie, der Wille des Königs, dessen Macht allein von Gott stamme, sey einziges Gesetz, die Stände seyen bloße Rathgeber, die Gerichte Dolmetscher und Ausführer des königlichen Willens. Dies war ganz im Tone der Regierung Ludwigs XV. geredet, und die Erklärung war gleichen Inhalts mit der, welche am 19. November den Vorschlägen des Anlehens und dem Versprechen der Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung war vorausgeschickt worden. Dieser Erklärung des Königs setzte dann das Parlament Gegenvorstellungen entgegen, worin historisch, philosophisch und juristisch eine in Frankreich damals ganz neue Theorie von den constitutionellen Verhältnissen der alten französischen Monarchie, und zwar mehr demokratisch als aristokratisch aufgestellt wird. Dieses im Parlamente vom 18. bis zum 27. April debattirte und aufgesetzte Actenstück, welches erst am vierten Mai dem Könige übergeben ward, ist das merkwürdigste, welches je vom Parlament ausgegangen ist, und beweiset augenscheinlich, daß es schon damals mit dem System, welches seit Richelieus Zeit gegolten hatte, völlig vorbei war. Das Actenstück ist zu lang, um hier seinen Platz zu finden, wir wollen in der Note auf ein Buch verweisen, wo man es wörtlich nach einer Copie, welche der Herr von Malesherbes sich davon genommen hatte, abgedruckt findet [108]). Wir glauben

108) Wir haben bekanntlich eine große Partheischrift an der unter Montgaillards Namen in Paris verfertigten Compilation, die gar nichts mit Montgaillard gemein hat, in 14 Theilen. Die Compilation der ersten zehn

nur zwei Stellen ausheben zu dürfen. Eine aus der Mitte, welche sich auf den Vorwurf bezieht, die Parlamente wollten eine Aristokratie der Gerichte an die Stelle der Monarchie setzen, und eine andere am Schlusse, welche die gewaltsame Veränderung und den Verlust der politischen Rechte betrifft, mit dem die Parlamente damals bedroht wurden.

Für unsern Zweck, zu zeigen, daß schon damals, nämlich im April 1788, die Revolution wirklich und sichtbar vorhanden war, und hernach bei Gelegenheit des glücklichen Widerstandes gegen die beabsichtigte Umschaffung des Parlaments, wie bei der gewaltsamen Vertreibung des Principalministers und des Großsiegelbewahrers, vom Mai bis September unter fortdauernden Volksaufständen in ganz Europa öffentlich kund ward, ist der Ton, den das Parlament in diesem Aufsatz annahm, und der Inhalt des die Constitution betreffenden Artikels besonders wichtig. Ehe nämlich das Parlament den Ursprung des harten militärischen Despotismus seit den letzten Zeiten Ludwigs XIV. durchführt, und zeigt, wie seit dem Antritt der Regierung des gegenwärtigen Königs nach und nach wieder von Recht und Gesetz die Rede gewesen sey, sagt es dem Könige: „Das Verfahren ehrgeiziger Minister ist immer dasselbe. Sie wollen ihre Macht, unter dem Namen des Königs und unter dem Scheine, daß sie für ihn arbeiten, vermehren, das ist ihr Zweck, als Mittel dient ihnen die Verläumdung derer, denen die Sorge für das öffentliche und für das Privatrecht vertraut ist. Dieser alten unseligen Methode getreu, schreiben sie auch jetzt uns, den Gliedern des Pariser Parlaments, zu, daß wir den unsinnigen Plan hätten, eine Aristokratie der Parlamente in Frankreich zu

Theile ward unter der Restauration vom Anhange des jetzigen Königs gemacht, darum kommt, wenn rechts und links geschimpft wird, Orleans leidlich weg. Sie haben ihm den Titel gegeben: **histoire de France depuis la fin du regne de Louis XVI.** (einen Titel, den sie nicht verdient); darin findet man, weil wir wissen, daß die Compilationen sehr gut unterstützt wurden, sehr viele Actenstücke, die man anderswo vergeblich suchen würde. Dort stehen auch **Vol. I. p. 393 bis 402** diese remontrances in extenso.

errichten. Aber, welchen Augenblick haben sie gewählt, um diese Beschuldigung gegen uns vorzubringen? Gerade denselben Augenblick, als das Parlament, durch Thatsachen eines Bessern belehrt, von der Anmaßung, Steuern bewilligen oder verweigern zu können, ganz zurückkam, und den öffentlichen Beweis gab, daß es eifriger für die Rechte der Nation kämpfe, als für die von seiner Corporation bisher behaupteten Berechtigungen."

Auf diese gegen das ganze bisherige, seit Heinrich IV. bestehende Verfahren in der Gesetzgebung und in Steuerangelegenheiten gerichtete Stelle folgt die historische Nachweisung. Endlich heißt es in Beziehung auf die dem Parlamente gemachte Beschuldigung:

Welcher neue Diensteifer hat denn jetzt das Ministerium ergriffen? Die Minister bestreiten unsere Befugniß (pouvoirs) keineswegs, sie lassen unsern Absichten Gerechtigkeit widerfahren, so lange sie hoffen können, unsere Abstimmungen zu gebrauchen, um die Nation unter Auflagen und Anleihen zu erdrücken; sobald wir uns aber weigern, ihren Despotismus zu begünstigen, oder Theil daran zu nehmen, schelten sie uns ehrgeizige Aristokraten.

Nein, Sire, keine Aristokratie soll in Frankreich bestehen; aber auch kein Despotismus. So will es die Verfassung, so wünscht es das Parlament und so fordert es der Nutzen Ew. Majestät, daß es sich verhalte. Man lasse einmal die Sätze, die man Ew. Majestät als unbestreitbare in den Mund gegeben hat, gelten, daß blos der königliche Wille das letzte Urtheil in Verwaltungs- und Gesetzgebungsangelegenheiten geben dürfe; man wird sogleich sehen, welche Folgen unmittelbar daraus herfließen.

Der Erbe der Krone ist durch ein Grundgesetz bestimmt; die Nation hat ihre Rechte; die Pairs haben die ihrigen. Die Richter können nicht abgesetzt werden; jede Provinz hat ihr als Gesetz geltendes Herkommen (coutumes), und eine Uebereinkunft mit der Krone, welche die Bedingungen enthält, unter denen sie mit Frankreich vereinigt ist (d. h. ses capitulations);

jeder Unterthan des Reichs hat seinen natürlichen Richter; jeder Bürger hat ein individuelles Eigenthum, und besitzt er Nichts, so hat er wenigstens seine Freiheit. Nun fragen wir, welches von allen diesen Rechten, welches Gesetz auf der Welt würde ausreichen, wenn die Ansprüche, welche die Minister Ew. Majestät in deren Namen gemacht haben, in der That geltend gemacht werden könnten?

Dann würde der Wille des Königs ja das einzige Gesetz seyn, und die Gesetzgeber müßten es blos von ihm holen. Der Wille des Königs könnte also durch ein von ihm ausgehendes Gesetz über die Krone verfügen, könnte seine Erben wählen, könnte Provinzen des Reichs abtreten, könnte den allgemeinen Ständen das Recht nehmen, neue Auflagen zu machen und alte zu bestätigen; die Einrichtung der Pairschaft ändern; die Richter absetzbar machen; das Herkommen ändern; die Hierarchie des Gerichtswesens umstürzen; sich allein das Gericht anmaßen und nach Willkühr entscheiden, oder die Richter wählen, sowohl in bürgerlichen Streitsachen als in Criminalprozessen; endlich sogar sich zum Eigenthümer der Güter seiner Unterthanen und zum Gebieter über ihre Freiheit erklären.

Dieser Text der Theorie gesetzlicher und verfassungsmäßiger Freiheit, die das Parlament im Namen des französischen Volks, als ihm im Rechte und nach dem Rechte gebührend, für dasselbe gegen König und Minister in Anspruch nimmt, wird auf den folgenden Seiten im Einzelnen und Besondern nachgewiesen, und historisch aus der bestehenden Einrichtung hergeleitet. Alles, was hernach die allgemeinen Stände forderten, läßt sich sehr leicht aus dem hier Gesagten rechtfertigen. Wir übergehen alles andere, um nur noch anzuführen, welche Erklärung das Parlament am Ende des Actenstücks in Beziehung auf die damals (am 4. Mai) schon beschlossene, gegen das Parlament feindselige Maßregel giebt. Ueber dieselbe war die königliche Proclamation damals ganz fertig und wurde ganz im Geheimen in der königlichen Druckerei gedruckt, damit sie plötzlich und überraschend in alle Provinzen gelange.

Aber, Sire, heißt es dort, ach! ist es ihrem Parlamente erlaubt, die Besorgniß zu äußern, daß es wirklich auf Zerstörung der Parlamente abgesehen sey? Würde dies gerecht, würde es klug seyn? Sollte es überhaupt nur möglich seyn, daß ihre Minister dergleichen Projecte gemacht hätten? Das wird gewiß nicht die Absicht Ew. Majestät, es könnte auch nicht ihr Vortheil seyn. Was ihr Parlament angeht, so sind seine Grundsätze, oder vielmehr die der Constitution des Staats, Sire, welche es zu verfechten hat, unveränderlich, und es ist nicht an seiner Macht, sein Betragen zu ändern. Zuweilen müssen die, denen die Gerichte vertraut sind, sich für die Gesetze opfern; aber ihre ehrenvolle und gefährliche Bestimmung ist einmal von der Art, daß sie nothwendig erst aufhören müssen zu seyn (d. h. zu existiren), ehe die Nation aufhören kann, eine freie Nation zu seyn.

Was die gegen das Parlament gerichteten Edicte angeht, so waren die Minister, wenn sie auch fähig gewesen wären, in diesem Tone die veränderten Verhältnisse der Zeit zu erkennen und sich diesen anzupassen, zu der Zeit, als dies Actenstück am 27. April im Parlament gebilligt, und noch mehr, als es am 4. Mai dem Könige übergeben ward, viel zu weit vorgeschritten, um noch zurückgehen zu können. Abgesehen von den Umständen und ganz besonders davon, daß man die politischen Rechte des Parlaments, welches doch eine gewisse Art Unabhängigkeit hatte, wenn sie auch nicht die rechte war, einem ganz vom Hofe abhängigen, neu zu errichtenden, vom Könige präsidirten Collegium übertragen wollte, enthielten die sechs oder sieben Edicte, die hernach bekannt gemacht, aber nie ausgeführt werden konnten, allerdings eine Verbesserung der Justiz; aber niemand achtete darauf. Man sah darin mit Recht nur den Versuch einer ohnmächtigen Regierung, das einzige freie Organ der Opposition gegen den Despotismus auf immer zu vernichten. Diese Ueberzeugung durchdrang plötzlich die ganze Nation; alle Parlamente widersetzten sich, alle Stände protestirten. Das Volk

blieb damals fünf Monate lang innig mit den Parlamenten verbunden, um sich am Ende des Jahrs schon auf immer von ihnen zu trennen. Wir glauben, daß mit den von Loménie de Brienne und Lamoignon gegen die Parlamente bestimmten Edicten die Revolution von 1789 auf dieselbe Weise ihren Anfang nahm, wie durch die Ordonnanzen vom Juli 1830 der zufällige Anlaß der neuesten französischen Revolution gegeben ward, obgleich in beiden Fällen die Ursachen längst vorhanden waren. Es scheint uns daher auch die Geschichte des Streits über diese Edicte von der Geschichte des Jahrs 1789 unzertrennlich, wir deuten deshalb zum Schlusse nur noch den Inhalt der drei vornehmsten dieser Edicte kurz an.

Die drei Edicte, welche nebst einigen andern am 8. Mai ins Parlament gebracht wurden, nachdem an den drei vorigen Tagen schon das Pariser Parlament Gelegenheit gehabt hatte, sich heimlich einen Abdruck davon zu verschaffen und in Verbindung mit den übrigen Parlamenten die Ausführung unmöglich zu machen, betrafen zuerst die Errichtung einer sogenannten Cour plénière, der die politischen Rechte der Parlamente sollten übertragen werden. Wir wollen in der Note die Personen anführen, aus denen diese Cour bestehen sollte [109]), damit man auf den ersten Blick erkenne, wie es um Frankreich würde ausgesehen haben, wenn eine solche Versammlung über Abgaben, Freiheiten und Rechte der Bürger hätte unbedingt entscheiden können.

[109]) Es werden als Mitglieder der freilich todtgebornen cour plénière genannt: Le roi, le chancelier ou en l'absence de celui-ci le garde des scéaux, les présidens du parlement de Paris, les princes du sang, le grand aumônier et les autres grands officiers de la couronne, les pairs, deux archevêques, deux maréchaux de France, deux commandans de province, deux lieutenans, en outre, quatre *personnes qualifiées*, un certain nombre de conseillers d'état et de maîtres des requêtes, un député de chaque province; et quand un grand nombre de magistrats se trouveroit absent, ils seroient remplacés par des magistrats du conseil.

Das Parlament nahm daher auch von dieser unerhörten Maßregel Gelegenheit, auf das vorher angeführte Actenstück vom 27. April eine Erklärung zu gründen, welche noch vor der Bekanntmachung des Edicts in Tausenden von Exemplaren verbreitet ward und die Grundgesetze der alten französischen Constitution gegen die monarchischen Usurpationen in Schutz nahm. Diese Declaration ist in gleichem Tone abgefaßt, und ähnlichen Inhalts mit der des englischen Parlaments zu Carls I. Zeiten, als man vom Könige drohend verlangte, der Engländer constitutionelle Rechte feierlich anzuerkennen (die petition of rights). Die Declaration hatte dieselbe Wirkung mit der vom englischen Parlament erlassenen, sie veranlaßte eine Revolution, die im folgenden Jahre schon der ganzen alten Constitution ein Ende machte, nachdem die drei Edicte, welche die Parlamente und das Volk gegen den König vereinigt hatten, schon im August 1788 verschwunden waren.

Das zweite jener Edicte verkleinerte durch Errichtung ganz neuer Obergerichte in verschiedenen Städten und Districten (grands baillages) die Sprengel der Parlamente; besonders den vorher ganz übermäßig großen des Pariser Parlaments, und verminderte die von demselben zu entscheidenden Prozesse so sehr, daß die Zahl der Untergeordneten desselben, wie die der Prozeßführenden auf eine verhältnißmäßig unbedeutende Zahl zurückgeführt ward. Die königlichen Untergerichte nämlich sollten unter dem Namen Präsidiale, Gerichte erster Instanz bilden, die Obergerichte aber (d. h. die grands baillages) in Criminalfällen und in Civilsachen, die eine bestimmte Summe überstiegen, Appellationsgerichte seyn. Den Parlamenten sollten, selbst innerhalb der sehr verkleinerten Sprengel, nur die Criminalprozesse der Privilegirten und die Civilprozesse über Sachen, die eine festgesetzte bedeutende Summe überstiegen, vorbehalten bleiben. Das dritte Edict war eine natürliche Folge der beiden andern. Es verminderte die Anzahl der Parlamentsräthe, also auch von dieser Seite die Bedeutung, deren es bis dahin ge-

noſſen hatte. Dieſe mußte ohnehin verſchwinden, wenn die Pairs und einige Auserwählte allein in der Cour plénière ſaßen; nicht aber umgekehrt die Pairs und Prinzen nur einen kleinen Anhang zum Parlament mehr bildeten, wie vorher. Dies war, man mochte ſophiſtiſiren, wie man wollte, ein Eingriff in das erſte und weſentlichſte Recht aller Franzoſen. Die Gerichte wären dadurch abhängig geworden. Die Verminderung der Mitglieder der beſtehenden Parlamente war, was man auch für gute Gründe dafür anführen mochte, doch eine Abſetzung der überflüſſig gewordenen und entlaſſenen Räthe.

Berichtigungen und Druckfehler.

Die diesen wenigen Vorworten angehängten Druckfehler sind alle unbedeutend, weil der Hr. Dr. Häußer die Güte gehabt hat, die Revision des Drucks neben dem Verf. zu besorgen, der jedoch nöthig findet, den Lesern hier zu bemerken, daß einiges andere, was man für Uebereilungsfehler halten könnte, in der Natur und dem Zwecke des ganzen Werkes begründet war und ist.

Ehe der Verf. auf diesen Punkt übergeht und vom dritten Theile des Buchs redet, will er eine Stelle im ersten Theile dieser Geschichte, wo durch falsche Stellung eines einzigen Worts und durch einen falschen Casus der Sinn dunkel wird, berichtigen. Er hat das früher übersehen, und erst in diesen Tagen hat ihn ein Engländer darauf aufmerksam gemacht und wird es in dem neuen Abruck, der unter der Presse ist, corrigiren.

Der **Rvd. Mr. Davison** nämlich, der die drei Abtheilungen über Literatur der Deutschen, Engländer und Franzosen (auch das in diesem Theile enthaltene Stück) übersetzt hat, fragte ihn um den Sinn des Satzes 1. Theil, S. 445 unten und S. 446 oben, und er mußte gestehen, daß der Satz, wie er da steht, keinen Sinn habe. Man lese daher a. a. O.:

> Denn überall soll das Speculative oder Contemplative dem Handgreiflichen, die rein geistige Thätigkeit, das Schaffen einer innern Welt und die Freude an diesem Schaffen, der Thätigkeit nach Außen und für das Aeußere, das heißt, dem reellen Nutzen nachstehen.

Für die Berichtigung eines Irrthums anderer Art in der ersten Abtheilung des dritten Bandes dankt der Verf. dem Einsender der Notiz in der allgem. Augsb. Zeitung vom Januar 1843 No. 12. Beilage, S. 94 aufrichtig, obgleich er sein Urtheil über den Minister von Stein (den er persönlich gekannt hat, und übrigens gebührend achtet) nicht än-

dern kann; wenn er gleich weiß, daß viele teutonische Stimmen gegen ihn seyn werden. Der Einsender jener Notiz bemerkt nämlich, der v. Stein des Fürstenbundes sey der Bruder des v. Stein des Tugendbundes gewesen. Das stehe in vielen Büchern; — und doch hat es der Verf. nicht gewußt und hat noch jetzt einigen Zweifel; er macht sich aber nicht gern klüger als er ist, darum gesteht er dies. Jeder aufmerksame Leser wird aber leicht erkennen, daß des Verf. Vermuthung, daß v. Stein den Auftrag gern übernahm, nichts anderes ist, als Form der Rede, um zu verstehen zu geben, daß v. Stein auf seinem Standpunkte sehr gute Gründe hatte, über die alte deutsche Reichsverfassung anderer Meinung zu seyn, als der Verf., der übrigens überall nur seine eigne Ansicht ausspricht, und kein Orakel seyn will oder kann.

Auf die Berichtigung oder den Vorwurf eines Engländers in einem Correspondenzartikel eines englischen Journals, welches der in Süddeutschland erscheinenden Europa oder der Zeitung für die elegante Welt entspricht, würde der Verf., der sich durchaus nie auf Rechtfertigung oder Streitigkeiten einläßt, sondern scharf seine Meinung ausspricht und andern die Ihrige nicht abstreitet, hier nicht antworten, wenn er nicht zuerst das, was der Engländer den Deutschen im Allgemeinen Schuld giebt, auf sich allein nehmen, dann aber wiederholt aufmerksam machen möchte, wie man ihn verstehen muß und wie wenig er geneigt ist, über Menschen oder über Zustände und Völker unbedingt abzusprechen, wenn auch hie und da Art und Abfassung seines Urtheils unbedingt scheinen und für einen bestimmten Fall und Ort, für Zeit und Verhältniß auch wirklich seyn sollen.

Ein Engländer nämlich, dessen Namen dem Verf. unbekannnt ist, hat im Octoberstück 1842 der englischen Zeitschrift Athenaeum, nicht sowohl den Verf., der mit seinem Urtheil sehr zufrieden seyn kann, als die Deutschen überhaupt wegen einer gelegentlichen Aeußerung des Verf. getadelt. Der Verf. will diesen Umstand zu benutzen suchen, um zu zeigen, wie aufmerksam man ein durchdachtes Buch, gerade wenn es sehr leicht scheint, muß gelesen haben, um nicht einzelne

Stellen ganz mißzuverstehen. Er wählt den Mißverstand eines Engländers, damit es nicht scheine, als wolle er eine Antikritik oder Defension schreiben, und will daher erst zeigen, wie unrecht der Engländer hat, den Verf. als Sprecher seiner Landsleute, oder gar, wie er thut, vorzugsweise als öffentliche Stimme (the press) zu bezeichnen, und dann nachweisen, wie sehr man ihn mißverstehen würde, wenn man gelegentliche allgemeine Aussprüche zu absolut nehmen wollte.

Was nun den ersten Punkt angeht, so ist bekannt genug, daß er der von gewissen Seiten her aus politisch diplomatischen Gründen genährten Teutomanie und dem neuesten gemachten und berechneten, oft sogar bezahlten officiellen und doctrinären deutschen Patriotismus nie das Wort geredet hat. Man hat ihn in Deutschland oft genug angeklagt, daß er nicht objectiv genug rede, sondern nur immer seiner Inspiration folge, und er dagegen hat stets seine Landsleute beschuldigt, sie ließen sich bei jeder Gelegenheit von Sophisten, Charlatans, Doctrinärs in Sümpfe, Moräste, mystisches Dunkel leiten, weil sie den Beinamen nicht gern verlieren wollten, den sie von dem Erzengel erhalten haben, dessen Protection sie Jahrhunderte lang angerufen haben. In dem Fall, wovon hier die Rede ist, hätten auch die Deutschen sehr Unrecht, ihrer bekannten Bewunderung alles Englischen ungetreu zu werden, weil sie nicht 40 Jahre lang ihre Augen, wie der Verf., mit Lesen der unzähligen fein gedruckten Spalten ungeheurer Zeitungen und der Berichte der Parlamentsausschüsse ermüdet haben. Sie haben nicht nöthig, wie der Verf. dieser Geschichte, Excerpte über Polizei, Kohlengruben, über Vagabundenwesen, über Armenpflege in den einzelnen Districten, über Gefängnisse, über Inspectoren und Vorsteher derselben, über Noth im Lande, über den Ertrag der königlich bischöflichen Collecte für allgemeine Noth, mit dem Glanz der Reise nach Schottland, dem Ameublement und Bau der Schlösser, den Rennen und Wetten, den Jagden und Jagdreviers, den Parks und gothischen Constructionen, Fasanerien, Menagerien, Treibhäusern, Sammlung aller Wunder der Welt, dem Ball mit so viel Brillanten, daß die Zeitungen die ganze Welt heraus-

fordern, Gleiches aufzubringen u. ſ. w. zu vergleichen. Der Einheimiſche hat da gar kein Urtheil, die Gewohnheit ſtumpft ihn ab. Der Reiſende urtheilt, je nachdem er in reiche oder arme Gegenden, in freundliche oder unfreundliche, in ſittliche oder unſittliche Umgebungen geräth; nur Jahre, nur lange Prüfung der ſämmtlichen Actenſtücke geben ein ſicheres Reſultat. Wer vierzig Jahre lang täglich aus Examen und Kreuzexamen (cross examination) von mehreren tauſend Menſchen in Gerichten und Parlamentsausſchüſſen den innern Zuſtand ganzer Familien, Kreiſe und Stände hat kennen lernen, den täuſcht weder die ſtrenge Sabbathfeier, noch die bis zur höchſten Lächerlichkeit getriebene Scheinheiligkeit der höhern Stände, noch wunderliche Rückſicht auf eine Art Decenz, die das Strumpfſtricken verbietet, und die Hoſen nicht zu nennen erlaubt, man ſucht ihn vergeblich irre zu leiten. Nichtsdeſtoweniger wird der Verf., was ihm auch aus ſeiner innerſten Seele zuweilen entfahren mag, als Hiſtoriker weder Engländer noch Franzoſen, weder Fürſten noch Höfe, weder Ariſtokraten noch Demokraten, oder ſelbſt die ärgſten und hartherzigſten Dynaſten und Gutsherrn oder die wildeſten Demagogen je im Allgemeinen verurtheilen. Es iſt aber lächerlich, einem Erzähler zuzumuthen, nicht nach gerichtlichen, vierzig Jahre lang geſammelten Actenſtücken, Prozeßhandlungen und reports der Parlamentsausſchüſſe zu urtheilen, ſondern nach dem, was er einzeln und zufällig ſieht oder am Theetiſch geſprochen und ihm aufgebunden wird. Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß ein jedes hiſtoriſche Urtheil, wie jedes gerichtliche, nicht für mehr gilt, als für das, was aus den Acten hervorgeht. Um dies bei einem Buche, wie das gegenwärtige, das in vieler Hände kommt, recht anſchaulich zu machen, und Mißverſtand harter oder abſprechend ſcheinender Urtheile ſo viel wie möglich zu verhüten, will der Verf. noch etwas länger bei der Sache verweilen. Er bleibt bei dem Engländer ſtehen, weil er auf dieſe Weiſe auch den Schein des von ihm verſchmähten Streits mit Beurtheilern, welche ſchon ihres Titels wegen die Sachen beſſer verſtehen müſſen, als er, vermeidet, da es der Engländer nicht mit ihm, ſondern mit den Deut-

schen zu thun hat, die ihm (wahrscheinlich in München) allerlei mögen gesagt haben. Dagegen hat der Verfasser nichts, suo loco et tempore plaudat et Britannia sibi! Nur will er im Folgenden zeigen, daß wissenschaftliche Männer etwas anderes fordern, als das abgedroschene, ewig wiederholte, ihnen tausend Mal vorgeschwatzte Selbstlob.

Der Engländer nämlich beschwert sich an der angeführten Stelle, der Verf. habe einmal im Vorbeigehen gesagt, die englische Aristokratie treibe ihr Wesen mit der Keckheit der Franzosen der Regentschaft (des duc régent). Das wäre also doch am Ende nichts Schlimmeres, als die im Anfange der Vorrede erwähnte, Diplomaten, Reichsrittern und Teutomanen tödtlich verhaßte Anspielung auf den Dynastenstolz und auf das Reichsritters-Vorurtheil des sehr wackern Baron von Stein; der Engländer citirt die Stelle nicht, die er meint, der Verf. weiß daher nicht, ob der Ausdruck ihm bei Gelegenheit von Lord Byrons Leben, Sitten, Poesie, oder bei Gelegenheit von Wilkes Gesellschaftern, oder von Fox Lebensweise, oder bei Aehnlichem in die Feder und in den Sinn gekommen ist. Er weiß jedoch ganz sicher, es wird ein Einzelnes angeführt seyn, wodurch das Allgemeine bestimmt und beschränkt ist. Wenn man sagt: Franzosen der Regentschaft, meint man dann alle Franzosen? Oder Pariser der Zeit Ludwig XV., meint man jemand anderes, als die unter ihnen, die sich eine Ehre daraus machten, roués zu seyn? Jedes Allgemeine in dem Buch muß auf den speciellen Fall schon darum beschränkt werden, weil der Verf. weder über Menschen, noch über Stände und Völker je allgemein abspricht, da das absolut Gute oder Schlechte gar nicht auf Erden gefunden wird.

Wollte aber der Verf. sophistisch-feindlich gegen die englische Aristokratie argumentiren oder hämisch gegen und über sie klagen, so dürfte er nur aus seinen Papieren die seit vierzig Jahren aus den Acten gezogenen Fälle der gerichtlichen Prozesse durchgehen. Er hat seit Warren Hastings und seit dem Prozesse Georgs IV. und (criminando und recriminando) seiner Gemahlin bis auf die neuesten eines Lord Rous, Wellesley Pole, Cardigan, Lord Frankfort,

Huntingtower, Suisse versus Erben des Marquis Hertford, Lord Waldegrave, Lord Graves u. s. w. u. s. w. etwa hundert ganz auffallende Fälle in den 40 Jahren gesammelt. Er ist aber weit entfernt, daraus weiter zu schließen, als auf einzelne bestimmte Kreise. Wie leicht wäre es ihm, aus seinen Excerpten Scandal und Aergerniß zu häufen! Das sey fern von ihm, das mag er nicht; man muß aber auch nicht eine Art Vortrag von ihm erwarten, der im Salon recht gut seyn mag, den er aber ausdrücklich verschmäht. Derselbe Fall ist, wenn er von Dogmatik, von Juristen, von Diplomaten, Beamten, von einem Gentz, Johannes von Müller, Burke, Brougham u. s. w. spricht. Man lese nur recht aufmerksam, oder zwei Mal, oder im ganzen Zusammenhange, die Beschränkung oder Bestimmung findet man gewiß, und für Kinder, übelwollende oder zerstreute Leser ist sein Buch nicht.

Der Verf. hat nur nach vielen dringenden Aufforderungen sein Buch drucken lassen, und es hat ihn die starke und schnelle Verbreitung der ersten Abtheilung dieses dritten Bandes jetzt auch über jeden möglichen Mißverstand beruhigt. Er sieht aus der ganz überraschend freundlichen Aufnahme desselben, daß die, welche ihn verstehen wollen und können, die Absicht erkannt haben, warum er so und nicht anders schrieb. Sein Zweck ist also ganz erreicht. Sein Buch ist jetzt so verbreitet, daß jeder, der Antheil an dem Inhalt nimmt, es sich leicht verschaffen und selbst lesen und darüber urtheilen kann. Es handelt nicht von gelehrten, schweren, abstracten Materien in gelehrter Weise, sondern von dem, was wir alle erlebt haben, von dem, was uns leider! jetzt wieder täglich vorkommt und in den Zeitungen discutirt wird (so weit es die Polizei erlaubt), in ganz gewöhnlicher Sprache. Der Verf. sucht überdem nur aufmerksame Leser, nicht aber glaubende Pinsel, wie er als Lehrer niemals Nachbeter oder Bewunderer gesucht hat. Das werden seine zahlreichen Schüler bezeugen, und ihre Arbeiten beweisen es.

Er hat daher nichts dagegen, wenn auch bei diesem Buche, wie noch bei allen seinen andern Schriften, fast ohne Ausnahme geschehen ist, dieser und jener, der Diplomat ist

oder war, oder diese und jene Bücher geschrieben oder gelesen hat, oder sich einbildet, alles zu verstehen, was ihm vorkommt, ihm sein greises Haupt wäscht, weil sein Urtheil nicht mit dem des Beurtheilers oder mit den neun Büchern, aus denen dieser das zehnte schreibt, oder mit hergebrachten und herrschenden Meinungen, oder mit einem Auctor, den der Beurtheiler für einen Matador hält, übereinstimmt. Wer sich nicht vor sich selbst schämt, mag seinethalben sein Buch als ein Knabenexercitium ansehen und corrigiren; denn es soll weder ein Kunst- und Meisterwerk, weder etwas ganz Neues und Unerhörtes, noch ein Compendium oder Repertorium von Notizen und sorgfältig auf der Goldwage gewogenen Gründen und Gegengründen und hin und her geschrobenen Urtheilen, sondern leichte und reife Frucht der Studien eines langen Lebens seyn. Das armselige Treiben gewisser Menschen hat dem Verf. mehr genützt und seine Schriften bisher mehr verbreitet, als das größte Lob und alles künstlich veranstaltete Posaunen hätte thun können. Wer ihn las oder ihn hörte, sah sogleich ein, daß solche Beurtheiler auf einem ganz andern Felde seyen, als er.

Daß übrigens der Verfasser in einer Zeit, wie die unsrige, nicht vorzugsweise äußere Ehre oder ephemeres und allgemeines Lob suchte, wird er nicht noch einmal zu wiederholen brauchen. Er dachte, er hätte jetzt seinem Vaterlande eifrig und treu als Lehrer der Jugend, größtentheils in sehr bescheidenen Verhältnissen, an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen sechs und vierzig Jahre lang unverdrossen, streng und ausdauernd fest genützt, er wolle ihm am Schlusse der Laufbahn eben so bescheiden auch einmal auf seine Weise lehrend als Schriftsteller zu nützen versuchen. Was er damit sagen wolle, wird jeder erkennen, der einigen Ernst hat, die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, und nicht etwa gute Gründe hat, sich selbst oder andere zu täuschen. Er wußte recht gut, daß es Leute genug in Deutschland giebt, welche wünschen, und wo sie mächtig genug sind, polizeilich durchsetzen, daß alle unabhängigen und nur ihre eignen Gedanken ohne weitere Absichten und Rücksichten aussprechenden Männer verstummen, und daß nur Doctri-

närs und Sophisten' reden, mit denen ja leicht fertig zu werden ist. Wenn daher der Verf. unbedingt allen hätte gefallen wollen, dann hätte er anders schreiben müssen, als er gethan hat; so klug ist er doch in sieben und sechzig Jahren auch geworden!

Wenn übrigens der Verf. oft das Volk nennt und anführt, so gilt das nie von der blinden Menge, die keines Urtheils fähig ist und nur die Bedürfnisse der Sinne und des Instincts kennt. Wenn er eine Seite entscheidend hervorhebt, so weiß er dabei ganz wohl, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Er selbst hat oft in der ersten Ausgabe dieses Buchs die eine ergriffen, in der zweiten, weil er seinen Irrthum in 23 Jahren kennen gelernt hatte, die andere. Das Philosophiren, Hin- und Herdrehen, Wägen, Beschränken, Versüßen u. s. w. überläßt er, da bekanntlich nur die goldne Mittelstraße durch die sogenannte Welt führt, den jüngeren Leuten, die noch weiter in der Welt fort wollen, er ist am Ziele. An Halbheit und Philosophie fehlt es ja außerdem in Deutschland so wenig als an gründlichen Gelehrten, die Alles besser wissen als andere Leute.

Folgende Druckfehler hat er bei flüchtiger Durchsicht bemerkt:

S. 39 Z. 3 v. u. tilge man nach alle die Conjunction und.
„ 70 „ 18 v. o. statt an derer l. anderer.
„ 71 „ 3 v. o. statt Ramdnler l. Ramler.
„ 86 „ 1 v. o. statt passende l. passender.
„ 95 „ 7 v. o. statt was l. war.
„ 111 „ 13 v. o. statt Reidel l. Riedel.
„ 144 „ 13 v. o. statt J. P. Miller l. J. M. Miller.
„ 170 „ 15 v. o. statt einer l. eines.
„ 185 „ 12 v. o. statt N. T. l. A. T.
„ 220 „ 3 v. u. statt machen l. machten.
„ 229 „ 14 v. o. statt erhielt l. erhielten.
„ 311 „ 11 v. u. statt weil sie l. welche.
„ 349 „ 18 v. o. statt Carl III. l. Carl II.
„ 385 „ 7 v. u. statt versteckte l. versteckten.
„ 431 „ 9 v. u. statt 1573 l. 1673.
„ 341 „ 16 v. u. statt sondern l. andern.
„ 437 „ 15 v. o. statt Meroy l. Mercy.
„ 492 „ 1 v. u. tilge das Wörtchen es.

Inhalt des dritten Bandes zweiten Theils.

Dritter Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts.

Zweiter Abschnitt.

Gang und Beschaffenheit der geistigen Bildung und Literatur.

Zweites Capitel.

Frankreich.

Seite

§. 1. Diderot, Marmontel, Raynal . . . . . 1—20
§. 2. Rousseau, Büffon . . . . . 20—46
§. 3. Philosophische Staatsökonomen und Politiker . . . 46—69

Des zweiten Abschnitts drittes Capitel.

Deutsche Literatur in Rücksicht auf öffentliches und häusliches Leben, auf den Ton der Gesellschaft und herrschende Sitten.

§. 1. Philosophie und Theologie auf deutschen Schulen und Universitäten bis auf die Einführung der Kantischen Philosophie auf zwei deutschen Universitäten.

A. Philosophie . . . . . 69—84
B. Theologie . . . . . 84—98

§. 2. Basedow und die Philanthropinums zu Dessau, Marschlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und seine Bibelübersetzung. J. A. Eberhardt und seine Apologie des Sokrates . . . . 98—120

§. 3. a. Nicolai und die allgemeine deutsche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutsche Merkur . . . . 120—137

§. 3. b. Göttinger Barden. Idylle. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutschen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Pestalozzi, Romanfabriken . . . . . 137—173

§. 4. Lessing und Herder. Verständiges und poetisches Christenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre. Musäus, Pfenninger, Jung-Stilling . . . . . 173—229

§. 5. Geschichte, Journalistik, Staatswissenschaft.

a. Geschichte . . . . . 229—246
b. Verhältniß der Schriftsteller zu den Regierungen. Journalistik. Staatswissenschaft . . . . . 246—282

Vierter Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts.

Vom Abfall der Nordamericaniſchen Provinzen von England bis 1788.

Erſtes Capitel.

Zeiten des Nordamericaniſchen Kriegs bis auf des jüngern Pitt Miniſterium, um 1784.

Seite

§. 1. England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität . . . . . 283 – 308

§. 2. Bewaffnete Neutralität und Krieg mit Holland . . 308 – 339

§. 3. Engliſche Geſchichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Miniſterien bis auf Pitts India-Bill um 1784 . . . 339 – 367

§. 4. Kampf zwiſchen Fox und Pitt bis 1784 . . . . . 367 – 399

Zweites Capitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des feſten Landes bis auf die erſten Anzeichen der franzöſiſchen Revolution.

§. 1. Kaiſer Joſeph II. vom Tode ſeiner Mutter bis auf den Türkenkrieg . . . . . 399 – 439

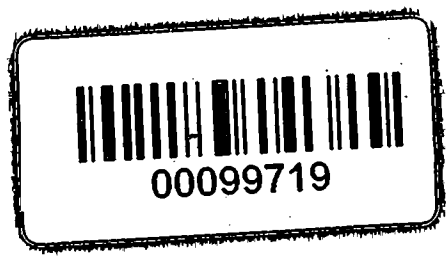
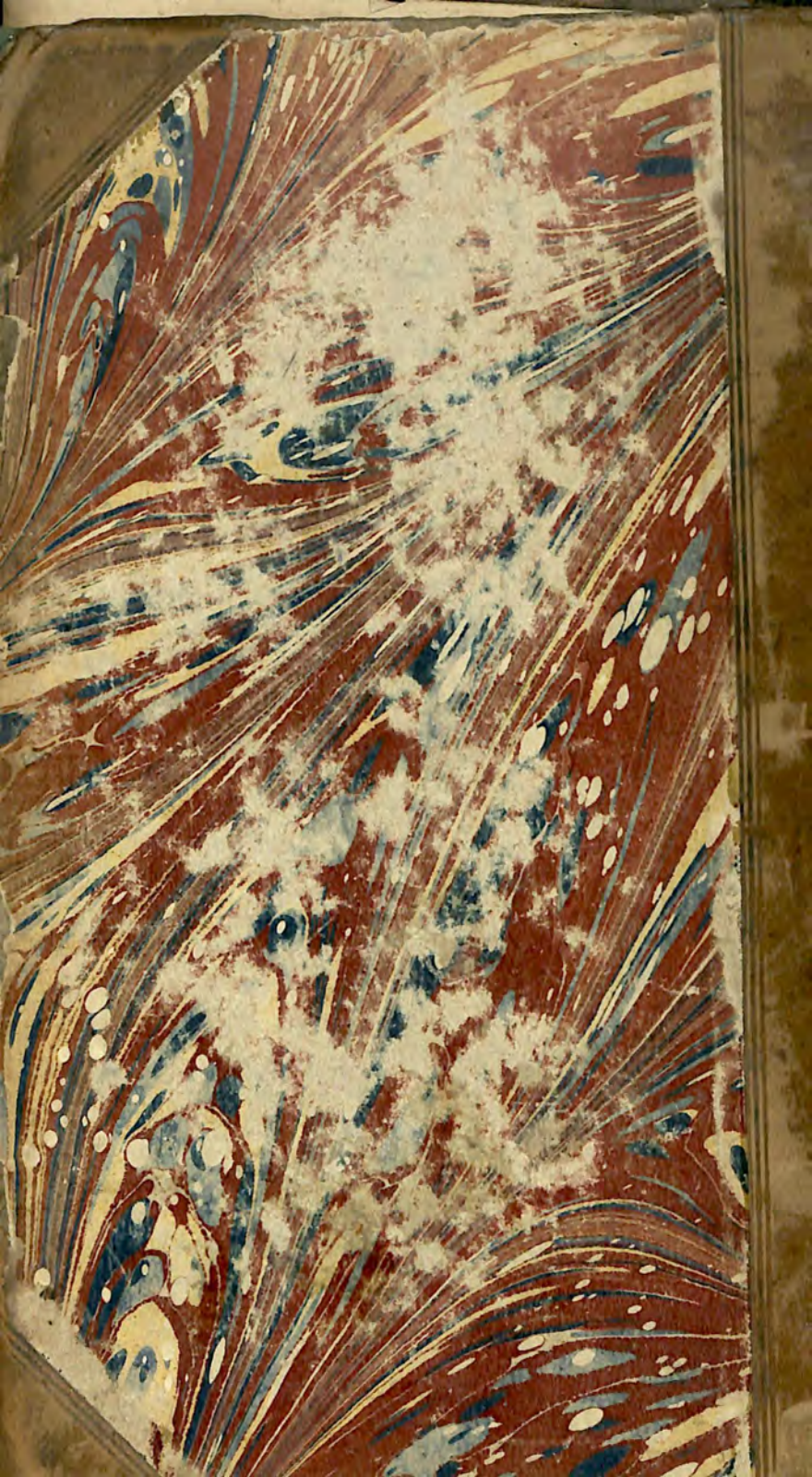
§. 2, Innere Bewegungen und politiſche Streitigkeiten in Belgien, Holland, Frankreich bis zum Jahre 1788.

a. Belgien . . . . . 439 – 460

b. Holländiſche Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen 460 – 491

c. Frankreich bis 1788. . . . . 491 – 556

Berichtigungen und Druckfehler . . . . . III – X


00099719

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 23 March, 2016